5334j
Ye

# Schillers

# Jungfrau von Orleans

neu erklärt

von

**Dr. Georg Friedrich Eysell,**
Königl. Gymnasialdirektor a. D.,
Inhaber der Preußischen goldenen Medaille und der Mecklenburgischen silbernen Medaille für Kunst und Wissenschaft, 2c.

Hannover.

Verlag von Carl Meyer
(Gustav Prior).

1886.

L 33

Alle Rechte vorbehalten.

9486
24/11/90
L 6

Druck von Ph. C. Böhmann in Hannover.

# Vorwort.

Als eine neue Erklärung von Schillers Jungfrau kündigen sich die nachstehenden Blätter an. Daß die Erklärung sowohl im ganzen wie im einzelnen eine neue, kann kein Sachkundiger bestreiten. Jede bisher erkannte, aber nicht gelöste Schwierigkeit ist gehoben, unzählige annoch unerkannte Schwierigkeiten sind aufgedeckt und beseitigt. Die Frage wird mithin nur die sein, ob das Neue durchweg echt und richtig ist. Die Beweise dafür glaube ich bis zu demonstrativer Gewißheit aus der Dichtung selbst geführt zu haben und wünsche von ganzem Herzen, daß eine unparteiisch-vorurteilsfreie Kritik mir allseitig recht gebe. Ich wünsche das nicht sowohl um meinetwillen, als vielmehr zu Ehren unseres größten Dramatikers und vor allem zum Ruhme des deutschen Volkes. Es ist fürwahr Zeit, daß Goethes Urteil: „Das Stück ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß", zu allgemeiner Geltung gelange und jedermann aus dem Grunde heraus erkenne, inwiefern Schillers originales Werk den größten Schöpfungen aller Zeiten ebenbürtig zur Seite steht.

Andere Hilfsmittel als die gelegentlich angegebenen habe ich nicht benutzt, wörtliche Auszüge aus denselben nie gemacht, ohne die Namen der Verfasser beizufügen. Die Erklärung des Prologs erscheint als zweite, vielfach bereicherte Auflage meiner Festschrift, welche bereits im Jahre 1870 zum dreihundertjährigen Jubiläum des Königlichen Gymnasiums zu Hersfeld veröffentlicht worden ist.

Manches habe ich mehrmals, wenn auch nicht stets mit denselben Worten gesagt. Ich hätte es aus mehr als einem Grunde lieber nicht gethan, sondern mich mit Citaten begnügt. Aber teils die Natur meiner Arbeit schien es zu fordern, teils bestimmte mich dazu der Umstand, daß ich nicht bloß doctis, sondern auch docendis schrieb.

Hannover, im September 1886.

Der Verfasser.

# Inhalts-Übersicht.


| | Seite |
|---|---|
| Die der Handlung des Stückes vorausliegenden Begebenheiten | 1 |
| Die Jugend der Johanna d'Arc bis zum Abschied von dem Vaterhause | 16 |
| Die Berufung | 24 |
| Erklärung der Tragödie nach ihren einzelnen Akten | 46 |
| Der Prolog | 49 |
| Exkurs: Das leibliche Bild der Jungfrau | 82 |
| Der erste Akt | 88 |
| Der zweite Akt | 114 |
| Der dritte Akt | 161 |
| Der vierte Akt | 284 |
| Der fünfte Akt | 334 |


## Druckfehler-Berichtigung.

Statt berufen lese man S. 36, Textzeile 3 von unten: gebrauchen.

# Die der Handlung des Stückes vorausliegenden Begebenheiten.

Die Eroberung Englands durch Herzog Wilhelm von der Normandie im Jahre 1066 legte den Grund zu dem unnatürlichen Verhältnis, welches die freien Beherrscher von England für ihre Stammlande zu abhängigen Lehnsträgern der Könige von Frankreich machte. Aber nichts, was naturwidrig, hat die Gewähr dauernden Bestandes. Im Laufe der Zeit steckten sich die englischen Fürsten das Ziel, beide Reiche durch Heirat und Schwert unter ihrem Zepter zu vereinigen; die französischen Könige betrachteten es dagegen als ihre Aufgabe, die normannischen Fremdlinge auf das Inselland zu beschränken. So entbrannte der beinahe vierhundertjährige Kampf zwischen England und Frankreich, der nur zuzeiten erlosch, um nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen desto gewaltiger wieder aufzuflammen. Am heftigsten wütete derselbe um die Mitte des 14. und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts. Der thatkräftige König Eduard III von England erhob nämlich nach dem Aussterben der männlichen Nachkommen Philipps des Schönen als Tochtersohn des letzteren Ansprüche auf die französische Krone; die Franzosen dagegen setzten auf Grund des fränkischen Volksrechtes, welches die Frauen der königlichen Familie von der Erbberechtigung ausschloß, den Brudersſohn Philipps auf den Thron. Gegen weit überlegene Streitkräfte gewann Eduard besonders durch den Heldenmut seines gleichnamigen Sohnes, des von der Farbe seiner Waffenrüstung sogenannten schwarzen Prinzen, die furchtbaren Schlachten bei Crecy 1346 und Poitiers 1356[1]). Doch vermochte er sowenig, Frankreich unter seine Herrschaft zu beugen, daß er vielmehr auf seinem Todbette (1377) die ganze Errungenschaft seiner Siege bis auf wenige Küstenplätze, ja selbst die Stammlande seines Hauses verloren sah. Das Heldenherz des schwarzen Prinzen war schon lange vor dem Ableben Eduards III gebrochen, und die nächsten Nachfolger des letzteren hatten zuviel im eigenen Lande zu thun, als daß sie an Gebietserweiterung in der Fremde denken konnten. Als aber mit Heinrich V (1413—1422) das Zepter von England in die Hand eines Königs

[1]) Schiller Akt II, Sz. 1, V. 18.

kam, der an Thatkraft und Willensstärke Eduard III nicht nachstand, brachte einerseits die leidenschaftliche Begier, den früheren Machtbesitz in Frankreich wiederzuerlangen, andererseits die lockende Aussicht, das durch inneren Zwiespalt zerrüttete Frankreich durch sich selbst zu überwinden, die langverhaltene Flamme des Krieges zu neuem Ausbruch.

Nachdem nämlich Karl V, welcher Eduard III den Preis seiner Siege entrissen hatte, ins Grab gesunken war (1364—1380), rief die Unmündigkeit seines noch nicht zwölfjährigen Sohnes Karls VI Streitigkeiten um die Regentschaft unter den höchsten Reichsvasallen hervor. Das Ende derselben stand von dem Regierungsantritt des Kronerben zu hoffen. Kaum aber hatte Karl VI den Thron seiner Väter bestiegen, als er in eine unheilbare Geisteskrankheit verfiel (1392), welche das unglückliche Land abermals allen Greueln der wüstesten Selbstsucht und Herrschgier der Parteien preisgab [1]). Es fehlte fortan der Arm, welcher stark genug war, die Leidenschaften des Ehrgeizes und des Eigennutzes in Schranken zu halten; es fehlte das Gehorsam gebietende Ansehen, welches nur der erbberechtigte Träger der königlichen Würde genießt. Karl VI blieb König nur dem Namen nach, um die wirkliche Regierung stritten des Königs Bruder, Herzog Ludwig von Orleans, und sein Oheim, der Herzog Philipp von Burgund. Auf die Seite des ersteren trat die Königin Isabella (Isabeau), ein wahrer Ausbund von Nichtswürdigkeit. Sie hatte die Aufgabe, als Vormünderin ihrer Kinder und erstes Mitglied des Staatsrats die Stütze des Reiches zu werden: statt zum Segen ward sie Frankreich zum Fluch; es war ihr gottgewiesener Beruf, in der Liebe zum Vaterlande die Anverwandten des Königshauses einträchtig zu verbinden, aber statt ein Engel des Friedens zu sein, wurde sie die „Furie" der Zwietracht. Denn nur die heilige Liebe, deren Wesen in dem Selbstopfer der Ichheit besteht, knüpft die Bande des Friedens; nur wem das Wohl des Vaterlandes das eigene Heil ist, kann die Herzen zur Selbstlosigkeit der gleichen Liebe entzünden. Isabeau stand als der leibhaftige Gegensatz solcher Gesinnung da [2]). Sie war das vollendete Bild der Selbstsucht und zwar der Selbstsucht in ihrer rohesten Gestalt als fleischlicher Lüsternheit. Jedes höheren Strebens weil jedes höheren Aufschwungs des Geistes bar, richtete sie ihr Dichten und Trachten einzig auf die Befriedigung einer glühenden Sinnlichkeit. Bis zur Schamlosigkeit ging ihre unzüchtige

---

[1]) Schiller läßt I, 5, V. 349 den König sagen: „Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre"; genau genommen sind es dreißig Jahre, da Karl VI 1422 starb.

[2]) Daß das Charakterbild der Isabeau, welches wir nach Schiller zu entwerfen haben, der geschichtlichen Wirklichkeit im wesentlichen entspricht, s. meine beiden Ausgaben: Johanna d'Arc genannt die Jungfrau von Orleans. Ihre Jugend, ihre Thaten und ihre Leiden, getreu nach den Quellen, unter stetem Hinweis auf dieselben, und mit Benutzung der besten Hilfsmittel. Regensburg 1864. S. 2.

Begier, und nichts kam der Gemeinheit derselben gleich, als der Haß, womit sie jeden verfolgte, der ihrem verbrecherischen Gelüste entgegentrat. In der teuflischen Energie dieses racheschäumenden Hasses offenbarte sich die angeborene Naturkraft ihrer in Eigensucht verlorenen Seele. Gleiche Lüsternheit und das Trachten nach unbeschränkter Leitung der Staatsgeschäfte verband den Herzog von Orleans mit der Königin zu einer Vertraulichkeit, welche die allgemeine Stimme als Ehebruch brandmarkte, und schon glaubte sich Ludwig nach dem Tode des Herzogs Philipp von Burgund (1404) im Alleinbesitz der Gewalt, als Philipps Nachfolger Johann den verhaßten Gegner nicht weit vom Palaste der Königin durch Meuchelmord aus dem Wege räumen ließ. Ein Bürgerkrieg war die Folge dieser Blutthat. Die Zerrüttung, in welche Frankreich durch denselben versank, benutzte der löwenherzige König Heinrich V von England, um die Entwürfe Eduards III wieder aufzunehmen. Am 14. August 1415 landete er und schlug am 25. Oktober das mindestens dreimal so starke Heer der Franzosen bei Azincourt fast zur Vernichtung [1]). Der junge Herzog Karl von Orleans geriet in Gefangenschaft, Heinrich V aber kehrte vom Schlachtfelde nach England zurück, weil ihn die geringe Zahl seiner Krieger am Verfolgen des Sieges hinderte.

Die schwere Züchtigung, welche Frankreich widerfahren war, hätte die Parteien zur Eintracht stimmen und gegen einen Feind verbinden sollen, welcher des Vaterlandes Selbständigkeit, mithin die Wohlfahrt aller bedrohte. Statt dessen erneuerten die Parteihäupter ohne Aufschub den Bürgerkrieg. Der Verlust, welcher die Partei Orleans getroffen hatte, wurde dadurch vollständig ausgeglichen, daß der fähigste ihrer Führer, Graf Bernhard VII von Armagnac, als unumschränktes Oberhaupt an die Spitze derselben trat. Der kranke König übertrug ihm zu Ende des Jahres 1415 nicht nur die Würde eines Connetable und Generalkapitäns aller Festungen, sondern ernannte ihn auch zum Chef des gesamten Finanzwesens, so daß die ganze Regierungsgewalt in Armagnacs Händen lag. Er übte dieselbe im Namen von Karls VI jüngstem Sohne, dem nachherigen König Karl VII, auf den das Recht der Thronfolge nach dem Tode seiner zwei älteren Brüder übergegangen war [2]). Indessen entfremdete sich der Graf durch tyrannische Härte und Erpressungen sehr bald die Gemüter und bahnte auf diese Weise dem Herzog von Burgund den Weg, ihm die Regentschaft zu entreißen. Am 24. April 1417 erließ Johann ein Manifest an alle Städte des Reiches, worin er sich als Beschützer des unterdrückten Volkes ankündigte und namentlich Erleichterung von den willkürlichen Abgaben versprach. Allenthalben wurden die Burgunder mit Freuden empfangen und am 29. Mai 1418 drangen sie in die

[1]) Schiller II, 1, V. 57 u. 58. Inwieweit Lionels Prahlerei: „Wo wir mit Euch (Burgund) und mit ganz Frankreich fertig wurden", der thatsächlichen Wirklichkeit entspricht, s. Johanna d'Arc S. 3 folgd.

[2]) Johanna d'Arc S. 4 beider A. Die Geschichte kennt nur zwei, nicht drei ältere Brüder Karls, welche vor demselben gestorben sind.

Hauptstadt ein. Paris wurde der Schauplatz der entsetzlichsten Mordgreuel. Der Graf von Armagnac fiel als Opfer der Volksrache, der Dauphin Karl jedoch entkam glücklich seinen Verfolgern. Um ihn sammelte sich nunmehr die orleanische Partei. Frankreich blieb auf diese Weise nach wie vor in zwei Heerlager geteilt und jede öffentliche Gewalt wurde fortan eine doppelte. Während nämlich die Burgunder in Paris ein neues Parlament und eine neue Rechenkammer errichteten, setzte Karl unter dem Titel eines Regenten eine Rechenkammer in Bourges und einen obersten Gerichtshof in Poitiers ein. Fürwahr, Frankreich schien dem Erzfeind die Bahn bereiten zu wollen, um Frankreich zu unterjochen. Hatte doch Herzog Johann, um die Plane seines Ehrgeizes gegen den Grafen von Armagnac durchzuführen und das Maß seiner Sünden voll zu machen, sich fortwährend sogar um Freundschaft und Bündnis bei dem Könige von England beworben![1]) Erst die ungemessenen Ansprüche und Drohungen Heinrichs V brachten ihn zu dem Entschluß, auf eine Versöhnung mit dem Dauphin einzugehen, welche ihm dieser durch Du Chatel antragen ließ. So schien endlich der Drang der Not die Sonne der Eintracht über das zerrissene Vaterland heraufzuführen. Aber ein Friede, welchen die Furcht gebiert, trägt keine Bürgschaft der Dauer in sich, so lange nicht die bittere Wurzel des Hasses getilgt ist. Nur zu bald wurde der Jubel des Volkes durch eine neue Unthat erstickt.

Zu besserer Verständigung über die eigenen und des Reiches Angelegenheiten entbot nämlich Karl VII den Herzog zu einer Zusammenkunft auf der Yonnebrücke bei Montereau[2]). Am 10. September 1419 fanden sich beide Fürsten mit zahlreichem Kriegsgefolge ein. Wie arg das Mißtrauen fortwucherte, gab sich sogleich in den Maßregeln kund, womit man beiderseits für Sicherheit sorgte. Jede Partei ließ ihre Seite des Flusses mit Bewaffneten besetzen, die Brücke selbst wurde durch doppelte Barrieren dergestalt gesperrt, daß zwischen den mittleren ein Raum nur für beide Fürsten und je zehn ihrer Begleiter verblieb. Als die Fürsten in der Mitte einander begegneten, beugte Johann das Knie vor dem Dauphin zu ehrfurchtsvollem Gruße, aber kaum waren einige Worte zwischen ihnen gewechselt, als einer aus dem Gefolge Karls VII den Herzog durch einen Schlag der Streitaxt zu Boden streckte und andere das Blutwerk vollendeten. Das Gericht über den an Herzog Ludwig von Orleans verübten Mord hatte ihn getroffen!

Wer der Thäter, was der Grund der That gewesen, darüber weichen die Parteiberichte der Zeitgenossen voneinander ab. Wir erwähnen dieselben nur insoweit, als sie mit den Voraussetzungen unserer Dichtung im Einklang stehen[3]). Du Chatel wird von den Parteigängern des Herzogs als der genannt, welcher den ersten Streich

[1]) Schiller II, 1, V. 39: „Wer bahnte Euch den Weg in dieses Reich" u. s. w. Den Thatbestand s. genauer Joh. d'Arc S. 5 folgd.

[2]) Schiller I, 5, V. 254. II, 2, V. 172. III, 4, V. 258.

[3]) Das Weitere s. Johanna d'Arc S. 7.

führte, und als die Veranlassung dazu der Umstand bezeichnet, daß der Herzog sein Schwert, welches beim Niederknieen sich zurückgeschoben, zu dem Zwecke angefaßt habe, um es wieder vorzuziehen. Die Anhänger des Dauphins behaupten dagegen, Johann habe von jenem gebieterisch gefordert, daß er sich in das Hoflager seines geisteskranken Vaters begebe; dabei habe der Herzog die linke Hand gegen Karl VII ausgestreckt und mit der rechten das Schwert zur Hälfte aus der Scheide gezogen. Demnach wäre entweder ein Mißverständnis, entsprungen aus einem Zufall, oder die drohende Gebärde, womit der Herzog seine Forderung begleitete, die Ursache des folgenschweren Unheils geworden; eine plötzlich entstandene Besorgnis, als sei das Leben des Dauphins gefährdet, hätte Du Chatel und seine Genossen dazu vermocht, dem Herzog den Tod zu geben. Die That erschiene somit als das Werk eines unglücklichen Augenblicks, nicht eines vorgefaßten Planes. Allerdings würde der letzte Grund der Blutthat in dem Argwohn des blinden Parteigeistes zu suchen, in diesem Sinne also dieselbe keineswegs von Schuld frei zu sprechen sein. Das eingefleischte Mißtrauen des Parteigeistes hätte die Haltung des Herzogs auf das ärgste gedeutet, und die aus dem kaum beigelegten Bürgerkriege noch fortgärende Leidenschaft, durch die Furcht um den König rasch wieder angefacht, hätte sich zu einem übereilten Ausbruch der Wut hinreißen lassen; aber kein Vorwurf vorbedachter Rache, kein Schatten heimtückisch feigen Meuchelmordes fiele auf Du Chatel und die Geleitschaft des Dauphins, noch weniger auf diesen selbst.

Dies Ergebnis stimmt vollkommen zu der Art, wie unser Dichter die betreffenden Personen in seinem Drama geschildert hat. Der Charakter Karls VII ist in jeder Hinsicht zu edel gehalten, als daß ihn der Verdacht einer so abgefeimten Bosheit treffen könnte. Wie ließe sich mit den Gesinnungen des Königs namentlich der Entschluß desselben vereinbaren, auf der Mordstätte selbst seine Unschuld durch das Gottesgericht des Zweikampfes[1]) zu erhärten? Du Chatels ganzes Wesen geht in der Liebe zu seinem König auf. Der König ist sein Alles. Ihm lebt er, ihm zu sterben ist er bereit[2]), für ihn kann er alles thun und alles leiden. Nur das Gemeine, nur das Schlechte nicht, denn dazu ist er zu brav, zu gut. Aber wäre er aus übertriebener Liebe zu seinem König sogar des Mordes fähig, wie würde dieser den Mörder um sich dulden, geschweige ihn Freund — rechtschaffner Freund nennen?[3]) Und vollends: wie wäre die Versöhnung statthaft, welche in unserem Stück[4]) der Sohn des Gemordeten mit dem Mörder des Vaters schließt? Wer legt seine Hand in die Hand dessen, der ihm den Vater meuchlings erschlug? Was wäre der, der sich von dem Mörder seines Vaters umarmen ließe?[5])

[1]) Schiller I, 5, V. 254. [2]) Schiller I, 6, V. 457. [3]) Schiller I, 6, V. 464 u. 470. III, 2, V. 86. [4]) Schiller III, 4, V. 256.

[5]) Schiller I, 5, V. 249: „Vor allen Dingen — fordert er" (der Herzog von Burgund) „daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde, den er den Mörder

Kurz, gerade so und nicht anders, als wir auf Grund geschichtlicher Zeugnisse den Vorgang auf der Yonnebrücke dargestellt haben, paßt er in das Gefüge der Dichtung, paßt er insbesondere zu der Eigenart des Du Chatel[1]). Der Schein, als sei der König bedroht, kann ihn zum Äußersten treiben; ein zufällig entblößter Degen, eine verdächtige Bewegung des Herzogs kann die Sorge seiner Liebe zur Wut erhitzen; meucheln aber, hinterlistig morden kann er nicht.

Ungeheures Weh folgte der unseligen That. Ein aufrichtiger Friedensbund der Parteihäupter wäre die einzige Schutzwehr gegen die Anmaßungen und Übergriffe Englands gewesen. Wie die Zwietracht der französischen Fürsten dem König Heinrich V die Pfade des Ehrgeizes geebnet hatte, so konnte nur die Eintracht der französischen Großen der englischen Herrschgier Schranken setzen[2]). Aber leider nahm das Blut, welches auf der Brücke von Montereau vergossen ward, den einzigen Damm hinweg, welcher die über die Meerenge hereinbrechende Flut des Unheils aufzuhalten vermochte, und trieb das unglückliche Land dem Abgrund des Verderbens entgegen.

Der Sohn und Nachfolger des Erschlagenen, Herzog Philipp mit dem Beinamen des Guten, sann nur auf Rache und erkaufte sie durch Verrat am Vaterlande. Sofort trat er in Unterhandlungen mit Heinrich V, welcher sein Inselreich zum zweitenmale verlassen hatte und im Begriffe stand, sich die französische Krone mit dem Schwerte zu erkämpfen[3]). Heinrich V erklärte sich zum Abschluß

---

seines Vaters *nennt*". Zwischen (diesem) *Nennen* und (wirklichem) *Sein* ist ein großer Unterschied. Der König sagt kurz darauf: „Auf der Brücke zu Montereau, allwo sein Vater *fiel*". III, 4, V. 236: „Kein *Unrecht* sei so blutig, daß Burgund an diesem Freudentag es nicht vergebe". *Unrecht* wäre doch eine sehr ungeeignete Bezeichnung für einen Meuchelmord. Ebendaselbst V. 257: „Geist meines Vaters, zürne nicht, wenn ich die Hand, die dich *getötet*, freundlich fasse." Also *getötet*, nicht gemordet! Dagegen II, 2, V. 172: Übertreibung des Unmuts: „Ich räche eines Vaters blut'gen *Mord*." Ebend. V. 116 Bosheit der Isabeau: „Jene Hand, die euren Vater *mordete*." Übrigens gehen die beiden letzten Stellen auf den Dauphin, insofern sie *ihn* als *Urheber* des Mordes bezeichnen, was indessen zu dem Charakter Karls VII, wie ihn der Dichter schildert, durchaus nicht paßt. Nur unsere Auffassung des Vorgangs stimmt ebenso zum Charakter des Königs wie Du Chatels.

[1]) Wir wiederholen: *Nur für unseren Zweck*, als Erklärer Schillers, haben wir die angeführten Quellenberichte ausgesucht und von den übrigen abgesehen, welche mit jenen nicht übereinstimmen. S. Johanna d'Arc S. 7.

[2]) Schiller II, 2, V. 106: „Ganz England, streut' es alle seine Bürger auf unsre Küsten aus, vermöchte nicht dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist; nur Frankreich konnte Frankreich überwinden."

[3]) Schiller II, 1, V. 39 (Burgund): „Wer bahnte Euch den Weg in dieses Reich, reicht' Euch die treue Freundeshand, als Ihr an diese feindlich fremde Küste stieget?" Vergl. II, 2. Prol. 1, V. 13—14. Daß König Heinrich V bereits am 1. August 1417 die Normandie angegriffen und zu Anfang des Jahres 1419 Rouen eingenommen hatte, s. Johanna d'Arc S. 5 folgd.

eines Vertrages bereit, kraft dessen er Karls VI Tochter Katharina zur Frau, als Mitgift die Krone Frankreichs nach dem Tode des geistesschwachen Königs und einstweilen die Regentschaft erhalten würde. Dem Herzog war dieser Preis für seine Rache nicht zu hoch. Isabella, seit lange von teuflischem Hasse gegen den eigenen Sohn erfüllt und mit der burgundischen Partei im Bunde, trat ihre Pflichten als Königin und Mutter rücksichtslos mit Füßen, und der kranke König ließ sich als willenloses Werkzeug gebrauchen, um dem Vertrage die Scheinweihe des Rechtes zu geben [1]). So wurde auf die von Heinrich gestellten Bedingungen am 21. Mai 1420 der berüchtigte Vertrag von Troyes geschlossen und bald darauf die Vermählung Heinrichs mit Katharina vollzogen. Heinrich legte sich von jetzt an auch den Titel eines Regenten und Erben von Frankreich bei. Der Norden Frankreichs schien unrettbar verloren und der Zeitpunkt nicht fern, wo ein letzter Kampf im Süden entscheiden mußte, ob Frankreich aufhören solle, als selbständiger Staat unter einem angestammten Herrscher zu stehen, als Heinrich V am 31. August 1422 in der Blüte der Jahre durch den Tod aus seiner Heldenlaufbahn gerissen wurde. Er hinterließ den Thron Englands und die Anwartschaft auf die französische Krone einem nicht neun Monate alten Kinde, Heinrich VI, die Regentschaft beider Reiche während der Minderjährigkeit desselben seinen Brüdern, den Herzögen von Bedford und Gloceſter. Bedford, welcher die großen Eigenschaften seines Bruders teilte, blieb als Reichsverweser in Frankreich. Schon am 21. Oktober folgte Karl VI seinem Schwiegersohn im Tode. Unmittelbar nach der Beerdigung wurde Heinrich VI als König von Frankreich ausgerufen; gleichzeitig (27. Oktober) ließ sich der Dauphin als Karl VII in Poitiers, da Reims, die Krönungsstadt der französischen Fürsten, nicht in seiner Gewalt war, zum König krönen und ward in dem treugebliebenen Teile von Frankreich als solcher anerkannt [2]).

Die beiden Todesfälle änderten an der äußeren Lage Frankreichs so gut wie nichts. Der Herzog von Bedford trat ganz in die Fußstapfen seines verewigten Bruders. Mit gewaltiger Hand hielt er die

---

[1]) Schiller II, 2, V. 176 (Isabeau): „Fluch soll ihn treffen bis ins zehnte Glied! Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter.“ Burgund: „Er rächte einen Vater und Gemahl.“ Isabeau: „Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten!“ Lionel: „Das war unehrerbietig von dem Sohn!“ Isabeau: „In die Verbannung hat er mich geschickt.“ Talbot: „Die öffentliche Stimme zu vollziehn“ u. s. w. Vergl. I, 5. Prol. 1. Daß Isabeau wegen ihres verschwenderischen und unkeuschen Wandels nicht von ihrem Sohne, sondern von dem Grafen Armagnac nach Tours verbannt wurde, s. Johanna d'Arc S. 4. Über die daraus entsprungene Verbindung der Königin mit Burgund s. ebendas. S. 5.

[2]) Bisher konnten wir uns an die wirkliche Geschichte halten, um die wenigen und zerstreuten Angaben Schillers zu einem anschaulichen Gesamtbilde zu verarbeiten; von jetzt an haben wir uns ausschließlich auf dem Boden der Dichtung zu bewegen und es allein den Anmerkungen zu überlassen, das Verhältnis der Dichtung zu der beglaubigten Geschichte nachzuweisen.

Errungenschaften der englischen Siege fest und ließ selbst bedeutende Opfer sich nicht verdrießen, um das Bündnis mit Burgund zu bewahren [1]). Aller Orten blieb während der nächsten Jahre das Glück den englischen Fahnen treu. Die zwei großen Schlachten bei Crevant und bei Verneuil waren es vornehmlich, durch welche die Engländer die Überlegenheit ihrer Waffen behaupteten und dem vereinigten französisch-schottischen Heere die schwersten Verluste beibrachten [2]). Unaufhaltsam drangen sie infolge dieser Siege bis an die Loire vor. Angst und Furcht ging vor ihnen her. An jeder Hoffnung auf Hilfe verzweifelnd, öffneten die Städte den Anrückenden ihre Thore und lieferten denselben die Schlüssel aus. Die Überreste der französisch-schottischen Streitmacht waren durch die wiederholten Niederlagen gänzlich entmutigt, unter den Schrecken der göttlichen Gerichte erlahmte der Arm selbst der Tapfersten. Die französischen Ritter in den Nordprovinzen suchten Schutz hinter den Mauern ihrer Burgfesten; umsonst ließen die Fürsten und Häupter ihre Aufgebote ergehen: das Volk blieb von starrer Furcht gefesselt; der König glaubte sich bei dieser Lage der Dinge außer stande, das Feld zu halten, und zog sich mit seinem Hofe nach Chinon zurück [3]). Der Norden von Frankreich beugte sich unter das Joch Englands; nur die Thäler der Maas mit der Feste Vaucouleurs leisteten Widerstand [4]). Es galt nunmehr, die Länder jenseit der Loire zu unterwerfen. Das letzte Bollwerk an der Grenzscheide, der Schlüssel zu den Südprovinzen, war das königstreue Orleans. Die Stadt selbst lag auf dem rechten oder nördlichen Ufer der Loire, nach der Südseite des Flusses führte eine Brücke in eine schöne und reiche Vorstadt. Orleans mußte erobert und damit der Zugang in das Herz Frankreichs eröffnet werden.

Unter dem Oberbefehl des Grafen von Salisbury, eines der ausgezeichnetsten Feldherren Englands, rückte das siegreiche Heer der

---

[1]) Schiller II, 1, V. 59 (Burgund): „Doch that's Euch sehr um unsre Freundschaft not, und teuer kaufte sie der Reichsverweser."

[2]) Schiller I, 5, V. 328. Prol. 1 und 3, V. 208—210: „Geschlagen sind wir in zwei großen Schlachten; mitten in Frankreich steht der Feind, verloren sind alle Länder bis an die Loire." — Die Schlacht bei Crevant wurde 1423 gewonnen, der blutigere und entscheidendere Sieg bei Verneuil am 22. Juli 1424 erfochten. S. Johanna d'Arc S. 12 der kleinen und S. 13 der großen Ausgabe.

[3]) Schiller Prol. 3, V. 273 (Bertrand): „In Chinon hält der König seinen Hof; es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten. Was nützt der Führer Mut, der Helden Arm, wenn bleiche Furcht die Heere lähmt? Ein Schrecken, wie von Gott herab gesandt, hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen. Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot. Wie sich die Schafe bang zusammen drängen, wenn sich des Wolfes Heulen hören läßt, so sucht der Franke, seines alten Ruhms vergessend, nur die Sicherheit der Burgen." Act I, Sz. 1. — Über den Zustand Frankreichs nach den beiden Schlachten s. Johanna d'Arc S. 12 der kl., S. 13 der gr. Ausgabe.

[4]) Schiller Prol. 3, V. 209.

Engländer gegen die Stadt Orleans heran[1]). Alle Mittel der Belagerungskunst setzte der Graf sofort ins Werk, um die Stadt zur Übergabe zu nötigen; die Einwohner von Orleans dagegen trafen die kräftigsten Anstalten zur Abwehr. Je mehr indessen die Belagerung sich in die Länge zog, desto größer wurde die Bedrängnis der Belagerten. Ohne Beistand schien endlich alles Ringen hoffnungslos. Da der König sich weder regte noch rührte, so machten die Bürger den Versuch, sich mit dem Herzog von Burgund zu verständigen und ihm die Stadt in Sequester zu geben; der Versuch scheiterte jedoch an der Eifersucht und dem Neide der Engländer[2]). Mittlerweile stieg die Not in Orleans auf den höchsten Gipfel. Nicht bloß der Feind, auch der Hunger bedrängte die Stadt. Die Zuversicht selbst der Tapfersten brach zusammen. Jeder Tag schien über das Schicksal von Orleans und damit über Sein oder Nichtsein des Reiches entscheiden zu müssen.

Das Schlimmste war in dieser verzweifelten Lage die Seelenbeschaffenheit und Gemütsverfassung des Königs, welche denselben zu thatlosem Hinbrüten herabstimmte und auf ein mattherziges Zuwarten beschränkte, während nicht weniger als alles auf dem Spiele stand. Das eiserne Zeitalter heischte auf dem französischen Throne einen Herrscher von eiserner Charakterstärke und hervorragenden Kriegergaben. Überwiegende Meisterschaft im Felde that not, um den Siegesgang der englischen Heermassen aufzuhalten; nur eine starke Persönlichkeit, welche trotz aller Schläge des Schicksals felsenfest auf ihr fürstliches Recht und ihren göttlichen Beruf vertraute, war im stande, den gesunkenen Mut des Volkes in patriotische Begeisterung wider den ausländischen Feind umzuwandeln und dem innern Parteigeist mit Aussicht auf Erfolg die Spitze zu bieten; unbeugsame Willens- und Thatkraft vermochte allein das aus seinen Fugen gerissene Staatsgebäude wieder einzurichten und die heillose Verworrenheit aller öffentlichen Zustände allmählich zu schlichten. Karl VII besaß zur Zeit keine jener hochnötigen Eigenschaften, weder hervorstehendes Feldherrntalent, noch gediegene Charakterkraft. Er war ein Mann der Phantasie und des Gefühles, nicht des Willens und der That. Wie alle Gefühls- und Phantasie-Menschen, war er vor-

---

[1]) Am 12. Oktober 1428 kam Graf Salisbury vor Orleans an. Nach Schiller Prol. 3, V. 208 folgd. haben wir die Belagerung der Stadt in engem Zusammenhang mit dem Verlust der beiden Schlachten von Crevant und Verneuil zu denken. — Vergl. in betreff der Zeit wie der zahllosen Einzelheiten, worin Schiller von der Geschichte abweicht, Johanna d'Arc S. 15 der kl. und S. 16 der gr. Ausgabe.

[2]) Schiller II, 1, V. 51 (Burgund): „Warum entging Uns Orleans, als Eurer Habsucht wegen? Es war bereit, sich mir zu übergeben, Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert." — Die Absicht der Bürger ging dahin, dem Herzog die Stadt in Sequester zu geben, damit er sie als Eigentum des gefangenen Herzogs von Orleans bewahre, s. Johanna d'Arc S. 17 folgd. der kl., S. 19 der gr. Ausgabe.

wiegend auf die Innerlichkeit gestellt; die Wirklichkeit, welche Wirken und dazu den Willen wie das Vermögen heischt, lag ihm ungleich ferner. Eine fast jungfräuliche Zartheit und Reinheit der Empfindung zeichnete ihn aus; dagegen war es nicht seine Sache, dem Leben scharf ins Gesicht zu sehen, aus diesem selbst sowohl die Bedingungen als die Mittel zu schöpferischem Gestalten desselben zu entdecken und dem erkannten Ziele mit unentwegbarer Beharrlichkeit entgegenzuringen. Je reicher seine innere Ausstattung, desto mehr machte er in seinem Verhalten nach außen hin den Eindruck eines Mannes, dem die rechte Spannkraft der Nerven und der volle Eisengehalt des Blutes versagt ist, worauf allein ein fester Naturcharakter sich auferbaut. Nicht daß es ihm an persönlichem Mute gefehlt hätte. Er war zu jeder Stunde bereit, das eigene Blut und Leben aufs Spiel zu setzen für sein Volk und Reich. Zur Tapferkeit im höheren Sinne des Wortes aber gebrach es ihm an der zähen und strammen Energie nachhaltiger Ausdauer. Alle Schätze eines reichen und edlen Gemütes hatte die Natur in ihn gelegt, eine hohe Empfänglichkeit für jedes Schöne in Kunst und Leben war ihm angeboren[1]). Die widrigen Erlebnisse seiner Jugend, welche einer weniger entschiedenen Anlage hätten verderblich werden müssen, förderten nur seine natürliche Begabung. Der Gegensatz rief und steigerte den Gegensatz. Abgestoßen durch das Zerwürfnis der Familie, durch den Wahnsinn des Vaters und das Lasterleben der Mutter, angewidert von den Mordgreueln der unaufhörlichen Kriegsläufte, richtete der Jüngling das Auge seiner Seele nach innen und suchte in den Idealen der Einbildungskraft und des Herzens Ersatz für das, was die Wirklichkeit ihm schuldig blieb[2]). Auch später, als das handelnde Leben ihn mit Gewalt in seine Strudel riß, waren Poesie, Freundschaft, Liebe die Drillingssterne, durch deren Licht er alle Trübnisse seiner Lage zu erhellen und die kalte Begegnung der Außenwelt zu mildern strebte. Verstieg er sich in dieser Hinsicht öfters bis dicht an die Grenze, wo der König sich in dem Menschen verliert, und überließ er sich dem Zuge zu idealistischen Träumereien mitunter in einem Grade, der weder zu dem Ernst der göttlichen Gerichte stimmt, welche über ihn ergingen, noch mit dem Beruf und der Würde eines Königs verträglich ist, welcher sich mitten in den Sturmgang der drangvollsten Zeit gestellt sieht: so offenbarte er auf der andern Seite bei jeder Gelegenheit einen Edelmut der Gesinnung, dem des Freundes Heil nicht weniger als das eigene Dasein galt und das Selbstopfer des Lebens kein zu hoher Preis für des Volkes Rettung war; ja sogar gegen seine erbittertsten Feinde bewies er eine Gerechtigkeit und Hochherzigkeit, wie sie nur aufrichtige Wahrheitsliebe im Bunde mit selbstloser Demut zu zeitigen vermag. Letztere ging Hand in Hand mit herzgewinnender Sanftmut. Selten oder nie entfuhr ein heftiges Wort seinen Lippen, und so nahe

---

[1]) Schiller I, 2, V. 36 folgd. und 7.

[2]) Es gilt von ihm, was er von René sagt, I, 2, V. 82: „Sich eine schuldlos reine Welt zu gründen in dieser rauh barbar'schen Wirklichkeit."

die Versuchung zum Zorne an ihn herantrat, nie ließ er sich zu einem Ausbruch desselben fortreißen. Ihre natürliche Wurzel hatte die Demut Karls VII in der seltenen Milde und Weichheit seines Wesens, zur Blüte gediehen aber war sie unter den Heimsuchungen der schwersten Schicksale. Die Vergeblichkeit alles Ringens gegen das Unglück, welches mit massenhafter Wucht auf ihn einstürmte, hatte den König zur Erkenntnis seiner ganzen Ohnmacht geführt und das Bewußtsein seiner Schranke ihm unabweisbar aufgedrängt. Er fühlte es tief, daß er nicht der Mann der Zeit war, und machte sich kein Hehl daraus, daß das Maß seiner Kraft nicht der Größe seiner Aufgabe entsprach. Nur zu einem Friedenskönig fand er die Tüchtigkeit in sich, den Wettern des Krieges zu gebieten und die Wogen der Empörung niederzuhalten, sah er sich nicht im stande. So gewiß nun die Selbsterkenntnis jeder Weisheit Anfang und Voraussetzung ist, und so gewiß der Weg zu jeder Erhöhung durch das Thal der Demütigung geht, ebenso sicher ist es, daß nur die Demut die Bürgschaft des Heils in sich trägt, welche, aus dem Glauben geboren, in der göttlichen Rüstung des Glaubens einhergeht. Die Demut des Königs war nicht dieser Art. Sie war nicht die Demut der Kraft, welche vom Himmel stammt und die Macht des Thuns aus dem Himmel holt; die Demut der Schwäche war sie, welche, weil menschlichen Ursprungs und auf dem Bewußtsein natürlichen Unvermögens beruhend, jeden Augenblick in Gefahr schwebt, zu herztötendem Kleinmut, ja zur Verzweiflung herabzusinken. Sollte sie daher zum Ausgangspunkt der Rettung für ihn werden, so mußte sie dem natürlichen Boden, worauf sie erwachsen war, entnommen und in den Felsengrund unerschütterlichen Glaubens eingesenkt werden. Ein solcher Glaube nun fehlte dem König zur Zeit noch, und damit fehlte ihm das einzig Eine, was durch seine umschaffende und erneuernde Macht den Mangel natürlicher Willens- und Thatkraft ebenso ersetzt, wie es die natürliche Stärke des Charakters zu eiserner Energie vollendet. Doch stand Karl nicht ohne Gott in der Welt, und bereits hatte ihn — zum hoffnungsreichen Zeichen — die Not beten gelehrt.

Daß einer so gearteten Seele der Krieg an und für sich ein Greuel sein mußte, versteht sich von selbst. Doch war es, wie gesagt, keineswegs persönliche Feigheit, was Karl VII diesen Abscheu einflößte. Wir werden ihn ritterlich kämpfen sehen um seine Krone. Etwas ganz anderes bannte ihn seit den letzten Niederlagen in Unthätigkeit fest. Aus dem fortwährenden Unglück seiner Waffen vermeinte er den traurigen Schluß ziehen zu müssen, daß es nicht der Wille Gottes sei, ihm auf der bisher eingeschlagenen Bahn den Sieg zu verleihen. Bloß mit den eigenen Streitkräften glaubte er sich der vereinten Feindesmacht hinfort nicht gewachsen und faßte daher den unwiderruflichen Entschluß, das Blut seines Volkes nicht ferner nutzlos zu verspritzen. Doch war damit nicht jeder Strahl der Hoffnung für ihn erloschen. Noch leuchtete ihm aus früheren Jahren ein Stern der Weissagung, welcher die Aussicht auf einen andern

Weg der Rettung eröffnete. Gerade aus der jetzigen Nacht des Unglücks blitzte er dem König mit hellerem Glanze entgegen und schien ihm auf dem Grunde der scharf ausgeprägten Zeitlage sein künftiges Verhalten in klaren Umrissen vorzuzeichnen. Von einer Nonne nämlich hatte Karl in Clermont einst den Trost der Verheißung erhalten, ein Weib werde ihn zum Sieger machen über alle seine Feinde und die Krone seiner Väter ihm erkämpfen. Karl deutete das Weib auf die eigene Mutter, welche mit dem Herzog von Burgund auf Englands Seite stand, und erblickte demgemäß in einer Aussöhnung mit der Mutter und durch diese mit dem Herzog, welche natürlich beide von dem Erb- und Erzfeinde Frankreichs scheiden mußte, den ersehnten Hort des Heils. Im Verein mit der burgundischen Partei glaubte er vertrauensvoll den Kampf mit England von neuem aufnehmen zu können. Der Verdruß des Herzogs über die Weigerung der Engländer, auf den Vorschlag der Stadt Orleans einzugehen, unterstützte und nährte seine Hoffnung, den abtrünnigen Vasallenfürsten für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen. Insgeheim that er deshalb die geeigneten Schritte, welche Unterhandlungen sowohl mit Isabeau als mit dem Burgunder anbahnen und zu einem engen Bündnis führen sollten. Für den äußersten Fall, daß Burgund sich jeder Verständigung weigern würde, ward der Gesandte beauftragt, denselben zum Zweikampfe mit dem Könige zu fordern [1]).

Aber Hoffnungen sind keine Erfüllungen. So oft der König sein und seines Landes Elend erwog, so oft die Sünden und Gerichte seines Hauses ihm vor die Augen traten, jedesmal faßte ihn die Sorge mit allen Schauern an, daß es im Rate Gottes beschlossen sei, dem Geschlechte der Valois den Thron Frankreichs zu entreißen. Von diesem Schreckensgedanken verfolgt, hatte er in der Nacht auf den Tag hin, an welchem sein Geschick sich wenden sollte, von seinem Lager sich erhoben und die Not seines Herzens im Gebete vor Gott gebracht. Zuvörderst war er mit der Bitte vor Gott getreten, sofern unrecht Gut an der Krone Frankreichs hafte, oder eine andere noch ungebüßte Schuld von seiner Väter Zeit her die Ursache des thränenvollen Krieges sei, ihn als Opfer anzunehmen für sein Volk und die ganze Schale des Zornes allein auf *sein* Haupt auszuschütten. In einem zweiten Erguß seines gepreßten Herzens hatte er zu Gott gefleht, wenn es sein hoher Ratschluß sei, das Zepter dem Stamme Valois zu entwinden und ihm selbst alles zu entziehen, was seine Vorfahren im Reiche besessen, drei einzige Güter ihm in Gnaden zu bewahren: den zufriedenen Sinn, das Herz des Freundes und die Liebe seiner Agnes [2]).

Wir sehen, der König schwankte zwischen Hoffen und Fürchten.

---

[1]) Schiller I, 4, V. 219 folgd. und 230 folgd. Desgl. 5, V. 253 folgd. II, 1 gegen Ende. Über die Weissagung der Maria von Avignon s. Johanna d'Arc gr. Ausg. S. 37, Anmerk. zu Ende.

[2]) Schiller Act I, Sz. 10, V. 590—608. Den historischen Verhalt der Sache s. Johanna d'Arc S. 76—81 der kl. und S. 89—96 der gr. Ausgabe.

Einen festen Halt würde ihm die Prophezeihung gegeben haben, wenn er fest an sie geglaubt hätte. Sollte er aber fest an die Verheißung glauben, dann mußte sie die Stimme Gottes für ihn sein. Und nur wenn sie ihm wie ein Wort Gottes galt, war er im stande, dieselbe unter allen Umständen unverbrüchlich zu bewahren, selbst in dem Falle, daß seine Auslegung in der Wirklichkeit sich als Irrtum erwies. Denn so bestimmt die Gestalt der Verhältnisse auf die Mutter und den Herzog zu deuten schien, eine sichere Gewähr bot die Verheißung keineswegs, daß jene die Retterin Frankreichs werden und daß die gegenwärtige Spannung zwischen Burgund und England den Umschwung der Dinge heraufführen solle: die Weissagung selbst war folglich nicht aus und des Herrn Arm auf keine Weise verkürzt, wenn die Berechnung des Königs nach beiden Seiten hin fehlschlug. Eine andere Helferin und eine andere Hilfe war alsdann zu gewärtigen. Ein so standhafter Glaube an das prophetische Wort der Nonne hätte dem König einen Ersatz bereiten können für jenen Glauben, der keiner besondern Zeichen bedarf, um im Hoffen auszudauern bis ans Ende. Seines Hoffens großer Lohn würde eine Erfüllung des Gehofften über Bitten und Verstehen gewesen sein; denn in der That beruhte der Ausspruch der Klosterfrau auf göttlicher Eingebung. Nimmermehr aber konnte ein Glaube der Art ein Ruhekissen der Trägheit sein, vielmehr mußte er der mächtigste Sporn und Antrieb für den König werden, seine Herrscherpflichten aufs gewissenhafteste wahrzunehmen. Leider war Karl nicht der Mann solches Glaubens und solches Pflichtbewußtseins, er war das eine nicht, weil das andere nicht. Verzeihen wir ihm, daß er nicht die Stahlkraft jener stark angelegten Naturen besaß, die sich nur beugen, um sich alsbald desto gewaltiger emporzuschnellen, und die, wie oft auch überwunden, sich jedesmal mit frischem Siegesmut wieder erheben; rechten wir auch darüber nicht mit ihm, daß er nicht zu den Helden im Glauben gehörte, denen kein Zweifel das Herz erkältet, kein Mißgeschick die Hoffnung raubt, solange sie sich auf dem Boden der Wahrheit und des göttlichen Rechtes bewegen: nicht zu rechtfertigen ist es, daß er sein Thun einzig und allein auf die Gesandtschaft an Mutter und Herzog beschränkte und sogar diejenigen Pflichten seines Fürstenamtes aus den Augen verlor, welche im Lichte seiner eigenen Deutung des Prophetenwortes sich als unerläßlich herausstellten. Gewiß war es auf Grund der letzteren wohlgethan und überdies menschlicher Klugheit durchaus angemessen, eine Versöhnung mit der burgundischen Partei anzustreben, um auf diese Weise das fluchwürdige Bündnis zu sprengen, welches Frankreich in zwei feindliche Heerlager zerspalten und dem Übergreifen der Engländer den nachhaltigsten Vorschub geleistet hatte; eben so gewiß aber machte es dem König Beruf und Vernunft zur Aufgabe, während der Verhandlungen alle Machtmittel zusammenzufassen, beziehungsweise zu entwickeln, die ihm zu Schutz und Trutz zu Gebote standen, einesteils um diese Unterhandlungen selbst mit dem ganzen Nachdruck und der vollen Aussicht auf Erfolg zu führen, welche eine tüchtige Vorbereitung zum Kriege gewährt,

andernteils um für den Fall, daß die Unterhandlungen scheitern sollten, besser als bisher von innen wie von außen gewappnet zu sein für die nahenden Tage der Entscheidung. Denn kam ein Vertrag mit Burgund zu stande, so war damit England noch nicht besiegt, es begann vielmehr das grause Spiel der Waffen mit erneuter Wut und der König hatte an der Spitze des verbündeten Heeres für seine Krone einzutreten. Die Weissagung enthob ihn dieser Pflicht mit nichten, denn nirgends sicherte sie ihm einen mühe- und kampflosen Sieg über die Feinde zu. Und wollte Karl eines höheren Beistandes sich wert machen, so mußte er demselben mit allen menschlichen Mitteln entgegenkommen. Aber auch die Waffen durfte er während der Verhandlungen nicht aus der Hand und die Arme in den Schoß legen. Mochte er immerhin bis zum Austrag der Friedensfrage auf den Angriffskrieg verzichten, zur Verteidigung und Abwehr mußte er die Fahne hoch und die Faust am Degen halten. Orleans kämpfte den Kampf auf Leben und Tod; die Schuldigkeit des Königs brachte es mit sich, für die treue Stadt das Äußerste zu wagen, um dem Äußersten zu wehren, so lange er sie von feindlichen Scharen umringt und in ihrem Bestande bedroht sah. Der letzte Blutstropfen des letzten Kriegers durfte ihm für solchen Zweck nicht zu teuer sein, um so weniger als Orleans die Vormauer für die Südstaaten bildete. Wie aber? hatte nicht Mutlosigkeit sich der Heere bemächtigt, erschallte nicht das Aufgebot der Fürsten umsonst? Allerdings hatten die Niederlagen sehr entmutigend gewirkt, mehr aber schadete die Thatenscheu und der Kleinmut, womit der König sich in das Dunkel der Verborgenheit zurückzog und die kostbare Zeit mit nichtigen Dingen vergeudete. Oder stand ihm etwa keine Macht mehr zur Verfügung? Noch gebot er über ansehnliche Streitkräfte, und tüchtige Feldherren warteten mit Schmerzen auf den Ruf ihres Königs, um dem Feinde aufs neue die Spitze zu bieten[1]). Und so wichtig dies, es war gering gegen das Große, was dem König selber zu thun übrig blieb. Die eigene Sache selbst in die Hand zu nehmen, das Versteck in Chinon aufzugeben und persönlich vor seine Krieger, persönlich vor sein Volk hinzutreten, das war seine nächste Aufgabe[2]). Allenthalben in den treuen Landen und so weit sein Einfluß reichte, mußte er zur Erhebung gegen den Erb- und Erzfeind wo immer möglich in eigener Person aufrufen. Zeigen mußte er durch die That, daß es ihm ein heiliger Ernst um die heilige Sache war, und daß, so viel auch verloren schien, er dennoch nichts verloren gab, um dergestalt durch den eigenen Mut, den er dem Volke bewährte, den Mut des Volkes wieder aufzurichten und zu neuen Thatäußerungen zu entflammen. Der höchste Preis, der ihm auf dieser Bahn winkte, war eine allgemeine Nationalbegeisterung, welche eine wahrhaft königliche

[1]) Nach Schiller ist für Orleans kein Schwertstreich geschehen, s. I, 5, V. 320 folgd. Dagegen s. über die Schlacht bei Rouvray Johanna d'Arc S. 18 der gr. und S. 17 der kl. Ausgabe.

[2]) Vergl. Sorels Mahnung I, 4, V. 205 folgd. u. 5, V. 378 folgd.

Persönlichkeit so leicht zu entzünden vermag, wenn ihr das Vertrauen auf ihr heiliges Recht und auf den göttlichen Gnadenbeistand zur Seite geht. Kam dann der Friede mit Burgund nicht zu stande, so besaß er in der Zahl und dem Geiste seiner Krieger die ausreichenden Mittel, um auch für sich allein den verbündeten Gegnern zu widerstehen, und in dem Bewußtsein, das Seine vollauf gethan zu haben, den rechten Anhalt zu der neuen Hoffnung, daß Gott ihm auf eine andere Weise, als er selbst gedacht und die Prophezeiung verstanden hatte, den Sieg verleihen werde. Fleischliches Mitleid und weichmütige Scheu, das Blut der Unterthanen zu opfern, durfte ihm nicht die Hände binden, wo es die höchsten Güter nicht bloß des Fürsten, sondern auch des Volkes galt[1]). Denn der Thron ist nicht des Königs allein, er ist ebenso des Volkes, und mit dem Untergang des eingeborenen Fürsten ist auch die Selbständigkeit des Volkes gebrochen. Freilich war es bei dem König nicht bloß das gute Herz und das weiche Gemüt, nicht bloß der Hang nach der idealen Seite des Lebens und der Widerwille vor nachhaltiger Anstrengung, was ihn an thatkräftigem Handeln behinderte. Was ihn mehr lähmte, was alles Pflichtgefühl und Gebot in ihm übertäubte, das war jener entsetzliche Gedanke, welchen die seitherigen Erfahrnisse ihm eingeflößt hatten, daß Gott die Sünden seines Hauses an ihm heimsuchen wolle bis zum vollständigen Verluste des Reichs. Aber so entschuldbar dieser Gedanke auf den ersten Blick, so wenig war er recht vor Gott. Im Grunde genommen war er nichts, als die reife Frucht des Halb- oder Schwachglaubens. Denn welche Schuld der Väter wäre so groß, daß sie an den Kindern bis zu deren Verderben heimgesucht werden müßte, welche Sünde der Altvordern so schwarz, daß es keine Buße gäbe für sie? Nicht wandeln in den Fußstapfen sündiger Ahnen, sondern thun, was Gott will und die Pflicht gebietet, das ist der beste Schutz und Schirm gegen die Folgen elterlicher Missethat; in solchem Thun mannhaft ausharren bis ans Ende und glaubensfest den verordneten Kampf durchkämpfen bis aufs Blut, das bringt den Sieg, ob auch im Untergang. So lange Gott dem Fürsten das Zepter läßt, so lange hat er, und zwar nach Gottes Willen, die Pflichten zu beobachten, welche an dasselbe geknüpft sind. Denn Königsein ist ein Amt, von Gott gegeben, und König soll der König sein, so lange Gott es ihn sein und bleiben läßt. Der Erste zur That, der Letzte auf dem Platze! Jede, auch die letzte Möglichkeit hat er zu erschöpfen und lieber mit Ehren unterzugehen, als irgendwie seinem Berufe zu fehlen. Das eigene Leben im Zweikampf wagen, ist kein Ersatz für solchen Fehl. Jedes Unterlassen, geschähe es auch aus dem besten Herzen, ja selbst mit Darangabe der eigenen Person, ist Verrat an der Pflicht, bis Gott aus völlig untrüglichen Zeichen spricht: Bis dahin und nicht weiter! Dieser Sinn fehlte dem König, weil ihm das eine fehlte, was alles ist: der Glaube. Da nun aber der Starkglaube ihm abgeht, der da glaubt, obwohl er

[1]) S. Dunois I, 5, V. 393 folgd.

nicht sieht, so bleibt offenbar, sofern Heil ihm werden soll, kein anderer, als der Thomasglaube übrig, der nur glaubt, wenn er sieht. Nicht die Mahnung der Pflicht, nicht das Wort der Weissagung hat dem König geholfen: so muß denn die Hilfe in lebendiger Menschengestalt kommen, in Fleisch und Bein muß sie vor sein Angesicht hintreten, durch sicht- und greifbare Wunder ihre göttliche Abkunft bekunden.

Denn nicht ist es der Wille Gottes, das französische Reich in die Knechtschaft Englands zu geben und Karl VII die Krone seines Stammes zu entziehen. Die Gerichte, welche durch die Sündengreuel der Königsfamilie über Frankreich hereingebrochen sind, sollen nunmehr ein Ende haben. Das krummgezogene Zepter der Valois soll sich in der Hand des rechtmäßigen Thronerben wieder gerade aufrichten zur Höhe und zwar in nie geahnter Herrlichkeit. Die Vorsehung hat Karl VII dazu aufgespart, um durch ihn die Wunden zu heilen, welche das Schwert Englands im Bunde mit dem inneren Parteihaß Land und Leuten geschlagen. Die edlen Eigenschaften des Herzens, welche Karl zu einem Fürsten des Friedens stempeln, sollen, verklärt durch die Weihe des neuen Glaubens, in Gottes Hand das Mittel werden, um das schwer geprüfte Frankenland zu einem Reiche zu gestalten, worin Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen[1]).

Das Weib der Weissagung wird kommen, wenn alle menschlichen Stützen, wonach der König für jetzt noch, wenn auch mit halbem Herzen ausschaut, bis auf die letzte gebrochen sind. Nicht wird es kommen als Königin Mutter, den Herzog von Burgund im Geleit; nicht aus einem Palaste wird es niedersteigen, aus der Hütte wird es hervorgehen, in Gestalt einer schlichten Jungfrau, nicht mit Heeresmacht umgeben, aber angethan mit dem einen, woran es Frankreich bisher zur Rettung gebrach: mit der Macht des Glaubens, welcher Berge versetzt und Welten überwindet. Von Gott zur Retterin berufen, wird die Jungfrau in Gottes Kraft die Anschläge der Ungerechten zu schanden machen und ihrem König die Krone seiner Väter, ihrem Vaterlande die Freiheit erkämpfen.

## Die Jugend der Johanna d'Arc bis zum Abschied von dem Vaterhause.

Johanna d'Arc (Darc), die gotterkorene Retterin ihres Königs und ihres Vaterlandes, war geboren in dem Dörfchen Domremy, welches auf dem linken Ufer der Maas am Fuße eines Bergabhanges liegt, dessen Hochflächen zum Herzogtum Bar gehörten. Der Höhenzug des gegenüberliegenden Ufers machte die Grenze von Lothringen. Nur das Flußthal war demnach französisches Besitztum. Dieses

[1]) S. Sorel I, 5, V. 353 folgd., 370 folgd.

schmale, von Berghöhen rings umschlossene Gebiet, welches auf der einen Seite durch Bassigny mit der Champagne zusammenhing und sich auf der andern bis Vaucouleurs erstreckte, bildete seit dem Jahre 1328, also seit einem Jahrhunderte vor Beginn der Belagerung von Orleans, ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone. Die Bewohner dieses durch reiche Ackerfluren und üppige Viehtriften gesegneten Landstriches lebten in glücklicher Abgeschiedenheit von den großen Heerstraßen der Völker und doch nicht getrennt von jedem Verkehr mit der Welt ein Leben unverdorbener Sitteneinfalt und altväterlicher Frömmigkeit; das besondere Verhältnis, worin sie zu der Krone standen, sowie der Schutz, dessen sie von derselben gegen die Anmaßungen des Adels sich erfreuten [1]), machten sie zu treuen Anhängern des Königs, seiner Person sowohl als seiner Sache. So spielten denn schon um Johannas Wiege die beiden Genien, welche einst ihren Namen zu den Sternen tragen sollten: frommer Sinn und Liebe zu ihrem König.

Der Vater Johannas, Thibaut d'Arc (Darc), war ein reichbegüterter Landmann [2]). Er stand zur Zeit bereits in vorgerückteren Jahren [3]) und bewegte sich mit seiner Anschauung göttlicher und menschlicher Dinge mehr in dem Gedankenkreise der älteren als der jüngeren Leute seiner Heimat. Auch teilte er mit jenen die Stufe einer Bildung, welche ihn nicht über den engen Gesichtskreis seines Standes erhob. Von Natur gehörte er zu dem Mittelschlag von Menschen, welchen bei übrigens gesunden Seelenkräften eine sehr bestimmte Schranke gezogen ist. So lange das Leben den gewohnten Gang geht und sich in seinem ordnungsmäßigen Geleise hält, sind sie an ihrer Stelle und leisten das Tüchtigste, sobald dagegen das Außerordentliche sich begibt und an sie herantritt, begreifen sie weder die Welt noch sich in ihr, und da sie oftmals nicht die Stärke der Demut besitzen, um die Möglichkeit eines göttlich Großen auch da gelten zu lassen, wo ihr Verständnis zu Ende geht, so nennen sie des Teufels was Gottes ist. Daher ist denn das Denken und Thun

[1]) S. Prol. 3, V. 347 folgd.: „Der König . . . der den heiligen Pfing beschützt, der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde, der die Leibeignen in die Freiheit führt, der die Städte freudig stellt um seinen Thron, der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt" u. s. w.

[2]) Sein wirklicher Vorname war Jakob; die Mutter, welche in unserer Tragödie keine Stelle hat, hieß Isabella Rommée. Drei Söhne und zwei Töchter hatten sie und lebten spärlich, aber zufrieden von etwas Ackerbau und Viehzucht. S. Johanna d'Arc S. 22 und 23 der großen, S. 20 und 21 der kleinen Ausgabe. Indem Schiller seiner Johanna einen reichen Vater gab, hatte er sicherlich die Gefahren der Armut im Auge, welche so häufig das gesunde Selbstgefühl niederhält und die Schwungkraft der Seele lähmt, indem sie jede Fähigkeit zum Erwerb des täglichen Brotes verpfändet; die Gefahren des Reichtums hielt er dadurch von ihr fern, daß er ihr den speziellen Beruf der Hirtin anwies und sie überhaupt in die einfachsten Lebensverhältnisse stellte.

[3]) Prol. 2, V. 44: „Sie erfreun mein Alter."

solcher Menschen ein wunderliches Gemisch von Gesundheit und Verkehrtheit, die eine grenzt unmittelbar an die andere. So bei Thibaut d'Arc [1]).

Er war ein Christ nach der Lehre seiner Kirche. Fest hielt er insbesondere an dem Glauben, daß das Geisterreich im engsten Verband stehe mit der irdischen Welt und daß ein unmittelbares Eingreifen des ersteren in die letztere stattfinde; aber während das jüngere Geschlecht außergewöhnliche Begebnisse mehr dem Einfluß guter Geister zuschrieb, führte Thibaut d'Arc mit seinen Altersgenossen dieselben vorwiegend auf böse Mächte zurück [2]).

Diese Schwarzsichtigkeit wucherte um so freier in Thibauts Seele, als dieselbe von einer geschäftigen Einbildungskraft unterstützt wurde, welche sie mitunter bis zur Gespensterseherei steigerte. Doch nicht bloß eitle Phantasiebilder, auch wirkliche Ahnungen, die ihre Erfüllung in der Zukunft finden sollten, stiegen in seiner Seele auf. Dreimal zeigten ihm ängstliche Traumgesichte die Tochter zu Reims im Glanze der höchsten Erdenherrlichkeit, und viele seiner Warnungen durchzog, ihm selber unbewußt, ein ahnungsvolles Vorschauen kommender Ereignisse [3]). Sehr begreiflich deutete Thibauts Beschränktheit jene Träume nach der argen Seite. Wie sollte aus

---

[1]) Ein angeblich von Schiller herrührender, aber zweifellos unechter Brief vom Monat November 1801 (s. Julian Schmidt: Schiller und seine Zeitgenossen, Leipzig, Herbig 1859, vergl. namentlich Fielitz: Studien zu Schillers Dramen, Leipzig, Teubner 1876, S. 83 folgd.) enthält folgende Stelle: Außer dem allgemeinen Vorurteil der bezauberten Welt im Mittelalter ..... wirkt beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschlich böses als gutes Prinzip zu denken. — Der Ausdruck „gemeine Natur" trifft das Rechte nicht. Thibaut d'Arc ist ein Mann niederen Standes, aber keineswegs niedriger Denkungsart oder gemeiner Gesinnung, wie dies Prol. 1 und 2, desgl. Akt IV, Sz. 8 und 9 beweisen.

[2]) Es war das eine Erscheinung, welche auf dem Gebiet des Glaubens mehr oder weniger zu allen Zeiten wiederkehrt und teils in der Eigenart beider Altersstufen teils in dem Fortschritt religiöser Entwickelung ihren Grund hat. S. wie Prol. 2 der jugendliche Freier der Jungfrau dieselbe durchweg gegen den Vater in Schutz nimmt. Gegen Thibauts Worte V. 98: „Die Ältesten im Dorf erzählen sich von diesem Baume schauerhafte Mären .... Ich selbst .... hab' ein gespenstig Weib hier sitzen sehn" u. s. w., behauptet Raimond entschieden V. 109: „Des Gnadenbildes segenreiche Näh', das hier des Himmels Frieden um sich streut, nicht Satans Werk führt eure Tochter her"; noch bestimmter sagt Johanna von demselben Baume Akt I, Sz. 10, V. 633: „Und eine heil'ge Eiche steht daneben, durch vieler Wunder Segenskraft berühmt."

[3]) Das gespenstige Weib, der Traum, die Warnungen s. Prol. 2, letztere V. 131—132. 155—156. Akt IV, Sz. 7, V. 291 und 9, V. 373: „Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele." Das Historische über jenen Traum s. Johanna d'Arc S. 71 der gr., S. 61 der kl. Ausgabe.

einer Hütte — seiner Hütte so Großes kommen! wie der Herr eine so niedere Magd so hoch erheben[1])!

Thibaut d'Arc war von echter Liebe zu seinem Könige und Vaterlande beseelt. Er fühlte des Königs wie des Vaterlandes Not im tiefsten Herzen; er fluchte der unnatürlichen Mutter, die im Kampfe stand wider den eigenen Sohn; er beklagte den heillosen Zwiespalt, der Frankreich gegen Frankreich bewaffnete, und rief betend Gottes Schutz auf König und Reich herab. Über diese Linie herzinniger Teilnahme hinaus aber erstreckte sich sein Patriotismus nicht. Von einer thätigen Beteiligung wußte er sich als einfacher, des Krieges unkundiger Landmann ausgeschlossen. Hineingebannt in die Schranken seines Standes, betrachtete er das stille Harren und Thun des Nächsten als sein und der Seinen Loos. Die Welt gehört den Großen, dem Landmann nur der Boden seiner Heimat; mögen jene ihre Kämpfe um das Reich ausfechten, diesem bleibt der Trost, daß der Grund, den er bebaut, fest steht in jedem Wandel. Und wie auch schließlich die Würfel der Entscheidung fallen, Thibaut findet Ruhe in der Gewißheit seines Glaubens, daß der Ausgang der Schlachten Gottes Urteil, und daß sein gottgewollter Herr und König der ist, welcher Salbung und Krönung in Reims empfängt[2]).

Thibaut d'Arc war übrigens ein verständiger und einsichtsvoller, im Urteil über die Dinge seines nächsten Lebensbereiches sehr besonnener Mann von allgemein anerkanntem Biedersinn und einer edlen, über die Vorurteile des Reichtums erhabenen Denkungsart. Letztere Gesinnung, sowie die Güte seines Herzens und Gemütes leuchten am hellsten aus der Liebe hervor, womit er seinen drei Töchtern zugethan war und das Wohl derselben zu stiften suchte[3]). Der Eifer dieser Liebe war so brennend, daß er ihn des Schwersten fähig machte, was ein Vaterherz vermag; der Schmerz dieser Liebe so zerreißend, daß er die Seele selbst in Tiefsinn und Schwermut zu zerstören drohte[4]).

Die älteste der Töchter, Margot, zeigte sich in jeder Weise als ein Weltkind vom reinsten Schlag, voll Lebensfrische und Unternehmungsgeist. Ihr Dichten und Trachten ging auf das Äußere der Dinge; nach irdischem Besitz, nach weltlicher Ehre stand ihr Sinn; was sie that und sprach verriet etwas keck Aufstrebendes, eitel Hoffärtiges. Dabei fehlte es ihr jedoch nicht an Herz und Liebe zu Vater und Geschwistern[5]).

Die mittlere der Schwestern, Louison genannt, bildete von seiten ihres Charakters fast in jeder Hinsicht den geraden Gegensatz zu der älteren. Wie diese auf das Äußere, so war jene auf das Innere,

---

[1]) Prol. 2, V. 122 vergl. mit Akt IV, Sz. 11, V. 460—463.

[2]) Prol. 3, Thibauts Herzensergießungen beſ. Vers 366 folgd.

[3]) S. namentl. Prol. 1; hinsichtl. der drei Töchter s. die Anm. 2, S. 17.

[4]) S. Akt IV, Sz. 8, 9 und 11.

[5]) S. Prol. 1, V. 39 und Akt IV, Sz. 5, 7, 9. Diese Stellen enthalten auch die Belege für die Charakteristik der Louison.

auf Herz und Gemüt, gestellt: ein holdseliges Wesen von natürlicher Einfalt und Bescheidenheit, ein wahres Musterbild von Sanftmut und Zartsinn. In ihrem ganzen Gehaben prägte sich die Herrlichkeit einer Demut aus, die nichts von sich, von andern alles hält; ihr ganzes Auftreten spiegelte das selbstlose Sichvergessen einer Liebe, die nicht das Ihre, sondern das sucht, was des andern ist.

Die Eigentümlichkeiten der drei geschilderten Personen stellen in ihrer Vereinigung das Charakterbild der Familie d'Arc dar. In der dritten Tochter, Johanna, welche mit dem Rettungsberuf ihres Vaterlandes begnadigt war, kehren die wesentlichen Grundzüge jenes Familiencharakters wieder, sämtlich jedoch in individueller Gestalt, die meisten in der Verklärung des Ideals. Johanna stand mit der ganzen Familie auf dem Glaubensboden ihrer Kirche. Die engste Verbindung des Geisterreichs mit der Erdenwelt galt ihr, wie dem Vater, als Thatsache; aber die Teufelsfurcht und die Gespensterseherei des letzteren erschien in ihr als Glaube an den persönlichen Verkehr mit himmlischen Mächten; des Vaters ahnungsvolles, „tiefgrübelndes" Wesen ward in der Tochter zu göttlicher Inspiration und Weissagung; der Patriotismus der Familie im Verein mit Margots aufstrebender Sinnesart verklärte sich in Johanna zum Aufschwung der höchsten Begeisterung für König und Vaterland; Louisons Demut und Margots thatrüstige Natur verbanden sich in der jüngsten Schwester zur Thatkraft jener Demut, welcher im Dienste Gottes kein Ding unmöglich, vielmehr der endliche Sieg über die Welt und das eigene Ich gewiß ist[1]).

Wie die Eigenart der Familie, aus der die Jungfrau stammte, so mußte auch die Beschaffenheit der Orts-, der Zeit-, der Lebensverhältnisse, unter denen Johanna emporwuchs, das Ihre dazu beitragen, um sie für ihren göttlichen Beruf zu bereiten.

Ihre Beschäftigungen im Haus, auf der Flur und Trift waren die gewöhnlichen der Landmädchen. Bei der Führung des Haushaltes, in den Arbeiten des Landbaues unterstützte sie mit dienstfertig-demütigem Sinn ihre ältern Geschwister und erfüllte mit stillem Gehorsam selbst die schwersten Pflichten. Ihr Hauptgeschäft aber bestand in dem Hüten der Schafherde. „Von Kind auf" weidete sie die Lämmer ihres Vaters mit einer Treue und einer Kraft der Selbstaufopferung, welche als Vorzeichen jener Liebe und jenes Opfermutes dasteht, den sie einst in ihrem gottverordneten Berufe bewähren sollte. Ein überschwenglicher Segen begleitete all

[1]) Knenen macht in seinem Schriftchen über Schillers Jungfrau von Orleans, Köln 1878, S. 59 darauf aufmerksam, „daß Johanna, ohne den mildernden Einfluß mütterlicher Erziehung aufwachsend (die Mutter müssen wir uns früh gestorben denken), sich zu früher Selbständigkeit und Eigenart entwickeln konnte." Über das sittliche Verhalten und die christliche Frömmigkeit der Jungfrau während ihres Aufenthalts in Domremy s. Johanna d'Arc S. 25 folgd. der gr., S. 23 folgd. der kl. Ausgabe.

ihr Thun, wunderbar gediehen Saaten und Herden unter ihrer Pflege [1]).

Auch Johanna gedieh nach Leib und Seele aufs glücklichste in der Thätigkeit der Schäferin. Ihr Körper, von der Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet, entwickelte sich unter dem Einfluß der freien Lebensweise zu reicher Schönheit und ungewöhnlicher Stärke [2]); ihre Sinne gewannen den höchsten Grad von Schärfe, und ihr unerschrockenes Herz stählte sich durch die Gefahren, welche sie auf den Bergtriften nicht selten gegen Raubtiere zu bestehen hatte, zu mehr als männlichem Thatenmut. Ganz allein nahm sie einst den Kampf mit einem Tigerwolf auf, der die Herden des Dorfes verwüstete, und rang demselben ein Lamm ab, welches er bereits in blutigem Rachen hielt [3]).

Für Geist und Herz der Jungfrau war der Hirtenberuf insofern von der höchsten Bedeutung, als er ihr die gewünschte Gelegenheit bot, sich dem Geräusch des Alltagslebens zu entziehen und betrachtend in der Welt ihres Innern zu verweilen. Schon in tiefem Morgengrauen verließ sie deshalb die Enge ihres Dorfes und kehrte erst in später Stunde nach Hause zurück. Sie trieb die Herde in die Einsamkeit hoher Bergeshalden, am liebsten in den friedvoll-stillen Bereich einer vor Domremy stehenden Wallfahrtskapelle, in welcher ein uraltes

---

[1]) Prol. 2, V. 133 (Raimond): „Wer hegt bescheidnern, tugendlichern Sinn, als Eure fromme Tochter? Ist sie's nicht, die ihren ältern Schwestern freudig dient? Sie ist die hochbegabteste von allen; doch seht Ihr sie, wie eine niedre Magd, die schwersten Pflichten still gehorsam üben, und unter ihren Händen wunderbar gedeihen Euch die Herden und die Saaten, um alles, was sie schafft, ergießet sich ein unbegreiflich überschwenglich Glück." Akt I, Sz. 10, V. 616: „Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter .... und hütete die Schafe meines Vaters von Kind auf." Bekanntlich hat die Poesie das Schäferleben stets mit einem gewissen idealen Nimbus umgeben. Ganz im Geiste unserer Dichtung läßt Schiller die Jungfrau Prol. 4, Str. 3 sagen: „(Gott) der einst den frommen Knaben Isais, den Hirten, sich zum Streiter ausersehen, der stets den Hirten gnädig sich bewies" u. s. w. — Prol. 3, V. 197 (das Bezwingen des Tigerwolfes). Akt I, Sz. 10, V. 637: „Und ging ein Lamm mir in den wüsten Bergen verloren, immer zeigte mir's der Traum, wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief." — Das Historische über die Beschäftigungen der Jungfrau s. Johanna d'Arc S. 24 folgd. der großen, S. 22 folgd. der kleinen Ausgabe.

[2]) S. über das leibliche Bild der Jungfrau den Exkurs zu Ende des Prologs.

[3]) Prol. 3, V. 197. Das übrigens unhistorische Bezwingen des Tigerwolfs, d. h. die dabei bewährte Körper- und Thatkraft steht als die Naturbedingung zu dem Lebensberuf Johannas da (Tigerwolf = furchtbarer Wolf, sonst bezeichnet loup-tigre = guépard eine Hyänenart). Akt V, Sz. 4, V. 79: Die verborgnen Quellen hör' ich rauschen; ebend. Sz. 11, V. 384 folgd.: Hätt' er mein Auge .... Das wilde Huhn kann ich im Fluge zählen, den Falk erkenn' ich in den höchsten Lüften.

Muttergottesbild und neben derselben eine heilige Eiche sich befand, welcher die segensvolle Nähe des Gnadenbildes Wunderkräfte verlieh. Unter den mächtigen Zweigen derselben, aus deren Rauschen man oft wunderbare Stimmen vernahm, saß Johanna gern und oft bis tief in die Nächte hinein. Ein unwiderstehlicher Zug des Herzens trieb sie dazu: die durch die Not der Zeit befeuerte Sehnsucht nach der unmittelbaren Gemeinschaft mit der heiligen Jungfrau sowie das Vorgefühl ihrer erhabenen Bestimmung, welche gerade an dieser Stätte ihr dereinst aus Mariens Munde kund werden sollte. Auch in ihrem Hirtenbriefe erfuhr sie des Baumes Segenskraft. Denn ging ein Schaf ihr verloren in den Bergen, stets sah sie dasselbe im Traume, wenn sie im Schatten der Wundereiche schlief [1]).

In diesem heiligen Äther wuchs die Jungfrau heran, und schon in der Heimat erkannte jedes unbefangene Gemüt unwillkürlich in ihrer ganzen Art zu sein den Adel einer höheren Natur und die Weihe eines ungewöhnlichen Seelenaufschwungs. Sogar des Vaters umflorter Blick sah durch das Düster seiner Vorurteile den Segen hoher Wundergaben, womit Gott sie geschmückt vor allen Mädchen des Heimatthales. Am deutlichsten aber kündigte sich dem Auge der

---

[1]) Prol. 2: Raimonds zweite und dritte, Thibauts dritte und fünfte Rede verbunden mit Johannas Erzählung ihrer Berufung Akt I, Sz. 10, V. 620 folgd. Daß die Eiche durch die Nähe des Marienbildes ihre Wunderkraft empfing, geht insonderheit aus Raimonds Worten: „Des Gnadenbildes segenreiche Näh' (bei der Eiche), das hier des Himmels Frieden um sich streut", sowie aus dem Umstande hervor, daß Maria der Jungfrau unter dem Baume erschien. Thibaut nennt ihn „Druidenbaum" und spricht von einem bösen Wesen, das seinen Wohnsitz unter demselben habe seit grauer Heidenzeit. — Die Stimmen ꝛc. anlangend, welche man oft aus den Zweigen des Baumes zu vernehmen glaubte, s. Thibaut Prol. 2, V. 100: „Seltsamer Stimmen wundersamen Klang vernimmt man oft aus seinen düstern Zweigen"; Johanna Prol. 4, V. 407: „Er (Gott) sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen: Geh' hin! du sollst auf Erden für mich zeugen", und Akt IV, Sz. 1, V. 67: „Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht!" Man denkt unwillkürlich an Dodona. — Das Historische über die Buche, unter welcher der Sage nach in früherer Zeit „Feen" sich aufhielten, s. Johanna d'Arc S. 30 folgd. der gr. und S. 27 folgd. der kl. Ausgabe; hinsichtlich der Kapelle vergl. ebend. S. 27 der gr. und S. 25 folgd. der kl. Ausgabe. Daß Schiller die Buche in eine Eiche verwandelt, hat seinen Grund vielleicht darin, daß sich dieser mit besserem Fuge ein bis in die Druidenzeit hinaufreichendes Alter beilegen ließ; auch paßt eine Eiche insofern besser zum Druidenbaum, als dieselbe bei den keltischen Priestern (Druiden) für heilig galt. S. H. Viehoff: Schillers Jungfrau von Orleans für Haus und Schule erläutert, Düsseldorf 1841, S. 25 und 26 Anm. Römpler spricht in seinen Bemerkungen zu Schillers Jungfrau von Orleans (Programm des Seminars zu Plauen 1872, S. 56) die Vermutung aus, der Dichter habe aus der Buche, dem Feenbaum, eine Eiche gemacht dem Eichengehölz zulieb, aus dem die Retterin Frankreichs erwartet wurde. S. über die Jungfrau vom Eichenholz Joh. d'Arc S. 35 folgd. der gr. Ausgabe.

Liebe das erhabene Wesen der Jungfrau in ihrem ganzen Gehaben an. Raimond nämlich, der trefflichste Jüngling des Dorfes, welcher seit Jahren um ihre Liebe warb, aber ebensowenig, wie ein anderer, ihr Herz zur Gegenliebe zu bewegen vermochte, schildert den Eindruck ihrer Erscheinung mit den hellsten Zügen:

Oft seh ich ihr aus tiefem Thal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herde ragend steht
Mit edlem Leibe und den ernsten Blick
Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
Da scheint sie mir was Höhres zu bedeuten
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten[1]).

Unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse verschmolz Johannas christlich-fromme Gesinnung allmählich mit ihrer patriotischen Liebe zu untrennbarer Einheit, und es empfing die eine ihre eigentümliche Färbung von der andern. Je schwärzer die Wetter des Unheils sich über Frankreich zusammenzogen, desto mehr begeisterte sich Johannas Herz für dessen Heil, und die Kraft ihres Glaubens drückte der patriotischen Liebe von vornherein das Siegel göttlicher Weihe auf; je weniger aber sie bei der eigenen Schwäche Rat und Trost der Abwehr fand, desto entschiedener nahm sie ihre Zuflucht zu der Gottheit, von der alle Hilfe kommt, und der patriotische Eifer stimmte ihr Gemüt zu immer wärmerer Andacht. An der geweihten Stätte, wo Johanna sich dem Himmel näher fühlte, hauchte sie Schmerz und Sehnsucht in flammenden Gebeten aus; sitzend unter der Eiche rief sie mit brünstigem Flehen zu der heiligen Jungfrau, von dem Reiche die Schmach fremder Knechtschaft abzuwenden und demselben den angestammten König zu erhalten[2]).

Die Gnade, welche Johanna als Werkzeug für beides ausersehen hatte, bereitete ihr auch die Wege dazu. Durch besondere Fügung nämlich blieb Domremy von den Schrecknissen des Krieges beständig verschont[3]). Die Aufgabe, welche zu lösen der Jungfrau aufbehalten war, erforderte natürlich eine still-allmähliche Bereitung. Sollte letztere ihren normalen Verlauf nehmen, so mußte Johanna die Heimsuchung des Vaterlandes bloß aus der Ferne schauen. So weit mußte sie dem Kriegsschauplatze entrückt sein, daß sie durch den eisernen Tritt der Heeresmassen nicht in ihrer Entwickelung gestört wurde, und doch den Ereignissen so nahe stehen, daß sie das allgemeine Wehe als das eigene mitfühlen konnte. Und so geschah's. Erst dann bedrohten die Greuel des Krieges den Boden ihrer Heimat unmittelbar und die Not des Vaterlandes steigerte sich aufs höchste,

[1]) Raimond Prol. 2, V. 73 folgd. Derselbe V. 133—136: die hochbegabteste (dabei im höchsten Grade bescheiden, tugendlich, fromm). Thibaut V. 126 folgd. Bertrand Prol. 3, V. 343: Vater d'Arc! Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

[2]) Akt I, Sz. 10, V. 620 folgd. (die Erzählung ihrer Berufung).

[3]) Prol. 1; Akt I, 10 (die Erzählung Johannas von ihrem Heimatleben).

als Johanna leiblich so tüchtig[1]) und geistig so vollbereitet war für ihre große Mission, daß jede Drängnis von außen für sie nur der Anstoß werden konnte, von der Idee zur That überzugehen[2]).

Die letzte Weihe dazu war ihr inzwischen durch besondere Offenbarung zu teil geworden. Im Lichte derselben hatte sie die zwiefache Gewißheit erlangt, daß sie selbst als Gottes Sendbotin das Rettungswerk des Vaterlandes vollbringen sollte[3]), und daß Frankreich vorzugsweise das Land der göttlichen Liebe, das französische Volk das Volk Gottes, der König von Frankreich Gottes Stellvertreter auf dem irdischen Throne sei[4]).

## Die Berufung.

Nur durch außerordentliche Berufung[5]) konnte die Jungfrau vermocht werden, das Außerordentliche zu unternehmen, was ihr

[1]) Prol. 2, V. 55 folgd. und 3, V. 195 folgd.

[2]) Prol. 1 u. 3; Akt I, 10. Etwas anders, obwohl im wesentlichen gleich steht die Sache in der wirklichen Geschichte, s. Johanna d'Arc S. 39 folgd. der gr., und S. 34 folgd. der kl. Ausgabe.

[3]) Prol. 4 Schluß der dritten Strophe: „Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen."

[4]) Prol. 3, V. 332: „Dies Land des Ruhms, .... das Gott liebt wie den Apfel seines Auges"; ebend. 4, V. 419: „Dann wirst du meine Oriflamme tragen"; Akt I, 10, V. 648: „Dieses Schwert umgürte dir! damit vertilge meines Volkes Feinde, und führe deines Herren Sohn nach Reims." — Weil des Königs Vater bereits tot, so kann unter Johannas Herrn nur Gott gemeint sein. Daß diese alttestamentlich-theokratischen und partikularistischen Ideen der wirklichen Geschichte entlehnt sind, s. Johanna d'Arc S. 56 folgd. der gr. u. S. 48 der kl. Ausgabe.

[5]) Was die Visionen und Wunder betrifft, welche in unserer Tragödie vorkommen, so entsteht die Frage, ob man sie unter dem Gesichtspunkt objektiver oder subjektiver Realität zu betrachten habe. Die letztere Auffassungsweise läßt wieder eine doppelte Möglichkeit zu. Entweder sind die Visionen lediglich Produkte der menschlichen Seele, oder es findet bei ihnen ein ideales Zuwirken des göttlichen Geistes statt. Jener rein subjektive Standpunkt erklärt den Vorgang ihres Entstehens aus dem Gesetze der exzentrischen Erscheinung: Jede Reizung eines empfindenden Nerven, mag sie auf dessen Ursprung oder auf irgend eine Stelle in seinem Verlaufe gewirkt haben, gibt sich am äußeren Ende desselben kund. Jede lebendige Vorstellung aber, gleichviel ob wahr oder phantastisch, geht in Vision über, sobald sie nur die nötige Glühhitze erreicht hat, um zu zünden. Daß diese rein subjektive Erklärungsart für unser Stück keine Gültigkeit hat, liegt am Tage. Aus Unzähligem eins: Wie sind die Prophezeiungen im vierten Auftritt des dritten Aktes zu begreifen, wenn nicht geradezu als

von der Vorsehung beschieden war. Wie hätte sie, ein Kind des Friedens, des Waffenhandwerks ungewohnt, den Entschluß fassen

göttliche Eingebungen? Man müßte in der That jedes höheren Verständnisses wie alles poetischen Gefühles bar sein, wenn man nicht aus dem Ganzen der Handlung wie aus tausend Einzelheiten das Walten Gottes vor Augen sehen und mit Händen greifen wollte. — Anders gestaltet sich die Sache, wenn ein Mitwirken des göttlichen Geistes bei der Erzeugung der Vision angenommen wird. Hier ist zwar, wie dort, die menschliche Seele die Geburtsstätte der Vision und das visionäre Bild nichts weiter, als die sinnliche Einkleidung der Idee, wesentlich verschieden aber ist das Urteil über die Weise, wie die Idee selbst auf dem Grunde der Seele zu stande kommt. Nicht wird die Seele in ihrer Denkthätigkeit ganz allein auf sich selbst und die Eindrücke beschränkt, welche sie von der Außenwelt empfängt und in sich verarbeitet, sondern es wird auch eine lebendige Kraftäußerung des Gottgeistes auf den Grund der Seele vorausgesetzt, so daß der Gedanke ebenso das Erzeugnis dreier Faktoren ist, wie die Pflanze das Produkt sowohl des Bodens, der sie trägt, und der Witterungsverhältnisse, welche von außen auf sie einwirken, als des Samenkorns, das in die Erde gestreut ward. Zur Vision nun wird der Gedanke, wenn unter dem Drange der äußeren Lebenslage die menschliche Seele auf den höchsten Grad von Empfänglichkeit gespannt ist und die göttliche Einwirkung die entsprechende Stärke erreicht; das Bild aber, welches auf diese Weise unwillkürlich und unabsichtlich aus dem Grunde der Seele hervortritt, kann nur in die Formen und Anschauungen der Zeit sich kleiden, weil allein in diesen das Göttliche von dem Menschen vernommen, gedacht und vorgestellt wird. Im Lichte dieser Ansicht erscheinen demnach die sinnlichen Formen, in welchen der Jungfrau ihre Glaubensideen ins Bewußtsein traten, als Erzeugnisse ihres Zeitalters; die Ideen selbst dagegen sind ihrem wesentlichen Inhalte nach wie von außen unter dem Einfluß der Lebensumstände und Weltverhältnisse entstanden, so von innen unter des lebendigen Gottes lebendiger Anregung erzeugt und demgemäß als Geburten nicht der sich selbst und ihrer Betrachtung des Weltganges allein überlassenen, sondern der vom Geiste Gottes im Tiefsten bewegten Menschenseele zu denken. Mit andern Worten: Die Visionen sind „nicht ein reines Produkt der Seele, aber auch nicht ein reines Werk des Herrn, sondern das Produkt eines Verhältnisses, in welchem der Herr anregend auf den Grund der Seele wirkt, diese aber infolge jener Anregung ein analoges Abbild seiner Wirkung erzeugt, welches eine Rückwirkung auf das bewußte Seelenleben ausübt.“ — Diese Auffassung, welche in der Mitte steht zwischen den Extremen, genügt in Wahrheit vollkommen, um alles Wunderbare, was unser Drama in visionärer Hinsicht bietet, auf eine würdige Weise zu deuten, und die Kunst, womit Schiller das Übernatürliche begreiflich, das Wunderbare wahrscheinlich gemacht hat, sucht ihresgleichen auf dem ganzen Gebiete der Poesie; aber so gewiß wir auf dem Boden der wirklichen Geschichte jene Erklärung durchweg festhalten, so bestimmt entscheiden wir uns auf dem Felde der Dichtung für die objektive Betrachtungsweise, wonach die Gesichte und Stimmen als äußere Realitäten zu gelten haben. Was dort auf idealem

können, nicht allein die Bahn des Krieges zu betreten, sondern als Führerin an Heeresspitze sich zu stellen, ohne sicht- und greifbare Vollmacht von oben? Nicht anders, denn als Gesandte des Himmels, konnte die Hirtin in dem Glanz des Hofes erscheinen, die Jungfrau Mannesthaten verrichten, die dem Weltgetümmel seither Entrückte in alle Wirrnis des Lebens sich hinauswagen. Die Stunde kam, wo der Ruf dazu aus Mariens Munde, ihrer heiligen Gebieterin, an sie erging.

Einstmals nämlich, als sie eine lange Nacht hindurch in frommer Andacht unter dem Wunderbaum gesessen und keinen Schlaf hatte in ihre Augen kommen lassen („dem Schlafe widerstand"), trat die Heilige zu ihr, eine Fahne und ein Schwert tragend, übrigens aber als Schäferin ganz wie Johanna selbst gekleidet, und redete sie folgendermaßen an[1]):

Ich bin's. Steh auf, Johanna. Laß die Herde.
Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft!
Nimm diese Fahne! Dieses Schwert[2]) umgürte dir!

---

Wege der Jungfrau gegeben wird, dasselbe wird ihr hier auf realem Wege zu teil, indem sie sich innerlich aneignet, was ihr durch Worte und Gesichte von außen entgegenkommt. Wir haben deshalb um so schärfer auf die Rückwirkungen zu achten, welche die Visionen auf die Heldin hervorbringen, damit uns die Stufen des inneren Werdens nicht entgehen, welche diese unter dem Einfluß jener durchläuft.

[1]) Akt I, Sz. 10, V. 646. — Über die Visionen der Jungfrau, welche bei derselben gegen vier Jahre vor ihrem Aufbruch nach Chinon eintraten, und in denen sie nicht Maria und Gott, sondern die Erzengel Michael, Gabriel, die heilige Katharina und Margareta zu schauen glaubte, s. Joh. d'Arc S. 41 folgd. der gr., S. 36 folgd. der kl. Ausg. Die historische Johanna hat sich aufs bestimmteste dagegen verwahrt, daß sie ihre Sendung bei dem Baume empfangen, s. ebend. S. 32 der gr., S. 29 der kl. Ausg.; Schiller benutzt die Sage (s. Prol. 4, Strophe 3), um die Zuhörer anfangs im Zweifel zu erhalten, ob Johanna eine Gottgesandte oder Zauberin. — Übrigens wollen wir, um jedes Mißverständnis abzuschneiden, ausdrücklich bemerken, daß gerade bei den Visionen, wie Schiller sie darstellt, nichts sich findet, was nicht als das Ergebnis rein subjektiver Begeisterung und ekstatischer Schwärmerei verstanden, folglich aus dem Gesichtspunkte bloß subjektiver Realität aufgefaßt werden könnte: prosaisch richtig aber poetisch verkehrt. Nicht auf Wahn, nicht auf Täuschung, wenn auch noch so edel und verzeihlich, kann Johannas Mission beruhen.

[2]) Welche Bewandtnis es mit dieser Fahne, diesem Schwerte hat, daß beide nur die Musterbilder sind, wonach die erstere für die Heldin angefertigt, das Abbild der letzteren auf Grund weiterer Offenbarung von dem Kirchhof zu Fierbois geholt werden solle, s. Akt I, Sz. 10, V. 712 folgd.

Ich weiß
Ein ander Schwert, durch das ich siegen werde.
Ich will es dir (dem König) bezeichnen, wie's der Geist

Damit **vertilge** meines Volkes Feinde,
Und führe deines Herren Sohn nach Reims
Und krön' ihn mit der königlichen Krone!

Johanna entgegnete: Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!

Worauf Maria versetzte: Eine **reine** Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
Sieh mich an! Eine keusche Magd, wie du,
Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
Und göttlich bin ich selbst!

Nach diesen Worten berührte Maria das Augenlid der Jungfrau. Diese blickte empor und sah den Himmel voll von Engelscharen[1]), welche weiße Lilien, das Wappen Frankreichs, in den Händen trugen; zugleich vernahm sie ein süßes Getön, welches langsam in den Lüften verhallte.

In der folgenden Nacht wiederholte sich die Erscheinung in völlig gleicher Weise, in der dritten aber sprach Maria, voll heiligen Unwillens über Johannas Unfolgsamkeit, in scheltendem Tone:

Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Los,
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden,
Die hier gedienet, ist dort oben groß.

So redend ließ sie das Gewand der Hirtin fallen und stand da in der imponierenden Herrlichkeit der Himmelskönigin, bis sie, von goldenen Wolken getragen, allmählich im Lande seliger Wonne verschwand.

---

Mich lehrte ... Sende nach der alten Stadt
Fierbois, dort auf Sankt Kathrinens Kirchhof
Ist ein Gewölb, wo vieles Eisen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll.
An dreien goldnen Lilien ist's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeschlagen sind.
Dies Schwert **laß holen**, denn durch dieses wirst du siegen.
— — — — — — — — — — — — —
Und eine weiße Fahne laß mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieser Fahne sei die Himmelskönigin
Zu sehen mit dem schönen Jesusknaben,
Die über einer Erdenkugel schwebt,
Denn also **zeigte mir's** die heil'ge Mutter.

Das Historische über Schwert und Fahne, s. Johanna d'Arc S. 111—113 der gr. und S. 93—95 der kl. Ausgabe.

[1]) Über die Engelscharen, welche die historische Johanna bisweilen im Gefolge Michaels sah, s. Joh. d'Arc S. 44 der gr. und S. 38 der kl. Ausg.

Da Johanna ihre Bedenken trotz dem Zürnen der heiligen Maria noch nicht vollständig zu überwinden vermochte, so mußten weitere Offenbarungen an sie erfolgen, welche noch stärkere Antriebe zum Eingehen in den göttlichen Gnadenwillen enthielten. Gott selbst ließ daher aus den Zweigen des heiligen Baumes seine Stimme an die Jungfrau ergehen (Prol. 4, Str. 3):

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharao zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Isais,
Den Hirten, sich zum Streiter auserſehen,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen[1]).

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren[2]),
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.

---

[1]) Auf diese Offenbarung Gottes weist Johanna IV, 1, V. 67 mit dem Schmerzenswunsch zurück: „Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht!" In dem Rauschen der Blätter und Zweige ist ihr die Stimme Gottes vernehmlich geworden. Die folgenden Worte: „Wärst du nimmer mir erschienen, hohe Himmelskönigin!" u. s. w. beziehen sich auf die Offenbarung der Maria I, 10. Auf beide Offenbarungen (Prol. 4 u. I, 10) spielt demnach Johanna IV, 1 an, eine Häufung, welche sehr bezeichnend ihrer dermaligen Lage und Stimmung Ausdruck gibt. Nach innen wie nach außen liegt die Verschiedenheit der Gottes- und der Marienoffenbarung augenfällig zu Tage. Bei der Gottesoffenbarung ist einzig und allein das Gehör Johannas, bei der Marienoffenbarung dagegen nicht nur das Gehör, sondern auch das Gefühl und das Gesicht, letzteres ganz besonders beteiligt. Maria spricht nicht bloß zu Johanna, ruft ihr nicht bloß zu, sondern tritt auch an sie heran, trägt Schwert und Fahne, ist aber übrigens als Schäferin gekleidet, berührt das Augenlid der Jungfrau, worauf diese die Engel im Himmel erblickt. Drei Nächte nacheinander erscheint die Gottesbotin, zum drittenmale läßt sie schließlich das Gewand der Hirtin fallen und zeigt sich als Königin des Himmels im Sonnenglanz u. s. w. Was den Inhalt beider Offenbarungen betrifft, so wird sich bei aller Verwandtschaft der charakteristische Unterschied derselben allernächst und weiterhin sehr deutlich herausstellen.

[2]) Über die Männertracht der Jungfrau s. Joh. d'Arc S. 473 folgd. der gr. und S. 413 folgd. der kl. Ausgabe. Über die Ritterrüstung, welche ihr der König machen ließ, s. ebend. S. 110 der gr. und S. 92 der kl. Ausgabe.

Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht;
Dann wirst du meine Oriflamme[1]) tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Überwinder niederschlagen!
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Reims befrein und deinen König krönen.

Um auch die letzte Möglichkeit eines Zweifels ihr zu benehmen und zugleich den Zeitpunkt zu bezeichnen, wo sie zur That aufbrechen sollte, verhieß ihr der Himmel (d. h. Gott) außerdem ein Zeichen[2]), und sie erhielt dasselbe auf wunderbare Art durch einen Helm, der zugleich ihre äußere Rüstung vollendete[3]).

Weitere Offenbarung stellte endlich neben Mariens allgemein gehaltenes Gebot, „mit dem Schwerte ihres Volkes Feinde zu

---

[1]) Die Oriflamme (auri flamma, oriflamme, Goldfahne) hat ihren Namen von dem vergoldeten (aurum) Kupferbeschlag des Schaftes und dem Worte flamma, flamme, Flamme = Wimpel, womit man im Mittelalter eine Standarte oder Fahne bezeichnete. Ursprünglich das rotseidene Banner der Abtei St. Denis, wurde sie in den Fehden derselben von den Schirmvögten des Klosters, und nachdem die Grafschaft an die Krone gefallen war, von den Königen oder deren Stellvertretern getragen und bildete seit dieser Zeit die Hauptfahne des französischen Heeres. Später brauchte man das Wort in der allgemeinen Bedeutung: Hauptfahne, Hauptbanner. In diesem Sinne steht es auch in unserm Stück, denn Johanna trug die ursprüngliche oder die gewöhnliche Oriflamme so wenig, als das Schwert des Kronfeldherrn (Connetable), weil ihre Mission von Gott geordnet und darum nicht mit irdischen, sondern mit göttlichen, d. h. von Gott ihr speziell vorgeschriebenen Waffen zu vollziehen war. Des zum Beweise s. Akt I, Sz. 10, V. 706—730, z. B. V. 711 folgd.: „Nicht durch dies Werkzeug irdischer Gewalt (d. h. das Schwert des Connetable) ist meinem Herrn der Sieg verlieh'n. Ich weiß ein ander Schwert ... wie's der Geist mich lehrte“ ... V. 730: „Denn also“, d. h. die V. 725—729 bezeichneten Farben und Embleme (Sinnbilder) der Fahne, „zeigte mir's die heil'ge Mutter.“ Auch der Ausdruck Prol. 4, V. 419 „meine Oriflamme“ weist darauf hin.

[2]) Prol. 4, Schlußstrophe. Indem Johanna die Verheißung des Zeichens mit der Offenbarung Gottes verbindet, gibt sie zu verstehen, daß jene gleichzeitig ist mit dieser und von Gott selbst herrührt. Auf jeden Fall hängt die erstere mit der letztern aufs engste zusammen und bildet den steigernden Abschluß derselben. Sie ist der sinnfällige Thatbeweis für die gottgegebene Bürgschaft: „Du wirst“ u. s. w.

[3]) Das Motiv des Zeichens ist nicht der wirklichen, sondern der alttestamentlichen Geschichte entlehnt. Daß Johanna die zur äußeren Rüstung gehörigen Waffenstücke: Panzer, Schwert, Fahne, erst in Chinon empfängt, ändert natürlich an der Sache nichts. Der Idee nach hat sie dieselben bereits früher bei der Marien- und Gottesoffenbarung erhalten.

vertilgen", die besondere Vorschrift, „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschicken werde" [1]).

---

Betrachten wir zuvörderst die Marienvisionen in ihrem Verhältnis sowohl zu einander als zu der Gottesoffenbarung.

Schon im Äußern kündigt sich ein stufenmäßiger Fortschritt an. Zuerst erscheint Maria in dem schlichten Gewande der Schäferin, sodann im Sonnenglanz der Himmelskönigin; in den beiden ersten Nächten redet sie in fast traulichem Tone, in der dritten Nacht mit zornigem Schelten. Demnächst gibt Gott selbst, den niemand sehen kann, sich dem Gehör durch das Rauschen der Baumzweige zu vernehmen.

Rücksichtlich des Inhalts der drei Offenbarungen ist die Steigerung (Gradation) ebenso erkennbar. Im allgemeinen sind die Mariengesichte mehr in Form der Verkündigung dessen gehalten, was Gott will, daß Johanna thun soll; die Gottesstimme hingegen gibt sich mehr als Verheißung dessen, was nach des Herrn Ratschluß unfehlbar geschehen wird. Jene sind mehr weckend, ermutigend, treibend und schreiten zuletzt bis zu strafender Zurechtweisung fort; diese spricht in Weise des unbedingten Machtgebotes und verbürgt kraft des göttlichen Vorherwissens als zweifellose Thatsache, was noch nicht ist, sondern erst werden soll. — Maria gibt sich zu erkennen durch ihr versicherndes: „Ich bin's"; von dem Herrn, dem Gotte Moses und Davids, heißt es dagegen mit selbstverständlicher Gewißheit: „Er sprach zu mir". — Dort bringt Maria die Botschaft: „Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft", und verbindet erläuternd damit die Aufforderung, welche dem eigenen Entschließen einen gewissen Spielraum verstattet: „Laß die Herde, nimm Fahne, Schwert, vertilge damit die Feinde, führe deines Herren Sohn nach Reims . . . kröne"; weiter geht sie bei ihrem letzten Erscheinen in dem zürnenden Hinweis auf die Pflicht des Gehorsams und die Notwendigkeit der Heiligung: „Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden, das harte Dulden ist ihr schweres Los, durch strengen Dienst muß sie geläutert werden"; aber erst Gott selbst erteilt die unbedingt maßgebende Vorschrift in dem Gebietenden: „Du sollst für mich zeugen, du sollst in rauhes Erz

[1]) Akt II, Sz. 7, V. 374 folgd. — Wir werden der Natur der Sache gemäß diese besondere Vorschrift nicht früher ansetzen dürfen, als bis Johanna in den göttlichen Ruf vollständig eingegangen war. Am geeignetsten erscheint demnach die Zeit zwischen dem Empfang des Helms (Prol. 3) und dem Abschied von Domremy (Prol. 4) und zwar unmittelbar vor Ablegung des Gelübdes auf die ganze Mission, weil die betreffende Vorschrift insofern für einen Teil des ersteren (des Gelübdes) zu gelten hat, als sie eine der beiden Grundbedingungen bildet, auf welchen die Erfüllung der letzteren (der Mission) beruht (nicht lieben — unter Umständen töten).

die Glieder schnüren", und stellt die Erfüllung des wichtigsten Teiles der Johanna erteilten Aufgabe unter die unverbrüchliche Garantie seines allmächtigen Willens: „**Du wirst** meine Oriflamme tragen, wirst den stolzen Überwinder niederschlagen, wirst Reims befrein und deinen König krönen". — Knüpft die heilige Maria ihr Trost- und Ermunterungswort: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden", an die subjektive Bedingung: „**Wenn sie** der ird'schen Liebe widersteht", so hören wir aus Gottes Munde durch die Mittelstufe des Verbotes hin: „Nicht darf Männerliebe dein Herz berühren", das Machtwort des unwandelbaren Ratschlusses: „**Nie wird** der Brautkranz deine Locken zieren, dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust". — Von jenem Wenn des Widerstandes gegen die irdische Liebe macht Maria auch den Gnadenlohn himmlischer Verherrlichung abhängig, den sie der Jungfrau in den Worten vorhält: „Eine keusche Magd, wie du, hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren und göttlich bin ich selbst"; schon bei ihrem letzten Auftreten jedoch wandelt sie ihr ausdrückliches Wenn in das versteckte: „Die hier gedienet[1]), ist (d. h. wenn eine = so ist sie) dort oben groß", und nähert sich damit bereits dem dritten Standpunkt; allein erst auf diesem findet sowohl das ausdrückliche als das versteckte Wenn seinen schlechthinnigen Abschluß in dem: „**Ich werde** dich ... verklären".

Der stufenmäßige Fortschritt liegt zu Tage.

Nach dem allwissend-allmächtigen „Ich werde, Du wirst, Nie wird" des lebendigen Gottes bleibt nur eine Möglichkeit der Steigerung übrig, die nämlich: das ideale **Wort** der Offenbarung durch einen realen **Gegenstand** zu überbieten. Mittels des verheißenen Zeichens (des Helmes)[2]) wird Johanna den Willen und die Kraft Gottes nicht nur mit Augen sehen und mit Händen greifen, sondern sogar auf fühlbare Weise gewahr werden.

Auf den gefundenen Grundlagen werden wir nunmehr eine Überschau von dem Totalgehalte der Visionen zu entwerfen und dabei den Phasen innerer Entwicklung nachzuspüren haben, welche die Jungfrau unter dem Einfluß jener durchläuft.

„Vertilge meines Volkes Feinde, und führe deines Herren Sohn nach Reims, und krön' ihn mit der königlichen Krone": so lautet der Auftrag, welchen Maria im Namen Gottes der Hirtin erteilt hat (I, 10).

„Du wirst meine Oriflamme tragen und, wie die rasche Schnitterin die Saat, den stolzen Überwinder niederschlagen; umwälzen wirst du seines Glückes Rad, Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,

[1]) Daß hier das Dienen, dort das Nichtlieben die Bedingung bildet, thut zur Sache nichts; ist doch das letztere die wesentliche Voraussetzung des ersteren, ja das Hauptstück des zu leistenden Gehorsams selber.

[2]) S. Seite 29, Anm. 2 u. 3.

und Reims befrein (selbstredend durch einen Sieg) und deinen König krönen": so verheißt Gott selbst als seinen unwandelbaren Ratschluß (Prol. 4)[1].

Die Himmelsbotschaft Mariens umfaßt die ganze Aufgabe Johannas in den beiden Forderungen: Vertilge die Feinde in den Schlachten bis Reims und kröne in Reims deinen König. — Gottes Verheißung garantiert das Krönen des Königs, nicht aber garantiert dieselbe das Vertilgen der Engländer. Denn die sämtlichen von Gott verbürgten Erfolge, welche Johanna auf ihrer Berufsbahn bis Reims erringen wird, sind, wie groß auch immer, doch keineswegs gleichbedeutend mit der völligen Vertilgung der Feinde[2]. Allerdings ist es der Wille der Vorsehung, daß die Vernichtung der englischen Kriegsmacht durch starke Verluste in den ersten Kämpfen sich vorbereite und in der Hauptschlacht vor Reims vollende, daß mithin der Befreiungssieg der Krönungsstadt sich bis zu gänzlichem Aufreiben der feindlichen Streitkräfte fortsetze, aber eine unverbrüchliche Gewähr für letzteres haben die Himmlischen der Jungfrau nicht gegeben. Gott hat durch sein Wort: „Du wirst Reims befrein", ihr nicht mehr als den Sieg zugesichert. Und warum nur diesen, und nicht auch das Vertilgen? Die Offenbarung enthält die Antwort sowohl direkt in Gottes Verbot: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren" u. s. w. (Prol. 4), als indirekt aus Mariens Munde: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht" (I, 10). Obwohl also dem Gnadenrat der Gottheit gemäß das Vertilgen der Feinde sich bei Reims vollständig verwirklichen soll und kann, so muß dies doch nicht unbedingt geschehen und es wird nicht geschehen, wenn Johanna in dem entscheidenden Wendepunkt, wo der Sieg zwar erfochten, das Vertilgen aber noch nicht zu Ende geführt ist, die Grundbedingung ihrer Mission (nicht lieben) verletzt. Die Krönung bleibt auch in diesem Falle

---

[1]) Du wirst deinen König krönen (ebenso III, 9, V. 627; mit der Krone schmücken IV, 2, V. 104) ist nicht so zu verstehen, als solle Johanna eigenhändig die Krönung vollziehen; das Zeremoniell des Krönungsaktes bleibt ganz und gar unberührt, da es traditionell ein für allemal bestimmt und geheiligt ist. Das Wort krönen bedeutet vielmehr die Krönung möglich machen (vergl. IV, 2, V. 142—150; IV, 3, zu Anfang) und — was besonders zu beachten — bei der Krönungsfeier persönlich gegenwärtig sein, s. IV, 6. Die Gegenwart der Gottgesandten soll das sichtbar-lebendige Zeugnis der an König und Reich vollbrachten Gottesthat sein, s. IV, 10, V. 423—442. II, 7. V. 419 folgd. I, 11, V. 785 folgd. Prol. 3, V. 371 folgd.

[2]) Wie das Ende des Stückes V, 12 u. 13 thatsächlich ausweist, soll das Vertilgen teils durch Niederhauen teils durch Gefangennehmen der ganzen englischen Heeresmacht erfolgen. In gleichem Sinne spricht Johanna zu Montgomery II, 6, V. 422 folgd.: „Der Tag der Rache ist gekommen, nicht lebendig mehr zurückemessen werdet ihr das heil'ge Meer u. s. w." Johanna ist die gotterwählte Rächerin, nur sie, sonst niemand führt das Rachschwert Gottes. III, 4, V. 446. 9, V. 639.

gesichert, denn sie steht unter der doppelten Garantie „Du wirst Reims befrein" und Deinen König krönen, und der Einzug der Sieger in die befreite Stadt erfolgt unmittelbar nach der Schlacht, gleichviel ob dieselbe mit oder ohne die totale Vernichtung der Feinde gewonnen ist [1]).

Um ihre schwere Aufgabe zu lösen, bedarf die Jungfrau eine besondere Ausstattung an Leib und Seele. Die eine wie die andere empfängt sie von demselben Herrn, der sie zum Werke seines Dienstes beruft.

Mit Erz und Stahl, gebietet er ihr, die Glieder zu bedecken; Maria zeigt ihr das Vorbild der Fahne, die sie tragen soll; das Schwert bekommt sie durch Eingebung des Geistes von dem Kirchhof der heiligen Katharina zu Fierbois, der Helm wird ihr durch ein Wunder göttlicher Fügung zu teil [2]).

Die geistige Rüstung, deren sie benötigt ist, um einzugehen in Gottes Gnadenrat, kann nur der felsenfeste Glaube sein an ihren heiligen Beruf und der unerschütterliche Wille, denselben zu vollziehen. Gott bereitet sie zu beidem durch jedes Mittel seiner erziehenden Liebe. Er sendet die heilige Jungfrau an sie als Botin seines Ratschlusses. Johanna hegt keinen Zweifel, daß Maria es sei, die ihr erscheint, und daß der Auftrag, den sie überbringt, von Gott selber ausgehe; aber so gewiß des Vaterlandes Rettung ihres Herzens heißestes Verlangen ist [3]), so wenig vermag sie im Bewußtsein ihrer weiblichen Schwachheit und Unkenntnis des Kriegswesens sich selbst als Retterin des Vaterlandes zu denken. Daher ihr Einwand: „Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!" Nach dieser Seite hin ist demnach ihr Glaube hinkend und unfertig, deshalb auch ohne treibenden Einfluß auf ihren Willen. Um jenen zu ergänzen und diesen dadurch zur That zu ermutigen, hält Maria im Spiegel der eigenen Geschichte ihr die jungfräuliche Reinheit als die Macht vor, welche jedes Herrliche auf Erden vermöge, durch welche folglich auch Johanna des Größten fähig sei. Kein Laut einer Widerrede geht aus Johannas Munde, zum deutlichen Beweis, daß sie im Punkte der Liebe sich keiner Schwäche bewußt ist [4]). Den Willen der Jungfrau sucht Maria bei ihrem dritten Erscheinen noch außerdem teils durch die tiefernste Mahnung zu bewegen, daß im Gehorchen und Dienen die eigenste Bestimmung gerade des Weibes bestehe, teils durch die reizende Vorstellung zu erheben, daß der Gehorsam des

[1]) Über die historischen vier Aufgaben der Jungfrau s. Johanna d'Arc S. 246 folgd. der gr., S. 213 folgd. der kl. Ausgabe.

[2]) S. Prol. 4, V. 409—410 (Erz—Stahl), 419 (Oriflamme) und 426 (Helm), vergl. 3, V. 191 folgd.; I, 10, V. 706 folgd. (Schwert und Fahne). Über das Historische s. die Anmerkungen zu S. 27, Z. 4 unten, S. 28, Anm. 2.

[3]) S. Seite 23.

[4]) Man halte ja fest, daß Johannas Bedenken bloß die physische und intellektuelle, keineswegs aber die ethische Seite der Mission (die Liebe) betreffen.

Dienstes, weil das Mittel der Heiligung, der Weg zu himmlischer Herrlichkeit sei. Auch dagegen bringt Johanna keinen Einwurf vor und zeigt damit, daß alle Worte Mariens ihr tief ins Gemüt gedrungen sind. Während sie dieselben mit entschiedener Zukehr des Herzens in sich bewegt, ohne jedoch zur Festigkeit des Entschlusses zu gelangen, läßt der Herr selbst, um diesen zur Reife zu bringen, das Macht- und Liebeswort seines unabänderlichen Ratschlusses: „Du wirst“ [1]), an sie ergehen, indem er dabei Mariens indirektes Gebot: „Wenn eine reine Jungfrau der irdischen Liebe widersteht“, in der Form des direkten Verbotes erneuert: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren“. Zugleich verheißt er ihr ein Zeichen als sinnfällig-äußerliche Verbürgung seiner Gnadenabsichten [2]). Die Spannung, womit Johanna das Zeichen erwartet, und die Hast, womit sie es ergreift, sind augenscheinliche Beweise für die Sehnsucht, mit welcher sie dieser thatsächlichen Versiegelung zu ihrem Berufe entgegenharrt, und damit zugleich die sprechendsten Zeugnisse für die gläubig-willige Gesinnung, mit der sie den Vollgehalt der Gottesoffenbarung sich angeeignet hat. Nunmehr vollendet der Helm wie ihre äußere [3]), so ihre innere Ausrüstung zur Übernahme des göttlichen Auftrags. Denn er kommt nicht allein, sondern Gottes Kraft und Gottes Geist mit ihm. Die Kraftergüsse, welche Johanna bei der Berührung desselben in Leib und Seele hineinströmen fühlt [4]), erhöhen den Mut und die Kraft, womit die Natur sie ausgestattet, und entzünden dadurch ihren Willen zu flammender Thatbegeisterung. Zugleich schließen dieselben den Glauben Johannas zu der Gewißheit ab, an der es ihm anfangs gebrach [5]), daß die Macht des Vollbringens von oben kommt, und daß Gott jedem, den er zu seinem Werke beruft, dazu auch seinen Geistes- und Kraftbeistand leiht [6]). Übrigens ist diese Zuversicht wie jene Erkenntnis im Grunde nur der Abschluß dessen, was Maria gleich anfangs mit ihrem Ausspruch besagt hat: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden.“ Nicht auf die Macht bloß menschlich-natürlicher Stärke und Einsicht wollte sie damit Johanna anweisen, vielmehr die jungfräuliche Reinheit als die Eigenschaft hinstellen, deren der Herr sich bediene, um

---

[1]) Prol. 4, Strophe 5. Nicht darf, nie wird Str. 4.

[2]) Prol. 4, letzte Strophe.

[3]) S. Seite 33, bes. Anm. 2.

[4]) Prol. 4, letzte Strophe: „Mit Götterkraft berühret mich sein (des Helmes) Eisen, und mich durchflammt der Mut der Cherubim; ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen, es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm“ u. s. w.

[5]) Akt I, Sz. 10, V. 652: „Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!“

[6]) Prol. 3, V. 324: „Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott. Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige.“

durch dieselbe seine eigene Kraft und Weisheit auf Erden zu offenbaren [1]).

Eben deshalb ist die Jungfräulichkeit die Grundbedingung, von welcher sowohl die Übernahme als die Durchführung des göttlichen Auftrags abhängt. Und zwar besteht dieselbe nicht bloß in dem Verzicht auf den weiblichen Beruf der Gattin und Mutter, sondern in der Abwehr jeder geschlechtlichen Neigung, wäre diese auch nicht mehr als ein still-geheimes Sehnen nach irdischem Liebesglück, ohne noch eine bestimmte Person zu ihrem Gegenstand zu haben. Was zum Dienste Gottes bestimmt ist, muß rein sein und geschieden von allem profanen Gebrauch. Soll Johanna das Werkzeug Gottes zu Frankreichs Befreiung sein, so kann sie das nur, wenn sie von jeder Befleckung der Sünde sich frei hält und ihr Herz ungeteilt dem Herrn zu eigen gibt. Ganz und allein muß der Herr das Herz besitzen, das er mit seiner Kraft und seinem Geist zu seinem Werke füllen soll; ohne Rück- und Vorbehalt muß das Herz dem Herrn sich geben, das in seiner Stärke seinen Dienst verrichten will. Dies der Tiefsinn sowohl des göttlichen Verbotes: „Nicht Männerliebe darf Dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust", als des Marienwortes: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht." Das eine ist nur die Ergänzung des andern. Nicht die irdisch-selbstische, nur die himmlisch-heilige Liebe darf Johanna kennen, damit sie keinen andern Willen habe als den göttlichen, und niemand Macht über sie besitze, als der Herr allein. Nur in einer Liebe soll sie brennen, in der Liebe zu ihrem Gott und zu dem Beruf, den er ihr gab [2]).

---

[1]) So hat auch Johanna die heilige Jungfrau verstanden, s. Akt IV, Sz. 1, vorletzte Strophe: „Willst du **deine** Macht verkünden, wähle sie, die frei von Sünden stehn in deinem ew'gen Haus; deine Geister sende aus, die unsterblichen, die reinen" u. s. w. — Die historische Johanna gelobte Gott und ihren Heiligen, eine reine Jungfrau zu bleiben an Leib und Seele, s. Joh. d'Arc S. 45 u. 51 der gr., S. 39 u. 44 der kl. Ausgabe.

[2]) Daß Johanna seit der Entgegennahme des Helmes den Tiefsinn der göttlichen Forderung Prol. 4, Str. 4: „Nicht Männerliebe darf dein Herz **berühren** mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust", richtig versteht, geht unzweifelhaft hervor aus III, 4, V. 390: „Die reine Jungfrau nur kann es (das Werk) vollenden. Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes und keinem Manne kann ich Gattin sein"; V. 436: „Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören, die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet, herab willst ziehn in den gemeinen Staub". (Nur als reine Jungfrau ist Johanna Gefäß Gottes); V. 446: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann". IV, 1, V. 25: „Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen? Ich, meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin, für meines Landes Feind entbrennen? Darf ich's der keuschen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham?"; V. 73: „Ach, ich sah

Noch eine Bedingung hat der Herr an das Rettungswerk der Jungfrau und zwar direkt an die Ausführung desselben geknüpft. Nicht bloß im allgemeinen ist ihr das Amt der Heerführerin übertragen und damit die Aufgabe gestellt, den Feind zu vernichten, sondern es ist ihr überdies speziell für ihre Person auch der Beruf der Kriegerin und zwar mit der besonderen Weisung erteilt, „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschicken wird“ [1]). Die bestimmteste Regel des Verhaltens ist ihr eben damit für den Schlachtenkampf vorgezeichnet. Das Töten mit eigner Hand macht ihr der göttliche Befehl zur unabweisbaren Pflicht, aber keineswegs verlangt derselbe von ihr, sich wie eine Furie der Rache mitten unter die Feindesscharen zu stürzen und in blinder Wut jeden niederzuwürgen, den sie mit dem Schwerte erreichen kann; vielmehr schreibt der Herr ihr vor, das Schwert allein wider diejenigen zu zücken, welche er selbst auf unverkennbare Weise ihr entgegenführen und dergestalt als Opfer seiner Gerechtigkeit bezeichnen werde. Der hohe Ernst dieser Vorschrift drückt sich namentlich in den Worten „alles Lebende“ aus, indem dieselben Johanna zur größten Vorsicht mahnen und vor blinder Leidenschaft warnen, damit sie nicht durch die List böser Geister in die Fallstricke der Hölle gerate. Nur in Einzelfällen also will der Herr den Arm der Jungfrau zu seinen Strafgerichten berufen, dann aber soll sie durch kein natürliches Mitleid und Erbarmen sich abhalten lassen, Vollstreckerin seines Willens zu sein [2]).

---

den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht! Doch auf Erden ist mein Hoffen und im Himmel ist es nicht!“ Vergl. IV, 2, V. 116 (Sorel): „Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn, die reine Brust bewegt kein irdisch Glück“; V. 185 bis Ende der Szene. II, 7, V. 395: „Du rufest lauter irdisch fremde Götter an, die mir nicht heilig noch verehrlich sind. Ich weiß nichts von der Liebe Bündnis ... und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst“.

[1]) Der Befehl Mariens: „Damit (mit dem Schwerte) vertilge meines Volkes Feinde“ u. s. w. kann beides umfassen, den Beruf der Kriegerin und der Heerführerin, aber auch auf den Feldherrnberuf allein beschränkt werden, darum neben der allgemeinen Vorschrift das Spezialgebot II, 7, V. 374: „Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen, verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt.“

[2]) Daß dies die richtige Auffassung, daß insbesondere Johanna das richtige Verständnis der Vertragsvorschrift besitzt, beweist unwiderleglich ihr korrektes Verhalten dem Montgomery gegenüber (II, 6). In der Ritterszene (III, 9) dagegen führt die Leidenschaft sie zu dem Verstoß wider die Grundregel des Vertrags. — Übrigens ist das Motiv des Tötens samt allem Zubehör durchaus unhistorisch. Johanna hat wiederholt versichert, sie habe nie einen Feind getötet. Vergl. Johanna d'Arc S. 489 folgd. der gr. und S. 428 der kl. Ausgabe. — Wer Anstoß daran nimmt, daß Schiller einem Weibe das Töten göttlich geboten sein läßt, den verweisen wir auf Palleske, Schillers Leben und Werke, II, S. 354: „Selbst das Weib wird bei einem rechten Volk von dem gemeinsamen

Was das Verhältnis beider Bedingungen zu einander betrifft, so hängt die zweite mit der ersten so eng zusammen, daß sie mit dieser steht und fällt. So lange Johannas Liebe allein die himmlisch-heilige, d. h. allein auf Gott gerichtet ist, so lange stärkt Gott ihre Leibes- und Seelenkraft dergestalt, daß sie im stande ist, das natürliche Mitleid zu überwinden und mit unwiderstehlicher Gewalt jeden Gegner niederzuschlagen, den er ihr entgegenschickt (II, 8); wenn dagegen Johanna der irdisch-sinnlichen Liebe zu einem Manne das Herz öffnet, dann entzieht ihr Gott seine Kraft, und bloß auf das eigne Vermögen beschränkt, kann sie nicht mehr, was sie soll und will (III, 10). Daher weist auch die Offenbarung mit ihrem Wenn und Nicht darf nur auf eine Gefahr für Johannas Mission, auf das Verlieben hin.

Die beiden Bedingungen, unter welche die Vorsehung Johannas Aufgabe gestellt hat, enthalten in der That das Schwerste, was einem Mädchenherzen zugemutet werden kann. Nichtlieben — was widerspräche mehr der Natur des Weibes? Töten — was wäre ihr mehr entgegen? Welche Gefahr demnach, sowohl dieses Gebot als jenes Verbot zu verletzen, zumal in den besonderen Verhältnissen, in welche die Jungfrau eintreten soll! Jeder Schritt und jeder Tritt, den sie thut auf ihrer Bahn, schließt eine ernste Prüfung in sich; am Hof wie in der Schlacht, von Freund und Feind muß die Versuchung in tausend Gestalten ihr begegnen. Ihr an sich selbst schon saurer Berufsweg wird durch die beiden Bedingungen zu einem wahren Leidensgang. Und warum läßt der Herr sie so schwer versucht werden? warum fordert er von ihr, was so sehr der weiblichen Natur widerstreitet? Mariens Wort gibt die Deutung: Durch den Gehorsam strengen Dienstes soll Johanna geläutert werden.

Zu einem Gefäße seiner Heiligkeit will der Herr die Jungfrau im Verlauf ihrer Rettungsthat verklären. Der Gehorsam ist der Weg dazu. Ihn soll Johanna in strengem Dienste leisten und leistend lernen. Dieser Gehorsam aber ist ein Gehorsam des Denkens (d. i. des Glaubens), des Wollens, des Thuns. Er erfordert demnach die unbedingte Übergabe des ganzen menschlichen Ichs an das göttliche, das Selbstopfer der ganzen Persönlichkeit an Gott. Diese

---

Drang durchflammt, den Feind des mütterlichen Bodens zu vertilgen. Bei allen Völkern von starker Nationalität, im Altertum bei den Juden und bei fast allen modernen Völkern, hat das Weib sich in der höchsten Not des Vaterlandes zu dem kriegerischen Mann gestellt, den unkriegerischen angefeuert. Das Gebot heißt: Du sollst nicht töten. Im Kriege heißt es: Du sollst töten. Denn eine ebenso mächtige natürliche Stimme ruft in unserer Brust: Du sollst dein Vaterland rein bewahren. Jeder Nationalkrieg ist eine Offenbarung der Welttragik, ist schon ein Konflikt sittlicher Pflichten. Wie tragisch vollends ist es, wenn die Friedeweberin (mit diesem schönen Namen nannten unsere Altvordern das Weib) Hasses- und Todesweberin werden und den Männern im blutigen Werk vorangehen muß, um zu zeigen, wie mächtig der Geist auch im Schwachen ist. Solch ein Entschluß ist nur in einer verzweifelten Lage, nur bei einem ungewöhnlichen Charakter möglich".

höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit wird natürlich nicht mit einem Sprunge erstiegen, sie ist vielmehr das Ergebnis eines allmählichen Entwickelungsganges. Nur durch das beständige Verleugnen des eigenen Wesens dem Herrn zu Liebe, nur durch das fortgesetzte Beugen des Naturwillens unter den Gotteswillen, nur durch das unablässige Niederkämpfen jedes selbstischen Sinnens und Trachtens wohnt das Göttlich-Heilige in den Menschen sich ein und durchdringt ihn mit Kräften des ewigen Lebens. Deshalb bedarf er die Versuchung als Mittel der Selbsterkenntnis und Selbstentäußerung sowie als Antrieb zu stetem Aufblicken nach Gottes Geist und Gottes Kraft, um jeden äußeren und inneren Widerstand zu bewältigen, der ihm in seinem Heiligungslaufe entgegentreten könnte. Je gewaltiger aber die Versuchung, desto reicher die Gnade, welche dem Sieger zu teil wird, indem der Größe des menschlichen Opfers die Größe der göttlichen Gegengabe entspricht. Und je öfter, je länger der Streiter solche Versuchungen unter dem Beistande Gottes überwindet, desto mehr nähert er sich dem Ziele der Vollkommenheit. Dies eben ist Johannas Fall. Das Höchste ist ihr zugedacht, darum hat sie das Schwerste zu bestehen. Ist sie in den beiden Bedingungen bewährt, dann hat sie den Gehorsam überhaupt gelernt, der, wenn er vollendet, die Heiligkeit selber ist.

Und worin besteht nun das Große, was ihr werden soll? Ein doppelter Gnadenlohn ist ihr verheißen, ein irdischer und ein himmlischer. Zur Entschädigung für das Entbehren irdischen Liebesglücks verspricht ihr der Herr, „sie mit kriegerischen Ehren vor allen Erdenfrauen zu verklären“ (Prol. 4, Str. 4); Maria deutet (I, 10) auf den himmlischen Lohn zunächst durch ihr erhabenes Vorbild: „Und göttlich bin ich selbst“, sodann durch den im Reiche Gottes allgemein gültigen Grundsatz: „Die hier gedienet, ist dort oben groß“ [1]). Dieser Vorhalt des zwiefachen Lohnes will durch den Blick auf das erhabene Ziel wie die Lust erwecken, in den Willen Gottes einzugehen, so den Eifer beflügeln, durch das Thun desselben sich heiligen zu lassen.

Als Gesamtergebnis halten wir fest:

Das französische Land und Volk sind vorzugsweise das Land und Volk der göttlichen Liebe;

Der König heißt Sohn des Herrn als Gottes Stellvertreter auf dem Throne Frankreichs;

(Den idealen, überall durchscheinenden Hintergrund dieser theokratischen Ideen bildet die Gerechtigkeit der französischen Sache.)

Gott will sich verherrlichen

erstens an dem König und dem Volk von Frankreich durch Errettung von dem englischen Joche [2]);

---

[1]) Der historischen Jungfrau haben die Heiligen auf ihre Bitte versprochen, sie ins Paradies zu führen. S. Joh. d'Arc S. 51 der gr., und S. 44 der kl. Ausgabe.

[2]) Aus dem schwächeren Geschlechte und aus niederem Stande wählt er die Vermittlerin seiner Heilsabsicht, eine keusche Jungfrau voll kind-

zweitens an und in der Jungfrau, seinem Werkzeuge, durch Verklärung auf Erden wie im Himmel;
Beides in einem: Der Befreiungskampf Frankreichs soll der Verklärungsgang der Jungfrau sein.

Wir werden demnach äußere und innere, Kriegs- und Seelenthaten sehen. Nicht fertig ist der Charakter der Jungfrau, er ist ein werdender und wird es sein durch alle Stadien christlicher Entwickelung bis zu völliger Durchdrungenheit des Menschlichen von dem Göttlichen. In diesem Lichte erscheint die Geschichte der Jungfrau als die heilige Geschichte der Menschheit selbst auf Erden, und die Einzelthatsache, welche die Dichtung dramatisch versinnlicht, wird zum universellen Symbol der christlichen Glaubens- und Heiligungsidee.

Nachdem Johanna zugleich mit dem Helm volle Klarheit über ihren Beruf und das Wie seiner Ausführung erlangt hatte, legte sie in heißer Liebe zu ihrem Vaterland und in dem heiligen Wunsch, sowohl den Ratschluß Gottes zu erfüllen als die Krone des ewigen Lebens zu verdienen, feierlich das Gelübde ab, die ihr gewordene Aufgabe mit Gottes Kraftbeistand und unter seines Geistes Leitung zu vollführen. Es war das die menschliche Antwort auf die göttliche Forderung, das menschliche Ich will auf das göttliche Du sollst.

Das Gelübde umfaßte erstens alles, was die Himmlischen ihr befohlen hatten: Vertilgung der Engländer — Krönung des Königs in Reims (s. S. 68), und zweitens die Bedingungen, unter welche das Gelingen dieses Auftrags gestellt war: Nicht lieben — Töten (in bestimmten Fällen, s. S. 36).

Daß Johanna das Ganze ihrer Mission zu vollbringen gelobt hat, geht hervor aus III, 9, V. 617: „Ich führ' es (mein Werk) aus und löse mein Gelübde", V. 640: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn" u. s. w.; III, 4, V. 407: „Jetzt heißt er (der Geist) mich mein Werk vollenden", V. 458: „Es treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle"; II, 4, V. 298: „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen". Was denn hat Gott ihr geheißen? Durch

---

licher Glaubenseinfalt und heiliger Vaterlandsliebe, auf daß alle Welt in ihm den Retter erkenne, welcher die Geschicke der Völker in der Hand seiner Allmacht hält und durch den Glaubensmut einer einfachen Schäferin vermag, was keine Weisheit der Weisen und keine Stärke der Starken vollbringt. S. Prol. 4, V. 408: „Du sollst auf Erden für mich zeugen." Prol. 3, V. 326: „Durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige." IV, 1, V. 81: „Willst du deine Macht verkünden" u. s. w. Vergl. Schillers geistvolles Gedicht das Glück: „Nicht der Sehende wird von ihrer (der Götter) Erscheinung beseligt, ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut. Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele, in das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches ein." Thekla: „Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah." Das Ideal und das Leben: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron."

Maria hat er ihr geboten I, 10: „Laß die Herde, dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft! Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde und führe deines Herren Sohn nach Reims und krön' ihn mit der königlichen Krone!" Kein Zweifel, daß Johanna versprochen hat, diese ihre Aufgabe vollständig auszuführen. Denn in betreff des Vertilgens sagt sie dem Montgomery II, 7, V. 422: „Der Tag der Rache ist gekommen, nicht lebendig mehr zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer" (ihr allein ist die Rache befohlen, nur sie trägt das Rachschwert Gottes III, 4, V. 446 und 9, V. 639); und was das Führen nach Reims sowie das Krönen daselbst anbelangt, so verbürgt sie dem König: „Durch tausend Feinde führ' ich dich nach Reims" I, 10, V. 695. — III, 4, V. 414, und entgegnet den Rittern, welche sie vom Kampfe zurückhalten wollen, II, 4, V. 296: „Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen, die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt", vergl. III, 4, V. 407—410. Überdies ist der Einzug in Reims sowie die Krönung des Königs göttlich garantiert durch Prol. 4, V. 424: „Du wirst Reims befrein und deinen König krönen."

Daß Johanna die Bedingungen ihrer Mission zu erfüllen gelobt hat, ergibt sich für beide (Nicht lieben — Töten) aus der Lionelszene III, 10, V. 670: „Was hab' ich gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!" Speziell für die Liebe beweist dies allein schon die Thatsache, daß die Jungfrau das Verlieben im letzten Grund als den Bruch des ganzen Gelübdes betrachtet IV, 1, 2, 3, V. 228: „Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht, gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen" (den Namen der Jungfrau Maria). Und bezüglich des Tötens sagt Johanna, daß sie dem Geisterreich durch den Vertrag verpflichtet sei, alles Lebende zu töten, das ihr der Schlachten Gott entgegenschicken werde II, 7, V. 374, womit sie offenbar erklärt, daß sie das unverbrüchliche Gelöbnis gethan habe, das an sie vom Himmel ergangene Gebot des Tötens treu nach der Vorschrift zu vollziehen. Übrigens versteht es sich von selbst, daß wer die Erfüllung der Aufgabe gelobt, damit zugleich die Bedingungen derselben zu erfüllen verspricht, wie umgekehrt mit dem Gelöbnis, die Bedingungen der Aufgabe zu erfüllen, das Gelübde gegeben ist, den Auftrag selbst zu vollführen.

Gewöhnlich gibt Johanna ihrem Gelübde diesen Namen (III, 9 und 10), gebraucht aber statt des letzteren auch das Wort Bund (IV, 3), um die Gegenseitigkeit des Verhältnisses auszudrücken, und aus gleichem Grunde speziell für das Töten die Bezeichnung Vertrag (II, 7) [1].

[1]) Auch hier steht Johanna auf alttestamentlichem Boden. In betreff des Gelübdes vergl. 3. Mos. 27, 2. 4. Mos. 30, 3. 5. Mos. 23, 21. Über das Gelübde eines Nasirs s. 4. Mos. 6; über das Gelübde Abrahams 1. Mos. 28, 20 folgd. u. 31, 13; Absaloms 2. Sam. 15, 7—8. Gottes Bund mit Israel 2. Mos. 19, 5. 24, 8. 34, 10. 5. Mos. 5, 2 — 3. 29, 1; mit Abraham

Schon die Thatsache des Gelübdes an und für sich selbst sowie die verschiedenen Bezeichnungen desselben ergeben mit Bestimmtheit, daß Johanna nicht als bloße Maschine oder Marionette, sondern mit selbstbewußter Freiheit dem göttlichen Rufe Folge leistete. Was Gott wollte, das wollte auch sie. Sie wollte es der Sache nach, denn ehe noch die himmlischen Stimmen an sie ergingen, war bereits die Befreiung des Vaterlandes ihres Herzens tiefstes Sehnen (S. 23. Akt I, V. 627—643); sie wollte es, nachdem ihre Gesichte begonnen hatten, je länger je mehr auch hinsichtlich ihrer Person. Zögerte sie anfangs, so war daran nicht ihr Wille schuld, sondern der Mangel an Klarheit, wie ein schwaches Weib im stande sei, so große Dinge zu thun. Sobald ihr aber zugleich mit dem göttlichen Zeichen des Helmes das rechte Licht über das Wie des Vollbringens aufging, verwandelte sich ihre Bedenklichkeit in die Begeisterung des feurigsten Willensaufschwungs. So ging sie selbstbewußt und aus innerstem Triebe mit ihrem ganzen Willen in den göttlichen ein und ward auf diese Weise recht frei, weil göttlich frei. Denn göttlich frei wird der Mensch in der Freiheit dieser Hingabe, seine wahre Freiheit besteht in der Harmonie des eigenen mit dem göttlichen Willen[1]).

---

1. Mos. 15, 18. 17, 2 u. V. 4, 7, 9, 10, 11, 14, 21; mit Noah 1. Mos. 6, 18. 9, 9 u. V. 11, 12, 15, 16, 17.

[1]) Treffend urteilt von seinem Standpunkt aus Palleske II, S. 355: „Solch ein Entschluß (des Weibes, den Männern im blutigen Kampfeswerk voranzugehen) ist nur in einer verzweifelten Lage, nur bei einem ungewöhnlichen Charakter möglich. Er stellt sich deshalb als einen Ruf von oben dar, aber er ist, indem der Mensch diesem Rufe folgt, eine so freie That, wie nur irgend eine bewußte That frei genannt werden kann. Auch für seine Gebete ist der Mensch verantwortlich. So ist Johannas Ruf der Entschluß ihrer Seele." Soweit Palleske. — Werfen wir einen Vorblick auf ihre Kriegsbahn. Sie weiß sich bis zum Fall unter der Leitung des göttlichen Geistes. Der Geist lehrt sie, zeigt ihr dem Ort und der Zeit nach ferne Dinge I, 10, V. 715 u. 763, große Weltgeschicke III, 4, V. 322 (s. daselbst V. 280—319 die Weissagungen), führt sie II, 4, V. 291, treibt sie II, 7, V. 435 (die Götterstimme) und III, 4, V. 422, ergreift sie, II, 10, V. 498 und redet aus ihr, gebietet ihr, schweigt ihr nicht III, 4, V. 404 folgd., verleiht ihr Einsicht, hoher Dinge Kunde, Gewalt der Rede II, 10, V. 568 u. s. w. (Maria) gibt ihr Kraft und Unerbittlichkeit II, 8. Niemals aber und nirgends erscheint sie als willenloses Werkzeug. Sie begreift den Willen Gottes und bekennt sich allenthalben zu ihm, sie rechtfertigt und vertritt ihn gegen jeden Versucher, thut ihn überall mit der ganzen Energie selbsteigner Entschließung, thut ihn in selbstbewußtem Gehorsam auch da, wo — wie anfangs im Töten — das Vollbringen desselben ihr schwer wird II, 7. nennt mein Werk das, was sie als Gottes Gesandte verrichtet III, 4, V. 407 u. 420, 458, desgl. 9, V. 616 u. 640, setzt „ich führe mein Werk aus und löse mein Gelübde" als gleichgeltend nebeneinander III, 9, V. 617. Wenn keine Freiheit der Wahl, was sollten dann die Bedingungen (Gebot und Verbot), von denen das Gelingen der Mission abhängig gemacht

Was wir bisher auseinandergesetzt, bahnt uns den Weg zur Beantwortung der Frage, warum der Dichter seine Tragödie eine romantische benannt hat. Man brauchte zu Schillers Zeit das Wort romantisch auf dem Gebiete der Dichtkunst im Sinne von mittelalterlich und bezeichnete mit dem Ausdruck romantische Poesie die Dichtung des Mittelalters in besonderer Rücksicht auf die Hauptelemente derselben: Religion, Rittertum, Minnewesen. Den charakteristischen Grundzug dieser drei Richtungen bildet das Wunderbare in allen seinen Abstufungen von der reinsten und duftigsten Idealität bis zum trivialsten Aberglauben und zur seltsamsten Phantastik, vorzugsweise aber ist es das religiöse Wunder, welches auf Grund des katholischen Kirchenglaubens die mittelalterliche Poesie beherrscht. Schiller nun entnahm sowohl den Stoff als die Hauptmotive seiner Dichtung dem Mittelalter und deshalb bezeichnete er dieselbe im Hinblick auf das mittelalterlich Wunderbare, wovon sie allseitig durchdrungen ist, als eine romantische, d. h. als eine mittelalterliche Wunder-Tragödie. Das Wunderbar-Außerordentliche stellt sich im großen und ganzen dar als die engste Verbindung der Sinnenwelt mit der Geisterwelt, letztere zerfällt wieder in das Himmelreich und das Höllenreich. Unser Stück ist durchweg auf den Goldgrund des göttlichen Allwaltens aufgetragen, dem auch die Hölle dienen muß. Ohne der menschlichen Freiheit zu nahe zu treten, lenkt und leitet die Gottheit alles, was geschieht, durch ihren teils treibenden teils zulassenden Willen; allenthalben sehen wir das Zeitliche vom Ewigen getragen, durchwirkt, ergänzt; selbst der Zufall scheint nur Zufall, die Vorsehung läßt ihn zufallen. Im besondern und einzelnen knüpft sich das Wunderbare an die verschiedenen Personen des Dramas, vor allem an die Hauptperson, die Jungfrau. Sie selbst ist das Wunder leibhaftig. Von Gott zum Ausrichten seines Werkes berufen, steht sie als Vermittlerin des göttlichen Gnadenrats in beständigem Verkehr mit den beiden Welten, der himmlischen und der irdischen. Den Himmel sieht sie offen, sieht der Seligen — Mariens und der Engel — Angesicht, bespricht sich mit Gott, redet mit Maria, macht einen Vertrag, Bund mit dem Geisterreich (I, 10. II, 7 u. 8. III, 3, Ende. IV, 1, V. 27 u. 65 bis Ende. V, 6, V. 193. 14, V. 487 folgd.); durch Gesichte, Stimmen, Zeichen, Gefühlseindrücke empfängt sie von den oberen Mächten die Weihe ihrer Sendung, erhält von ihnen die Propheten- und Sehergabe, wird angethan mit Weisheit aus der Höhe und erleuchtet über die großen Völkerschicksale (Prol. 3. I, 10. II, 10. III, 4); der Mut und die Kraft, welche die Natur in sie gelegt, wird ihr von den Himmlischen gestärkt (Prol. 4, Schluß. II, 8),

---

ist? was wären die Prüfungen und Versuchungen anders als eitel Spiegelfechterei? Und vollends, wenn Johanna bloße Drahtpuppe, wen träfe die Schuld an ihrem Fall? sie oder die Himmlischen, welche sie nicht behütet hätten, sondern unbeschirmt der Gefahr preisgegeben? Die Reue endlich und Buße der Jungfrau, welche Ursächlichkeit bestände für sie? Um mit einem Worte alles zu sagen: Eine bloße Maschine kann keine dramatische Heldin sein.

unwiderstehliche Gewalt des Wortes gegeben (II, 10, V. 562 folgd.), je nachdem sie des einen oder des andern bedarf. Ein Kind des Friedens, vertauscht sie den Hirtenstab mit dem Schwert der Kriegerin; die Schäferin — im Stahlgewande; das Weib — im Sturm der Männerschlacht; furchtbar im Ungestüm des Kampfes — als Friedensstifterin voll bezaubernder Anmut; Sendbotin des Himmels — dem Abgesandten der Hölle gegenüber (III, 9); Verächterin der geschlechtlichen Liebe — überraschend plötzlich von der Macht der Liebe überwältigt: fürwahr, durch alles dies ist sie in Person, was man die Romantik nennt. Einzelne Züge der letzteren finden sich auch bei andern Personen des Stückes. Es gehören dahin Thibauts Ängste vor Gespenstern und Zaubereien, die Ahnungen und Träume desselben; die vielen teils bewußten teils unbewußten Weissagungen, welche das ganze Stück durchziehen; die Zigeunerin nebst dem Helm, der schwarze Ritter; auch des Königs Verhältnis zu Sorel, Renés Liebeshof und poetische Schwärmereien u. s. w. tragen die Färbung der Romantik [1]).

---

[1]) Palleske II, 359: „Wenn der Kern der Handlung so gesund, die Freiheit des Charakters in seinem Schuldbewußtsein so klar entwickelt ist, wie in der Jungfrau, so mag der Dichter alle Geister des Himmels und der Hölle zitieren, seine Personen hellsehen, weissagen und Wunder thun lassen, soviel er will. Er hat dann zu allem ein Recht, was er uns im Augenblicke glauben machen kann." — Hoffmeister a. a. O., S. 340: „Die Art, wie die beiden Welten des Wunders und der Natur in einander verschmolzen sind, beweist den großen Kunstverstand des Dichters. Wenn er einerseits durch eine kraftvolle Darstellung der Wunder die gemeinen Gesetze der Physik gleichsam aufhebt und über die wirkliche Erscheinungswelt hinaus der ahnenden Seele den Blick in ein Doppelreich eröffnet, wo gute und böse Wesen geheimnisvoll weben und schalten, so weiß er dem Wunderbaren selbst dadurch Glauben zu verschaffen, daß er es überall nur auf einem gehörig zubereiteten Boden emporsprießen läßt, daß er es möglichst wie ein reales Naturprodukt behandelt, daß er die Übergänge des Natürlichen und Übernatürlichen verwischt und daß er den Kausalnexus, den er in dem Inhalt seiner Geschichte bisweilen überhüpft, in der Form seiner Darstellung mit desto strengerer Stätigkeit durchführt. Er hat hierdurch das Fabelhafte vor der Ausartung in das Phantastische bewahrt." — Ders. S. 371: „Das Göttliche und Menschliche, das Überirdische und Natürliche sind in eine Totalanschauung verwoben. Der Glaube an übernatürliche Einwirkung und diese selbst, die Fügungen des Zufalls (?) und der Gottheit, der Scharfblick des gottbegeisterten Herzens und wirkliche Inspiration sind so fein gemischt, daß man meist nicht unterscheiden kann, was der Mensch und die Umstände thun, und was unmittelbar die Mächte des Himmels vollbringen. Da wir aber die sich vor uns herrlich entwickelnde Heldin handeln sehen, von dem Göttlichen aber nur hören, so sind wir geneigt, jener, die unsern ganzen Anteil an sich reißt, möglichst viel zuzuschreiben, und was der Himmel durch und für sie thut, erhöht und verklärt uns die Jungfrau, aber raubt ihr nichts. Die moralische Schätzung sondert allerdings scharf das, was der Mensch selbst will und vollbringt, von dem, was eine höhere Hand, Naturanlage oder Umstände durch ihn

Weshalb Schiller gerade diesen Stoff zum Gegenstand dichterischer Behandlung gewählt hat, darüber geben uns seine eigenen Aussprüche die beste Auskunft. Am 5. Januar 1801 schreibt er an Körner: „Schon der Stoff erhält mich warm, ich bin mit dem ganzen Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte". Die zweite Strophe seines lyrischen Gedichtes „das Mädchen von Orleans", welches er ziemlich gleichzeitig mit dem Erscheinen der Tragödie verfaßte[1]), schließt mit dem Vers: „Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben"[2]); und am 10. Februar 1802 drückt er sich in seinem Brief an Göschen auf ähnliche Weise aus: „Dieses Stück floß aus dem Herzen und zu dem Herzen sollte es auch sprechen." Woraus erklärt sich diese Teilnahme des Herzens? Woraus sonst als aus dem Widerhall, welchen That und Gesinnung der Heldenjungfrau in der Seele des Dichters fanden? Mit Gottes Beistand dem König die Krone, dem Vaterland die Freiheit erkämpfen, das sind die Ideale, welche das Mädchen von Orleans durchglühten[3]), und diese Ideale: Gott, Freiheit, König und Vaterland (letztere in ungetrennter Einheit), es sind dieselben, von denen auch Schillers Dichterherz beseelt war. In Wahrheit, die Begeisterung Schillers konnte keinen ihr gemäßeren Gegenstand, die begeisterte Heldin keinen berufeneren Herold ihres Ruhmes gewinnen. Welchen Dichter hat die Idee der Freiheit, welchen die Idee des Vaterlandes tiefer bewegt? Die religiösen Vorstellungen der Jungfrau

---

und an ihm machen; aber die ästhetische Betrachtung faßt ohne solche Distinction, frei, groß und kühn, ein mit sich harmonierendes Ganzes als solches auf, und es findet seine Anwendung auf Johanna, was der Dichter sagt:

„War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwert,
Weil um den sterblichen Mann der große Olymp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt" u. s. w.

[1]) Zwischen dem 1. Juli 1800 und dem 16. April 1801 wurde das Drama gedichtet, am 30. April der letzte Akt desselben und am 19. Juni das lyrische Gedicht „das Mädchen von Orleans" zum Druck abgeschickt. — Alles, was über die Entstehung der Tragödie sowie über die Quellen derselben bekannt ist, hat Düntzer a. a. O. S. 1—57 zusammengestellt. Die Hauptquelle ist unstreitig das Referat, welches de l'Averdy im 3. Bande der Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi (Paris 1790) aus den Akten des Verdammungs- und Revisionsprozesses der Jungfrau gegeben und damit erst die Bahn zu richtiger Kenntnis und Würdigung derselben gebrochen hat.

[2]) Diesen Ausspruch möchte man als Motto dem Stück vorgedruckt und darunter Goethes Urteil, womit er dasselbe am 20. April 1801 dem Freunde zurücksandte, gesetzt sehen: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß."

[3]) Der göttliche Auftrag der historischen Jungfrau lautete: Orleans befreien, den König in Reims krönen lassen, die Engländer aus Frankreich verjagen, den Herzog von Orleans ihren Händen entreißen.

lagen in ihrer mittelalterlichen Form ihm natürlich durchaus fern, aber losgelöst von dieser Außenseite, berührte ihr kerngesunder Gehalt grundverwandte Saiten seines Innern. Wie man auch über Schillers religiösen Standpunkt, bezw. sein Verhältnis zum Christentum urteilen mag, soviel steht fest: Er hat zeitlebens gesucht nach einem lebendigen Gott, der die Welt durchwaltet und regiert in speziellster Vorsehung; gesehnt hat er sich nach Gemeinschaft mit einem solchen Gott und in der absoluten Hingebung an ihn die höchste Aufgabe des Menschen erkannt; ja in seinen geweihtesten Stunden hat er es ausgesprochen, daß „das Höchste nicht im Ringen und Streben sondern in dem Empfangen freier Gaben, nicht im Recht sondern in der Gunst, nicht im Verdienst sondern in der göttlichen Zuneigung liege, daß die Einfalt des bescheidenen Gefäßes allein das Göttliche fasse, daß die Herrlichkeit höherer Welten nicht von dem geschaut werde, welcher sie sehen wolle, sondern von dem, der es aufgebe, sie aus eigenem Vermögen anzuschauen — von dem Blinden“ [1]). Wie begreiflich demnach, daß dem Dichter ein Stoff ans Herz wuchs, in welchem er — man darf es sagen — fast in jedem Betracht sein eigenes Selbst wiederfand [2]). — Ob der Dichter die Wahl seines Stoffes mit oder ohne Rücksicht auf die politische Zeitlage des Vaterlands getroffen habe, darüber sind die Meinungen der Erklärer geteilt. Für uns stellt sich die Frage so: Hat Schiller den Gegenstand seiner Dichtung in der Absicht gewählt, um im Spiegel desselben dem deutschen Volke zu zeigen, was ihm not thue (Einigkeit, Liebe zum gemeinsamen Vaterland, Glaube), oder ist ohne diese Absicht das Gedicht ein politischer Imperativ für die damalige und für alle Zeit geworden? Für das erstere fehlt es gänzlich an authentischen Zeugnissen, wir halten uns deshalb, bis solche etwa erbracht werden, an das letztere und lassen uns an der Thatsache genügen, daß das Stück eine eminent politische Bedeutung erlangt hat, eine Bedeutung, aus welcher wir ersehen, daß der wahre Dichter Prophet, seine Schöpfungen providenzieller Natur sind. Unser Gedicht war ein instinktiver Griff, welcher haarscharf das Bedürfnis der Zeit nach allen Richtungen hin traf. An ihm hat sich zum guten Teil der Freiheitsgeist des deutschen Volkes entzündet und genährt; es hat dem Vaterlandsgesang der deutschen Freiheitskriege die Fackel vorangetragen; ja es ist das poetische Vorspiel des Wahlspruchs geworden, womit Friedrich Wilhelm III sein Volk unter die Fahnen rief: Mit Gott für König und Vaterland!

---

[1]) So Vilmar in seiner Geschichte der deutschen National-Literatur 11. Aufl., S. 512, mit Beziehung auf Schillers Gedicht „das Glück“.

[2]) Was Palleske auf Grund seiner Auffassung sagt: „Wenn irgend ein Drama, so ist die Jungfrau ein Selbstbekenntnis des Dichters“, ist auch auf unserm Standpunkt vollkommen richtig.

# Erklärung
## der Tragödie nach ihren einzelnen Akten und Szenen.

Schiller hat sein Drama dem Herkommen gemäß in fünf Akte eingeteilt und diesen, abweichend vom Gewöhnlichen, einen Prolog (eigentlich Vorwort, dann Vorspiel) vorausgeschickt, dessen Hauptinhalt aus der Vorgeschichte der Heldin besteht. Eine solche war notwendig, warum aber hat der Dichter dieselbe nicht in den ersten (den Expositions-) Akt eingefügt, worauf doch schon die Geschichte so bestimmt hinwies? Die historische Jungfrau hat bekanntlich viele Prüfungen und Verhöre auf Anordnung des Königs zu bestehen gehabt, bevor dieser sie in seine Dienste nahm. Konnte nicht auch die Jungfrau der Dichtung nach ihrer Ankunft in Chinon von einer Prüfungsbehörde über ihr ganzes Vorleben, mit einem Wort, über alles, was der Prolog enthält, eingehend befragt und das Ergebnis der Verhöre dem König berichtet werden, ehe derselbe sie in feierlicher Audienz empfing? Und wenn dieser Weg vermieden werden sollte, konnte nicht Johanna selbst dem Hofe die entsprechenden Aufklärungen geben, ohne von dem Gehalt des Prologs etwas wesentliches zu übergehen? Es wäre das ein arger Mißgriff, weil durchaus undramatisch und dem Charakter gerade unserer Tragödie schnurstracks zuwider gewesen, abgesehen davon, daß sich ein Anhäufen übermäßigen, zum Teil ungefügen Stoffes schwerlich hätte im ersten Akte umgehen lassen. Die Erretterin des Vaterlandes mußte sich durch eine rettende That (I, 9) den Zutritt zum König verschaffen, die Sendbotin des Himmels sich durch Wunder sowie durch die Geist und Herz überwältigende Macht ihrer Persönlichkeit beglaubigen (I, 10 u. 11). Dergestalt bewährt, that sie mehr als man von ihr begehrte, indem sie die Marienoffenbarung als ihre göttliche Vollmacht und Versiegelung am Schluß des kurzen Abrisses mitteilte, den sie auf die einfach-natürlichen, keineswegs inquisitorischen Fragen, wer, woher, welcher Eltern Kind sie sei, von ihrem bisherigen Leben entwarf. Auf diese Weise fielen alle jene Unzuträglichkeiten von selbst weg, auf der andern Seite freilich genügten die dürftigen Umrisse, welche Johanna von ihrem Heimatleben gab, weder zur richtigen Würdigung dieser eigenartigen Persönlichkeit noch zum gründlichen Verständnis der von den großartigsten Motiven getragenen Handlung des Stücks [1]). Es war unerläßlich, das allmähliche Werden des die ganze Tragödie beherrschenden Zentralcharakters unter dem allseitigen Zusammenwirken sowohl der örtlichen und häuslichen als der politischen und der religiösen Einflüsse in dem einheitlichen Ganzen eines ausführlichen Gemäldes zu zeichnen. Die religiösen Einflüsse waren die Hauptsache. Weil nämlich Johannas Mission und mit

[1]) Gruppe bemerkt: „Die kriegerische Erscheinung der Jungfrau soll durch den Kontrast des idyllischen Lebens ihren wirksamen Hintergrund erhalten."

ihr das ganze Stück auf der Idee des unmittelbaren Verkehres der Geister- mit der Menschenwelt beruhte, im Reiche der Geister aber derselbe Gegensatz zwischen Gut und Böse, wie auf Erden bestand, so mußte uns der Blick in die Glaubensstellung der Dorfbewohner, insbesondere des Vaters Thibaut, zu den übersinnlichen Mächten eröffnet, vor allem aber die Geistes- und Herzensrichtung, welche die Jungfrau selbst genommen hatte, deutlich gezeigt und zu dem Ende der vollständige Verlauf ihrer Berufungsgeschichte mit allem Zubehör in lebhaften Farben vor die Augen geführt werden[1]). Alle diese Erfordernisse hat Schiller dadurch befriedigt, daß er den Expositionsakt durch den Prolog ergänzte. In der Art, wie er den letzteren ausführte, ist er sein eigenes Vorbild[2]). Echt dramatisch ist derselbe von Anfang bis Ende gehalten und leitet in den beiden letzten Auftritten zur Handlung des Stückes selbst über. Wenn auch nicht dem Umfang, so hat er doch dem Inhalt nach den Vollgehalt eines ganzen Aktes und darf daher mit Fug und Recht als ein erster Akt betrachtet werden, so daß das ganze Stück aus sechs Akten besteht.

Um so näher liegt es, die sechs Akte in drei Hauptteile zusammenzuschließen, von denen jeder zwei Akte umfaßt. Demgemäß bilden Prolog und Akt I die Exposition[3]), d. h. sie enthalten die Darlegung der persönlichen und sachlichen Verhältnisse, aus denen die Haupthandlung des Dramas sich entwickeln soll, Akt II und III stellen die Verwickelung, Akt IV und V die Entwickelung dar. Das enge Zusammengehören von je zwei Akten ergibt sich aus dem Inhalt derselben auf den ersten Blick.

Der Prolog und der erste Akt schildern jeder von einer besonderen Seite die verzweifelte Lage Frankreichs. Auf diesem Hintergrunde zeigt der Prolog die Lebensverhältnisse und die allmähliche Bereitung der gottberufenen Retterin bis zu ihrer Abreise von Domremy, der erste Akt dagegen die Rat- und Thatlosigkeit am Hoflager zu

---

[1]) So wurde die religiöse Grundlage für das Stück gewonnen und die entsprechende Grundstimmung in dem Zuschauer erweckt. — Wie wirkungsvoll Schiller Thibauts Angst vor bösen Geistern benutzt hat, um Raimond und Bertrand zum Zeugnis über Johannas himmlischen Sinn zu veranlassen, liegt vor Augen, nicht weniger das unheimliche Halbdunkel, welches das Zaubergerede im Prolog über einzelne Szenen des Stückes (III, 9: Erscheinung des schwarzen Ritters, IV, 11: Thibauts Anklage der Tochter) auf das effektvollste verbreitet.

[2]) Wallensteins Lager ist ein Prolog, nur in größerem Maßstabe. Schon bei den Griechen finden wir Prologe, welche jedoch nichts sind als trockene Referate der Vorfabel. Von den neueren Dichtern hat Shakespeare in mehreren seiner Dramen sich des Prologs bedient, Goethe ihn im Faust angewandt.

[3]) Die drei ersten Szenen des zweiten Aktes rechnen wir nicht zur Exposition, weil sie die Ausläufer des ersten Sieges der Jungfrau vor Orleans sind und dieser mit dem zweiten Siege bei Orleans in einheitlichem Zusammenhang steht. Sehr geschickt aber hat Schiller die betreffenden Szenen unmittelbar an die Exposition angereiht.

Chinon bis zum Auftreten der Jungfrau, sodann die Annahme derselben durch den König und auf allgemeines Verlangen die Beauftragung mit dem Oberbefehl über das Heer, endlich ihre Antwortsbotschaft an die Engländer und die Ankündigung des alsbaldigen Entsatzes von Orleans.

Der zweite und dritte Akt umfassen die Thaten der Heldin bis zu ihrem Fall, sie führen demnach den Konflikt in fortgehender Steigerung bis zur Krisis. Und zwar enthält der zweite Akt den Schlußkampf vor Orleans sowie die Umstimmung des Herzogs von Burgund, der dritte Akt die Versöhnung des letzteren mit dem König und Du Chatel, die Erhebung der Jungfrau zu den höchsten kriegerischen Ehren (in den Adelstand) [1]), die Niederlage der Feinde in der Nähe von Reims und schließlich in grellem Kontraste mit der Ruhmeshöhe der Heldin ihren Fall durch Verlieben.

Der vierte und fünfte Akt (die Akte der Peripetie, d. h. des Glücksumschwungs und der Katastrophe) veranschaulichen den Buß- und Heiligungsgang der Jungfrau bis zur vollständigsten Bewährung und infolge der letztern die Vollendung ihres Werkes und die Verklärung ihrer Person. Parallel dem Bußkampf läuft im vierten Akte die Krönung des Königs und in Verbindung mit derselben Johannas höchste Verherrlichung [2]), gleich darauf aber in jähem Wechsel ihre tiefste Erniedrigung: die Verbannung von Hof und Heer; in den durch die Verbannung beschleunigten Heiligungsprozeß fällt im fünften Akt die Gefangennahme durch die Engländer als Gipfelpunkt ihres Buß- und Heiligungsleidens [3]), mit ihrer völligen Erneuerung aber geht die Wiederannahme von seiten Gottes wie der Menschen Hand in Hand, und es erfolgt als Endergebnis des Stückes ihr Vernichtungssieg über die Feinde sowie ihre Verherrlichung im Tode.

---

[1]) Dadurch erfüllt sich die Verheißung Prol. 4, V. 415: „Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren, vor allen Erdenfrauen dich verklären."

[2]) IV, 10 (Karl): „Hier steht die Gottgesendete, die Euch den angestammten König wiedergab, das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen! Ihr Name soll dem heiligen Denis gleich sein, der dieses Landes Schützer ist, und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben! ... Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir, so sage, welches Glück dich kann erfreuen; doch, wenn dein Vaterland dort oben ist, wenn du die Strahlen himmlischer Natur in diesem jungfräulichen Leib verhüllst, so nimm das Band hinweg von unsern Sinnen und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt, wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend im Staube dich verehren."

[3]) Treffend sagt Gottschall in seiner Poetik, Breslau 1858, S. 429: „Die Kunst des Dramatikers besteht darin, den Verlauf der dramatischen Handlung von der Peripetie bis zur Katastrophe noch spannend zu erhalten, den letzten Akt nicht zu einem bloßen Austönen des vollen tragischen Akkordes zu machen, den der Schluß des vierten angeschlagen. In der Jungfrau von Orleans führt ein neues Moment der Handlung von spannender Kraft die Katastrophe de Schlusses herbei."

Schon aus dieser kurzen Übersicht ergibt sich die meisterhaft durchgeführte Prägnanz der Aktschlüsse, welche insofern besondere Beachtung verdient, als durch sie ein zwiefaches, für die organische Gliederung des Stückes sehr wesentliches Moment gewonnen wird. Das epochemachende und folgenschwere Ereignis nämlich, in welches jeder Akt ausläuft, schließt denselben einesteils zu einem relativ selbständigen Ganzen in sich zusammen, andernteils bildet das betreffende Ereignis dadurch, daß es als Knotenpunkt weiterer Entwickelung eine „spannende Perspektive" in die Zukunft eröffnet, das naturgemäße Verbindungsglied mit dem folgenden Aufzug. Kommt dazu, daß die Bedeutsamkeit der Handlung durch die Akte hin stufenmäßig bis ans Ende fortschreitet, so ist das Höchste erreicht, was in ökonomischer Hinsicht die dramatische Handlung geben kann[1]).

## Der Prolog.

Szene 1. In einer ländlichen Gegend von Domremy, welche an der Straße nach Vaucouleurs gelegen ist und die Aussicht rechts nach der Marienkapelle, links nach dem alten Eichbaum gewährt, finden wir Thibaut d'Arc mit seinen drei Töchtern und drei jungen Schäfern, den Freiern derselben[2]). Thibaut schildert mit wenigen,

[1]) Hoffmeister a. a. O., S. 375: „Die Handlung ist in gewisse Stationen gegliedert, und man kann in Wahrheit sagen, daß der Schluß jedes Aktes eine Epoche derselben ist. Die Abreise der Jungfrau von ihrem Vaterdorf, der Aufbruch nach Orleans, die Versöhnung des Burgund mit seinem König nach der Besiegung der Feinde, der Fall der Jungfrau, ihre Verbannung und ihr Tod, sind die leuchtenden Hauptmomente und zugleich die Ziele der einzelnen Akte. Ungeachtet alles zu dem Ende hindrängt, so ist nach dem epischen Stil dennoch jeder Aufzug ein selbständiges Ganzes, und jeder in theatralischer Hinsicht außerordentlich befriedigend abgeschlossen. Das Pathos steigert sich in der Sphäre jedes Aktes am Schlusse aufs höchste, jeder überragt den vorhergehenden, und das Ganze endigt sich majestätisch, wie die Apotheose des Herakles." — Römpler a. a. O., S. 50: „Man beachte, wie schön ein Akt in den andern übergreift. Am Schlusse des ersten verkündet Johanna ihre Ankunft in Orleans, und am Anfang des zweiten ist Orleans genommen. Am Schlusse des zweiten Aktes hat Johanna den Burgund gewonnen, und am Anfang des dritten vollzieht sich die feierliche Aussöhnung zwischen ihm und Karl. Am Schlusse des dritten ist Johannas Liebe zu Lionel erwacht, und am Anfang des vierten erschließt sie uns ihr von Liebe gequältes Herz. Am Schlusse des vierten Aktes endlich findet sie, vom Hof verstoßen, in Raimond ihren letzten Freund, und am Anfang des fünften begleitet sie dieser auf ihrer einsamen Flucht." — Der Prolog und der erste Akt reichen sich die Hand in der Abreise Johannas von Domremy und ihrer Ankunft in Chinon.

[2]) Daß die Versammelten nicht unter, auch nicht dicht vor oder neben dem Baume stehen, folgt aus Thibauts Worten Prol. 2, V. 93: „Ich sehe sie

aber scharfen und herzfassenden Zügen, welche seine patriotischen Gefühle deutlich ausdrücken, die trostlose Lage des Königs und Reiches. Über der Heimat selbst liegt zwar noch die Ruhe des Friedens, aber Brand und Verheerung nahen rings ihren Thälern und in kürzester Frist können die Wetter des Krieges sich über denselben entladen. In Erwägung dieser Umstände hat Thibaut als besonnener Mann und liebreicher Vater den Entschluß gefaßt, seine Töchter gleich morgen ihren Freiern zu vermählen, damit es ihnen in der Not nicht an dem Beschützer und an der Liebe fehle, die alle Lasten tragen hilft. Die auf das Äußere gestellte Margot hat sich den begüterten Nachbar ausgesucht, Louisons anspruchslose Demut hat ihr Herz einem armen Jüngling des Dorfes geschenkt. Thibaut billigt die eine wie die andere Wahl; er ist verständig genug, allein auf den Einklang der Herzen zu sehen, und denkt viel zu edel, als daß der Mangel an Schätzen ihm die Person verleiden sollte. Er besitzt zu seiner Freude so viel, um jeder Tochter dreißig Acker Landes, Hof und Stall nebst einer Herde mitgeben zu können; aber er ist weit entfernt, auf Hab und Gut das Vertrauen seiner Kinder zu stellen. Der Drang der Zeit hat ihn gelehrt zu haben, als hätte er nicht, und sein frommer Sinn gibt, was er gibt, als den Segen, womit der Herr ihn gesegnet. Diesen Segen erbittet er auch seinen Kindern.

Und die dritte Tochter? Reicht auch sie ihrem Freier Raimond, dem bravsten Jüngling des Dorfes, die Hand? Erhört sie ihn jetzt,

---

(Johanna) zu ganzen Stunden sinnend dort unter dem Druidenbaume sitzen." Die Natur der Sache bringt es mit sich, ganz in der Nähe von Thibauts Wohnhause und zwar vor demselben den Standort der betreffenden Personen zu denken. Daß die Straße nach Vaucouleurs bei dem Standort vorbeigeführt habe, ergibt sich aus dem Anfang der Szene 3. Über die Lage des Feenbaums und der Kapelle s. Joh. d'Arc S. 28 u. 29 folgd. der gr., S. 25 folgd. u. 27 folgd. der kl. Ausg. Vergl. Römpler a. a. O., S. 56: „Kapelle und Eiche haben wir uns nicht in unmittelbarer Nähe des Hauses zu denken, weil sonst Thibaut nicht sagen könnte, was ihn Schiller im 2. Auftritt V. 93 folgd. sagen läßt; denn dann wär's ja unvermeidlich (unmöglich?), diesen Baum zu fliehen, und unwahrscheinlich ist's, daß eine grausenhafte Sage sich an einen Punkt knüpft, der menschlichen Wohnungen, menschlichem Verkehr so nahe steht. Dann also ist Thibaut mit Kindern und Nachbarn fern vom Hause am Druidenbaume zusammengekommen? Undenkbar. Er, der den Baum ängstlich meidet, kann nicht eine feierliche Handlung hier vollziehen wollen. Und wie käme vollends Bertrand hierher! Das läßt sich trotz aller Romantik nicht annehmen. Ist aber auch gar nicht nötig. Wir denken uns vielmehr die Verlobungsfeierlichkeit unmittelbar vorm Haus, von wo Eiche und Kapelle sichtbar sind, vorm Hause aber, damit der Zuschauer die ganze Gegend überschauen kann und so sich lebhafter in dieselbe versetzt fühlt, als es bei bloßer Beschreibung möglich wäre, und damit das Erscheinen des von Vaucouleurs heimkehrenden Bertrand, der ja hier vorbei muß, nichts Auffälliges hat."

dessen Werben sie seit Jahren unbeachtet gelassen?[1]) Schweigend steht Johanna da und in sich gekehrt, keinen Anteil hat sie an allem dem genommen, was seither geschehen ist. Vergebens sucht Louisons bescheidene Liebe durch das still beredte: „Liebe Schwester!" ihr aus Herz zu sprechen; umsonst dringt Margot nicht ohne eitle Selbstbespiegelung in sie, sich ein Beispiel zu nehmen und den Vater zu erfreuen: Johanna schweigt und die beiden Paare entfernen sich endlich, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, die nach des Vaters Wunsch das ganze Dorf mitfeiern soll.

Was bedeutet das Schweigen? Wir wissen es: Ein Zeichen ist der Jungfrau verheißen, und gleich die ersten Worte des Vaters, worin er den verzweifelten Notstand des Reiches darstellte, haben ihre ganze Seele in gespannter Erwartung dem himmlischen Winke zugewandt. Sie hat fortan für nichts anderes Sinn und Gedanken, bis die Verheißung zur Erfüllung wird. Der Zuschauer aber, der diese Gründe nicht kennt, was soll er von dem seltsamen Benehmen denken? Von der Teilnahmslosigkeit in Dingen, die sonst ein jedes edlere Gemüt, insonderheit aber das Mädchen-, zumal das Schwesterherz so stark bewegen? Ist es jungfräuliche Beklommenheit, ist es Widerwille gegen eheliche Verbindung, was sie stumm gemacht, oder was sonst kann es sein? Mit Erwartung sieht er der Aufhellung des Geheimnisses entgegen[2]). Die Spannung wächst in der folgenden

Szene 2. Thibaut spricht in Gegenwart Raimonds gegen Johanna seinen Gram aus über ihr ganzes Verhalten. Mit Bangen erfüllt ihn zuvörderst die Wahrnehmung, daß sie in der Zeit ihrer

---

[1]) Daß Johanna einen von ihren Eltern begünstigten Freier gehabt, dessen Bewerbungen sie jedoch beharrlich zurückwies, s. Joh. d'Arc S. 40 folgd. der gr. u. S. 35 folgd. der kleinen Ausgabe. — Raimond nennt Schiller den Freier vielleicht in Erinnerung an den Pagen, welchen der König in Chinon der Jungfrau zum Dienste beiordnete, s. Joh. d'Arc S. 110 der gr. u. S. 92 der kl. Ausgabe. Auch der Name Bertrand scheint mit Rücksicht auf die Geschichte gewählt zu sein; denselben führte nämlich einer der Ritter, welche Baudricour der Jungfrau zum Geleit nach Chinon mitgab, s. Joh. d'Arc S. 81 der gr. u. S. 69 der kl. Ausgabe.

[2]) Das Kunstmittel des Schweigens wird von den Dichtern öfters angewandt, um die betreffende Person in ein zweideutiges Licht zu stellen, wenn in deren nächster Nähe entgegengesetzte Äußerungen über ihren Charakter und Wandel laut werden. Natürlich wird durch das teilnahmslos-gleichgültige Verhalten des Spielers die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf die ersten Kundgebungen desselben in hohem Grade gespannt, und zwar nimmt die Spannung um so mehr zu, je länger sie dauert und je bedeutender im Laufe des Gesprächs die Sache hervortritt, um die es sich handelt. Bricht dann endlich in einem gehaltreichen Augenblick der Spieler sein Schweigen, so ergreifen dessen Worte und Thaten das empfänglich gestimmte Gemüt des Zuschauers mit doppelter Gewalt und entzünden seine lebhaft erregte Phantasie zum Schaffen des entsprechenden Seelenbildes. — Über eine andere Wirkung des Schweigens s. Szene 3, S. 59, Anm. 2.

schönsten Blüte so kalt sich gegen die Liebe verschließt. Er kann nur eine schwere Verirrung der Natur darin finden, wenn in den Jahren des Gefühles das Herz sich zuschließt. Die Jungfrau bleibt still, wie zuvor, Raimond aber verteidigt sie gegen des Vaters Vorwürfe. Nach seiner Überzeugung ist Johannas Liebe, wie sie selbst, nicht gewöhnlicher Natur, eine Frucht des Himmels ist sie, die, wie alles Göttliche auf Erden, nur allmählich reift. Für jetzt scheut die Jungfrau noch die dumpfe Enge der niederen Hütte mit ihren kleinen Sorgen und sehnt sich hinaus in die Himmelsluft der freien Bergestrift. Steht sie da, mit dem hohen Wuchs ihres edlen Leibes aus der Herde hervorragend, und senkt den ernsten Blick auf der Erde kleine Länder, dann macht sie den Eindruck eines höheren Wesens, man glaubt eine der erhabenen Gestalten der Vorzeit in ihr zu sehen. Damit aber berührt Raimond den Punkt, welcher dem Vater die größte Besorgnis einflößt. Daß Johanna in tiefer Morgenfrühe mit ihrer Herde das Haus verläßt, um sich in die Einsamkeit öder Berge zu begeben; daß sie die gesellige Gemeinschaft mit ihren Schwestern und Altersgenossen flieht: diese Isolierung von der Welt, diese Sonderung sogar von den Ihrigen vermag Thibaut nur aus sündhaftem Hochmute sich zu erklären. Ein Umstand kommt hinzu, welcher ihm seine Befürchtung zur Gewißheit macht. Zu dreien Malen hat ihm ein Traum Johanna auf dem Throne zu Reims in mehr als königlicher Herrlichkeit gezeigt. Was sonst können solche Gesichte ihm warnend andeuten wollen, als den tiefen Fall der Tochter, welche durch die hohen Gaben, womit Gott sie an Leib und Seele gesegnet, sich zu eitlem Trachten hat hinreißen lassen? Der Hochmut aber ist es, woran die Hölle ihre Opfer faßt, womit sie auch sein Kind zu verderben droht. Thibaut kann sich dieser Furcht nicht erwehren, weil er Johanna ihre Herden immer nach dem Druidenbaume treiben und sie selbst ganze Stunden lang unter demselben sitzen sieht. Denn es haust unter jener Eiche, von welcher die ältesten Leute des Dorfes manche Schauergeschichte erzählen, seit grauer Heidenzeit ein böses Wesen, das ihm selbst einst in Gestalt eines gespenstigen Weibes die dürre Hand entgegenstreckte, als er in später Dämmerung des Weges kam [1]). Dieses böse Wesen verpestet, wie er meint, die Gegend rings umher, Johanna aber verläßt in der mitternächtlichen Geisterstunde ihr Lager, um sich nach dem spukhaften Kreuzwege zu schleichen und geheime Zwiesprache mit der Luft des Berges zu halten: soll ihm also nicht grauen vor teuflischer Verführung seines Kindes? [2])

Raimond nimmt die Geliebte sowohl gegen den Verdacht der Zauberei und des Verkehres mit bösen Geistern als gegen die Beschuldigung des Hochmutes in Schutz. Was sie nach der Eiche lockt,

[1]) Wir bemerken hier nachträglich, daß die Kapelle sowohl als der Baum offenbar auf einer Anhöhe stehend zu denken sind.

[2]) Man denke an die bösen Geister, welche in der Luft herrschen. — Bekanntlich sind dem Aberglauben die Kreuzwege verdächtig, weil es auf ihnen spukt.

ist nicht Satans Werk, sondern die Nähe des Marienbildes, das über die ganze Umgebung einen himmlischen Frieden ausgießt. Für Johannas demütig-frommen Sinn aber zeugt einesteils die Freudigkeit, womit sie, obgleich am höchsten begabt unter allen Mädchen des Thales, wie eine niedere Magd ihren Schwestern dient, andernteils das wunderbare Gedeihen alles dessen, was ihrer Obhut und Fürsorge befohlen wird.

Thibaut läßt sich auch dadurch nicht umstimmen, im Gegenteil erweckt gerade das Unbegreiflich-Überschwengliche jenes Segens schauerliche Gedanken in ihm. Doch will er nicht weiter sich auslassen, sein Vaterherz ist zu tief ergriffen; er bricht deshalb das Gespräch mit Raimond ab und wendet sich schließlich an Johanna mit den warnenden Worten:

Fliehe diesen Baum,
Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke
Und schreibe keine Zeichen in den Sand —
Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke
Und leise hörend stürmen sie herauf[1]).

Johanna schweigt nach wie vor. Sie ist Zeugin einer Unterredung, welche das Wichtigste betrifft, was es für den Menschen gibt im Himmel und auf Erden, und sie beteiligt sich mit keiner Silbe! Als Grund haben wir vorhin (Sz. 1) das Zeichen angeführt, jetzt erkennen wir auch ohne dies, daß Schweigen für Johanna so gut wie notwendig, weil Verständigung mit dem Vater und den Angehörigen überhaupt unmöglich ist.

Und was wird der Eindruck auf den Zuhörer sein? Da ihm der Schlüssel des Geheimnisses fehlt, so begreift er vorläufig nur soviel, daß es etwas Außerordentliches um diese Jungfrau ist, ob dies Außerordentliche aber etwas Gutes oder Arges, darüber besitzt er nicht die volle Klarheit. Hat Raimond Recht oder sieht er als Liebhaber zu rosig? Ist dem Vater zu glauben oder sieht er zu schwarz?

In der ersten Szene hat sich Thibaut von der vorteilhaftesten Seite gezeigt, als Patriot, als Mensch, als Vater. Die Bekümmernisse, welche er in der zweiten Szene ausspricht, entspringen dem besten Vaterherzen und bekunden zum Teil eine mehr als gewöhnliche Einsicht. Wer leugnet, daß der Mangel an Liebe in der Zeit der schönsten Jugendblüte sein Bedenkliches hat? Wer weiß nicht, daß die Isolierung die schwersten Gefahren mit sich führt, daß sie oft genug die Folge, noch öfter die Mutter des Hochmuts, weil der Ichheit ist? Der Hochmut aber, ist er nicht das Höllenscheusal, welches die Seele des Menschen in den Abgrund verdirbt? Prophetisch klingt und ist Thibauts Warnung: „Bleib nicht allein, denn in der Wüste

[1]) Siehe über die Alraunwurzel ꝛc. Johanna d'Arc S. 30 der gr., S. 27 der kl. Ausgabe.

trat der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels." Prophetisch lautet und ist ebenso der andere Ausspruch: „Und Hochmut ist's, wodurch die Engel fielen, woran der Höllengeist den Menschen faßt." Niemand kann ohne innere Bewegung und warmen Herzensanteil die Befürchtung eines solchen Vaters anhören, um so weniger als darüber kein Zweifel herrscht, daß es ein Reich des Bösen gibt, und daß die Geister der Finsternis geschäftig sind, die Menschenseelen mit ihren Fallstricken zu umgarnen [1]). Deshalb bleibt denn auch weder der Druidenbaum noch das sonstige Zauberwesen ohne eine gewisse Wirkung.

Gleichwohl ist die Hauptfrage für den Zuhörer nichts weniger als entschieden. Raimond macht den Eindruck eines Menschen von nicht alltäglichem Schlag. Die „ehrfurchtsvolle Resignation", womit er bisher die Jungfrau geliebt, zeugt von einem seltenen Edel- und Zartsinn, und aus dem Bilde, welches er von der Geliebten entwirft, spricht eine hohe Empfänglichkeit für alles Gute und Große. Sowohl diese Eigenschaften als die gehaltene Ruhe und nüchterne Verständigkeit, womit er sich fast durchgängig auf Thatsachen stützt, geben seiner Verteidigung ein Gewicht, welches gegen Thibauts vielfach subjektive Ausführungen sehr stark in die Wagschale fällt. Allerdings hat Johannas Isolierung ihre schweren Bedenken und die Gefahr des Hochmuts liegt nahe, immer aber beruht Thibauts wirkliche Annahme eines solchen auf einem Schlusse, und keineswegs erhebt der Traum diesen zur Geltung objektiver Gewißheit; dagegen ist das demütig-bescheidene Verhalten Johannas gegen ihre älteren Geschwister eine Thatsache, welche selbst Thibaut nicht bestreitet, und so wenig dieselbe als etwas einzelnes auf allgemeine Gültigkeit Anspruch hat, so gibt sie dem Urteil doch einen festeren Anhalt als alle vorgebrachten Gegengründe. Ähnlich verhält es sich mit dem Zaubergerede. Mögen die Alten des Dorfes sich mit noch so „schauerhaften Mären" über den Eichbaum tragen, mag für Thibaut das gespenstige Weib, welches er im Zwielicht „später Dämmerung" erblickte, über jeden Zweifel hinausliegen: weder das eine noch das andere besitzt die Bedeutung einer objektiven Thatsache, wie sie in dem Gnadenbilde, worauf Raimond hinweist, jedermann vor Augen steht. Was sodann den Segen betrifft, welcher Johannas Schaffen begleitet, so unterliegt es keiner Frage, daß Raimond nicht minder berechtigt ist, darin den göttlichen Lohn der Frömmigkeit zu sehen, als Thibaut den Teufel dahinter zu wittern. Zugegeben ferner, daß das nächtliche Verlassen des Hauses etwas Sonderbares hat, womit will Thibaut beweisen, daß Johanna „geheime Zwiesprache mit der Luft des Berges pflegt?"

[1]) Wir reden hier nicht dogmatisch, sondern bewegen uns auf dem Boden der Dichtung, für welche das Reich des Bösen eben so real ist, wie das Reich des Guten. Das ganze Stück beruht auf diesem Dualismus des Geisterreichs. Vom Hofe bis zur Hütte herrscht der Glaube daran unter Alt und Jung, und die Kraft des Dichters ist stark genug, um die Zuhörer in diese Glaubenswelt hineinzubannen.

Schon weil sie geheim, entzieht sie sich so bestimmter Deutung. Vollends das Bereiten der Tränke, das Graben von Wurzeln und das Schreiben der Zeichen in den Sand, wovor Thibaut schließlich warnt, wo liegt dafür irgend eine Spur des Beweises?[1]) Alle diese Einseitigkeiten, welche der feindenkende und scharfmerkende Zuschauer herausfindet, machen es in gewissem Grade wahrscheinlich, daß Thibaut bei so manchen Vorzügen des Geistes und Herzens ein vorwiegend subjektiver, stark auf die Phantasie gestellter Mann ist, der, wie die Alten seines Dorfes, in religiösen Dingen einer finsteren Anschauung huldigt.

Demgemäß ist man im Zweifel geneigt, nicht sowohl Thibauts als Raimonds Urteil beizutreten; indessen das rechte Licht fehlt vorläufig noch, und mit wahrer Ungeduld harrt der Zuhörer darum auf die ersten Reden oder Thaten der Jungfrau. Um so erwartungsvoller sieht er denselben entgegen, als die Wichtigkeit der streitigen Sache sein Interesse an der Person in hohem Maße gemehrt und außerdem eine Ahnung ihn überkommen hat, welche ebenso der Person wie der Sache eine ganz ungemeine Bedeutung verleiht. Jener seltsame Traum nämlich, welcher Thibaut mit dem schwersten Kummer umdüstert, hat dem aufmerksamen Beobachter den Schimmer eines wunderbaren Lichtes in die Seele geworfen. Wollte es ihm anfangs (Sz. 1) scheinen, als handle es sich um nichts weiter als um eine Hochzeit, so blitzt ihm aus der patriotischen Beziehung des Traumes mit einem Male der Gedanke auf, es sei das Vaterland mit seinem Wehe, was Johanna auf dem Herzen liege, und ihr Schweigen gelte dem Höchsten, das es auf Erden gibt. Dieser Gedanke wird dadurch besonders einleuchtend und überzeugend, daß mit ihm zugleich die Schilderung in das Gedächtnis zurückkehrt, welche Thibaut (Sz. 1) in Gegenwart Johannas so farbenhell und nachdrücklich von dem Unglück Frankreichs entworfen hat. Wie aber? ist es etwa bloß die Trauer patriotischer Liebe, welche, durch jene Schilderung wach gerufen, die Jungfrau in stummem Hinbrüten gefangen hält? Dagegen spricht der Traum selbst mit unverkennbarer Klarheit. Nicht Gefühle und Gesinnungen, nein Handlungen, Begebnisse, Thatsachen malen seine Bilder. Mit den schärfsten Strichen zeichnet er die Person der Jungfrau selbst, wie sie da sitzt auf dem königlichen Stuhle zu Reims, ein funkelndes Diadem von sieben Sternen auf dem Haupte, das Zepter in der Hand, aus dem drei weiße Lilien entspringen, während der Vater, die Schwestern, alle Fürsten, Grafen und Erzbischöfe, ja selbst der König sich vor ihr neigen. Was also spricht der Traum? Dem Vater ist er nur ein warnendes Sinnbild für den Hochmut seines Kindes. Johanna auf dem Throne zu Reims — selbst der König vor ihr sich neigend — das Zepter in

[1]) Was es in Wahrheit damit auf sich hat, und wie unverfänglich die Sache, ist aus Johannas Worten Akt V, Sz. 4, V. 75 zu ersehen: „Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln, von meinen Schafen lernt' ich das Gesunde vom Gift'gen unterscheiden."

ihrer Hand: diese Züge des Traumgesichtes können allerdings auf Hochmut hinweisen, aber müssen sie es auch? Und wie verhält sich's mit der übrigen Symbolik des Traumes? Worauf deutet das funkelnde Diadem auf Johannas Haupt mit der heiligen Siebenzahl seiner Sterne? worauf die heilige Dreizahl der Lilien, des Wappens der Valois? zu schweigen von dem dreimaligen Erscheinen des Traumes selbst? Worauf sonst deutet alles das, als auf himmlische Segnungen der Jungfrau und des Königshauses? Daß aber Johanna das Zepter trägt und hält, aus dem die drei Lilien aufblühen, sieht das nicht aus, als solle die Hirtentochter das königliche Banner von neuem aufrichten und wieder zu Ehren bringen, mithin Vermittlerin jenes himmlischen Segens sein? In diesem Lichte gewinnen auch die mißlichen Seiten des Traumbildes einen andern Anschein. Das Diadem, welches die Jungfrau trägt, ob auch ein königliches Abzeichen, ist doch nicht die Krone selbst; der König dagegen ist König und bleibt es, auch indem er sich verneigt. Um seine Ehrerbietung zu bezeigen, um zu danken, oder beides zumal? Das Sitzen endlich auf dem königlichen Stuhle zu Reims, kann es nicht die Rettung, die Behauptung des gefährdeten Reichsthrones durch die Jungfrau bezeichnen? Von hier aus fallen kräftige Schlaglichter auf Raimonds Charakterzeichnung seiner Geliebten zurück, in schärferen Umrissen treten die großen und erhabenen Züge des ergreifenden Gemäldes hervor, während der unmittelbar folgende Beweis von Johannas Demut daneben den wohlthuendsten Eindruck hervorbringt. Kurz die Ahnung drängt sich auf, daß diese Jungfrau wohl gar bestimmt sei, das Werkzeug einer göttlichen Gnadenhilfe für König und Reich zu sein. Aber freilich wie soll das zugehen? wie soll ein schwaches Weib vollbringen, woran die Manneskraft der Tapfersten zu schanden geworden ist? Auch sind Träume keine Thatsachen und eine weite Kluft ist zwischen Ahnung und Gewißheit befestigt. Es liegt ja nicht einmal die Deutung der Traumsymbolik außer Zweifel, und ebensowenig ist die Frage, welche nunmehr eine unermeßliche Tragweite bekommen hat, ob Johanna unter dem Einfluß guter oder böser Geister stehe, bis zur Augenfälligkeit entschieden.

Im Zwielichte so bedenklicher Unklarheiten und ungelöster Widersprüche läßt sich vorläufig nur eines vermuten und das andere hoffen, erstlich vermuten, daß Johannas Schweigen mit dem Unglück des Vaterlandes im engsten Zusammenhang stehe, und daß die Rettung des Königs und Reiches den Gegenstand ihres gedankenvollen Sinnens bilde;

zweitens hoffen, daß sie das Heil des Vaterlandes vielmehr auf guten als auf bösen Wegen zu stiften suche, sollte sie dazu auch keine andere Waffe besitzen, als die andächtige Fürbitte [1]).

[1]) Akt I, Sz. 10, V. 640: „Einsmals, als ich eine lange Nacht in frommer Andacht unter diesem Baum gesessen" 2c.

Die Bestätigung des einen wie des andern aber muß dem weiteren Verlauf der Handlung vorbehalten bleiben, welcher voraussichtlich auch die übrigen Fragen und Zweifel aufhellen wird.

Szene 3. Bertrand, ein Landmann von Domremy, ist in der benachbarten Stadt Vaucouleurs gewesen und kehrt von da mit einem Helm zurück. Mit Staunen sehen Raimond und Thibaut das Kriegsgerät, und auf des letzteren Befragen erzählt Bertrand, wie ihm der Helm zuhanden gekommen:[1])

Kaum weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand geriet. Ich hatte eisernes
Gerät mir eingekauft zu Vaucouleurs;
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib[2]) mich an
Mit diesem Helm, faßt mich ins Auge scharf
Und spricht: „Gesell, Ihr suchet einen Helm,
Ich weiß, Ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes steht er Euch zu Kaufe."
— „Geht zu den Lanzenknechten", sagt' ich ihr,
„Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes."
Sie aber ließ nicht ab und sagte ferner:
„Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein stählern Dach fürs Haupt
Ist jetzo mehr wert, als ein steinern Haus."
So trieb sie mich durch alle Gassen, mir
Den Helm aufnötigend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daß er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupts,
Und da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell,
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Blicken wir zunächst in die Seele der Jungfrau und versetzen uns alsdann auf den Standpunkt des Zuschauers.

Der Helm in der Hand des Landmanns, das Kriegsgerät in der Friedensgegend: bei diesem seltsamen Anblick ist Johanna, welche bisher teilnahmslos bei Seite gestanden, aufmerksam geworden und nahe an den Erzähler herangetreten. Wie uns bekannt, hat seither das verheißene Zeichen alle ihre Gedanken in Erwartung gefesselt, jetzt geht ihr in dem auffallenden Erscheinen des

[1]) Der Helm ist eine Erfindung Schillers.

[2]) Zigeunerin, franz. Bohémienne.

prächtigen Ritterhelms der erste Strahl der Erfüllung auf, und alsbald schlägt aus Bertrands wunderbarem Bericht die Gewißheit derselben wie eine Flamme durch ihre Seele. Das göttliche Zeichen, es ist gegeben, die himmlische Berufung sinnlich verbürgt, der Moment des Handelns angezeigt. Orleans in schwerer Bedrängnis — und das Wunder des Helms: das Zusammentreffen jener Kunde und dieser Schickung, was kann es anders bedeuten, als die göttliche Erklärung, daß die Zeit zur That für Johanna gekommen sei? Darum lautet das erste Wort, womit sie ihr Schweigen bricht: „Gebt mir den Helm!“ und die erste wirkliche That, welche sie vollbringt, ist ein rascher und begieriger Griff nach dem Gegenstand ihrer Forderung. Bertrands Widerrede steigert dieses Greifen zum förmlichen Entreißen und jenes Begehren zum entschiedenen Ausdruck des göttlichen Rechtsanspruchs: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu.“ Aus der Beschreibung, worin Bertrand sodann die Gefahr der Stadt Orleans immer gräßlicher, immer drohender schildert und daneben die Ratlosigkeit des Königs wie die Niedergeschlagenheit des Heeres in den schreiendsten Farben darstellt, tritt der Jungfrau mit stets zunehmender Klarheit die Einsicht entgegen, daß die schleunigste Hilfe geboten sei, und in entsprechendem Stufengang erhebt sich ihre Willensstimmung zum Thatentschluß[1]); unmittelbar darauf gibt Baudricours hochherziges Unternehmen ihr den göttlichen Fingerzeig, auf welchem Wege sie zum Ziele schreiten soll; der verzweifelte Beschluß endlich, den man in der heimatlichen Nachbarstadt Vaucouleurs gefaßt, sich dem Herzog von Burgund zu ergeben, bringt die Glaubensenergie, womit namentlich seit dem Empfang des Helmes der Geist Gottes die Jungfrau durchglüht hat, zum begeisterten Ausbruch in Wort und That.

Der Zuschauer, welcher sich noch ganz unter dem Eindruck der vorigen Szene befindet, wird durch den Helm mit seinem Zubehör wiederum nach zwei Seiten hin bewegt, aber in demselben Grade stärker, als der sinnfällige Gegenstand das bloße Wort oder Bild an Bestimmtheit übertrifft. Hat er aus Thibauts Traum u. s. w. die Vermutung geschöpft, daß die Jungfrau sich mit Rettungsgedanken des Vaterlandes trage, so macht ihm jetzt schon der bloße Anblick des Helmes, mehr noch Johannas Aneignung desselben, diese Vermutung auf überraschende Weise zur Wahrscheinlichkeit, und das Gespräch, welches an den Helm sich schließt, erhebt durch alles, was Johanna im Laufe desselben thut oder sagt, die Wahrscheinlichkeit je länger je mehr zur Gewißheit. Um so empfindlicher aber fühlt sich der Zuhörer durch das Zigeunerweib mit seinem unheimlichen Gebaren berührt. Von neuem machen sich bei ihm Thibauts Besorgnisse, daß seine Tochter mit Zauberkünsten umgehe, und zwar diesmal mit gedoppelter Wucht geltend, weil sie durch die greifbare Thatsache des Helmes unterstützt werden, und es treten ihm dieselben in eben dem Maße erschreckender vor die Augen, in welchem er die

[1]) Letzterer vorzugsweise dadurch bezeichnet, daß sie den Helm sich aufsetzt (V. 266).

Jungfrau jetzt gewisser, als zuvor, von politischen Ideen beseelt glaubt. Wie? sollte Johanna den göttlichen Zweck etwa gar mit satanischen Mitteln erstreben? sollte sie, um das Vaterland für jeden Preis, selbst mit dem Verlust ihrer Seele zu befreien, sich in den Dienst des Teufels begeben und dieser durch eine seiner Kreaturen ihr den Helm zugeführt haben?[1]) Zu dieser erschütternden Frage spitzt sich der Zweifel zu. Doch nur kurze Zeit hält sich derselbe auf seinem Gipfel. Denn je deutlicher sich während der Unterredung im Gegensatz zu der Bosheit und dem Unrecht des Feindes die Gerechtigkeit der französischen Sache herausstellt, je stärker der Abscheu vor der Grausamkeit und Roheit der Gegner die göttliche Herrlichkeit patriotischer Aufopferung ins Licht setzt, desto mehr verschwindet die Furcht, daß die Jungfrau von dämonischen Gewalten statt von göttlichen Mächten beherrscht werde. Am Ende gehen auch die letzten Schatten von Zweifel und Furcht in den christlichen Selbstbekenntnissen und prophetischen Ergüssen der Jungfrau unter, und die Thatsache ihrer Mission sowie die Göttlichkeit derselben bricht (Szene 4) mit Lichtes Klarheit wie die Sonne aus dem Nebel hervor.

Die sehr drastische Weise, womit Johanna den Helm als ihr Eigentum in Anspruch genommen und sich in den Besitz desselben gesetzt hat, veranlaßt Thibaut zu der verwundert-unwilligen Frage: „Was fällt dem Mädchen ein?" Raimond, allzeit schlagfertig, wo es darauf ankommt, die Sache der Geliebten zu vertreten, bittet den Vater, ihr den Ritterschmuck zu lassen, weil er sehr wohl passe zu ihrem Heldensinn. Zum Beweise dessen erinnert er daran, wie „die löwenherzige Jungfrau" einst ganz allein dem Tigerwolf, der aller Hirten Schrecken war, ein Schaf aus dem Rachen gerungen habe. — Wie? solch ein Opfermut um ein Lamm? solche weit mehr als weibliche Körperkraft? Wessen muß ein Herz, so treu im Kleinen, fähig sein, wenn das Höchste auf dem Spiele steht, das Vaterland! Was fehlt einer Jungfrau, wie diese, an Manneskraft und Mannesmut zur Mannesthat! Neuer Grund, so ungemeiner Tüchtigkeit Leibes und der Seele das Ungemeine zuzutrauen[2]).

---

[1]) Ich erinnere nochmals daran, daß Satan und sein Reich für die Dichtung zweifellose Thatsachen sind.

[2]) Eine sinnige Bemerkung von Viehoff S. 35 mögen wir dem Leser nicht vorenthalten, weil sie dem, was wir S. 51, Anm. 2 über das Kunstmittel des Schweigens gesagt haben, eine neue Seite ergänzend zufügt: „Mit Raimonds Erzählung vom Tigerwolf, den Johanna bezwungen, schließt sich die Reihe der Bilder, welche Schiller uns von ihrem Charakter und ihrer Eigentümlichkeit geben wollte, bevor er sie selbst redend und handelnd einführte. Ehe sie noch ein Wort gesprochen, hat der Dichter uns das Gemälde ihres Innern schon in allgemeinen Umrissen entworfen. Wir wissen schon, daß sie ein ganz außerordentliches, die Spiele der Jugend meidendes, der irdischen Liebe verschlossenes, die Einsamkeit suchendes, mit hohen geistigen und körperlichen Gaben ausgestattetes, dabei doch bescheidenes und die schwersten Pflichten still gehorsam übendes Mädchen ist, welches von dem trefflichsten Jüngling des Dorfes mit

Nunmehr erkundigt sich Thibaut bei Bertrand, welche neue Kriegsunfälle die Flüchtigen von Orleans gemeldet. Bertrand erzählt darauf, daß durch zwei große Siege (s. Seite 8) der Feind sich alles Landes bis an die Loire bemächtigt und seine Streitkräfte vor Orleans zusammengezogen habe, um durch Eroberung dieses Platzes sich das letzte Bollwerk des Nordens zu unterwerfen und den Übergang nach dem Süden zu bahnen. Zu dem Ende sind ungeheure Belagerungs-Anstalten getroffen. Unermeßliches Geschütz ist aufgebracht; eine wahre Kriegerwolke hat sich gleich einem Heuschreckenheere vor der Feste gelagert; auch der ländermächtige Burgunder — er, der Vasall Frankreichs! — steht da mit seiner ganzen Gefolgschaft aus seinem ganzen Reiche; die stolze Isabeau [1]) — die Rabenmutter — durchreitet im Stahlgewande das Lager, um die Wut der Krieger gegen den Sohn ihres Leibes aufzustacheln: den Oberbefehl über die Belagerung aber führen die englischen Feldherren Graf Salsbury, der Mauerzerbrecher, dessen löwenherziger Bruder Lionel und der schlachtengewaltige Talbot. Geschworen haben sie, zu schänden alle Jungfrauen und zu morden jeden, der das Schwert getragen. Aus vier Warten, welche hoch über der Stadt emporragen, werden zentnerschwere Kugeln in dieselbe geschleudert, ganze Kirchen liegen zerschmettert, sogar der Turm von Notre Dame droht den Zusammensturz. Und nicht bloß von oben her, auch von unten naht der Stadt das Verderben: auf Pulverminen steht sie, wie auf einem Höllenschlund, und jeder Augenblick kann ihr letzter sein[2]). — Was gibt es greuelhafteres für eine Jungfrau, für eine Patriotin, für eine Christin? Johanna setzt den Helm aufs Haupt! Was kann sie, die heldenmütige Bezwingerin des Tigerwolfs, anders wollen als helfen, retten?

---

ehrfurchtsvoller Resignation geliebt wird. Bei der Exposition dieser Umstände hatte sich der Dichter den besonderen Vorteil bereitet, daß er durch die Gegenwart der geschilderten Person die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Schilderung stärker reizte, und dabei doch, wegen der geistigen Abwesenheit Johannas, so unbefangen über sie sprechen lassen konnte, als wäre sie auch körperlich nicht gegenwärtig gewesen."

[1]) Thibaut nennt sie Jesabel mit Bezug auf 1. Könige 16, V. 30 folgd. und 2. Könige 9, V. 22 folgd.

[2]) Das Thatsächliche s. Joh. d'Arc S. 15 der kl. und S. 16 der gr. Ausg. — Bayer: Von Gottsched bis Schiller, Prag, H. Mercy 1863. III. Teil, S. 271: Nicht zu verkennen ist der prächtige, ans Heldenlied mahnende Charakter der Schilderungen im Prolog, der große epische Horizont, der sich mit dem Auftreten Bertrands vor uns aufthut. Mit den Jahrmarktsneuigkeiten, die er aus Vaucouleurs mitgebracht, flutet der hohe Strom der Begebenheiten herbei, die jetzt die Welt bewegen; wie ein homerischer Rhapsode führt dieser Bauer vor unserm Blick die Massen der Kriegsvölker auf, und seine Gleichnisse von der Bienen dunkelndem Geschwader, von der niederfallenden Heuschreckenwolke u. s. w. haben in der That den homerischen Zug und erinnern an die prachtvollen Vergleiche bei der großen Heeresschau im zweiten Gesang der Ilias.

Ihr Thun bloß als naive Äußerung des inneren Grimmes auffassen, hieße sie einer kindischen Spielerei beschuldigen.

Aber wie, fragt Thibaut, hat es dahin kommen können? Wo waren denn die Helden Frankreichs, wo ist der König selbst? In Chinon, antwortet Bertrand, verweilt er mit seinem Hofe, also bereits jenseit der Loire. Das Feld zu halten, sieht er sich außer stande, weil Furcht und Schrecken, wie ein Bann vom Himmel, die Truppen überfallen hat. Vergebens bieten die Fürsten ihre Vasallen auf, keiner stellt sich zu den Fahnen, nur ein einziger Ritter schickt sich an, mit einem kleinen Gefolge nach Chinon zu ziehen. Wie heißt, wo hält der Ritter? unterbricht Johanna mit Hast. Baudricour ist sein Name, nur eine Tagereise steht er von Vaucouleurs entfernt[1]). — Offenbar: Johanna will hin zu ihm und mit ihm zum König; daß sie bloß aus Neugier oder gewöhnlicher Teilnahme gefragt habe, daran kann kein Vernünftiger mehr denken. Der Eingeweihte aber weiß: In dem Helm hat Gott sein Siegel auf ihren Retterberuf thatsächlich gedrückt, das göttliche Wann ruft ihr die ungeheure Lage, das göttliche Wie Baudricours kühnes Wagnis zu, und kaum bedarf es eines weiteren Antriebes, damit die Idee erst zu Wort und dann zu That werde.

Indessen auch dieser letzte Anstoß bleibt nicht aus. Bertrand berichtet nämlich, daß die Bürger von Vaucouleurs einmütig beschlossen haben, sich dem Herzog von Burgund zu übergeben[2]). Vaucouleurs, der Hauptort des Maasthales, in den Händen der Feinde! was heißt das sonst, als Unterwerfung der ganzen Heimat? Hier löst sich Johannas Zunge, und ihr Mund geht über in prophetische Verkündigung dessen, was unfehlbar geschehen wird:[3]) „Nichts von Verträgen! Nichts von Übergabe! Der Retter naht ... vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern! Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen und seines Stolzes Saaten niedermähn ... Eh der Roggen gelb wird, eh sich die Mondesscheibe füllt, wird kein engländisch Roß mehr aus den Wellen der prächtig strömenden Loire trinken.“ Ein Wunder wird geschehen. „Eine weiße Taube wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier anfallen, die das Vaterland zerreißen. Darniederkämpfen wird sie diesen stolzen Burgund, den Reichsverräter, diesen Talbot, den

---

[1]) Wie sehr Schillers Darstellung von der Geschichte abweicht, s. Johanna d'Arc S. 60 folgd. der kl. u. S. 70 folgd. der gr. Ausgabe. Der historische Verhalt beschränkt sich darauf, daß Robert von Baudricour die Jungfrau mit einem ritterlichen Gefolge und einem schriftlichen Berichte an den König entsandte.

[2]) Übrigens ist dieser Zug unhistorisch und reine Erfindung Schillers. S. Joh. d'Arc S. 34 folgd. der kl. u. S. 39 folgd. der gr. Ausgabe.

[3]) Bayer a. a. O., S. 272: Nun erst rauschen in ihrer Brust die Quellen der Begeisterung auf, während sie für gewöhnliche Mitteilung stumm bleibt; Propheten halten keine trauliche Zwiesprach, nur wenn der Geist sie treibt, sprechen sie ihre Offenbarungen aus in gewaltigen Lauten.

himmelstürmend-hunderthändigen, und diesen Salsbury, den Tempelschänder, und diese frechen Inselwohner alle wie eine Herde Lämmer vor sich jagen. Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott. Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, **durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen**, denn er ist der Allmächtige!" [1])

---

[1]) Man beachte den Stufengang: der Retter — die Jungfrau — eine zarte Jungfrau. Daß unter allen drei Bezeichnungen Johanna sich selbst versteht, unterliegt für den Eingeweihten keinem Zweifel. Der Retter ist unbestimmt-allgemein gehalten, „wie wir vom Retter in der Not sprechen" (Düntzer S. 147). Eine bestimmtere Gestalt bekommt der Retter durch die Bezeichnung die Jungfrau, indem dieselbe auf die auch in Domremy bekannte Weissagung hinweist, Frankreich werde durch ein Weib zu Grunde gerichtet und durch eine Jungfrau von den Marken Lothringens wiederhergestellt werden. (S. Joh. d'Arc S. 35 folgd. der gr., S. 31 folgd. der kl. Ausgabe. Vergl. auch Akt I, Sz. 4, V. 219 folgd.) Ganz bestimmten Bezug auf Johannas eigne Person aber gewinnt ihre Verkündigung für uns durch den sinnreichen Kunstgriff des Dichters, daß er sie in demselben biblischen Bilde, wie Prol. 4, Str. 5, und mit demselben Wird reden läßt, wie ebendaselbst Str. 4 und 5: „Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht, dann wirst du meine Oriflamme tragen und, wie die rasche Schnitterin die Saat, den stolzen Überwinder niederschlagen" u. s. w. Durch die Verschmelzung jener Sage mit dieser Gottesoffenbarung erscheint uns Johanna als die von Gott berufene Jungfrau der Weissagung, und dieser Idee gibt sie am Schluß ihrer Rede insoweit klaren Ausdruck, als es ohne Nennen ihres Namens oder ohne eine andere direkte Bezeichnung ihrer Person geschehen kann: „Durch eine zarte Jungfrau wird er (Gott) sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige." — In dem Bilde der weißen Taube findet Düntzer den Gegensatz zu dem homerischen Gleichnis Ilias XXI, V. 492 folgd.; wir halten es mit Römpler (S. 44) für wahrscheinlich, daß der Dichter bei der Wahl dieses Bildes an die weiße Taube gedacht hat, welche nach Angabe von Augenzeugen bei der Erstürmung des englischen Hauptbollwerkes auf dem linken Loireufer als Siegesbotin über Johannas Fahne hingeflogen sein soll. Andere versicherten, sie hätten bei dem Sturme zwei weiße Vögel auf ihren Achseln sitzen sehen. (S. Joh. d'Arc S. 155 folgd. der gr. und S. 130 der kl. Ausgabe.) Die weiße Taube kommt auch sonst noch in der Geschichte der Johanna d'Arc vor. So glaubte ein englischer Krieger eine solche aus den Flammen des Scheiterhaufens gen Himmel aufsteigen zu sehen, während Johanna eben ihren Geist aushauchte. (S. Joh. d'Arc S. 631 der gr. und S. 554 der kl. Ausgabe.) — Talbot heißt mit Anspielung auf die ἑκατόγχειροι (centimani) der griechischen Mythologie (Hesiod Theogon. V. 145—150) der himmelstürmend-hunderthändige, um seine gottwidrige Gewaltthätigkeit und Völkerschlächterei (Prol. 3, V. 250) zu kennzeichnen. Salisbury wird als Tempelschänder gebrandmarkt, weil er die Kirchen und Klöster, welche ihm in die Hände fielen, plündern ließ, insbesondere auch die Kirchen von Orleans mit seinen Kugeln nicht verschonte (Prol. 3, V. 256 folgd.). Die Bezeichnungen, welche Johanna den englischen Feldherren

Kein Zweifel mehr: Johanna ist in ihrer Idee die rettende Jungfrau, ihre ganze Seele brennt in dem Befreiungsgedanken des Vaterlandes. Damit ist vollkommen klar, warum sie die Einsamkeit, warum gerade den Eichbaum gesucht im Bereiche des Heiligenbildes — weshalb sie weder für Jugendfreuden noch für die Liebe Sinn gehabt — weshalb sie geschwiegen, vertieft in sich und versunken[1]). Jeder Gedanke an Zauberei tritt vor dem christlichen Gehalte ihrer Rede unscheinbar zurück, dagegen strahlt im Lichte desselben Thibauts Traum mit neuem Glanze auf, und die großen Gaben der Jungfrau umkleiden sich mit dem Schein einer providenziellen Bedeutung. Die Glaubensgewißheit, welche Johanna in jedem ihrer Worte durchglühen läßt, reißt den Zuschauer zu der Überzeugung hin, daß es sich hier um etwas mehr als um subjektive Einbildungen und Schwärmereien handle; nur darüber besitzt er noch keine Sicherheit, weil noch keine objektive Garantie, ob Johannas begeisterte Weissagung bloß auf der Energie eines bergeversetzenden Glaubens, der seiner Ziele unentwegbar gewiß ist, oder auf höherer Inspiration und göttlicher Eingebung beruhe. Wir dagegen, die wir in das Geheimnis ihrer Berufung geschaut, sind des letzteren gewiß und sehen mit Augen, daß der Geist der Offenbarung ihr Aufschluß gegeben hat über das anfängliche Bedenken, wie eine zarte, des Kriegs unkundige Jungfrau eine solche That zu vollbringen im stande sei[2]). Das Übermenschliche, so hat der Geist sie gelehrt, wird nur mit übermenschlicher Kraft, d. h. mit dem Kraftbeistand des allmächtigen

---

und dem Herzog von Burgund erteilt, sind für die Kriegerin Gottes sehr charakteristisch.

[1]) Weshalb sie vor ihrer Berufung die Einsamkeit, insbesondere den Wunderbaum gesucht und sich von dem Treiben der Welt in jeder Hinsicht fern gehalten hat, s. S. 21—23; nach der Offenbarung Mariens that sie das, um in heilig stiller Sammlung die himmlischen Stimmen, Gesichte und Zeichen zu gewärtigen, welche ihr das Rätsel ihrer großen Bestimmung vollends aufhellen sollten. Ihr Schweigen im Prolog begreift sich einesteils aus der Unfähigkeit der Angehörigen und Bekannten, sie selbst und ihr Geheimnis zu verstehen, eine Unfähigkeit, welche bei dem Vater in Furcht vor teuflischer Verführung der Tochter ausartete; anderenteils erklärt es sich schon im allgemeinen aus der ungeteilten Hingabe an die göttliche Erhabenheit ihres Berufes, welche ihr für nichts anderes auf Erden Sinn und Ohr ließ, insbesondere aber aus dem gänzlichen Hingenommensein in das Außerordentliche ihrer damaligen Lage, d. h. aus der Spannung, womit sie das vom Himmel verheißene Zeichen erwartete (s. S. 51). Wie nun das Aufgehen des Menschen in einer göttlichgroßen Idee jederzeit etwas tief Ergreifendes hat, so umkleidet sich auch das Schweigen der Jungfrau, welches aus gleicher Quelle fließt, mit dem Glanze des Majestätisch-Erhabenen, sobald in ihrem Thun und Reden das Helldunkel schwindet, worein jene stumme Teilnahmslosigkeit anfangs gehüllt war, und Johannas Geistesbild bringt auf uns den nämlichen Eindruck hervor, welchen ihre leiblich-äußere Erscheinung auf Raimond geübt hat, s. Prol. 2, V. 73 folgd.

[2]) S. die Berufung I, 10, V. 652 folgd.

Gottes und unter Leitung seines Geistes vollbracht. Der Gott der Allmacht, welcher eine zarte Jungfrau zu solchem Dienst erwählt, bekundet eben durch diese Wahl, daß er in ihr der Allmächtige sein will. Denn seine Stärke ist mächtig in den Schwachen, gerade durch sie verherrlicht er seine eigne Macht. In der Demut der Kraft, die ihres himmlischen Ursprungs sich bewußt ist, und in der Kraft der Demut, die vom Himmel nimmt, was ihr an Stärke gebricht, kann und wird Johanna siegen über den vermessenen Stolz und die Gottvergessenheit aller Feinde des Vaterlandes[1]).

Was für ein Geist, ruft Thibaut betroffen aus, ergreift die Dirn! Raimond sieht richtig die äußere Ursache der kriegerischen Begeisterung Johannas. „Es ist der Helm", sagt er, „der sie so kriegerisch beseelt. Seht eure Tochter an. Ihr Auge blitzt, und glühend Feuer sprühen ihre Wangen"[2]). Den inneren Grund ihrer kriegerischen Beseelung aber entdeckt uns Johanna selbst Prol. 4: „Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen, er sendet mir den Helm, er kommt von ihm, mit **Götter**kraft berühret mich sein Eisen, und mich durchflammt der Mut der Cherubim; ins Schlachtgewühl hinein will es mich reißen" u. s. w. Zugleich mit der Gabe des Helmes nämlich hat Gott nicht allein ihren Geist mit der Klarheit der Erkenntnis durchstrahlt, daß sie sein Werk in seines Geistes Licht und in der Stärke seiner Macht vollbringen solle, er hat auch die Tüchtigkeit ihrer leiblichen Natur und den ihr angeborenen Thatenmut dergestalt mit Kraft aus seiner Höhe gerüstet und gestählt, daß sie sich mit der Energie der glühendsten Begeisterung unwiderstehlich zu Schlacht und Kampf fortgetrieben fühlt. Durch beide Erfahrnisse aber hat Gott ihr thatsächlich gezeigt, daß und wie eine reine Jungfrau trotz ihrer weiblichen Schwachheit das Werkzeug seiner Heilsabsichten werden könne, daß mithin und auf welche Weise Johanna fähig sei, für ihn auf Erden zu zeugen (Prol. 4, Str. 3).

Nach der kurzen Unterbrechung läßt Johanna ihrer patriotischen Begeisterung weiteren Lauf. Gott liebt Frankreich, das ist der Sinn ihrer Rede, gleichwie den Apfel seines Auges, und hat es zum Paradies der Welt geschmückt. Und dieses Land sollte die Fesseln fremder Knechtschaft tragen, es sollte seine Selbständigkeit und mit ihr seine höchste Herrlichkeit verlieren? Wie wäre das mit der Idee der göttlichen Liebe vereinbar! In Frankreich „scheiterte der Heiden Macht. Hier war das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht, hier ruht der Staub des heil'gen Ludewig, von hier aus ward Jerusalem erobert"[3]). Wie also könnte Gott das Volk, welches er zum Träger

---

[1]) Solchergestalt ist Mariens Wort I, 10: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden" u. s. w. in Johanna zu Geist und Leben geworden. S. Seite 34—35.

[2]) Vergl. Prol. 3, V. 195—204 (die Bezwingung des Tigerwolfs).

[3]) Viehoff S. 37: „Charakteristisch ist es für die künftige Gottesstreiterin, welche Punkte sie aus der französischen Geschichte hervorhebt." — Unter den Heiden, deren Macht in Frankreich scheiterte, sind die Hunnen zu verstehen,

seines himmlischen Reiches auf Erden gestempelt hat, der Hoffart, dem Verrat, der Unchristlichkeit[1]) zur Beute werden lassen! Er träte ja dadurch in den schroffsten Widerspruch mit sich selbst! Und vollends, was würde sein, wenn Frankreich keinen eigenen König — wenn es keinen eingeborenen Herrn mehr hätte? Der König, welcher nie stirbt, wäre mit dem König von Frankreich aus der Welt verschwunden; verschwunden wäre mit ihm der Beschützer des Landmanns und des Bürgers, der dem Übermut ihrer Bedrücker steuert; verschwunden der Hort des Rechtes und der Gerechtigkeit, dem die Schuld mit Zittern, die Unschuld mit Vertrauen naht; verschwunden der Mensch, welcher, über jeden Neid erhaben, ein Engel ist von Barmherzigkeit[2]). Der eigene König von Frankreich aber muß auch der eingeborene sein, denn nur dieser, kein ausländischer, kann das Land von Herzen lieben, kann des Volkes Vater sein.

Der Zuschauer hört in diesen Ideen nur die begeisterte Patriotin, der tiefer Eingeweihte aber erkennt im Hintergrund derselben Mariens Offenbarungsworte: mein Volk und deines Herren Sohn (I, 10, V. 649 u. 650), welche sich in der Jungfrau zu einer unumstößlichen Bürgschaft für die Rettung des Königs und Reiches gestaltet haben. Könnte doch der König, welcher nie stirbt, nur darum mit dem

---

welche 451 n. Chr. unter ihrem König Attila auf den katalaunischen Feldern bei Chalons an der Marne zur Vernichtung geschlagen wurden. Das erste Kreuz ward in Frankreich aufgerichtet, insofern das Christentum daselbst früher Eingang fand als in dem übrigen Europa (abgesehen von Italien und Griechenland). Jerusalem wurde während des ersten Kreuzzuges im J. 1099 unter Anführung Gottfrieds von Bouillon erobert. Ludwig IX, mit dem Beinamen der Heilige (1226—1270), unternahm zwei Kreuzzüge und starb in dem letzten, mit welchem die Kreuzzüge überhaupt ihr Ende erreichten. — Ein Meisterzug des Dichters ist es, daß er Johanna durch Bertrand folgendermaßen unterbrechen läßt: „Hört ihre Rede! Woher schöpfte sie die hohe Offenbarung? Vater Arc! Euch gab Gott eine wundervolle Tochter." Derselbe Bertrand, der vorhin V. 314 ungläubig ausgerufen hatte: „Ach! Es geschehen keine Wunder mehr", hört jetzt mit Erstaunen aus Johannas Reden das Wunder der göttlichen Offenbarung. Ahnt er auch bereits, daß in der Person Johannas das Wunder der Vaterlands-Rettung leibhaftig vor seinen Augen steht?

[1]) S. vorher V. 318—322.

[2]) S. den S. 18 zitierten Brief: Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und des Landmanns, gegen den Übermut und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon in mildem Lichte eines Retters erscheinen. — Düntzer S. 149, Anm. **: „Und scherzet mit den Löwen um den Thron" (V. 359), wie Borberger bemerkt hat, Anspielung auf die Löwen um Salomos goldenen Thron (1 Könige 7, 29. 36. 10, 20). Er (der Gerechte) fürchtet sich nicht vor dem Throne, trotz der Löwen, die ein Sinnbild der (königlichen) Macht sind. In dem Gedichte die schlimmen Monarchen (1781) sagt Schiller (Str. 5) mit derselben Beziehung: die Löwen ruhen. Erst seit 1818 trat der Druckfehler dem Löwen ein.

König von Frankreich aus der Welt verschwinden, weil dieser in einzigem Sinne Gottes Sohn ist. Er ist es durch das eigenartige Verhältnis, in dem Gott zu ihm steht. Der König des Himmels nämlich, welcher aus besondern Gnaden Frankreich zum Paradies der Länder gemacht, der das französische Volk zu seinem Volke erwählt hat, ist auch der eigentliche König von Frankreich. Sein ist die Krone wie das Reich. Durch die Hand des Erzbischofs salbt und weiht er in Reims mit dem heiligen Öle, welches einst zur Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel gebracht, den durch die Geburt Erbberechtigten zu seinem Sohn und gibt ihm die Krone als seinem Stellvertreter, d. h. als dem sichtbaren Oberhaupte seines Reiches. Dieser Gesalbte Gottes ist allein unter allen Königen der Welt in wahrem Sinne des Wortes König; die sonst Könige heißen, sind es bloß nach Willen und Wahl der Menschen. Aus dem Volke der Franken[1]) muß der König der Franken sein, weil nur aus dem Volke Gottes der Vertreter (Sohn) Gottes hervorgehen kann. Und nie stirbt der Franken König, weil Gott nie aufhören wird, einen Statthalter und ein Reich auf Erden zu haben. Gelänge den Engländern das Undenkbare, ihre Herrschaft dauernd in Frankreich aufzurichten und den französischen Thron auf immer umzustoßen, so würde der König, der nie stirbt[2]), nicht mehr sein! Und mit dem eignen König, der von Gott die Weihe und Krone empfängt, hätte auch das Reich aufgehört, das Reich Gottes auf Erden zu sein![3])

---

[1]) Also ein Eingeborener.

[2]) Natürlich bezieht sich nie stirbt nicht auf die einzelnen Individuen, welche unter den Gesamtbegriff König fallen.

[3]) S. Prol. 4, V. 419: „Du wirst meine (Gottes) Oriflamme tragen"; Akt I, Sz. 10, V. 649—651: „Vertilge meines (Mariens) Volkes Feinde und führe deines Herren (Gottes) Sohn nach Reims und krön' ihn" u. s. w.; Sz. 11, V. 785 (Johanna): „Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden vom Sohne der Maria — sondern Karl, mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben, wird königlich einziehen zu Paris" u. s. w. II, 7, V. 419 (Johanna): „Frankreichs königliches Wappen hängt am Throne Gottes. Eher reißt ihr einen Stern vom Himmelswagen, als ein Dorf aus diesem Reich, dem unzertrennlich ewig einigen!" IV, 10, V. 424 (Karl): „Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt" (versteht sich durch Priesters Hand); V. 433: „Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden, empfangen Frankreichs Könige die Krone. Wir aber haben sie sichtbarer Weise aus seiner Hand empfangen. Hier steht die Gottgesendete, die euch den angestammten König wiedergab, das Joch der Tyrannei zerbrochen!" (Sichtbarer Weise dadurch, daß Gott Johanna gesandt und durch ihre in seiner Kraft erfochtenen Siege die Krönung und Salbung möglich gemacht hat, wie Sorel treffend sagt: „Du bist der Engel, der mir meinen Herrn nach Reims geführt"). Prol. 3, V. 369 (Thibaut): „Laßt uns still gehorchend harren, wen uns der Sieg zum König geben wird. Das Glück der Schlachten ist das Urteil Gottes, und unser Herr ist, wer die heil'ge Ölung empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Reims". Vergl. III, 9, V. 623 folgd.

Den schwungreich-patriotischen, gesinnungsstarken Ergüssen Johannas dienen die philisterhaft beschränkten Ansichten des Vaters zur hebenden Folie (vergl. S. 19). Letzterer entfernt sich endlich mit den beiden Männern und die Jungfrau bleibt allein auf dem Schauplatze zurück.

Zuvörderst[1]) legt sie nunmehr, da sie in dem Helm den Thatbeweis ihres himmlischen Berufes und zugleich mit ihm durch göttliche Geistes- und Krafteinflüsse das Verständnis erlangt hat, wie „eine reine Jungfrau alles Herrliche auf Erden zu vollbringen" vermöge, feierlich das Gelübde vor Gott ab, in seinem Namen den Freiheitskampf für König und Vaterland zu übernehmen sowie die Bedingungen zu erfüllen, an welche die siegreiche Durchführung desselben geknüpft ist. Sie bekennt sich demgemäß aus eignem Herzenstriebe zu der erhabenen Sendung, die Gottes Rat ihr beschieden[2]).

Szene 4. Danach nimmt Johanna Abschied von der Heimat. Ihre Worte sind von einem tiefen Heimats- und Naturgefühl durch-

— Johanna nennt den (zu Poitiers gekrönten) König Karl zwar öfters König, in der Anrede aber, und wo es besonders darauf ankommt: „Herr, Sire, Dauphin" (s. z. B. I, 10, V. 591 u. 710; 11, V. 787. III, 4, V. 436. Daher V. 408: „Die Stirne meines Herren ist noch nicht gekrönt, das heil'ge Öl hat seine Scheitel noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König"). Der rechtmäßige Thronfolger wird nämlich erst durch die Salbung und Krönung in Reims wirklich König, vorher ist er es nur ideell als Nachkomme seiner von Gott gesalbten und geheiligten Väter. — Johanna steht mit ihren patriotisch-politischen Idealen ganz und gar auf biblisch-alttestamentlichem Boden. Für sie ist das französische Land dasselbe, was für die Juden das gelobte Land; das französische Volk ist das Volk Mariens (= Gottes) in demselben exklusiv-partikularistischen Sinn, wie das jüdische Volk das Volk Gottes heißt; der König von Frankreich ist Gottes Sohn, wie der König Israels aus Davids Stamm. — Die Worte: „Der König, der nie stirbt", erinnern an das bekannte: Le roi est mort — vive le roi. In Johannas Munde ist dies jedoch nichts als die alttestamentliche Idee in modernem Gewande. Johanna hat dabei nicht den König in abstracto in Gedanken. Es gibt für sie nur einen König, der es in des Wortes eigenster Bedeutung ist, nämlich den mit dem himmlischen Öle gesalbten König von Frankreich.

[1]) Also in der Zwischenzeit zwischen Szene 3 u. 4. Zu dieser Annahme nötigt der naturgemäße Gang der Handlung. Unmittelbar vor die Ablegung des Gelübdes fällt das Gebot des „Geisterreichs", mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschicken werde (II, 7, V. 374). Die Reihenfolge der Begebnisse in Domremy ist somit folgende: 1. Die Marienoffenbarung (I, 10), 2. die Gottesoffenbarung (Prol. 4), 3. der Empfang des verheißenen Zeichens d. i. des Helmes (Prol. 3), 4. das Gebot des Geisterreichs in betreff des Tötens (II, 7, V. 374) und unmittelbar darauf die Ablegung des Gelübdes auf die ganze Mission sowie auf die beiden Bedingungen derselben (Nichtlieben — Töten), 5. der Abschied von der Heimat (Prol. 4). Die beiden Offenbarungen (1 u. 2) gehen dem ganzen Prologe voraus.

[2]) Das Ausführlichere über das Gelübde s. S. 39 folgd.

haucht. Für ihre Liebe zeugt ihre Wehmut. Nicht mit einem allgemeinen Abschiedsgruß entfernt sie sich, für jeden Gegenstand der Natur, der sie je erquickt oder den sie gepflegt, für jedes trauliche Plätzchen, auf dem sie ihr einsames Stillleben geführt, hat sie ein Lebewohl: so tief hat sie ihr Herz in die Natur gelegt. Und dieses Lebewohl, es gilt für immer: Johanna geht auf Nimmerwiederkehr. Wohin? Das sagt sie, die Herde aus ihrer treuen Hut entlassend:

.... Eine andre Herde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr ...
Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ ...
Der einst den frommen Knaben Isais,
Den Hirten, sich zum Streiter ausersehen ...
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen [1]).

Das Zeugnis selbst wird die Rettung Frankreichs aus seiner dermaligen Notlage und des Königs Krönung sein, Erfolge, welche Gott wie durch sein Wort, so durch die That verbürgt hat. Denn er hat gesagt (Str. 5): „Du wirst den stolzen Überwinder niederschlagen, umwälzen wirst du seines Glückes Rad, Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen und Reims befrein und deinen König krönen", und des zum Zeichen hat er den Helm geschickt. Sein Wille aber ist unwandelbar, und was er verheißt, steht unverbrüchlich fest [2]).

---

[1]) Auf diese Offenbarung Gottes weist Johanna IV, 1, V. 67 nach ihrem Fall mit dem verzweifelten Wunsch zurück: „Hätt' es nie in deinen Zweigen, heil'ge Eiche, mir gerauscht!" Aus dem Rauschen der Blätter und Zweige ist ihr die Stimme Gottes vernehmlich geworden. Die folgenden Worte: „Wärst du nimmer mir erschienen, hohe Himmelskönigin!" u. s. w. beziehen sich auf die Offenbarung der Maria (I, 10). Auf beide Offenbarungen (Prol. 4 und I, 10) spielt demnach Johanna IV, 1 an, eine Häufung, welche sehr bezeichnend ihrer dermaligen Lage und Stimmung Ausdruck gibt. Nach innen wie nach außen liegt die Verschiedenheit der Gottes- und der Marienoffenbarung augenfällig zu Tage. Bei der Gottesoffenbarung ist einzig und allein das Gehör Johannas, bei der Marienoffenbarung dagegen nicht nur das Gehör, sondern auch das Gefühl und das Gesicht, letzteres ganz wesentlich beteiligt. Maria spricht nicht bloß zu Johanna, ruft ihr nicht bloß zu, sondern tritt auch an sie heran, trägt Schwert und Fahne, ist aber übrigens als Schäferin gekleidet, berührt das Augenlid der Jungfrau, worauf diese die Engel im Himmel erblickt. Drei Nächte nach einander erscheint die Gottesbotin, zum drittenmale läßt sie schließlich das Gewand der Hirtin fallen und zeigt sich als Königin des Himmels im Sonnenglanz u. s. w. Was den Inhalt beider Offenbarungen anlangt, so wird sich bei aller Verwandtschaft der charakteristische Unterschied derselben allernächst und weiterhin sehr deutlich herausstellen.

[2]) S. was wir früher (S. 31 folgd.) über die Aufgabe Johannas ausgeführt haben und demnächst noch eingehender darthun werden. Zweierlei heben wir daraus hervor: 1. das von Maria (I, 10) geforderte Vertilgen der

Die letzten Dunkelheiten sind zerstreut. Johannas Prophetenworte: „Der Herr wird mit ihr sein, . . . sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige", haben ihre objektive Garantie gefunden: In Gottes Auftrag, nicht in bloß subjektiver Glaubenszuversicht, schreitet sie zum Befreiungswerk des Vaterlandes. Gott hat sie gerufen, und sie ist in den göttlichen Ruf mit ganzer Seele eingegangen, in der festen Zuversicht, ihr Herz jeder Männerliebe verschließen und so als „reine Jungfrau" Kraft um Kraft aus der Fülle der Allmacht schöpfen zu können, wie sie davon beim Empfang des Helmes die thatsächliche Erfahrung gemacht. Für das Reden Gottes aus den Zweigen des Eichbaumes ist als heiliges Gegenbild das Sprechen Gottes aus Horebs Dornbusch gegeben [1]). Daß der Helm durch Gottes Fügung gekommen, dafür liegt die zureichende Gewähr in dem thatsächlichen Umstand, daß der Himmel ihr ein Zeichen verheißen hat (Str. 6).

Nur eins nimmt uns wunder. Kein Abschiedswort hat Johanna für die Dorfbewohner, kein Abschiedswort für ihren Vater und ihre Geschwister. Auffallend an sich selbst, wird dies noch auffallender durch den Gegensatz zu der Innigkeit, womit sie allen Naturdingen, sogar dem Echo ihr Lebewohl zuruft. Johanna selbst hebt dies Befremden, freilich nur, um ein anderes zu erregen. In Reims nämlich sagt sie zu ihren Schwestern: „Und Eure Liebe führt Euch zu mir her . . . Ihr zürnt der Schwester nicht, die lieblos ohne Abschied Euch verließ!", und bald darauf: „Büßen will ich's mit der strengsten Buße, daß ich mich eitel über Euch erhob!" [2]) Also hat sie der Ihrigen nicht gedacht aus Eitelkeit und Lieblosigkeit?

Was erstens die Lieblosigkeit betrifft, so ist soviel richtig, daß die große Idee, von der sie bewegt war, und für welche sie bei den Ihrigen kein Verständnis fand, Johanna diesen mehr oder weniger entfremdet hat; ebenso überzeugend aber beweisen gerade ihre Äußerungen in Reims, daß das Gefühl für ihre Angehörigen bloß **zeitweilig** zurückgedrängt ist, nur um desto gewaltiger wieder hervorzubrechen [3]). Also nicht auf einen Mangel an Liebe als bleibende,

---

Feinde ist weder von ihr selbst noch von Gott verbürgt, da die göttlich garantierten Siege weder insgesamt noch einzeln dem Vertilgen gleich sind. 2. Je nachdem Johanna sich von Liebe rein hält oder nicht, wird der Befreiungssieg vor Reims mit oder ohne Vertilgen enden. In letzterm Fall kommt vor Reims der Krieg nicht zum Abschluß.

[1]) Man beachte die Parallelen: Horebs Höhen — die Kapelle sowohl als der Baum sind offenbar auf einer Anhöhe stehend zu denken, s. Prol. 2, V. 69—97; der feurige Busch — die Zweige des Baumes; der Knabe Isais — die Jungfrau; der Hirt — die Hirtin.

[2]) Akt IV, Sz. 9, V. 355 folgd. und 420 folgd.

[3]) Akt IV, Sz. 9. Zu bemerken ist namentlich die Art, wie Johanna V. 364 folgd. sich nach ihrem Vater erkundigt. Schon Akt II, Sz. 7, V. 433 sehen wir, wie das Gefühl für die Ihrigen wieder lebendig in ihr geworden ist:

ihr von Natur anhaftende Charakter-Eigenschaft läßt jenes „lieblos" schließen, es bekundet nur, daß Johannas unbestreitbare Liebe zu den Ihrigen durch die Zurückhaltung, welche sie hinsichtlich des ihr gewordenen Gottesrufes gegen Vater und Geschwister, gleichwie gegen die Dorfleute bewahren mußte, vorübergehend eine Hemmung erfahren hat. Wie könnte doch auch ein Gemüt im Grunde lieblos sein, das mit solcher Liebe sich für das Vaterland begeistert! Wie wäre ein Herz gefühllos, das mit solchem Gefühl die Natur umfaßt!

Wie aber verhält es sich mit der Eitelkeit, deren Johanna sich beschuldigt? Beweist etwa diese Selbstanklage, daß der Vorwurf des Hochmuts, welchen Thibaut (Prolog, Sz. 2) seiner Tochter macht, nicht unbegründet ist?[1]) Nicht ohne Grund ist er insoweit, als das Geständnis eitler Selbstüberhebung, welches Johanna in Reims abgelegt hat, sich auf die Zeit ihres Heimatlebens bezieht[2]). Eine andere Frage aber ist die, ob Thibauts Vorwurf in dem Sinne gerechtfertigt ist, in welchem er ihn nimmt. Und hier ist vor allem der Unterschied festzuhalten zwischen Sünde haben, d. h. nicht frei sein von Sünde, und der Sünde dienen, d. h. selbstbewußt in Sünde einhergehen. Letzteres meint Thibaut, wenn er der Tochter ein Nähren des Hochmuts um ihrer hohen Gaben willen schuld gibt und ihres Herzens Trachten eitel nennt. Wie also? Ist Johanna in diesem Sinne eine hochmütige Person? bildet der „sündige Hochmut" etwa den Grundzug ihres Charakters?

Man löse diese Frage zunächst im Hinblick auf Johannas Wort: „Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd?" oder angesichts ihres politischen Bekenntnisses: „Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige." Wer darf ein Wesen hochmütig schelten, das so, wie Johanna hier, Gott allein die Ehre

---

„Weggerissen von der heimatlichen Flur, von Vaters Busen, von der Schwestern lieber Brust, muß ich hier" u. s. w.

[1]) Wer Johannas Visionen aus subjektivem Gesichtspunkte betrachtet, dem bietet namentlich der Vergleich der zweiten mit der ersten Berufung eine reiche Lese von Beweisen des Hochmuts dar. Wir machen aufmerksam auf den Fortschritt von Maria zu Gott, von dem Wenn und Wie kann ich auf das Du wirst, von dem Dort oben groß auf das Verklären vor allen Erdenfrauen, ein Vergleich, der noch überboten wird durch Strophe 5: „Wenn im Kampf die Mutigsten verzagen, dann wirst du meine Oriflamme tragen" u. s. w. Auch dafür, daß Johanna für die Liebe empfänglich sei, besitzt die subjektive Auffassung der Gesichte einen Beleg in dem tief gefühlvollen: „Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust", worin sich ein leiser Hauch unverstandener Sehnsucht kund gibt. Natürlich braucht dieser unpoetische Standpunkt nicht um Einzelbeweise verlegen zu sein.

[2]) Daß übrigens dies Geständnis sich nicht allein auf Domremy beschränkt, sondern weiter greift bis zu Johannas Fall, wird der Verlauf ihrer Entwickelung zeigen.

gibt, für sich selbst jeden Ruhm ablehnt! und dies in einer Sache, welche recht eigentlich das Herz und die Summe seines Daseins ausmacht! Nun so ist sie vielleicht Menschen gegenüber hoffärtig, während sie vor Gott sich beugt? Denn so wunderbar ist der Mensch beschaffen, daß Hochmut und Demut in demselben Herzen oft dicht nebeneinander liegen. Eine Antwort darauf gibt Raimond, indem er wider Thibauts Beschuldigung: „Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit", die Freudigkeit hervorhebt, womit Johanna bisher ihren Schwestern gedient und wie eine niedere Magd die schwersten Pflichten mit stillem Gehorsam geübt hat[1]). Besteht damit eine Verachtung des niederen Standes an sich oder der niederen Leute als solcher und der kleinen Beschäftigungen des Lebens? Nichts von alledem. — Was endlich ist nach Thibauts Meinung das Ziel, welchem das Trachten der Tochter gilt? Nichts weiter als irdischer Glanz und irdische Größe[2]). Johanna dagegen versichert feierlich: „Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen"[3]). Und das dürfen wir ihr aufs Wort glauben, denn — von allem andern abgesehen — sie trägt in sich das Vorgefühl, daß mit ihrem Beruf auch ihr Leben enden werde, daß sie folglich nur sehr kurze Zeit sich im Glanze irdischer Herrlichkeit sonnen könnte[4]). Oder wäre es ihr etwa um irdischen Nachruhm, um ihres Namens Unsterblichkeit zu thun? Nirgends zeigt sich davon eine Spur, immer und überall ist sie nur auf das Eine und Nächste bedacht: Rettung des Vaterlandes. Der Ruhm, welchen einzig und allein sie sucht, liegt nicht auf Erden, sondern im Himmel[5]).

---

[1]) Vergl. Johanna selbst I, 10, V. 616: „Ich bin nur eines Hirten niedre Tochter."

[2]) Dies zeigt die ganze Szene 2 des Prologs und namentlich die Hauptstelle V. 112 folgd. Der „Warnungstraum", welcher nach Thibauts Meinung „sinnbildlich das eitle Trachten Johannas darstellt", ist die Basis seiner Anklage.

[3]) Den Beweis, daß es ihr nicht um irdische Herrlichkeit zu thun ist, liefert sie später durch die That, indem sie die Anträge ihrer ritterlichen Bewerber, insonderheit des Grafen Dunois ablehnt, welcher dem Throne des Königs am nächsten steht und ihr fürstliche Hoheit bietet. S. III, 4, V. 385 Johannas Rede an den König: „Hoch ehrt mich dieser edlen Ritter Wahl, doch nicht verließ ich meine Schäfertrift, um weltlich eitle Hoheit zu erjagen, noch mir den Brautkranz in das Haar zu flechten, legt' ich die ehrne Waffenrüstung an" u. s. w.; s. ferner die Antwort Johannas an Dunois V. 418: „Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt aus diesem Kampf des Todes wiederkehre, so ist mein Werk vollendet — und die Hirtin hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause"; s. auch La Hires Äußerung V. 359: „Sie strebt nicht schwindelnd ird'scher Hoheit nach" u. s. w. Die Worte Prol. 4, V. 415: „Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren, vor allen Erdenfrauen dich verklären", sprechen nicht dagegen, denn sie sind Offenbarungsworte Gottes.

[4]) Prolog 4, V. 385 u. 386, 392 u. 394.

[5]) Das ist der Ruhm (Lohn), auf welchen Maria ihr am Schluß der Berufung (I, 10, V. 673) das Herz gelenkt hat: „Die hier gedienet, ist dort oben groß." Demgemäß richtet Johanna nach ihrem Fall in zerreißendem Schmerze

Soviel steht demnach fest: Was Thibaut unter Johannas Hochmut sich denkt, ist etwas ganz anderes, als was Johanna ihre eitle Selbstüberhebung nennt. Und worin besteht nun die letztere? Wir müssen, um die Frage aus dem Grunde zu beantworten, einen Rückblick auf die Berufung Johannas werfen und thun dies um so lieber, als wir auf diese Weise in stand gesetzt werden, die bisher gewonnenen Resultate sowohl in einer Überschau zusammenzufassen als dieselben noch mehr zu vertiefen oder unter ganz neuen Gesichtspunkten zu betrachten.

Als die heilige Jungfrau die göttliche Botschaft der Berufung an Johanna überbrachte (I, 10), da erhob diese den Einwand: „Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!" Maria gab ihr darauf den Bescheid: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht." Keine Silbe brachte Johanna dagegen vor und erklärte somit indirekt, daß der geforderte Widerstand gegen die geschlechtliche Liebe ihr kein Bedenken verursache, daß sie folglich nach dieser, d. h. nach der ethischen Seite hin sich fähig erachte, den göttlichen Auftrag zu übernehmen. Danach erging an sie das Offenbarungswort Gottes Prol. 4: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust", wodurch Gott für sie als sein auserwähltes Rüstzeug das Wenn der Maria zum unbedingten Pflichtgebot steigerte. Johanna beobachtete das gleiche Verhalten Gott wie Marien gegenüber, keinen Widerspruch äußerte sie und bekundete demnach zu beiden Malen, daß sie sich tüchtig glaube, die Vorschrift des Nichtliebens und mit ihr die Grundvoraussetzung der ganzen Mission zu erfüllen. Was also hielt sie noch zurück, in die himmlische Sendung mit ganzem Herzen und Willen einzugehen, ungeachtet Gott durch sein: „Du wirst . . . deinen König krönen" (Prol. 4) das vornehmste Stück ihres Berufes garantiert hatte? Es fehlte ihr das Verständnis der Art und Weise, wie die reine Jungfräulichkeit das Mittel werden könne, ihre intellektuelle und physische Kraft dermaßen zu erhöhen, daß dieselbe einer so ungemeinen Aufgabe gewachsen sei. Die Erkenntnis dieses Wie konnte ihr nicht wirksamer als durch thatsächliche Erfahrung gegeben werden, und sie ward ihr gegeben zugleich mit dem Helme. Bei der Berührung desselben nämlich fühlte Johanna ihren Geist und ihren Leib von himmlischen Kräften wunderbar durchdrungen, und damit schlug die Helle der Einsicht in ihr auf, daß die jungfräuliche Reinheit um deswillen die Bürgschaft alles Vollbringens in sich trage, weil Gott derselben seine eigene Kraft zu seinen Zwecken zu teil werden lasse, eine Erkenntnis, welche sie mit der Begeisterung hochgemuten Glaubens beseelte, daß der Herr der Allmacht, der sie zu so schwerem Dienste berufen, ihr zur Durchführung desselben auch Geist aus seiner Höhe und Stärke aus seiner Fülle verleihen werde,

an die Himmelskönigin die Worte IV, 1, V. 71: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Krone, nimm sie hin."

um ihr natürliches Vermögen zu ergänzen und zu steigern[1]). Infolge dessen gelobte sie feierlich, eine reine Jungfrau zu bleiben an Leib und Seele[2]). Sie verpflichtete sich damit Gott gegenüber ausdrücklich, jeder geschlechtlichen Neigung ihr Herz zu verschließen und sich vor jeder sündlichen Befleckung irdischer Liebe zu bewahren. Und das that sie in der Absicht, um dem Worte der Marien-Offenbarung gemäß das Organ des göttlichen Gnadenwillens für ihr Vaterland sein und zu dem himmlischen Werke sich des himmlischen Beistandes getrösten zu können. Wußte — ermaß Johanna, wieviel sie in betreff der Liebe gelobte? Der immerwährende Gedanke an die Not des Vaterlandes und der unverwandte Aufblick nach oben, von woher allein die Hilfe kommen konnte, hatten insonderheit das natürliche Gefühl für die Liebe völlig in ihr zurückgedrängt. Sie kannte keine geschlechtliche Zuneigung und kannte daher die Macht der Liebe nicht, es war ihr somit die weibliche Schwachheit gerade in ihrem eigensten Wesen verborgen. Kein Wunder also, daß sie von dieser Schwäche des Weibes frei zu sein wähnte, daß sie folglich der guten Zuversicht lebte, jeder Versuchung zu sinnlicher Liebe aus eigenem Vermögen standzuhalten. Und eben das ist es im letzten Grunde, was Johanna als ihre eitle Selbstüberhebung bezeichnet[3]).

Von dem gewonnenen Ansichtspunkt aus eröffnet sich uns denn der tiefste Blick in den Seelengrund der Heldin. In jenem Selbstvertrauen nämlich, das Herz von Liebe stets rein und unbefleckt zu halten, lag seit dem Erlebnis des Zeichens für sie die himmlische Gewähr, aus Gottes Machtfülle jederzeit die Kraft zur That nehmen zu können (Prol. 3, V. 324 folgd.), und ganz im Einklang mit diesem Starkglauben gestaltete sich natürlich ihr Verhältnis zu der göttlichen Aufgabe.

Als Botin Gottes überbrachte Maria der Schäferin den Himmelsruf I, 10: „Steh auf, Johanna! Laß die Herde! Dich ruft der Herr (Gott) zu einem anderen Geschäft! Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde, und führe deines Herren Sohn (den König) nach Reims, und krön' ihn mit der königlichen Krone!" — Vertilge die Feinde in den Kämpfen bis Reims und kröne in Reims den König: diese beiden Hauptstücke enthalten in dieser Reihenfolge die Grundidee der ganzen Mission[4]). Zuerst

---

[1]) Man denke an die Thatbeweise nach beiden Seiten hin Prol. 3, V. 302—365 und Prol. 4 letzte Strophe.

[2]) Daß dies Gelöbnis, nicht zu lieben, einen Hauptteil ihres Gesamtgelübdes ausmacht, s. Seite 40. Was die Form des Gelöbnisses betrifft, so haben wir die historische aufgenommen, weil dieselbe der Idee der reinen Jungfräulichkeit, wie sie unsere Dichtung durchwaltet, vollkommen entspricht, s. Johanna d'Arc S. 45 u. 51 der gr., S. 39 u. 44 der kl. Ausgabe.

[3]) Den augenfälligen Beweis der Richtigkeit wird das Weitere ergeben. Für jetzt nur so viel, daß die Liebe sie zu Falle gebracht hat, und daß die Worte: „Daß ich mich eitel über euch erhob", nach dem Falle geredet worden sind.

[4]) Schon die Stellung von Vertilge — Kröne beweist, daß das

Vertilgen, danach Krönen. Die Vernichtung der Engländer soll den Krieg vor dem Einzug in Reims beendigen, die heilige Weihe in der Krönungsstadt den König als Gottes Gesalbten und Statthalter beglaubigen[1]). Das ist es, was in Gottes Namen die h. Maria der Hirtin zur Aufgabe machte. Sichtlich mit Bezug auf diese erste Himmelsbotschaft gab Gott selbst demnächst die Verheißung Prol. 4: „Du wirst meine Oriflamme tragen und, wie die rasche Schnitterin die Saat, den stolzen Überwinder niederschlagen! Umwälzen wirst du seines Glückes Rad, Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen, und Reims befrein und deinen König krönen!" Durch das „du wirst" der göttlichen Verheißung ist das eine und zwar das letzte, aber vornehmste Hauptstück der Mission, das Krönen, unwiderruflich garantiert. Ist es auch das andere Hauptstück, das Vertilgen der Feinde, und damit die ganze Mission? Mit nichten. Denn was garantiert Gott in dem ganzen übrigen Teile seiner Verheißung von „du wirst meine Oriflamme tragen" bis „Reims befrein?" Johanna wird als Gottes Streiterin in mehreren rasch aufeinanderfolgenden Schlachten[2]) den Engländern schwere Niederlagen beibringen und durch diese Erfolge einen vollständigen Umschwung der Dinge herbeiführen. Das seitherige Waffenglück der Engländer wird sie wenden, dagegen Frankreichs Krieger aus ihrer Bedrängnis erretten. Sodann wird Johanna der Vorschrift Mariens gemäß[3]) die Heerfahrt nach Reims antreten und die Krönungsstadt vom Feinde befreien. Dies Befreien wird selbstredend nur nach verzweifeltem Widerstand der Engländer durch einen blutigen Sieg geschehen, weil die Gegner alle ihre Kräfte aufbieten müssen, um die Stadt zu behaupten und

---

erstere dem letzteren zeitlich vorausgehen soll. Was die Worte Vertilgen und Krönen bedeuten, s. S. 32 Anm. 1 u. 2. In betreff des Vertilgens sei wiederholt: Wie das Ende des Stückes thatsächlich ausweist (V, 12 u. 13), soll das Vertilgen teils durch Niederhauen, teils durch Gefangennehmen der ganzen englischen Heeresmacht erfolgen. In gleichem Sinne spricht Johanna zu Montgomery II, 7, V. 422: „Der Tag der Strafe ist gekommen, nicht lebendig mehr zurückemessen werdet ihr das heil'ge Meer" u.s.w. Johanna ist die gottberufene Rächerin, nur sie, sonst niemand, trägt das Rachschwert Gottes (III, 4, V. 446). — Hinsichtlich des Krönens halte man fest, daß es zweierlei in sich begreift: 1) die Krönung möglich machen, und 2) bei der heiligen Handlung persönlich gegenwärtig sein. Die Gegenwart der Gottgesandten soll das sichtbar-lebendige Zeugnis der an König und Reich vollbrachten Gottesthat sein, s. IV, 10, V. 423—442. II, 7, V. 419 folgd. I, 11, V. 785 folgd. IV, 6. Prol. 3, V. 371 folgd.

[1]) Durch Vertilgen soll das englische Heer vernichtet, also die materielle Macht Englands zertrümmert, durch Krönen der englische Thron gestürzt (III, 6, V. 491—492), mithin die ideale Macht Englands zerstört, durch beides die Fremdherrschaft in Frankreich aufgelöst werden.

[2]) Gemeint ist 1) die Schlacht im Thal der Yonne (I, 9) und 2) der in mehreren Schlachten verlaufende Kampf zur Befreiung von Orleans (II, 1—8).

[3]) I, 10: Und führe deines Herren Sohn nach Reims.

die Krönung Karls zu verhindern, an welche Glaube und Idee den Besitz des Reiches knüpfen[1]). Alle diese gottverbürgten Siege und Erfolge stehen weder als Ganzes noch einzeln dem Vertilgen gleich. So gewiß es demnach Gottes durch Maria geoffenbarter Wille ist, daß die in den ersten Schlachten begonnene Vernichtung der Engländer in dem Hauptkampfe der Befreiung von Reims sich bis zu Ende vollziehen, so wenig hat er doch selbst oder hat er durch Maria der Heldin die Garantie gegeben, daß sie die englische Heeresmacht vor Reims total aufreiben werde. Nicht mehr als der Sieg vor Reims ist ihr durch die göttliche Verheißung zugesichert, hätte Gott ihr auch das Vertilgen verbürgen wollen, so würde er es mit ausdrücklichen Worten gethan haben durch einen unzweideutigen Beisatz zu „Reims befreit“[2]) — Warum nun hat Gott es unterlassen? Daß er durch seine Nichtgarantie das Vertilgen vor Reims nicht geradezu hat ausschließen wollen, liegt am Tage. Er wäre ja sonst mit sich selbst, weil mit Mariens Forderung, in Widerspruch getreten. Die Offenbarung löst das Rätsel. Maria verkündigte der Hirtin: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.“ Mithin bezeichnete die Heilige den Widerstand gegen die irdisch-sinnliche Liebe als die Kardinalbedingung, auf welcher im letzten Grunde das Gelingen des himmlischen Auftrags beruhe.

Demnächst ließ Gott selbst in Form der ernstesten Warnung das dringende Verbot an Johanna ergehen: „Nicht Männerliebe darf

---

[1]) Der Sieg macht den sofortigen Einzug in die Stadt und die Krönung des Königs möglich, wenn auch das Vertilgen nicht ganz zu stande kommt.

[2]) Das garantierte (den stolzen Überwinder) Niederschlagen der Verheißung kann nicht im Sinne von Vertilgen verstanden werden. Allein schon die Folgen des Niederschlagens: „Umwälzen wirst du seines Glückes Rad“ u. s. w. beweisen dies zur Genüge. Das bloße Umwälzen des Glücksrades, d. h. das Umwandeln des Kriegsglücks, besagt geradezu, daß die Niederlagen den Feind nicht vernichten, sondern nur seine Übermacht brechen werden, und das Erretten der Heldensöhne Frankreichs aus ihrer Notlage setzt ebensowenig, wie das Befreien der Stadt Reims ein totales Aufreiben der Gegner notwendig voraus. Was sollte der Jungfrau überdies das Verbot der Männerliebe neben einer gottgegebenen Bürgschaft des Vertilgens vor dem Einzug in Reims? Es wäre ja mit dem Vertilgen bis Reims, weil das Krönen ohnehin verbürgt ist, die ganze Mission garantiert. Eine solche Garantie — das sagen wir von unserm Standpunkt aus — würde die Jungfrau zu einem willenlosen Werkzeug, zu einer bloßen Maschine herabsetzen, und Johanna würde eben damit aufhören, eine dramatische Heldin zu sein. Was aber für unser Urteil vollends den Ausschlag gibt: Um die göttliche Providenz wäre es geschehen. Gottes Garantie würde durch das Stück lügengestraft. Denn Johanna vertilgt die Engländer nicht in der Schlacht vor Reims, und über Reims hinaus reicht weder die Offenbarung Mariens noch Gottes Verheißung. Was später sich begibt, fällt weder unter jene noch unter diese.

dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust." Der Herr erklärte damit der Jungfrau, daß sie das Werkzeug seines Gnadenwillens nur so lange sein könne, als ihr Herz durchaus frei bleibe von sündhaft eitler Geschlechtsliebe. Deutlich genug war überdies mit Mariens Wenn wie mit Gottes Nicht darf der Heldin zu verstehen gegeben, daß sie ein weibliches Herz habe und der geschlechtlichen Liebe fähig sei. Es gibt also eine Gefahr für Johannas Beruf, und zwar ist dieselbe die einzig-alleinige, von der die Offenbarung weiß — die irdische Liebe[1]). Ein weiteres Zeugnis dafür liegt in dem Ausspruch Gottes Prol. 4: „Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren, dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust", indem diese Worte, welche sich an das vorhergehende Verbot: „Nicht Männerliebe darf" u. s. w. unmittelbar anreihen, nur den Ratschluß des Herrn enthalten, daß Johanna nie Gattin und Mutter werden solle, aber mit keiner Silbe Gewähr dafür leisten, daß sie nie sich verlieben werde. Alles das beweist unwidersprechlich: Gott deutet durch die Nichtgarantie des in seinem Namen von Maria geforderten Vertilgens im Gegensatz zu der Garantie des bloßen Sieges (du wirst Reims befrein) auf die Möglichkeit des Verliebens hin. Mit andern Worten: die göttliche Garantie des Sieges bei Reims ohne die Garantie des gottgewollten Vertilgens zeigt in Verbindung mit Nicht darf die Gefahr des Verliebens. Ja noch mehr: Auch auf den Moment der Gefahr ist sehr bestimmt hingewiesen. Kann derselbe vor dem Siege liegen? Die Garantie des Sieges macht das unmöglich. Denn nur solange kann Johanna siegen, als sie Organ Gottes ist, und Gottes Organ ist sie nur solange, als sie nicht liebt. Noch weniger droht die Gefahr nach der Schlacht. Denn die Offenbarung: „Du wirst Reims befrein" erstreckt sich nicht über die Schlacht hinaus, und — abgesehen davon — wenn Johanna sich nicht nach dem Siege verliebt, so vollbringt sie das Vertilgen, beendigt folglich damit den Krieg. Also nur in der Schlacht ist die Gefahr vorhanden und zwar in dem Zeitraum zwischen dem verbürgten Sieg und dem nicht verbürgten Vertilgen, d. h. in dem entscheidenden Wendepunkt, wo der Sieg bereits erkämpft, die Vernichtung der Feinde aber noch nicht durchgeführt ist. Übertritt Johanna in dieser Zwischenzeit das göttliche Verbot der Männerliebe, dann erfolgt zwar unbedingt der Einzug in Reims, welcher durch „Du wirst Reims befrein" zugleich mit dem Siege (auch ohne das Vertilgen) gesichert ist, und unmittelbar nach dem Einzug findet die Krönung des Königs statt, der Krieg aber ist nicht zu Ende, mithin auch die Sendung Johannas nicht zum Abschluß

[1]) Von einer Gefahr in betreff des Tötens und Vollbringens spricht die Offenbarung nicht ausdrücklich. Sie braucht das nicht, weil hinsichtlich dessen so lange keine Gefahr vorhanden ist, als Johanna sich von Liebe frei hält. Denn einer reinen Jungfrau wird zu jedem gottbefohlenen Werke die Kraft Gottes zu teil, welche alles Vollbringen sichert.

gelangt, weil von den beiden Hauptstücken desselben das eine (das Vertilgen) unerfüllt geblieben [1]).

So ist denn der Grund gefunden, weshalb Gott die Vernichtung der Engländer vor Reims nicht mit seinem Offenbarungsworte verbrieft und versiegelt hat. Wie nun stellte sich die Jungfrau zu alledem? Die Liebe hatte ihr nie ein Bedenken verursacht, weil sie darin sich keiner Schwachheit versah; im Töten und Vollbringen schwanden ihre anfänglichen Zweifel nach Empfang des Helmes, der sie zu flammendem Kriegsmut begeisterte und mit dem Vorgefühl göttlichen Kraftbeistandes durchglühte [2]). So that denn Johanna das feierliche Gelübde, sowohl das Ganze des göttlichen Auftrags, welchen Maria vom Himmel gebracht hatte, als die beiden Bedingungen auszuführen, auf welche das Vollbringen desselben gestellt war [3]).

Sollte sie das nicht? Gott ist es, der sie zu seinem Dienst berief, das Gelübde war das menschliche Ja auf den göttlichen Ruf. Oder ist die Aufgabe etwa nicht ausführbar? Eine solche zu erteilen, wäre geradezu ungöttlich. Daß sie zu lösen, hatte Maria gleich bei ihrem ersten Erscheinen ausgesprochen: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht." Letzteres (die Bedingung) bestätigte Gott durch das Verbot der Männerliebe, von ersterem gab er der Heldin eine ergreifende Vorempfindung in dem thatsächlichen Erlebnis der „Götterkraft", womit das Eisen des Helmes sie berührte, durch beides im Verein zeigte er ihr auf das bestimmteste, daß sie als erwähltes Rüstzeug seines Gnadenwillens das Werk der Vaterlandsrettung nicht beschränkt auf eigne Kraft, sondern unterstützt durch die Macht seiner Stärke verrichten solle und werde, sofern sie bleibe, was sie sei — eine reine Jungfrau. Auf die Bewahrung der jungfräulichen Reinheit kommt demnach für die Heldin alles an, weil nur unter dieser Voraussetzung Gott ihr seinen Kraftbeistand zu jeder Berufsthat schenken will. Und wie nun ist jene Grundbedingung alles Gelingens zu erfüllen? Die Selbstthut ist ganz unerläßlich, gewährt aber für sich allein keine Sicherheit, da jedem Menschen, sei er geistig auch noch so stark, selbst dem bestgeförderten Christen, Schwachheit der Natur anhaftet. Die einzig richtige Weise hat Gott ihr indirekt kund gegeben durch die physischen und psychischen Eindrücke des Helmes. Dieser Vorgang der göttlichen Kraftmitteilung dient zwar zunächst bloß dem Zweck, die Jungfrau zu belehren, wie ihr die Tüchtigkeit zu Krieg und Kampf werden soll, derselbe ist aber auch eine lebendige Predigt der allgemein gültigen Wahrheit: Die sichere Gewähr für alles Vollbringen ruht allein in Gottes Hilfe, und bedeutet in spezieller Anwendung auf die sinnliche Liebe: Unbedingt wirksamer Schutz gegen die Macht der Liebe ist nur zu finden bei

[1]) Die Hand des Herrn ist damit nicht verkürzt, sein Wille, Frankreich zu retten, nicht aufgehoben. Wir werden Akt V sehen, wie derselbe vollendet wird.

[2]) Prol. 3, V. 315—331 und Prol. 4, letzte Strophe.

[3]) Seite 39—40 (das Gelübde).

Gott dem Herrn. Wer ihn sucht, der findet ihn. Klar genug hat die Gottheit der Jungfrau gesagt, daß sie der Liebe fähig, dringend genug sie gewarnt vor der Gefahr des Verliebens — bedarf es noch mehr, um ihr ans Herz zu legen, sich hinsichtlich der Liebe nicht allein auf sich selbst zu verlassen, sondern bei der strengsten Selbstbewahrung und Wachsamkeit ganz besonders auch Gottes Kraftschutz wider dieselbe zu suchen? Zum Schlachtensieg über den Reichsfeind will Gott das natürliche Vermögen Johannas durch seine Kraft ergänzen, solange ihr Herz der irdischen Liebe fremd, zum gewissen Sieg über die Anfechtungen der Liebe soll Johanna, so stark auch sie sich dagegen dünkt, aus freiem Entschluß den Beistand Gottes für Herz und Seele suchen, um so eifriger und beharrlicher, da ihre Mission mit der reinen Jungfräulichkeit steht und fällt. Zu dem Ende hat sie vor allem sich ihres übergroßen Selbstvertrauens in der Liebe zu entäußern und eingedenk der göttlichen Warnung sich die Möglichkeit einer verborgenen Schwäche in diesem Hauptpunkte einzugestehen, um durch den Blick nach oben ihr menschliches Vermögen zum Widerstand gegen die irdische Liebe mit Himmelskraft zu stützen und zu stählen. Und nicht warten darf sie damit bis zum Sieg in der Reimser Schlacht. Allerdings hat Gott ihr bis dahin vollständiges Kriegsglück verbürgt, aber er hat sie auch durch die Nichtgarantie des Vertilgens auf eine nach dem Siege ihr drohende Gefahr aufmerksam gemacht, welche, wie wir gesehen, keine andere als die Gefahr des Verliebens sein kann. Eben damit ist ihr sehr deutlich zu verstehen gegeben, wie sie sich während der Zeit ihres Siegeslaufes bezüglich der Liebe zu verhalten hat, deren Angriffen sie bei der Natur ihres Berufes selbstverständlich auch vor dem Krönungssieg auf allen Wegen und in allen Gestalten ausgesetzt ist. Um nämlich den stärksten Angriff der Liebe zu überwinden, welcher der Offenbarung Gottes zufolge gleich nach dem Krönungssieg ihrer wartet, bedarf sie ohne Frage die stärkste Kraftrüstung, und um die letztere in der verhängnisvollen Prüfungsstunde aufs gewisseste zu besitzen, muß sie beizeiten anfangen, sich damit aufs äußerste zu wappnen. Daher muß Johanna, will sie anders wohl vorbereitet in die härteste Prüfungszeit eintreten, von Anbeginn ihres Berufslebens in den Tagen sowohl des Kampfes als der Ruhe Gottes Verbot der Liebe stets vor Augen und im Herzen haben und bei jeder Begegnung mit Männern, mögen sie Freunde oder Feinde sein, nicht allein die ganze Stärke ihres Geisteswillens und Pflichtbewußtseins zum Widerstand gegen eine mögliche, sei es absichtliche oder unabsichtliche Liebesversuchung zusammenfassen, sondern zugleich das Seelenauge[1]) unverwandt um Schutz und Hilfe gen Himmel richten, da nur in solcher Schule strengen Dienstes sie mit Bestimmtheit erwarten kann, zu dem Grade allseitiger, göttlicher ebenso wie menschlicher Bereitung heranzureifen,

[1]) Wir sprechen nicht von äußerer Gebärde. Das Auge der Seele kann unter allen Umständen und zu allen Zeiten himmelwärts gerichtet sein.

welcher sie tüchtig macht, dereinst die gefahrdrohende Versuchung vor Reims mit ihrer von Gott getragenen Kraft zu bestehen. Ein solches Verhalten ist denn auch infolge der steten Hinnahme göttlichen Geistes und göttlicher Kraft das einzig zuverlässige Mittel jener Heiligung und Verherrlichung, welche Maria (I, 10) ihr mit den Worten in Aussicht gestellt hat: Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden, die hier gedienet, ist dort oben groß. Begibt sich Johanna nicht gleich zu Anfang ihres Berufslebens auf den allein richtigen Weg, so steht es ihr natürlich frei, denselben auch noch im Laufe des Krieges zu betreten, jedoch muß sie diesen Schritt vor Anbruch der verhängnisvollen Stunde (nach dem Siege bei Reims) oder allerspätestens vor Eintritt der letzten Entscheidung (Lionelszene!) thun, sonst könnte es leicht geschehen, daß sie von der Versuchung übermocht würde, bevor sie sich weder selbst zur rechten Wehr gesetzt noch des himmlischen Beistandes versichert hätte[1]).

---

[1]) Folgendes ist hierbei wohl in acht zu nehmen. Erstens ist Johanna durchaus nicht gezwungen, weil seitens der Gottheit nicht ausdrücklich verpflichtet, den angegebenen Weg zum Ziele einzuschlagen. Es ist ihr unbenommen, sich in der Liebe ganz allein auf sich selbst zu stellen. Die Wahl zwischen beiden Wegen soll und wird ihre freie, selbsteigene That sein. — Zweitens haben wir bei der Frage: Allein oder mit Gott? zunächst die Untrüglichkeit des Erfolges im Auge gehabt und aus dem Charakter des Stückes, welches Himmel und Erde in stetem Verkehr zeigt, sowie aus den Thatsachen der Offenbarung den Beweis entnommen, daß Johanna wenn auch nicht direkt, doch indirekt darauf hingewiesen sei, durch ständigen Seelenblick nach oben sich der göttlichen Krafthilfe gegen die Liebe und solchergestalt der unzweifelhaften Erreichung des gottgewollten Zieles zu versichern. Da ihr Beruf nach der idealen Seite der Liebe hin ebenso ein unweiblicher ist, wie nach der realen Seite des Vollbringens, so ist es Gottes Heilswille, ihr nicht weniger in ersterer Hinsicht als in letzterer seinen Gnadenbeistand angedeihen zu lassen, vorausgesetzt, daß sie danach verlangt, und durch solche Kraftunterstützung das Unnatürlich-Außerordentliche, das er ihr in und mit seinem unweiblichen Auftrage auch in der Liebe auferlegt hat, gewissermaßen auszugleichen und zu kompensieren. Um so gewisser wird er das, da in seinem Reiche das In- und Miteinander von Wachet und Betet, d. h. von Selbsthut und von Gotteshut als Grundgesetz alles sittlichen Werdens und Handelns gilt. Aber wird nicht durch die Mithilfe Gottes die Selbständigkeit Johannas zu sehr beengt und beschränkt, sowie durch den Verlaß auf den himmlischen Beistand ihre Selbstthätigkeit bedenklich verringert und abgeschwächt, so daß der von ihr geleistete Widerstand gegen die Liebe gewissermaßen aufhört, ihre eigne That zu sein? Dem ist keineswegs so. Sie soll nicht im mindesten weniger, sondern gerade soviel selbst thun, als sie zu thun vermag. Alles, was an Kraft auf jeder Stufe der Entwickelung in ihr ist, soll Johanna, gleichwie sie es im Kampf der Waffen soll (und wird), unter allen Umständen und zu allen Zeiten aufbieten, um der Liebe zu wehren, dabei aber soll sie zugleich und zwar aus freiem Antriebe unabläßig aufschauen zu dem Urquell aller Kraft, um

Daß und wie der göttliche Auftrag unfehlbar ausgeführt werden kann, haben wir gesehen. Wird Johanna ihn ausführen?

So gewiß ihr geistiges Leben und Streben himmelweit verschieden ist von Thibauts Ansicht über beides[1]), so bleibt doch soviel richtig an der letzteren, daß Johanna trotz der sprechendsten Züge von Demut, welche wir an ihr wahrgenommen, von Hochmut keineswegs rein ist. Und zwar haftet derselbe gerade an der Grundbedingung, worauf ihre ganze Mission gestellt ist. Sie glaubt, wie gesagt, von der Liebesschwachheit des Weibes völlig frei und deshalb hinlänglich stark zu sein, um ohne göttliche Mithilfe allen Anfechtungen der Liebe standzuhalten[2]). Von dem Hochmut dieses übertriebenen Selbstvertrauens muß die Jungfrau auf ihrer versuchungsreichen Berufsbahn gründlich geläutert werden, wenn sie der Gefahr, von Hochmut zu Hochmut fortzuschreiten, glücklich entgehen und in der entscheidenden Prüfungsstunde, welche nach dem Siege bei Reims ihrer wartet, vor Straucheln und Fallen zuverlässig bewahrt bleiben soll.

Und wie werden sich im schlimmsten Fall, d. h. wenn die Siegerin der Macht der Liebe vor Reims unterliegt, die Dinge gestalten? Die Offenbarung gibt sehr verständliche Fingerzeige, zum

---

stets und ständig auf das Ungemeine gefaßt und selbst dem anscheinend Unmöglichen gewachsen zu sein. Und nicht bloß jenes pflichtgemäße Aufgebot aller Selbstkraft soll Johannas Selbstthat sein. Um ihre beim Empfang des Helmes gemachten Erfahrungen auch auf die Liebe zu übertragen, muß sie ihr übergroßes Selbstvertrauen rücksichtlich der letzteren darangeben. Das aber kann nur ihre selbsteigene That sein, eine selbständige That der tiefsten Selbstverleugnung und Selbstentäußerung. Und vollends das stete Richten der Seele dahin, woher aller Hilfssegen kommt, ist das nicht des Menschen selbständig eigenste That, That seiner Freiheit in eminentem Sinne? Wir sehen, daß der Weg mit Gott, wenn Johanna ihn betritt, ihre selbständige Thätigkeit nicht nur nicht einschränkt, geschweige aufhebt, sondern sogar steigert und erweitert.

So verhält sich die Sache, vom Standpunkt der Offenbarung aus betrachtet. Daß Schiller die Jungfrau nicht den unbedingt sichern Weg wählen lassen konnte, wenn er anders eine Tragödie dichten wollte, liegt am Tage.

Schließlich: Erringt nicht Johanna beim zweiten Zusammentreffen mit Lionel den Sieg über die Liebe ohne Gottes besondern Kraftbeistand? Zur Antwort hier nur soviel: Johanna wird V, 9 eine ganz andere sein als sie jetzt und III, 10 ist, auch werden die Verhältnisse ganz andere sein, so daß sie ohne besondere Hilfe Gottes leisten kann, was sie soll und will.

[1]) Natürlich schon deshalb, weil er nichts von Johannas Berufung weiß.

[2]) Daß Johanna nicht frei von Sünde, bezeugt indirekt auch Mariens Ausspruch: „Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden" (I, 10, V. 672). Denn wer geläutert werden muß, ist nicht sündenrein, nicht heilig. Und welche andere Sünde kann Maria meinen als die Sünde, deren Johanna sich selber zeiht? Einen wie hervorragenden Anteil der Hochmut, diese Erz- und Hauptsünde des Menschengeschlechtes, an Johannas Mißgeschick hat, darüber wird die Dichtung uns keinen Zweifel lassen.

Teil kennen wir sie bereits. Das Hauptziel der Mission, die Krönung des Königs, ist kraft göttlicher Verheißung doppelt verbrieft, sowohl an und für sich als durch den Sieg, welcher die Krönungsstadt in die Gewalt der Sieger bringt[1]). Dagegen wird die Vernichtung der Engländer bei Reims nicht vollendet. Wird sie es nur vor Reims nicht oder überhaupt, d. h. auch nach Reims nicht? Diese Frage beantwortet sich aus der Idee und dem Wesen der Krönung.

Der König des Himmels, „der höchste Herrschende", ist der eigentliche König von Frankreich[2]). Krone und Reich sind sein. Beides gibt er in Reims durch den Erzbischof dem rechtmäßigen Thronerben als seinem Lehnsträger und Statthalter vermittelst der Salbung mit dem heiligen Öle, welches vor alters eine Taube vom Himmel gebracht. Und wie Gott das heilige Frankreich ganz und ungeteilt zu eigen hat, so verbürgt er seinem Stellvertreter in und mit der Weihe zum König den vollständigen Besitz des unzertrennlich ewig-einigen Reiches, gewährleistet ihm demgemäß auch die schließliche Vernichtung jeder feindlichen Invasion. Es ist somit das nachträgliche Vertilgen der Engländer durch die Krönung göttlich gesichert[3]). Und wer wird dieses rückständige Hauptstück der Mission vollbringen? Johanna? Unmöglich wäre das nicht, aber nur unter der Voraussetzung denkbar, daß sie sich in dem Punkte, darin sie gefehlt, von Grund aus erneuerte und Gott sie um deswillen wieder als sein Werkzeug annähme. Oder werden andere Hände das Gotteswerk der Vaterlandsrettung zu Ende führen?[4]) Die Offenbarung bringt kein Licht darüber, nur ein schwacher Hoffnungsschimmer liegt in dem Umstand, daß dieselbe bloß das Verbot der Liebe, aber kein Urteil unbedingter Verwerfung für alle Zeit ausspricht, sofern die Jungfrau sich gegen das „Nicht Männerliebe darf" verschulden sollte[5]).

Johanna geht, sie geht in dem für Frankreich verhängnisvollsten Augenblicke, durchglüht vom Feuer der heiligsten Kriegsbegeisterung. In Chinon werden wir sie bei ihrem König wiederfinden.

---

[1]) Du wirst Reims befrein und deinen König krönen.

[2]) Die Glaubensideen Johannas und ihrer Zeit haben in der Dichtung als lauter göttliche Realitäten zu gelten.

[3]) S. Seite 64—66.

[4]) Wie in der Geschichte. Johanna ist auch in diesem Fall nächst Gott die Retterin Frankreichs, insofern sie dem König die Krone erkämpft und dadurch die endliche Vernichtung der Engländer gesichert hat.

[5]) Gott sieht vermöge seiner Allwissenheit, daß Johanna bei Reims fallen, er sieht aber auch, daß sie sich von ihrem Fall erheben und allmählich durchringen wird bis zu der vollendeten Heiligung, an deren Ziele ihr als Gnadenlohn die gänzliche Befreiung Frankreichs vom Feindesjoch und unmittelbar darauf die Krone der himmlischen Herrlichkeit winkt. Gottes Erwählung der Jungfrau zum Werkzeug der Vaterlandsrettung ist mithin die höchste Liebesthat.

# Exkurs.

## Das leibliche Bild der Jungfrau.

Schiller hat das leibliche Bild seiner Heldin klar gezeichnet. Wir geben schon hier einen Überblick und heben zunächst die äußeren Züge hervor, womit der Dichter ihre Körpergestalt dargebildet hat.

1. Johanna prangt in Jugendfülle: Prol. 2, V. 55. Schön wie du selbst bist, blühend in der Jugend Reiz II, 7, V. 390. Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit! Dein Anblick dringt mir an das Herz III, 10, V. 677.

2. Sie ist von hohem Wuchs und kühnem Anstand: Auf hoher Trift steht sie ragend in Mitte ihrer Herde Prol. 2, V. 75. Die Hohe — mit kühnem Anstand schritt die Mächtige I, 9, V. 527 u. 534. Die Mächtige I, 10, V. 703, vergl. V, 5, V. 154. Hoheit IV, 2, V. 157. Die Bezeichnung „Hohe", „Mächtige" gehen sowohl auf die Heldengestalt als auf die Heldenthaten Johannas und die aus ihr sprechende Gotteskraft und Gottesbeseelung, bald allein oder mehr auf das eine oder das andere, bald auf alles zugleich. Ebenso III, 9, V. 618 die Gewalt'ge.

3. Sie ist stark und mutvoll: Die Starke III, 1, V. 21. Heldenstärke IV, 2, V. 156. Heldenmädchen V, 10, V. 331. Männlich Herz . . . löwenherz'ge Jungfrau — tapfres Haupt Prol. 3, V. 196. 200. 203—4. Mut der Cherubim Prol. 4, letzte Str. Kühner Mut III, 8, V. 587 u. 9, V. 642. Eine zarte Jungfrau oder Magd, ein zitterndes Geschöpf (Taube) nennt sie sich im Verhältnis zu oder im Vergleich mit ihrer Aufgabe, die Zartheit ist also eine relative Prol. 3, V. 315. 325—6. I, 10, V. 653. IV, 1, V. 87 folgd. V, 2, V. 32.

4. Reiche Schönheit schmückt ihren Leib Prol. 2, V. 127. I, 9, V. 524. II, 7, V. 390. III, 10, V. 677. Edler Leib Prol. 2, V. 76. Edle Jungfrau III, 4, V. 370. V, 3, V. 57. Liebliche Gestalt II, 7, V. 380. Mit Anmut umstrahlt sie der Friede III, 4, V. 218. Sie trügt nicht, diese rührende Gestalt II, 10, V. 576.

5. In dunklen Locken fällt das Haar ihr um den Nacken I, 9, V. 125, vergl. Prol. 4, V. 413 (deine Locken). Ihrem Auge glaub' ich (Dunois), der reinen Unschuld ihres Angesichts I, 10, V. 683, vergl. IV, 12. Wenn sich die Wahrheit verkörpern will in sichtbarer Gestalt, so muß sie ihre Züge an sich tragen! Wenn Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen, in ihren klaren Augen muß sie wohnen V, 7, V. 225. Ernst ist ihr Blick Prol. 2, V. 76, doch sanft II, 7, V. 378. Ist sie kriegerisch beseelt, so blitzen ihre Augen und ihre Wangen sprühen glühend Feuer Prol. 3, V. 329. Ihres Auges Feuerpfeile II, 10, 521. Schon ergreift sie mich (Montgomery) mit ihren Feueraugen, wirft von fern der Blicke Schlingen

nimmer fehlend nach mir aus II, 6, V. 344. (Der Blitz ihres Auges ist erhöht durch den Brand des englischen Lagers.)

6. Der Gegensatz zwischen dem, was sie von Natur und was sie in ihrem Beruf ist (Naturcharakter — Berufscharakter), zeigt sich auch sonst in den kontrastierenden Zügen ihres Bildes! Wie eine Kriegesgöttin schön zugleich und schrecklich schildert sie Raoul I, 9, V. 524. Die Schreckensgöttin II, 5, V. 318. Fürchterlich, grimmig, schrecklich, eine tödliche Gestalt erscheint sie dem Montgomery in der Ferne, in der Nähe dagegen nicht schrecklich, vielmehr schön und blühend in der Jugend Reiz, ihr Blick sanft, ihre Gestalt lieblich, ungeachtet ihre Rede furchtbar II, 6, V. 330. 341. 350—351. 7, V. 378 folgd. u. 390. Vergl. V, 5, V. 154. Wie schrecklich, sagt der Herzog von Burgund, war sie in der Schlacht, und wie umstrahlt mit Anmut sie der Friede III, 4, V. 217. Derselbe sieht anfangs in ihr eine Verfluchte, Teufelsdirne, eine buhlerische Circe, Sirene, die mit ihres Auges Feuerpfeilen und den Schlingen ihrer Rede ihn verlocken wolle; schließlich jedoch, nachdem er sie länger gehört und genauer betrachtet, erkennt er in dem Zauber ihrer Gestalt und Rede die himmlische Gewalt der Gottgesandten II, 9 u. 10. Ein ähnlicher Umschwung von Verfluchen bis Lieben findet statt bei Lionel III, 10. V, 9 u. 10.

Ein außerordentlich sprechendes Totalbild der Heldin entwirft Raoul I, 9 in seiner Beschreibung ihres ersten Auftretens I, 9, V. 520:

Da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
„Was zagt Ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heil'ge Jungfrau führt Euch an!"
Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.

Sehr malerisch stellt auch Raimond Prol. 2, V. 73 den Eindruck dar, welchen der Anblick der Jungfrau auf ihn hervorbringt, wenn er sie auf hoher Trift zwischen ihrer Herde stehen sieht:

Oft seh' ich ihr aus tiefem Thal mit stillem
Erstaunen zu, wenn sie auf hoher Trift
In Mitte ihrer Herde ragend steht
Mit edlem Leibe, und den ernsten Blick

Herabsenkt auf der Erde kleine Länder.
Da scheint sie mir was Höh'res zu bedeuten
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten.

Jeder Zug in beiden Schilderungen ist ein produktiver Strich zur Darbildung des Gesamtgemäldes. Inwiefern dies, darüber belehrt Viehoffs lesenswertes Programm über dichterische Gestaltenmalerei. Trier 1874.

Wirksamer noch als durch Darbietung äußerer Züge wird die Phantasie zum Schaffen des körperlichen Bildes angeregt durch möglichst scharfe Ausprägung des seelischen Bildes, d. h. des Charakters. Da wir Menschen nicht reine Geister, sondern geistleibliche Wesen sind, so drängt uns die Kenntnis des inneren Lebens einer Person von selbst zum Darbilden auch ihrer äußeren Gestalt, und dies um so unwiderstehlicher, je bedeutender die betreffende Persönlichkeit und je größer das Interesse ist, welches wir an derselben nehmen. Kurz, die Charaktergestalt ist der Hauptfaktor zur Bildung der Leibesgestalt[1]). Der Charakter aber gibt sich kund teils in den Reden und Thaten des Menschen selbst, teils in den Urteilen anderer über ihn. Von jenen sehen wir hier natürlich ab und stellen nur die letzteren teils vollständig, teils in bloßen Zitaten oder mit kurzer Andeutung ihres Hauptinhalts zusammen. Übrigens versteht es sich von selbst, daß zur Vollkommenheit poetisch-plastischer Darstellung die beiden Faktoren des Geistig-Innern und des Körperlich-Äußeren gehören, und zwar werden sowohl die äußern als die innern Elemente da am kräftigsten wirken, wo sie miteinander verbunden auftreten. Denn in diesem Miteinandersein werden sie, einander tragend und wechselseitig unterstützend, unmittelbar zusammenwirken. Wir haben einen solchen Verein von geistigen und leiblichen Zügen an mehreren Stellen bereits gefunden und werden demselben auch in einigen der folgenden Aussagen begegnen. — Eröffnen wir die Reihe von Aussprüchen über Johannas Charakter mit dem Urteil des liebebegeisterten Dunois III, 1, V. 33.

Sie ist das Götterkind der heiligen
Natur wie ich, und ist mir ebenbürtig.
Sie sollte eines Fürsten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel ist,
Die sich das Haupt mit einem Götterschein
Umgibt, der heller strahlt als ird'sche Kronen,
Die jedes Größte, Höchste dieser Erden
Klein unter ihren Füßen liegen sieht?

---

[1]) Nebenbei sei bemerkt, daß wie die Phantasie dem Geistig-Innern den entsprechenden Ausdruck im Körperlich-Äußern bildend zugesellt, so umgekehrt die leibliche Erscheinung für sie zum Spiegel und Abbild des inneren Geisteslebens wird.

Denn alle Fürstenthronen, aufeinander
Gestellt, bis zu den Sternen fortgebaut,
Erreichen nicht die Höhe, wo sie steht
In ihrer Engelsmajestät [1]).

Wunderbares Mädchen I, 10, V. 574. Das wunderbare Mädchen III, 1, V. 6. Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt ... fromm und heilig III, 4, V. 327. Heilig Mädchen V. 417. Wir folgen blind, wohin die Göttliche uns führt I, 10, V. 697. Ihrem Auge glaub' ich, der reinen Unschuld ihres Angesichts V. 683. Wenn sich die Wahrheit verkörpern will in sichtbarer Gestalt, so muß sie ihre Züge an sich tragen! Wenn Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen, in ihren klaren Augen muß sie wohnen! V, 7, V. 225. Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner! V, 8, V. 259.

La Hire: Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir, wenn sie einher vor unsern Scharen zieht, der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite, sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite I, 10, V. 700. Wir schützen der Prophetin heilig Haupt II, 10, V. 482. Bescheidnes Herz, der Huldigung des Größten ist sie wert, doch ... sie strebt nicht schwindelnd ird'scher Hoheit nach III, 4, V. 356. Deine heil'ge Tugend IV, 11, V. 498.

Burgund: Ihre Rede ist wie eines Kindes. Wenn böse Geister ihr die Worte leihn, so ahmen sie die Unschuld siegreich nach (vergl. Dunois I, 10, V. 684. V, 7, V. 228). Sie trügt nicht, diese rührende Gestalt! Nein! Nein! Bin ich durch Zaubers Macht geblendet, so ist's durch eine himmlische Gewalt; mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet II, 10, V. 548 u. V. 576 folgd. Euch wohnt ein Engel an der Seite III, 3, V. 203. Wie schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht, und wie umstrahlt mit Anmut sie der Friede III, 4, V. 217. Sie kann mit mir schalten, wie sie will, mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand V. 254. Erleuchtet Mädchen, das der Geist beseelt! V. 291. (Während Johanna zu Tode verwundet ist:) Sie hat geendet! Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie da liegt, schmerzlos und ruhig wie ein schlafend Kind! Des Himmels Friede spielt um ihre Züge V, 14, V. 458.

Raimond: Prol. 2, V. 73 (s. S. 83 fl.). 109. Wer hegt bescheidnern, tugendlichern Sinn als Eure fromme Tochter? Ist sie's nicht, die ihren ältern Schwestern freudig dient? Sie ist die hochbegabteste von allen, doch seht Ihr sie wie eine niedre Magd die schwersten Pflichten still gehorsam üben, und unter ihren Händen wunderbar gedeihen Euch die Herden und die Saaten; um

[1]) Zu dem „Götterschein" vergl. Raoul I, 9, V. 526: „ein Glanz vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten"; zu „klein unter ihren Füßen liegen sieht" vergl. Raimond Prol. 2, V. 74: „wenn sie auf hoher Trift ... den ernsten Blick herabsenkt auf der Erde kleine Länder" ...

alles, was sie schafft, ergießet sich ein unbegreiflich überschwänglich Glück V. 133. Ihre Brust umschließt ein männlich Herz. Denkt nach, wie sie den Tigerwolf bezwang ... sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau ... welch tapfres Haupt auch dieser Helm bedeckt, er kann kein würdigeres zieren! Prol. 3, V. 196. V. 328 folgd. V, 4, V. 110 folgd. 8, V. 249—258.

Lionel: III, 10. V, 9. 10, V. 330—332.

Das Volk adoriert sie und küßt ihre Kleider IV, 8, vergl. 9, V. 411. 10, V. 443.

Der Erzbischof: Heilig wunderbares Mädchen I, 10, V. 612. 679. 734. III, 3, V. 207 folgd. V, 7, V. 219 folgd. 231 folgd.

Sorel: Heilig Mädchen III, 4, V. 319. Edle Jungfrau ... strenge Jungfrau V. 370 folgd. (Nach dem Einzug in Reims) vor ihr niederfallend: Den Unsichtbaren bet' ich an in dir. Du bist der Engel u. s. w. ... Doch du bleibst immer ernst und streng ... Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn, die reine Brust bewegt kein irdisch Glück ... Leg diese Rüstung ab ... mein liebend Herz flieht scheu vor dir zurück, solange du der strengen Pallas gleichst (höchst malerisch, vergl. S. 83 Raoul: wie eine Kriegesgöttin schön zugleich und schrecklich anzusehn) ... Die Liebe fürchtet, sich dieser stahlbedeckten Brust zu nahn ... Mich laß erröten, die neben dir so klein sich fühlt, zu deiner Heldenstärke sich, zu deiner Hoheit nicht erheben kann ... ich begriff dich nie — und stets verhüllt war mir dein dunkel tiefes Wesen. Wer möcht' es fassen, was dein heilig Herz, der reinen Seele Zartgefühl erschreckt! IV, 2. Rede ... wir glauben dir! Wir trauen fest auf dich! Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort soll uns genügen IV, 11, V. 484.

Karl: Wundermädchen I, 9, V. 571. Mächtig Wesen .... Ich glaube dir! Soviel vermag kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet! I, 10, V. 600—611 .... Heilig Mädchen .. heilige Prophetin I, 10, V. 704 folgd. ... Ritterschlag III, 4, V. 330—343 ... Unwiderstehlich Mädchen u. s. w. III, 4, V. 351 ... Dich treibt des Geistes Stimme jetzt ... dies Herz, das jetzt der Himmel ganz erfüllt III, 4, V. 422 folgd. Hier steht die Gottgesendete .... Ihr Name soll dem heiligen Denis gleich sein, der dieses Landes Schützer ist, und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben! IV, 10, V. 437 folgd. Du bist heilig, wie die Engel V, 14, V. 474.

Von überaus malerischer Wirkung ist die Schlußszene des Stückes. Todwund sehen wir Johanna in des Königs und des Herzogs Armen. Dann liegt sie da schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind, des Himmels Friede spielt um die Züge des scheidenden Engels. So zeigt uns ein und derselbe Blick das unschuldige Dorfkind und die vollendete Heilige. Noch einmal richtet sie sich empor — steht. Sie begehrt ihre Fahne, das Symbol ihrer himmlischen Berufung, erhält sie und steht, dieselbe in der Hand, ganz frei aufgerichtet. Fahne und Rüstung sind die Abzeichen der gottberufenen Retterin des Vaterlandes. Zuletzt

rötet sich der Himmel. Vor Johannas Augen öffnen sich die Thore desselben, und die heilige Jungfrau, den ewigen Sohn an der Brust haltend, streckt lächelnd ihr die Arme entgegen. Es erfüllt sich die Verheißung: Die hier gedienet, ist dort oben groß. Es ist ihr, als werde sie von leichten Wolken emporgetragen; die Fahne entfällt ihrer Hand, aber auch im Tode läßt die Heldin nicht von ihr, sie sinkt entseelt auf dieselbe nieder und bedeckt wird sie auf des Königs Wink mit allen Heeresfahnen, denen sie alle Siege vom ersten bis zum letzten gegeben. Jeder Zug, jede Bewegung, jedes Wort zeichnet ihre Gestalt mit plastischer Lebendigkeit oder reizt vielmehr die Phantasie, sich ihre Gestalt in einem farbenhellen Bilde zu vergegenwärtigen.

Über die Körperbildung der historischen Johanna, s. Joh. d'Arc S. 68 der gr., S. 58 der kl. Ausgabe.

# Der erste Akt.

Der erste Akt spielt von Anfang bis Ende am königlichen Hoflager zu Chinon[1]). Im ersten Teile desselben (Sz. 1 bis 7) läßt uns der Dichter die Notlage Frankreichs, welche er uns im Prolog aus der Ferne gezeigt hat, in unmittelbarer Nähe schauen. Vor unsern Augen steigt die Bedrängnis von Stufe zu Stufe zu einem solchen Grade der Hilflosigkeit, daß wir Rettung nicht mehr bei Menschen, nur noch bei Gott für möglich halten. Im zweiten Teile (Sz. 8—11) des Aktes erscheint die Retterin, welche sich im Prolog auf außerordentliche Weise angekündigt hat, und bewährt durch Wunder der That, der Seher- und Prophetengabe ihren göttlichen Beruf so überraschend und überzeugend, daß sie vom König auf allgemeines Verlangen mit der Führung des Heeres betraut wird.

Szene 1. 2. 3. 4. Gleich die erste Szene eröffnet uns einen weitreichenden Blick in den kläglichen Zustand des Königs und Reichs. Wir treffen den Grafen Dunois höchst aufgeregt im Gespräch mit

---

[1]) Über den wirklichen Verhalt der historischen Thatsachen, welche Schiller mit unzähligen Abweichungen im ersten Akte berührt, s. Johanna d'Arc S. 8 bis 21 der gr., S. 8—19 der kl. Ausgabe: Die Niederlagen der Franken bei Crevant und bei Verneuil. Der Connetable. Du Chatel. Graf Dunois. Die Belagerung von Orleans. Der Beschluß der Bürger, die Stadt dem Herzog von Burgund in Sequester zu geben. Die Finanznot am Hofe. Die Gemahlin des Königs, Maria von Anjou, opfert ihre Kleinodien, ihr Gold und Silber, um den Sold der Truppen zu bestreiten. Der König denkt alles Ernstes daran, sich in die Dauphiné oder ins Ausland zurückzuziehn. —

Joh. d'Arc S. 22—55 der gr., S. 20—47 der kl. Ausgabe: Johannas Heimat, Stand, Jugendleben, Beschäftigung. Die Marienkapelle. Die heilige Eiche. Die Weissagung, daß eine Jungfrau das Vaterland retten werde. Die Berufung, die Visionen. —

Ebend. S. 70—119 der gr., S. 60—100 der kl. Ausgabe: Johannas Abreise von Domremy. Ankunft in Chinon. Feierliche Audienz vor dem König und seinem Hofe. Sie findet den König unter seiner Umgebung heraus und wiederholt ihm ein stilles Herzensgebet, welches er in letztverwichener Nacht gethan. Karl glaubt an ihre göttliche Sendung und unterstellt die Armee ihrer Leitung. Ihre Ausrüstung, das Schwert, die Fahne. Der Tod des Grafen von Salisbury. Ihre Aufforderung an den König von England und an den Reichsverweser, Herzog von Bedford, sowie dessen Stellvertreter vor Orleans, aus Frankreich abzuziehen. Aufbruch nach Orleans.

Du Chatel. Der Graf ist auf die Nachricht, daß Orleans bedroht sei, aus der Normandie herbeigeeilt, um der Stadt seines Vaters Beistand zu leisten. Den König hoffte er an Heeresspitze zu finden und — wie hat er ihn gefunden? „Umringt von Gaukelspielern und Troubadours, spitzfind'ge Rätsel lösend und der Sorel galante Feste gebend, als waltete im Reich der tiefste Friede!“ [1]) Der Connetable (Kronfeldherr, oberste Feldherr der französischen Armee) steht im Begriff, sein Amt niederzulegen, weil er den Greuel nicht länger ansehen kann. Auch der Graf ist entschlossen, den König zu verlassen. Längst hat ihm das Herz geblutet, daß Räuber (Engländer und Burgunder) sich in die königlichen Städte und Länder teilen, während der König selbst in thatenloser Ruhe verharrt. Dunois will nicht, daß ebenso auch die kostbare Zeit zur Rettung der treuen Stadt Orleans unbenutzt dahinschwinde, er trägt sich mit heldenhaften Gedanken (vergl. Sz. 5, V. 426 folgd.).

Inzwischen kommt (Sz. 2) [2]) der König und verkündigt: „Der Connetable schickt sein Schwert zurück und sagt den Dienst mir auf.“ Mit leichtfertiger Gleichgültigkeit setzt er hinzu: „In Gottes Namen! So sind wir eines mürr'schen Mannes los, der unverträglich uns nur meistern wollte.“ Dafür weist ihn Dunois gebührend zurecht: „Ein Mann ist viel wert in so teurer [3]) Zeit, ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.“ Den Schritt des Connetables rechtfertigt er mit den beißenden Worten: „Er weiß zu rechter Zeit zu gehn, wo keine Ehre mehr zu holen ist.“ Karl aber läßt sich durch diesen ehrenrührigen Vorwurf nicht aus seinem Gleichmut bringen.

---

[1]) Die Troubadours (= Minnesänger) waren provençalische Kunstdichter, die Gaukelspieler, jongleurs (joculatores), machten aus der Dichtkunst ein Gewerbe. Was für Fragen an den sogen. Liebeshöfen (parlamento d'amore) gelöst wurden, s. Viehoff S. 44: Ist es als ein größeres Unglück zu betrachten, wenn man die Geliebte durch den Tod verliert, oder wenn sie untreu wird? Ist es schmerzlicher, wenn die Frau, oder wenn die Geliebte die Treue bricht?

[2]) Viehoff S. 43: „Diese Szene ist hauptsächlich der Charakteristik Karls und Dunois' gewidmet. Beide treten uns bestimmt und scharf in ihrer Eigentümlichkeit entgegen, der König in seiner schlaffen Duldsamkeit, seinem selbsttrügerischen Leichtsinn, seiner Begeisterung für Poesie und Romantik, die ihn als Privatmann vielleicht anziehend und liebenswürdig machen würde, als König eines schwerbedrängten Volkes aber in unseren Augen herabsetzt; Dunois in seinem kecken, rücksichtslosen, ungestümen Wesen, aber auch mit seiner biedern, treuen, offnen Denkart. Sollte jemand Dunois' Sprache zu frei und derb finden und daraus einen Tadel gegen den Dichter herleiten wollen, der möge erwägen, daß die Könige damals an eine kühne Sprache stolzer Vasallen gewöhnt waren, daß Karl nach des Dichters Absicht als ein übertrieben indolenter Fürst erscheinen sollte, und daß Dunois einen solchen Mann nicht durch gelinde Berührung aufzuwecken hoffen durfte.“

[3]) In so teurer Zeit, d. h. in einer Zeit, wo die thatkräftigen Männer so teuer, weil so selten sind. Man beachte den Stich auf Karls unmännliches Verhalten.

Er bricht das unerquickliche Gespräch ab und wendet sich einem für ihn hocherfreulichen Gegenstande zu. Der alte König René hat nämlich weithin berühmte Meister des Gesanges mit ehrenvoller Botschaft an ihn gesandt[1]). Karl will dieselben wohl bewirten und jedem eine goldne Kette reichen lassen. Den Du Chatel beauftragt er, für beides zu sorgen. Dunois lacht laut auf. Du Chatel erklärt, kein Geld sei mehr im Schatze. Dessenungeachtet besteht Karl auf seinem Willen, dem er in einem hochpoetischen Erguß seiner Verehrung für Dichtkunst und Dichter einen begeisterten Ausdruck gibt (V. 44 folgd.). Dadurch sieht Du Chatel sich gedrungen, dem König zu eröffnen, was er so lange verschwiegen, als noch Rat und Hilfe war, daß der Schatz vollkommen erschöpft, die Kroneinkünfte, die Zölle schon auf drei Jahre voraus verpfändet seien. Dunois schärft die Bitternis dieser Thatsache durch den schneidenden Spott: „Und unterdes geht Pfand und Land verloren", d. h. über dem Verpfänden und Nichtsthun geht das Land und mit diesem auch das Pfand der Einkünfte verloren. Karl tröstet sich: „Uns bleiben", wenn das Land nördlich der Loire verloren geht, „noch viel' reiche schöne Länder", ein Trost, der so lange mit der Würde eines Königs unverträglich ist, als ihm noch ein Schimmer von Aussicht winkt, durch kraftvolles Handeln das Reich, welches ihm von Gottes und Rechts wegen gehört, in seinem ganzen Umfang zu bewahren. Dunois straft den König dafür, wie er es verdient, mit einer an Verachtung grenzenden Schonungslosigkeit: „So lang" (bleiben dir noch die schönen Länder südlich der Loire, als) „es Gott gefällt und Talbots Schwert! Wenn Orleans" (der Schlüssel zu den Südprovinzen) „genommen ist, magst du mit deinem König René Schafe hüten." Karl versteht, was Dunois andeutet, daß die Einnahme von Orleans für ihn den Verlust auch alles Landes jenseit der Loire, mithin ganz Frankreichs zur Folge haben werde, aber sogar die Wahrscheinlichkeit dieses drohenden Widerfahrnisses schreckt ihn nicht auf zu thatkräftiger Entschließung. Und „doch", entgegnet er dem Grafen, „ist es dieser *länderlose* Fürst" (König V. 74 folgd.), „der eben heut' mich *königlich* beschenkte." Auch *ohne Land*, will er sagen, ist René noch *König*, auch *ohne Land* kann man ein *König* sein und königlich beschenken[2]). Worin nun besteht das königliche Geschenk, welches die Gesandten Renés dem König Karl überbracht haben (V. 37), wo liegt das Königtum des

[1]) Über René s. Schillers eigne Bemerkung und über das freie Verfahren Schillers mit der Person Renés Düntzer S. 156 folgd.

[2]) So gefaßt, bildet unsere Stelle die *Vorstufe* zu der *völlig* resignierten Stimmung, welche Karl in den Szenen 5, 6, 7 an den Tag legt. Einen sichern Halt gibt unserer Auffassung Karls Gebet Sz. 10, V. 601, welches derselbe *in der letztverflossenen Nacht* gethan hat: Du flehtest zum Himmel, wenn es sein Wille sei, das Szepter deinem Stamme zu entwinden, dir alles zu entziehen, was deine Väter, die Könige in diesem Reiche, besaßen — drei *einzige* Güter dir zu bewahren, die zufriedene Brust, des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe.

länderlosen Fürsten? Dies Königtum liegt nicht im Raume (vergl. V. 49 folgd.), in der Idee liegt es. Von der Barbarei der rauhen Wirklichkeit angewidert, hat sich der Greis eine Idealwelt geschaffen. Mit Geist und Herz lebt er in der Vergangenheit des provençalischen Minnegesanges und ist bestrebt, die goldne Zeit desselben in die Gegenwart zurückzuführen. Zu dem Ende hat er einen Liebeshof gegründet, wo die Minne in idealer Reinheit wieder aufblühen soll. Diese romantische Schwärmerei preist Karl als etwas Großes, etwas Königliches und charakterisiert damit seinen eignen träumerischen Idealismus und Liebeskultus. Und was nun ist das, womit René ihn so königlich beschenkt hat? Die Erwählung Karls ist es zum Fürsten der Liebe. Dieser romantische Ehrentitel veranlaßt den Grafen, seine Idee eines Fürsten der Liebe dem König Karl mit speziellem Bezug auf den Notstand des Reiches vor die Augen zu halten:

„Ich bin so sehr nicht aus der Art geschlagen, V. 99.
Daß ich der Liebe Herrschaft sollte schmähn[1]).
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.

[1]) Johann, geb. 1403, also von gleichem Alter mit dem König, war ein natürlicher Sohn des durch seine Liebschaften, insbesondere durch sein anstößiges Verhältnis zu der Königin Isabeau bekannten Herzogs Ludwig von Orleans. Er nannte sich selbst Bastard von Orleans, bis er 1439 von seinem Bruder Karl, dem bei Azincourt von den Engländern gefangenen echten Sohne des Herzogs Ludwig, die Grafschaft Dunois erhielt, von der er seitdem den Namen führte. Bereits im Jahre 1425 war er beim König eingetroffen und kam am 25. Oktober 1428 kurz nach Beginn der Belagerung von Orleans mit dem Marschall von Sainte-Sévère, seinem Waffengefährten La Hire und anderen Kriegshäupter der Stadt zu Hilfe. — V. 108: Unter „jenen alten Büchern" sind namentlich die Dichtungen der Minnesänger (V. 91) zu verstehen. — V. 111: Tafelrunde. Über die britische Sage vom König Artus und der Tafelrunde sagt Vilmar in seiner Geschichte der deutschen National-Litteratur: „Artus oder Artur ist der alte britische Nationalheld, einer der Kämpfer gegen die eindringenden und erobernden Deutschen, die Angeln und Sachsen .... zu Kaerlleon (Schloß Leon) am Usk in Wales sitzt er zu Hofe mit Ghwenhwywar (romanisiert Ginovre) seiner schönen Gemahlin, umgeben von einem glänzenden Hofstaat von vielen hundert Rittern und schönen Frauen, welche sich aller ritterlichen Zucht und Tugend beflissen und der Welt als glänzendes Vorbild, die Ritter in Tapferkeit und Frauendienst, die Frauen in Anmut und Hofsitte voranleuchteten. Der Mittelpunkt dieses zahlreich glänzenden Kreises war eine Zahl von zwölf Rittern, die um eine runde Tafel saßen, und unter den Tapfern die Tapfersten, unter den Edlen die Edelsten, des Ritterrechtes pflegten und die Ritterehre hüteten. Zu dem Hofstaate des Königs Artus zu gehören und vollends unter den Zwölfen der Tafelrunde zu sitzen, war die höchste Ehre, welche ein Ritter erstreben — ausgeschlossen zu sein von Artus' Hofe wegen Mangels an höfischer Zier und ritterlicher Tapferkeit, die

Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich,
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu fest. V. 105.
Willst du der Liebe Fürst dich würdig nennen,
So sei der Tapfern Tapferster! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir gelesen,
War Liebe stets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt, V. 110.
Nicht Schäfer saßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren gold'nen Preis. — Hier ist
Der Fechtplatz! Kämpf' um deiner Väter Krone!
Verteidige mit ritterlichem Schwert V. 115.
Dein Eigentum und edler Frauen Ehre —
Und hast du dir aus Strömen Feindesbluts
Die angestammte Krone kühn erobert,
Dann ist es Zeit und steht dir fürstlich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen. V. 120.

Soeben tritt ein Edelknecht ein und meldet Ratsherren an von Orleans, welche flehentlich um Gehör bitten. Der König befiehlt, sie herein zu führen, und äußert in der Zwischenzeit: „Sie werden Hilfe fordern, was kann ich thun, der selber hilflos ist!" Anscheinend haben demnach die eindringlichen Mahnungen des Grafen zu kriegerischen Heldenthaten wenig oder gar keinen Eindruck auf Karl gemacht [1]).

Die Abgesandten schildern (Sz. 3) dem König die furchtbare Bedrängnis Orleans' und berichten, daß deshalb der Kommandant der Stadt nach altem Brauch mit den Belagerern den Vertrag geschlossen habe, dieselbe am zwölften Tage zu übergeben, wenn sie nicht binnen dieser Zeit entsetzt werde. Aufs inständigste flehen sie das fürstliche Herz des Königs an, sich seiner Stadt zu erbarmen und innerhalb der Vertragsfrist ihr Hilfe zu senden [2]). Auf Dunois' Frage, wie

höchste Schmach, welche ihn treffen konnte. Von Artus' Hofe aus zogen nun die Ritter auf und ab im Lande umher, Abenteuer aufzusuchen, Frauen zu schützen, hohnsprechende Helden zu demütigen" u. s. w. — V. 113: Hier, d. h. in deinem angestammten Frankreich, nicht in Renés idealistischem Traumreich. Erst Kampf bis aufs Blut, um Krone und Land deiner Vorfahren zurückzuerobern und edle Frauen zu beschützen, dann der Myrtenkranz der Liebe als des Sieges Ehrenpreis — eine Selbstcharakteristik des Helden (Dunois), wie sie treffender nicht sein kann.

[1]) Im voraus sei auf Sz. 4, V. 234 hingewiesen zum Beweis, daß Karl Orleans noch nicht gänzlich aufgegeben und wenigstens etwas gethan hat, nämlich den La Hire tags zuvor an den Burgunder abgeschickt, um denselben auf seine Seite herüberzuziehen und im Verein mit ihm den Kampf gegen die Engländer zur Rettung der Stadt und des Reiches zu bestehen.

[2]) Die Bürger von Orleans haben zwei Versuche gemacht, ihre Stadt zu retten. Schwer bedrängt, faßten sie gemeinsam mit den gleichfalls bedrängten Einwohnern von Vaucouleurs den Beschluß Prol. 3, V. 294 folgd.: „sich dem

Saintrailles seine Stimme zu einem so schimpflichen Vertrage habe geben können, melden die Abgesandten, der edle Held sei an den Mauern von Orleans für *seines Königs Sache* gefallen. „Saintrailles tot!" ruft der König aus: „O, in dem *einz'gen* Mann sinkt mir ein Heer!" [1]). Noch ist indessen das Maß des Unheils nicht voll. Graf Douglas, der Anführer der schottischen Hilfsvölker, läßt sagen, seine Leute empörten sich und drohten abzuziehen, wenn sie nicht heute noch den rückständigen Sold erhielten. Karl wendet sich an Du Chatel: „Verpfände, was du hast, mein halbes Reich. Es sind die besten Truppen meines Heers! Sie sollen mich jetzt nicht, nicht *jetzt* verlassen!" [2]) „Hilft nichts!" erklärt Du Chatel, „sie sind zu oft vertröstet worden!" Die Ratsherren füllen schließlich den Kelch des Leidens bis zum Rande durch die fußfällige Bitte, Karl möge vor allem *ihrer* Not gedenken. Verzweiflungsvoll spricht er ihnen seine Hilflosigkeit aus: „Blut hab' ich für Euch, nicht Silber hab' ich noch Soldaten!" Sein Blut dahinzugeben (im *Zweikampf* Sz. 5, V. 256 folgd.) ist er bereit, aber Geld hat er nicht und darum auch keine zum Kriegführen ausreichende Armee mehr, da ohne Sold die schottischen Hilfstruppen ihm nicht länger dienen wollen. Die dicht nacheinander und mit gesteigerter Wucht gefallenen Schicksalsschläge würden das Herz des Königs nur dann nicht berührt haben, wenn er keins gehabt hätte; daß aber das Gefühl seines Unglücks noch nicht tief genug in sein Herz gedrungen ist, ersehen wir sogleich aus Szene 4 [3]). Der Geliebten, welche hereintritt,

---

Herzog von Burgund zu übergeben", in der patriotischen Erwägung: „So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben beim alten Königsstamme — ja vielleicht zur alten Krone fallen wir zurück, wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen." Der Antrag ward von dem Herzog gern entgegengenommen, scheiterte jedoch an dem Einspruch der mißgünstigen und ländergierigen Engländer, wie Burgund denselben Akt II, Sz. 1, V. 51 vorhält: „Warum entging uns Orleans als Eurer Habsucht wegen? Es war bereit sich mir zu übergeben, Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert." Infolge dieses Neides dauerte die Belagerung der Stadt fort. Die Verteidiger kämpften mit dem Heldenmute der Verzweiflung, endlich aber schien alle Gegenwehr vergeblich, und so kam der Vertrag mit dem Feinde zu stande I, 3, V. 138 folgd., sich nach altem Brauch zu ergeben auf den zwölften Tag, wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld erscheine, zahlreich genug, die Stadt zu retten. Um ein solches Rettungsheer vom König zu erbitten, wurden dann die Ratsherren nach Chinon entsendet.

[1]) Wie anders äußerte er sich Sz. 2, V. 24 über den Connetable! Wir sehen daraus, daß ihm nicht *einer* seiner Ritter wie der andere ist. Ganz im Sinne des Verweises, den ihm dort Dunois gibt V. 27, spricht Karl hier sich aus. Er weiß die Tapferkeit zu schätzen, meistern aber will er sich nicht lassen. Vergl. Sz. 6, V. 445 folgd.

[2]) Nicht *jetzt*, wo er den La Hire mit Botschaft an Burgund gesandt hat, um Unterhandlungen anzuknüpfen, s. Sz. 4, V. 234 folgd.

[3]) Viehoff S. 46 folgd.: „Man erkennt leicht, daß es in der vorliegenden Szene auf die Charakteristik der Agnes Sorel abgesehen ist. Aber wozu dient

geht er mit den Worten entgegen: „Ich habe dich, ich flieh' an deine Brust, nichts ist verloren, denn du bist noch mein" (vergl. Sz. 10, V. 606 folgd.). Wie unköniglich! Ist nichts verloren, wenn Orleans und mit Orleans wohl gar das ganze Reich verloren geht? Sorel ist dem liebeseligen Schwärmer mehr als Krone und Reich! Sie kommt, um beides zu retten. Königlicher thut und denkt sie als der König. Da sie von der Drohung der Schotten und der Geldnot am Hofe gehört, so hat sie ihr Schmuckkästchen voll Gold und Juwelen mitgebracht und bietet außerdem ihr Silbergerät zum Einschmelzen, ihre Schlösser und Güter zum Verkaufen oder Verpfänden an, damit von dem Erlös die Truppen befriedigt werden. Goldner aber als ihr Gold, sind die Lehren und Ermahnungen, welche sie dem König erteilt:

„Komm! Laß uns allen überflüß'gen Schmuck V. 205.
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben![1])

---

dieser Charakter im Stücke? könnte man fragen. Ist er ein wesentliches, notwendiges Glied im Organismus des Ganzen? Der dramatische Dichter, und noch mehr der epische, pflegt die Schätzung der moralischen Höhe und Stärke seines Haupthelden dem Schauenden oder Lesenden durch Vergleichung mit minder großen Charakteren zu erleichtern. Sie bilden gleichsam Stufen, auf denen sich die Phantasie bis zur deutlichen Vorstellung von dem Werte und der sittlichen Größe des ersten Charakters hinanschwingt. Welche Skala von Helden hinauf führt uns der Dichter der Iliade endlich bis zum göttlichen Bilde des Achilles! Je mehr nun ein Drama sich dem Epos nähert, und dies wird vorzüglich bei großen historischen Sujets der Fall sein, desto häufiger werden wir auch solchen Hilfscharakteren begegnen, die dem geistigen Auge als Höhenmesser für den Standpunkt des Haupthelden dienen, während die kontrastierenden Charaktere, z. B. Isabeau in unserm Stücke, wie Schatten im Gemälde, stärkere Hervorlichtung jenes Charakters bewirken ..... Stellt der Dichter die untergeordneten Charaktere schon auf eine bedeutende sittliche Höhe, wie hier Agnes Sorel, so muß er sich hoher Meisterschaft bewußt sein, wenn er nicht das Hauptbild mit zagendem Pinsel entwerfen soll. Schiller durfte so kühn sein. Johanna steht höher über Agnes als Achill über den nächstgrößten Helden der Ilias. Agnes liebt den König und um seinetwillen auch Frankreich, Johanna erglüht für beide in höherer Liebe, woran nichts Irdisches teil hat; Agnes ist liebenswürdig, Johanna erregt Liebe, mit ehrfurchtsvoller Bewunderung gepaart; Agnes zeigt, wo Gefahr droht, die edle Bereitwilligkeit zu Opfern und Entsagungen, womit uns so oft in Zeiten der Not die Frauenwelt überrascht; aber sie bleibt doch nur in den Grenzen gewöhnlicher schöner Weiblichkeit, während Johanna, ohne den Vorzügen ihres Geschlechts untreu zu werden, sich zu dem höchsten Männerruhm emporschwingt.

Auf eine sinnreiche Art benutzt der Dichter die Weissagung der Nonne zu Clermont, um hier, wo er einen edlen Frauencharakter gezeigt, von dem der König Rettung und Sieg erwartete (Sorel), den Zuhörer an die höhere gottbegeisterte Jungfrau, die wahre Retterin, geheim zu erinnern."

[1]) Die Reden des Grafen Dunois Sz. 2, V. 106 folgd. und der Sorel Sz. 4, V. 205 folgd. ergänzen einander auf eine für den Mann wie für die

Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen; alles, was du hast,
Wirf es entschlossen hin nach deiner Krone! — V. 210.
Komm! Komm! Wir teilen Mangel und Gefahr!
Das kriegerische Roß laß uns besteigen,
Den zarten Leib dem glüh'nden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen und den Stein zum Pfühl. — V. 215.
Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König,
Dem Ärmsten gleich ausdauern und entbehren!"

Die Hochherzigkeit, womit Sorel alle ihre Güter und Schätze dem König zum Geschenk gemacht hat, auf daß er den Bestand seines Heeres nicht bloß erhalte, sondern auch vergrößere, und vornehmlich die Entschlossenheit der Geliebten, Mangel und Gefahr des Krieges, insonderheit eines Krönungsfeldzuges mit ihm zu teilen, erinnert Karl an die Weissagung einer Nonne, welche ihm einst in Clermont verhieß, ein Weib werde ihn zum Sieger machen über alle Feinde und seiner Väter Krone ihm erkämpfen. Mit dem Lächeln freudig hoffender Überraschung erklärt er: Bisher habe ich die verheißene Retterin fern im Feindeslager gesucht, weil die Prophezeiung auf meine Mutter gedeutet, jetzt sehe ich, daß ich mich geirrt: „Hier steht die Heldin, die nach Reims mich führt, durch meiner Agnes Liebe werd' ich siegen." [1]) Sorel läßt die Verheißung ganz auf sich beruhen, keinesfalls will sie dieselbe auf ihre Person bezogen wissen, sondern verweist den König auf seiner Freunde tapfres Schwert, d. h. auf die tapfern Feldherren und Ritter seines Heeres, einen Dunois, La Hire, Du Chatel (Sz. 6, V. 457 folgd.) und andere. Allerdings rechnet Karl auf die Tapferkeit seiner Getreuen [2]). „Auch von der Feinde Zwietracht hofft er viel." Es ist ihm nämlich sichere Kunde zugekommen, zwischen dem Herzog von Burgund und den stolzen

---

Frau sehr charakteristische Weise und heben so ziemlich alles hervor, was dem König zur Zeit noch fehlt. Mannhaften Starkmut, höchste Thatkraft ritterlicher Tapferkeit, Schlachtenkampf bis aufs Blut fordert der Held. Selbstentäußerung, Aufopferung, Entbehren, Ausdauern in jeglicher Beschwer und Gefahr heischt die Frau, zum Mitdulden und Mittragen allezeit bereit.

[1]) Die Liebe Sorels offenbart sich als Kraft selbstverleugnenden Opfermutes sowohl in den Geschenken als in dem Entschluß, Entbehrungen und Gefahren mit dem König auf Feldzügen zu tragen. — Wir, die wir den Prolog mit seinen himmlischen Wundern im Gedächtnis haben, glauben sofort an den göttlichen Ursprung der Weissagung und deuten dieselbe auf die Hirtin von Domremy. — Daß Karl dem La Hire noch gestern zu der Botschaft an den Herzog auch einen Auftrag an Isabeau mitgegeben hat, ersehen wir aus Sz. 5, V. 271 folgd.

[2]) Das geht doch ganz unbestreitbar aus dem Auch zu Anfang des folgenden Satzes hervor! Dabei halte man sich gegenwärtig, daß er den Herzog für die vaterländische Sache zu gewinnen hofft.

Lords von England [1]) bestehe nicht mehr das frühere Einvernehmen. Diesen günstigen Umstand benutzend, hat er den La Hire an den grollenden Pair [2]) mit Vorschlägen zur Versöhnung abgeschickt, um ihn wo möglich für die patriotische Sache zu gewinnen. Stündlich hofft er die Rückkehr des Ritters. Du Chatel, welcher am Fenster nach dem sehnlich Erwarteten ausschaut, meldet im selben Augenblick, La Hire sprenge soeben in den Hof. „Willkommner Bote!" ruft Karl. „Nun, so werden wir bald wissen, ob wir weichen oder siegen." Von dem Entschluß des Burgunders also hängt Karls Schicksal ab! Entweder mit dem Herzog siegen oder ohne ihn über die Loire zurückweichen, das Dritte: für sich allein die verbündeten Gegner zu überwinden, scheint ihm unmöglich! Damit ist klar, daß er die Weissagung der Nonne nicht als von Gott eingegeben betrachtet. Glaubte er an die Weissagung als ein Wort Gottes, so mußte er unter Gottes Gnadenwalten sich der vereinten Macht Burgunds und Englands gewachsen fühlen, und mochte weder Isabeau noch seine Agnes das rettende Weib sein, er durfte mit fester Zuversicht vertrauen, daß die verheißene Helferin in der entscheidenden Stunde zur Stelle sein werde [3]), vorausgesetzt, daß er seine Schuldigkeit als König that, wozu Sorel ihn V. 208 moralisch verpflichtet und finanziell befähigt, Dunois (Sz. 2, V. 106) so dringend ermahnt hatte [4]).

Szene 5 [5]). Wie Sorel (Sz. 4, V. 229) den König auf seiner Freunde tapferes Schwert verwies, so stellt La Hire an die Spitze seines Berichtes die Mahnung: „Erwarte nichts mehr als von deinem Schwert." Wie er meldet, weigerte sich der Herzog, die Vorschläge

---

[1]) Düntzer S. 162 u. 180: „Die englischen Lords sind der Herzog von Bedford und dessen Bruder, der Herzog von Gloceſter, die Schiller zusammen Frankreich verwesen läßt und beide nicht vor Orleans, sondern in Paris anwesend denkt."

[2]) Es gab in Frankreich sechs geistliche und sechs weltliche Pairs; der letzteren einer, und zwar der mächtigste, war der Herzog von Burgund.

[3]) Wie I, 9, V. 515 folgd. geschah: „Als nun die Führer miteinander noch Rat suchten und nicht fanden — sieh, da stellte sich ein seltsam' Wunder unsern Augen dar! Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich trat eine Jungfrau" (die Heldin von Domremy, das rechte Weib der Verheißung).

[4]) Wir brauchen kaum zu bemerken, daß Karls Begeisterung V. 227: „Hier steht die Heldin, die nach Reims mich führt" u. s. w., nichts als ein flüchtiges Strohfeuer, ein momentanes Überwallen des Liebegefühls, bestenfalls eine gutmütige Selbsttäuschung war. That Karl nach Sorels Rat, wie er mußte, wenn er sie für gottberufen hielt, zahlte er seinen schottischen und fränkischen Kriegern ihren Sold, zeigte er ihnen durch sein persönliches Erscheinen im Lager Vertrauen auf seine Sache, Siegesmut und Hoffnungsfreude, dann schwand sicherlich bald „die bleiche Furcht der Heere" (Prol. 3, V. 276), und es gelang „dem Aufgebot der Fürsten", zahlreiche Patriotenherzen unter die königlichen Fahnen zu versammeln.

[5]) Alles, was die 65 Anfangsverse enthalten, ist unhistorisch.

des Königs auch nur anzuhören, wenn ihm nicht Du Chatel zuvor ausgeliefert werde. In der Voraussicht, daß Philipp diese schon oft gestellte „Schmachbedingung" jetzt von neuem stellen werde, hatte Karl den La Hire beauftragt, den Herzog eintretenden Falls zum Zweikampf auf der Yonnebrücke bei Montereau zu fordern, wo dessen Vater einst durch Du Chatel den Tod fand. Schmählich nennt Karl jene Bedingung, um auszusprechen, daß die That keineswegs das Werk eines vorbedachten Mordes gewesen sei sowenig von seiner, wie von Du Chatels Seite (s. Seite 5). Vor aller Welt wollte er das durch die Wahl des Kampfplatzes an der verhängnisvollen Todesstätte konstatieren. Auf diese Weise sollte nämlich der Zweikampf den Charakter eines Gottesgerichtes annehmen, welchem Karl selbstverständlich sich nimmermehr unterzogen haben würde, wenn er sich oder einen der Seinen eines solchen Verbrechens schuldig gewußt hätte [1]). Doch ist dies nicht der Hauptzweck, welchen er bei der Herausforderung im Auge hatte. Sein Hauptgesichtspunkt war der: Nur im festen Verein mit Burgund ist Heil für Frankreich, folglich muß das Bündnis Burgunds mit England gesprengt werden. Zwei Wege konnten der Natur der Sache nach zu diesem Ziele führen: die Versöhnung Karls mit dem Herzog oder ein Zweikampf mit demselben auf Leben und Tod. Wurde die erstere versagt, so war der letztere angezeigt. Unterlag dann Philipp, so fielen die burgundischen Lande von selbst an Frankreich. Sei es nun, daß durch die Versöhnung beider Fürsten oder durch den Tod des Herzogs der englisch-burgundische Bund sich löste, mithin der Zwiespalt des Reiches ein Ende nahm, in dem einen wie in dem andern Falle war die Gesamtmacht des geeinten Frankreichs den englischen Streitkräften weit überlegen und die Rückeroberung der französischen Provinzen nördlich der Loire nur eine Frage der Zeit [2]). Angenommen, der Zweikampf hätte den entgegengesetzten Ausgang, den Tod des Königs, zur Folge gehabt, so wäre der Herzog der Erbe des königlichen Frankreichs geworden. Sein Bund mit England hätte auch damit ohne Zweifel aufgehört, weil Philipp nicht gezögert haben würde, seine Ansprüche auf den französischen Norden mit allem Nachdruck geltend zu machen, und wenn nötig mit übermächtiger Waffengewalt zu erzwingen. Wer also auch von beiden Kämpfern gesiegt hätte, Frankreich wäre voraussichtlich gerettet gewesen.

Nach echter Rittersitte warf La Hire dem Herzog den Handschuh Karls mit den Worten hin: Der König will seiner Hoheit sich begeben und als ein (bloßer) Ritter kämpfen um sein Reich. Philipp aber

[1]) Mit Genugthuung sehen wir die persönliche Tapferkeit und den Edelmut des Königs, welchem das eigne Leben kein zu hoher Einsatz ist für das Wohl seines Volkes.

[2]) Über Burgunds Streitmacht s. Prol. 3, V. 224 folgd. Die Überlegenheit Burgunds und Frankreichs über die Engländer s. I, 4, Ende. III, 3, V. 170—172. Insbesondere II, 1, V. 38—46. II, 2, V. 102—109. II, 10, V. 499—502.

versetzte mit wegwerfender Hoffart, nimmer thue es ihm not, um das zu fechten, was er schon besitze, wenn jedoch den König so sehr nach Kampf gelüste, so werde derselbe ihn morgen vor Orleans finden. Damit kehrte er lachend dem La Hire den Rücken. Dies Hohnlachen galt dem plötzlichen Thatentschluß des ihm als thatenscheu bekannten Königs, keineswegs dessen anerkannt tapferem Bevollmächtigten. Wie aber kann Philipp behaupten, daß er das Reich schon besitze? Nicht in Wirklichkeit besitzt er es bereits, wohl aber in seiner heldenhaften Phantasie. Daß Orleans allernächst fallen wird, ist für ihn so gut wie thatsächlich gewiß, und von diesem Herzpunkt Frankreichs aus[1]) denkt er im Verein mit England die Südprovinzen leichten Spiels zu erobern, wie Dunois Sz. 2, V. 71 dem König drohend (bezüglich Talbots) vorausgesagt hat[2]). Damit würde der legitime König entthront und der Herzog von Burgund dem Recht wie der Macht nach der berufene Nachfolger desselben sein sowohl in den Nord- als in den Südlanden. Mit den Engländern hofft er alsdann entweder in Güte ein Abkommen zu treffen oder durch die Übermacht seiner Kriegsstärke sich ihrer zu entledigen[3]).

Hart ist für Karl die Abweisung seines Anerbietens zum Zweikampf, auf den er soviel Hoffnung gesetzt; härter aber, nahezu niederschmetternd sind die weiteren Berichte, welche auf seine Frage La Hire ihm erstattet. Das Parlament hat den König und sein Geschlecht (seinen Stamm) des Thrones verlustig erklärt[4]); das englische Königskind ist zu Saint Denis gekrönt worden und hat darauf unter enthusiastischem Volksjubel seinen Einzug in Paris gehalten. Bei der Huldigung, welche daselbst im Palais stattgefunden, hat Herzog Philipp, am Throne knieend, den Vasalleneid geleistet. Als beim Hinansteigen der hohen Stufen zum Thron das Kind strauchelte, trat — so erzählt La Hire wörtlich — „die alte Königin, deine Mutter, hinzu und setzte den Knaben auf deines Vaters Stuhl. Selbst die wütenden Burgunder, die mordgewohnten Banden, erglühten vor Scham bei diesem Anblick. Sie nahm es wahr, und an das Volk gewendet, rief sie mit lauter Stimme: Dankt mir's Franzosen, daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig veredle, Euch bewahre vor dem mißgebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!"

---

[1]) Sz. 5, V. 324 nennt Dunois Orleans die beste Stadt im Herzen Frankreichs.

[2]) „So lang" (bleiben uns noch viel' reiche schöne Länder als) es Gott gefällt und Talbots Schwert. Wenn Orleans genommen ist, magst du mit deinem König René Schafe hüten."

[3]) S. die S. 97, Anm. 2 angeführten Stellen, bes. II, 2, V. 102 folgd. (Isabeau zu Talbot): „Was wollt Ihr schaffen ohne diesen Arm? Er baute Eurem König seinen Thron, er hält ihn noch und stürzt ihn, wenn er will" u. s. w.

[4]) Zu Dunois' Ausruf: „Ha frecher Stolz des herrgewordnen Bürgers!" bemerkt Düntzer S. 164: „Im Parlament hatten jetzt die bürgerlichen Räte, die beim Eintritt Ritter wurden, das Übergewicht, was dem adeligen Helden ein Greuel ist."

Das ist zu viel für das weiche Gemüt des Königs, er verhüllt das Angesicht, „um das Übermaß seines Schmerzes zu verbergen", während sämtliche Anwesende „ihren Abscheu, ihr Entsetzen ausdrücken." Nach einigem Bedenken, das die Bewegung seines ringenden Herzens verrät, gibt er den Ratsherren von Orleans den Bescheid, er entbinde unter den obwaltenden Verhältnissen die Stadt vom Eid der Treue und rate ihr, sich dem Herzog von Burgund zu ergeben. Umsonst erinnern die Ratsherren an die hohe Bedeutung und die altbewährte Treue der Stadt, umsonst äußert Dunois seine Entrüstung, die beste Stadt aus dem Herzen Frankreichs wegzugeben, bevor noch ein Schwertstreich um dieselbe geschehen, auch nur ein Tropfen Bluts für sie geflossen sei. Karl hat unwiderruflich den Entschluß gefaßt, alles Land nördlich der Loire dem Feinde preiszugeben und der gewaltigen Hand des Himmels zu weichen, der, wie La Hires Nachrichten ihn überzeugt haben, wider ihn und für die Feinde ist[1]). An den letzteren Ausspruch anknüpfend, ermahnt ihn Sorel auf ebenso schonende als dringende Weise, sich männlich zu fassen und mit edlem Mut dem Schicksal zu widerstehen, das, wie sie einräumt, grimmig ihm entgegenkämpfe. Darauf gibt Karl eine hochbedeutsame Antwort, womit er die Motive seines Entschlusses vervollständigt und dieselben einerseits auf die erste Grundursache (auf der Mutter Lasterleben) zurückführt, anderseits bis zu der grauenhaftesten Folge (bis zur Verwerfung seiner Person und seines ganzen Stammes) fortsetzt:

„Ein finster furchtbares Verhängnis waltet V. 345.
Durch Valois Geschlecht, es ist verworfen
Von Gott, der Mutter Lasterthaten führten
Die Furien" (Rachegöttinnen) „herein in dieses Haus.
Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre,
Drei ältre Brüder hat der Tod vor mir V. 350.
Hinweggemäht, es ist des Himmels Schluß,
Das Haus des sechsten Karls soll untergehn"[2]).

[1]) Wie begründet er seinen Entschluß? V. 328—333: „Geschlagen wird mein Heer in allen Schlachten, mein Parlament verwirft mich, meine Hauptstadt, mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf, die mir die Nächsten sind am Blut, verlassen, verraten mich — die eigne Mutter nährt die fremde Feindesbrut an ihren Brüsten." Mit Ausnahme des ersten sind alle Gründe dem Referate La Hires (V. 265—305) entnommen. Bei „allen Schlachten" denkt er an die um ein halbes Jahrzehnt zurückliegenden Schlachten bei Crevant (1423) und bei Verneuil (1424)! „Mein Heer", sagt er, er selbst war nicht bei seinem Heere! Sehr drastisch nach Inhalt und Form ist das ganze Leidensbild gezeichnet. Man betrachte die Gründe in Bezug auf ihr Schwergewicht und ihre Massenhäufung, beachte ferner sowohl die graduelle Steigerung als die asyndetische Nebeneinanderstellung wie der Gründe (Sätze), so der einzelnen Begriffe u. s. w., und man wird aus diesem Gemälde die Wucht der Trübsal heraus- und mitfühlen, die dem König auf die Seele drückte.

[2]) Die Geisteskrankheit Karls VI dauerte dreißig (nicht zwanzig) Jahre, zwei (nicht drei) ältere Brüder starben vor Karl VII.

Die traurigen Unglücksfälle seines Hauses und die unsäglichen Kriegsdrangsale seines Reiches haben ihm, wie nicht zu bezweifeln, schon lange den Furchtgedanken in die Seele gelegt, daß um der Lasterthaten seiner Mutter willen Gott das Geschlecht der Valois verworfen habe und ihm, dem letzten männlichen Sprößling desselben, das Zepter seiner Väter entwinden wolle[1]). Dieser Schreckensgedanke, der je länger je mehr seinen Glauben an Gottes Gnadenbeistand erschüttert und Hand in Hand damit seinen Mut zur That gelähmt hat, ist durch die jüngsten Greuelerlebnisse zur unbedingten Gewißheit in ihm geworden. Er spricht von der Verwerfung seines Stammes und von dem Untergang seines Hauses (V. 346 u. 351: es ist) wie von vollendeten Thatsachen. Mit Recht? Hat er in Gottes Rat gesessen? Lassen die allerdings entsetzlichen Schicksale seines Hauses keine andere Deutung zu? Und hat er alles gethan, was Gott und Pflicht einem König gebieten, um seinen angestammten Thron zu behaupten und allen Gegnern obzusiegen? Erst, wenn keine andere Deutung der widrigen Geschicke menschlich denkbar wäre, ließe sich der Kleinmut Karls einigermaßen entschuldigen, und erst, wenn er all und jede Möglichkeit erschöpft hätte, seine Feinde zu überwinden, könnte er mit einem gewissen Grade von Recht auf den Willen Gottes schließen, ihm und seinem Haus Krone und Zepter zu entziehen. Was den ersten Punkt betrifft, so gibt Sorel mit hoffnungsfrohem Gottesmute dem Geliebten die rechte Deutung der göttlichen Gnadenabsichten über ihn und sein Reich[2]):

„In dir wird es“ (das Haus Valois) „sich neu verjüngt erheben! V. 353.
Hab' Glauben an dich selbst. — O! nicht umsonst
Hat dich ein gnädig Schicksal aufgespart, V. 355.
Von deinen Brüdern allen dich, den jüngsten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner sanften Seele hat der Himmel
Den Arzt für alle Wunden sich bereitet,
Die der Parteien Wut dem Lande schlug. V. 360.
Des Bürgerkrieges Flammen wirst du löschen,
Mir sagt's das Herz, den Frieden wirst du pflanzen,
Des Frankenreiches neuer Stifter sein.

Friedenskönig also wird er sein im neu gestifteten Friedensreich der Franken. Karl glaubt indessen an diese erhebende Prophezeiung seiner Sorel sowenig, wie an die Weissagung der Nonne. Er traut sich nicht die Fähigkeit zu, ein wild empörtes Volk zu zähmen und

---

[1]) Daß dieser Angstgedanke nicht erst jetzt (Sz. 5) in ihm aufgestiegen ist, beweist I, 10, V. 581: „In jüngst verwichner Nacht ... thatst du ein brünstiges Gebet zu Gott“ u. s. w. Seit wie lange jener Gedanke sich bei dem König zu bilden angefangen hat, überläßt uns der Dichter den Umständen nach zu ermessen.

[2]) Wir nennen Sorels Deutung vorgreifend die rechte, weil sie durch das Stück sich als die richtige bewährt.

friedlich zu stimmen. — Und wie steht es mit der Frage: Hat der König alles gethan für seine Krone, was ein Fürst soll? Hat er insonderheit alles Menschen Mögliche gethan für Orleans, von dessen Befreiung oder Fall das Schicksal des ganzen Frankenreiches abhängt? In Wahrheit hat er bisher überhaupt nichts gethan [1]) als den Herzog von Burgund zum Zweikampf gefordert und obendrein vergebens gefordert. Das nennt er alles, was er zu thun vermocht (V. 385). Noch nie hat er sich an die Spitze seiner Armee gestellt, nie des Krieges Last und Gefahr mit ihr geteilt, nie Vertrauen auf seine Sache ihr gezeigt und eingeflößt, nie bis aufs Blut um seiner Väter Erbe (Krone) gekämpft [2]). Wie kann er nun bei solchem Nichtsthun sicher wissen, daß Gott ihm auch dann, wenn er seine Königspflicht in vollem Maße erfüllen würde, keine Segenshilfe verleihen, sondern ihn um der Laster seiner Mutter willen unbedingt verwerfen wolle? Warum glaubt er denn nicht, daß Gott die Sünden der Eltern nur an den Kindern heimsucht, welche auf den Sündenwegen derselben fortwandeln? Schwäche des Glaubens, beruhend auf natürlicher Schwäche des Charakters, ist der Grundquell seines Elends. Aus der Glaubensschwäche ist unter dem Einfluß der kläglichen Zeit- und Familienverhältnisse die schauerliche Besorgnis vor Verstoßung seines Hauses und seiner Person erwachsen, mutraubend und thatlähmend ist diese Befürchtung durch das Fortwirken und Steigen sowohl der unseligen Umstände als des herztötenden Kleinglaubens von Stufe zu Stufe weitergeschritten und infolge der neusten Schandereignisse (V. 245—306) zu völliger Gewißheit wie zu einer Verzweiflung des Unglaubens geworden, welche nur ein sicht- und greifbares Gnadenwunder Gottes aufheben kann (Sz. 9, V. 566). Vergebens ist es daher, daß Sorel und Dunois ihre Anstrengungen erneuern, um ihn zu Thaten zu ermutigen. Sorel dringt in ihn, nicht den Kampfplatz zu verlassen, nicht über das stygische [3]) Wasser der Loire, dieser Grenzscheide der beiden Reichshälften, zu gehen, sondern zu ringen um jeden Fußbreit Erde und, wie seine eigne Brust, Orleans zu verteidigen. Der König aber, der in seiner Seelennot an keine Siege mehr glaubt (Sz. 8, V. 496), will als Vater seiner Landeskinder nicht deren Blut in fruchtlosem Kampf verschwenden, sondern will ihnen entsagen, auf daß sie leben, gleichwie die rechte Mutter vor Salomons Richterstuhl (1. Könige 3, 16—17) auf ihr Kind verzichten und es ihrer unnatürlichen Gegnerin dahingeben wollte, damit

[1]) Wie bereits bemerkt, hat in den ein halbes Jahrzehnt früheren Schlachten bei Crevant und Verneuil nicht Karl, sondern nur sein Heer gekämpft (V. 328), zur Rettung von Orleans ist nach Schiller (V. 320 folgd.) noch gar nichts geschehen.

[2]) Vergl. die im Text S. 91 folgd. u. 94 folgd. ausgeschriebenen Stellen: Dunois I, 2, V. 113 folgd. sowie Sorel I, 4, V. 205 u. V. 229.

[3]) Stygisch, weil über den Styx keine Rückkehr möglich, vergl. Sorel Sz. 7: „O angenehmes Land, das wir verlassen, nie werden wir dich freudig mehr betreten."

es das Leben behalte und nicht unter dem Schwerte sich zu Tode blute. Gegen dies „weichliche Mitleid, das für eine Königsbrust sich nicht ziemt", erhebt sich Dunois V. 393 folgd.:

„Laß du V. 409.
Den Krieg ausrasen, wie er angefangen, V. 410.
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht V. 415.
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

König und Volk, will Dunois sagen, sind Eins, der König ist des Volkes, wie das Volk des Königs. Der König muß sich für das Volk, das Volk sich für den König opfern: so entspricht es der Idee. Es ist das des Königs, ist des Volkes Ehre. So und nicht anders weiß und will es der Franke. Wo die Ehre ruft, gibt er weder noch will er Schonung. Nichtswürdig ist das Volk, welches nicht alles setzt an seine Ehre, mit der die Ehre seines Königs gleichbedeutend ist. Vergebens hat der hochgemute Held gesprochen, Karl beharrt bei seinem Vorsatze. Er entläßt die Ratsherren in dem schmerzlichen Gefühl seiner Hilflosigkeit. Dunois verwünscht den ebenso unmännlichen als unpatriotischen Kleinmut desselben mit der schonungslosen Derbheit: „Nun so kehre der Siegesgott auf ewig dir den Rücken, wie du dem väterlichen Reich." Dann zu den Ratsherren sich wendend, erklärt er mit einem verachtenden Seitenhieb auf Karls unkönigliche Kriegsscheu: „Der König gibt Euch auf. Ich aber will mich unter den Trümmern Orleans' begraben." Indem er sich zum Weggehn anschickt, hält Sorel ihn zurück und versucht den hart gekränkten König mit ihm zu versöhnen. Karl aber befiehlt, ohne auf Sorels Bitten auch nur mit einem Worte einzugehen, dem Du Chatel: „Laß mein Gerät", d. h. meine ganze ritterliche Ausrüstung zu der (V. 334) beschlossenen Überfahrt über die Loire, einschiffen. Dunois vergilt dem König das achtlose Schweigen auf Sorels Vorstellungen durch ein schnelles Lebewohl, welches er nur dieser sagt, und entfernt sich, gefolgt von den Ratsherren. In Verzweiflung schickt Sorel den La Hire ihm nach, um ihn wo möglich zum Bleiben zu bewegen.

Szene 6. 7. Die sechste Szene beginnt mit einer Art von Monolog, worin der König unverhohlen ausspricht, was er dem Dunois gegenüber nicht gewagt, es sei schwerer für ihn, sich von dem herrischen Trotz hochmütiger Vasallen meistern zu lassen (Dunois! Connetable!) und von deren Gnade zu leben (Burgund!), als selbst der Krone zu entsagen. Er hat nur für die Schroffheit, nicht aber für die Wahrheit in Dunois' Worten ein Ohr gehabt. Dem Du Chatel, welcher zögert, den königlichen Befehl auszuführen, wiederholt Karl denselben. Der hochherzige Ritter aber wirft sich zu seines Herrn Füßen und erbietet sich, weil sonst kein Weg zur Rettung abzusehn (Sz. 5, V. 247 folgd.), für ihn zu sterben, um den Herzog

zu versöhnen: „Hier ist mein Haupt. Ich hab' es oft für dich gewagt in Schlachten, und ich leg' es jetzt mit Freuden auf das Blutgerüste. Befriedige den Herzog! Überliefre mich der ganzen Strenge seines Zorns und laß mein fließend' Blut den alten Haß versöhnen." Der König aber, welcher die von Burgund gestellte Vorbedingung jeder Versöhnung eine schmähliche (Sz. 5, V. 251) genannt und ein tief fühlendes Herz hat für die opfermutige Liebe des edlen Freundes, erwidert demselben mit gleichem Edelsinn: „Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen, ich rette mich nicht mit des Freundes Leben." Dann wiederholt mit Nachdruck er nochmals den Befehl zum Einschiffen seines Heergeräts, worauf der noch immer knieende Du Chatel vom Boden aufsteht und mit den Worten: „Es wird schnell gethan sein", sich entfernt, während Sorel bitterlich weint [1]).

Der König sucht sie (Szene 7) dadurch zu trösten, daß er ihr die Aussicht auf ein neues Heim in dem glücklicheren Südland vorhält, unter dessen milderem Himmel sanftere Sitten wohnen und das Leben schöner blüht durch Poesie und Liebe. Sorel jedoch, königlicher gesinnt als der König, beklagt in ergreifenden Schmerzenslauten den Jammer, daß Karl das Land seiner Väter verlasse, um dasselbe voraussichtlich nimmer wiederzusehen [2]).

Hier endet der erste Teil des ersten Aktes. Frankreich steht am Abgrund des Verderbens. Die Nordprovinzen haben sich unter das Fremdenjoch gebeugt, Orleans ist dem Falle nahe, mit Orleans verliert Südfrankreich seine Vormauer und liegt wehrlos dem Feinde offen; der König hat durch den Glauben an die Verwerfung seiner Familie den Glauben an sich selbst und seinen königlichen Beruf eingebüßt, er wagt keinen Kampf mehr, weil er nicht mehr hofft auf Gottes Beistand, thatlos ergibt er sich seinem Schicksal. Wir sehen: Nicht menschliche Macht, nur eine göttliche Gnadenthat kann Frankreich helfen; auch das sehen wir, daß die angstbedrängten Gemüter der Franken, der Hohen wie der Niederen, für ein göttliches Eingreifen genugsam vorbereitet sind. Wie aber? Ist denn ein König, wie Karl, solcher Gnade wert? Er selbst gibt uns die Antwort: „Ich hätt' ein friedlich Volk beglücken können" (Sz. 5, V. 366),

---

[1]) Unter dem „Weg der Schande" (V. 463 folgd.) versteht Karl die Auslieferung Du Chatels an den Herzog (V. 251: Schmachbedingung). Daß sein treuster Freund ihm diesen Weg zur Rettung anrät, beweist ihm seinen tiefen Fall, weil den Verlust des Vertrauens auf seine Ehre. Er spricht im Plural „meine Freunde" (pluralis communionis), um seinen besten Freund thunlichst zu schonen. Übrigens zeigt uns seine Äußerung, mehr als jede andere, in ihm den gebrochenen Mann.

[2]) S. Viehoff S. 50 folgd.: „Diese (7.) Szene ist, obwohl nicht ganz unerläßlich, doch nicht unbedeutend und unwirksam. Sie zeigt uns recht, wie entschieden Frankreichs Unglück, wie unwiderruflich des Königs Entschluß ist, da er selbsttrügerisch den nahen Abgrund mit Blumen zu bedecken sucht. Auch gewährt sie dem Zuschauer zwischen dem Kulminationspunkt des Unglücksgestirns und dem nahenden Aufgehen der Glückssonne einen Moment ahnungsreicher Besinnung."

und der Dichter hat die Eigenschaften, welche Karl zu einem Friedensfürsten, zum Stifter eines neuen Frankreichs (V. 358 folgd.) befähigen, bestimmt genug hervorgehoben: die Thatsache seiner persönlichen Tapferkeit und die Wertschätzung dieser Tugend in andern, die Liebe zu seinem Volke, seine Freundestreue, seine Begeisterung für alles Schöne in Poesie und Gesang. Auch wollen wir die Demut Karls nicht vergessen. Dieselbe beruht zwar fürs erste noch auf angeborener Schwachheit und dem Bewußtsein natürlichen Unvermögens, sie wird aber durch die Erfahrung des himmlischen Erbarmens, das den Schwachglauben des Königs zur Festigkeit stählt, allmählich zu der Gotteskraft jener Demut erstarken, von welcher ein Dichter sagt, sie schaffe auf Erden, was gelingt.

Szene 8. 9. Wenn die menschliche Not am größten, ist die göttliche Hilfe am nächsten. Während am Hofe der letzte Hoffnungsstern unterging, ließ Gott bereits die ersten Strahlen seiner Gnadensonne über Frankreich aufleuchten. La Hire bringt die Freudenkunde eines Sieges und rät dem König, die Abgesandten von Orleans zurückzurufen. Karl hält die Siegesbotschaft für ein falsches Gerücht, weil er an keinen Sieg mehr glaubt. Bald jedoch wird er eines besseren belehrt. Gleich darauf nämlich erscheint (Sz. 9) der Erzbischof mit dem Grafen, dessen Zorn er gestillt hat, und bestätigt die göttliche Gnadenthat des Sieges, indem er die Hände beider Prinzen zum Frieden ineinanderlegt und letzteren mit dem Weihewort: Der Himmel selbst hat sich für uns erklärt, als den Willen Gottes bezeichnet. Auch hat er den lothringischen Ritter Raoul, einen Mitstreiter und Augenzeugen der siegreichen Schlacht, mit sich genommen, damit derselbe dem König, der wahrscheinlich den genauesten Aufschluß über das Ereignis verlangen werde, welches den plötzlichen Umschwung der Dinge herbeigeführt, das Kampfeswunder in den lichtvollsten Zügen schildere[1]). Karl ist seines Unglaubens insoweit

[1]) Viehoff S. 52: „Die Funktion des Erzbischofs ist nicht so unwesentlich, wie sie auf den ersten Blick erscheinen möchte. Er repräsentiert das Verhältnis der Religion, der Kirche, zu der Wundererscheinung der Jungfrau. Es mußte dem Dichter sehr viel daran gelegen sein, dem Zuschauer gleich das Gefühl mitzuteilen, daß der König und seine Anhänger sich ganz unbedingt und vertrauensvoll der Rettung verheißenden Jungfrau anschließen konnten, und daß nicht, wenn auch ihre persönliche Erscheinung gewinnend genug war, noch religiöse Bedenken die Schritte der Franzosen hemmen mußten. Auf die Nachricht von der ersten Siegesthat Johannas wendet sich der König an den Erzbischof mit der Frage: „Darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?“ (V. 568). Überhaupt müssen wir das Zeitalter, worin wir das Wundermädchen auftreten sehen, uns zwar phantasiereicher und daher für solche Erscheinungen empfänglicher denken; allein wenn es leichter an unmittelbare göttliche Einwirkung auf die Angelegenheiten der Menschenwelt glaubte, so glaubte es auch an die Macht böser, sinnberückender Geister. Indem wir aber den ehrwürdigen Prälaten mit dem Tone der entschiedensten Überzeugung sagen hören (Sz. 10, V. 679 folgd.): „Vor solcher göttlichen Beglaubigung muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit

Herr geworden, daß er dringend zu erfahren wünscht, was den schnellen Wechsel der Lage bewirkt habe. Auf seine Frage führt der Bischof den Ritter hervor, und dieser entledigt sich seiner Aufgabe aufs beste. Er erzählt: Unter der Führung des Ritters Baudricour aus Vaucouleurs wollten wir mit sechzehn Fähnlein lothringischen Volkes zu deinem Heere stoßen. Als wir von den Höhen bei Vermanton in das Yonnethal hinunterstiegen, erblickten wir in der ganzen Ebene vor uns feindliche Scharen, und da wir, um uns auf die Höhen zurückzubegeben, von denen wir herabgekommen, hinter uns schauten, sahen wir dieselben von Feinden bereits besetzt. So von zwei Heeren in Front und Rücken sowie nach beiden Seiten hin eingeschlossen, standen wir in Begriff, die Waffen zu strecken, als im entscheidenden Moment ein seltsames Wunder sich unsern Augen darstellte:

„Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich V. 522.
Trat eine Jungfrau mit behelmtem Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken V. 525.
In dunkeln Ringen fiel das Haar, ein Glanz
Vom Himmel schien die Hohe zu umleuchten,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was zagt Ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sands im Meere, V. 530.
Gott und die heil'ge Jungfrau führt Euch an!"
(durch Johanna als Werkzeug der Gottheit)
„Und schnell dem Fahnenträger aus der Hand
Riß sie die Fahn', und vor dem Zuge her
Mit kühnem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgen V. 535.
Der hohen Fahn' und ihrer Trägerin
Und auf den Feind gerad an stürmen wir[1])."

---

schweigen; die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht; nur Gott allein kann solche Wunder wirken" — so fühlen wir, daß dies für die Umstehenden fast wie eine Sanktion der Kirche selber klingen und jeden Rest von Bedenken ersticken muß." So weit Viehoff. — Daß unter den beiden Heeren (V. 515) die zwei Heere zu verstehen sind, mit denen nach Bertrands Bericht Prol. 3, V. 284—289 der Feind den Fersen Baudricours folgte, ist doch, dächt' ich, gar nicht zu bezweifeln. Man vergleiche nur alle dort angegebenen Nebenumstände. Übrigens ist die ganze Schlacht im Yonnethal freie Erfindung des Dichters. Zu welchem Zweck erfunden? Schiller ließ die Jungfrau mit einer rettenden Wunderthat auftreten, erstens weil der völlig entmutigte König durch bloße Verheißungsworte ohne eine glänzende Rettungsthat schwerlich hätte zum Glauben bewogen werden können, und zweitens weil der Dichter auf diese Weise den Vorprüfungen der historischen Jungfrau aus dem Wege ging, insoweit sich dieselben für ein Heldendrama nicht eigneten.

[1]) Wir haben die Stelle wörtlich aufgenommen, um „das meisterhaft gelungene Bild der Jungfrau, welches der Dichter unserer Phantasie vorführt",

Das Wunder anstaunend, stehn die Feinde anfangs regungslos, doch schnell, wie ergriffen von Gottes Schrecken, werfen sie die Waffen weg und lassen sich entweder ohne Widerstand niedermetzeln oder stürzen sich in den Fluß und kommen zumeist in dessen Fluten um. Zweitausend bleiben tot auf dem Schlachtfelde, die nicht gerechnet, welche der Strom verschlungen. Keiner der Lothringer dagegen wird vermißt. Höchst wunderbar und seltsam nennt der König das Ereignis. Sorel nennt es geradezu ein Wunder und fragt, wer und woher die Jungfrau sei. Raoul kann nicht sagen, wer sie sei, weil sie das allein dem König offenbaren wolle, nur soviel weiß er, daß sie sich eine Seherin und gottgesendete Prophetin nenne und Orleans noch vor Mondeswechsel zu retten verspreche (vergl. Prol. 3, V. 310 folgd.). „Das Volk glaubt ihr und dürstet nach Gefechten", setzt Raoul hinzu, „sie folgt dem Heer" (den lothringischen Kriegern) „gleich wird sie hier sein." Der glänzende Sieg der Jungfrau hat das Volk zum Glauben an ihre Gottgesandtschaft geführt und mit der festen Zuversicht auf weitere Siege erfüllt. Der mündlichen Erzählung des Ritters folgt alsbald die thatsächliche Bestätigung in dem Geläute der Kirchenglocken, in dem Zusammenströmen des glaubensseligen Volkes, in dem Waffengeklirr der die Heldin begleitenden Ritter und Krieger. Karl gibt schleunigst dem Du Chatel Befehl, die Jungfrau, sobald sie erscheine, ohne weiteres hereinzuführen, und wendet sich zu dem Erzbischof mit der Frage:

„Was soll ich davon denken? V. 564.
Ein Mädchen bringt mir Sieg und eben jetzt,
Da nur ein **Götterarm** mich retten kann!
Das ist nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?"

Jede Silbe zeugt von der Sehnsucht des tiefgebeugten Fürsten, daß der Prälat ihn kirchlich auktorisiere, an das Siegeswunder der Jungfrau als Thatbewähr ihrer Gottgesandtschaft zu glauben. Ehe noch der Bischof geantwortet, erschallt vor dem Palaste der vielstimmige Jubelruf: „Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterin!" Sofort trifft der König Anstalten, die Gefeierte zu empfangen. Um sie zu prüfen, weist er seinen Thronsessel dem Grafen Dunois an, denn, sagt er, „ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen." Dunois nimmt Platz auf dem Königsstuhl, zur Rechten desselben stellt sich Karl und neben diesen Sorel, zur Linken

---

in voller Stärke wirken zu lassen. Wer die produktiven Striche des sprechenden Gemäldes genau verfolgen will, den verweisen wir auf Viehoff S. 54 folgd., auf dessen treffliches Schriftchen: Wie malt der Dichter Gestalten? (Emmerich 1834) und auf die noch reifere Arbeit desselben Verfassers: Über dichterische Gestaltenmalerei (Trier 1874). Vortrefflich, daß der Dichter uns die Gestalt der Schlachtenjungfrau eben jetzt in so deutlichen Umrissen zeichnet, wo dieselbe die erste Probe ihres patriotischen Rettungsberufes ablegt. Vergl. das kontrastierende Bild der Hirtin Prol. 2, V. 65 folgd.

treten der Erzbischof mit den übrigen Hofleuten, so daß der mittlere Raum leer bleibt.

Szene 10. 11. Unmittelbar darauf erscheint die Jungfrau (Sz. 10), begleitet von den Ratsherren und vielen Rittern. Während die Ratsherren und Ritter den Hintergrund des Saales anfüllen, tritt Johanna mit edlem Anstand vorwärts in den Mittelraum zwischen beiden Gruppen und betrachtet die ihr gegenüberstehenden Hofleute der Reihe nach. Nach einer tief feierlichen Stille redet Dunois sie an: „Bist du es, wunderbares Mädchen —" Johanna fällt ihm ins Wort. Hoheitblickend spricht sie mit klarer Stimme zu ihm:

„Bastard von Orleans! Du willst Gott versuchen! V. 575.
Steh auf von diesem Platz, der dir nicht ziemt!
An diesen Größeren bin ich gesendet." [1])

Damit geht sie festen, entschiedenen Schrittes auf den König zu, beugt ein Knie vor ihm und tritt sogleich wieder zurück, das Angesicht stets ihm zugewandt. Allgemeines Erstaunen. Dunois verläßt seinen Sitz. Der König stellt sich vor seinen Thronsessel der Jungfrau gegenüber und fragt sie:

„Du siehst mein Antlitz heut zum erstenmal,
Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?"

Laut, so daß alle Anwesende es hören, antwortet sie:

„Ich sah dich, wo dich niemand sah als Gott." V. 580.

Dann, dem König sich nähernd, spricht sie still-geheimnisvoll zu ihm:

„In jüngst verwichner Nacht, besinne dich!
Als alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag" (niemand also dich sah oder hörte)
„Da standst du auf von deinem Lager
Und thatst ein brünstiges Gebet zu Gott [2]).
Laß die hinausgehn und ich nenne dir V. 585.
Den Inhalt des Gebets."

Karl ermächtigt sie, sein Gebet offen zu verkündigen, weil er das, was er dem Himmel vertraut, vor keinem Menschen zu verbergen Ursache habe. Überdies gibt er ihr die Versicherung, er bezweifle

---

[1]) Wie ist das Gottversuchen des Grafen zu verstehen? Er versucht Gott, indem er die von Gott Gesandte zum Irrtum zu verleiten sucht.

[2]) S. über das Gebet, welches der König in seinem Betzimmer ganz allein und ohne ein Wort auszusprechen, gethan haben soll, Johanna d'Arc S. 91 folgd. der gr. u. S. 78 folgd. der kl. Ausgabe. Schiller meint im wesentlichen dasselbe: ein Gebet ohne Augen- und Ohrenzeugen. (Alles um dich her lag in tiefem Schlaf begraben!) Wahrscheinlich war Karls Gebet ein still-geheimes Herzensgebet; hat er aber gesprochen, so hat er doch nicht so gesprochen, daß man seine Worte draußen hätte hören können. Unter allen Umständen verlangt der Geist der Dichtung, daß wir Johannas Sehen des Königs und Vernehmen seines Gebets als ein Wunder göttlicher Offenbarung betrachten.

nicht mehr, daß Gott sie begeistere, wenn sie den Inhalt seines Gebets wahrheitstreu ans Licht bringen werde. Darauf hebt Johanna, um jeden Zweifel an ihre Gottgesandtschaft dem König zu benehmen, folgendermaßen an:

„Es waren drei Gebete (Bitten), die du thatst; V. 590.
Gib wohl acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne!
Zum ersten flehtest du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieser Krone hafte,
Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
Gebüßt von deiner Väter Zeiten her, V. 595.
Diesen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer anzunehmen für dein Volk,
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale seines Zorns."

Mit Schrecken tritt der König zurück und fragt die Jungfrau: „Wer bist du, mächtig' Wesen? Woher kommst du?" Ohne sich für jetzt auf diese Fragen einzulassen, geht Johanna zur zweiten Bitte über:

„Du thatst dem Himmel diese zweite Bitte: V. 601.
Wenn es sein hoher Schluß und Wille sei,
Das Zepter deinem Stamme zu entwinden,
Dir alles zu entziehn, was deine Väter,
Die Könige in diesem Reich, besaßen — V. 605.
Drei einz'ge Güter flehtest du ihn an
Dir zu bewahren, die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Agnes Liebe."

Heftig weinend, verbirgt der König das Gesicht. Johanna, welche ihn tief erschüttert sieht, läßt eine Weile vergehen, ehe sie ihn fragt: „Soll ich dein dritt' Gebet dir nun noch nennen?" [1])

„Genug! Ich glaube dir!" erklärt Karl. „Soviel vermag V. 610.
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet." (Vergl. V. 588 f.)

Er spricht damit seinen Glauben an Johannas Gottgesandtschaft vor sämtlichen Anwesenden aus, in denen ganz Frankreich mit allen seinen Ständen vertreten ist: der Fürsten- und der Adelstand, die Geistlichkeit, der Krieger-, Bürger- und Bauernstand (letzterer in Johanna). Die Versammelten zeigen durch „große Bewegung des Erstaunens", daß sie den Glauben des Königs teilen.

Werfen wir einen Blick zurück auf das, was seit Johannas Ankunft im Königssaal geschehen ist. Durch Wunder göttlicher Eingebung und übernatürlichen Sehergeistes hat sie ihre himmlische

[1]) Die dritte Bitte des Königs betraf der Geschichte zufolge den Zweifel Karls, ob er ein echter Sohn König Karls VI, mithin der legitime Erbe des französischen Thrones sei. Mit richtigem Takte erwähnt Schiller diese Bitte nirgends, weil sie durchaus nicht zu dem Geiste seines Dramas stimmt. In genialer Weise hat er die beiden Bitten so eingerichtet, daß sie durch eine dritte kaum zu überbieten sein möchten.

Sendung versiegelt. Den Grafen Dunois hat sie sofort erkannt und Bastard von Orleans angeredet, obgleich sie ihn nie zuvor gesehen. Das ist ein großes Wunder ihrer Sehergabe, welches man bisher nicht nach Gebühr gewürdigt hat. Es ist verdunkelt worden durch die größeren Wunder, daß Johanna den König aus seiner Umgebung herausgefunden und ihm jenes längere Gebet wiederholt hat, welches er in der stillen Verborgenheit der letzten Nacht gen Himmel geschickt. Was ihr Herausfinden des Königs aus seiner Umgebung anbelangt, so hat es damit eine eigne Bewandtnis. Johanna sagt nämlich V. 580 selber, sie habe in der verflossenen Nacht den König bereits *gesehen*. Dies der Zeit nach erste Sehen ist also das eigentliche Wunder ihrer Sehergabe, zu dem sich ihr Erkennen des Königs am folgenden Tage eigentlich bloß als Fortsetzung verhält[1]).

Woher nun Karls Erschrecken beim Anhören seiner ersten Gebetsbitte? Er erschrickt vor der Macht und Majestät des Gottesgeistes (V. 600), welcher die Jungfrau beseelt und sie über die Schranken menschlichen Wissens und Vermögens weit hinaushebt. Und wie unsere eigenen Gedanken und Gefühle, wenn sie aus fremdem Munde uns begegnen, mit doppelter Stärke auf uns zurückwirken und uns unwiderstehlich hinnehmen, so bringt dem König Johannas Wiederholung seiner ersten Bitte die furchtbaren Strafgerichte Gottes, welche über sein Haus ergangen sind und ihn selbst zu verzweifelter Resignation gestimmt haben, mit zwiefältigem Schrecken wieder vor die Seele. Im Gegensatz dazu ergreift die erbarmende Gnade Gottes, die ihn, wie er in dem Siege Johannas thatsächlich erfährt, für die erhabensten Heilszwecke aufbewahrt hat, sein Herz durch den Vorhalt der zweiten Bitte mit um so größerer Gewalt, als der Gnadensegen und die Heilsverbürgung des Himmels in der Person der Siegesjungfrau leibhaftig vor seinen Augen steht, so daß er zu lebendigem Glauben an die Gottgesandtschaft der Retterin die Wiederholung seiner dritten Bitte nicht bedarf. Und hat sich nicht überdies sowohl die Weissagung der Nonne (Sz. 4, V. 219 folgd.) als der ahnungsreiche Trost der Sorel (Sz. 5, V. 353 folgd.) seit Johannas Erscheinen dem Anfang nach bereits zur Thatsache verwirklicht? Gott will ihm nicht allein die idealen Güter belassen, um deren Bewahrung er gebetet, sondern über Bitten und Verstehen will Gott ihn segnen; er soll alles wiederempfangen, was seine Vorfahren je besessen, soll den äußeren und inneren Frieden des Frankenreiches stiften und auf diese Weise dessen neuer Gründer werden. *Dankesthränen* sind es, in die sich die Überschwenglichkeit seiner Gefühle ergießt. Uns aber strahlt aus Karls Gebete dessen hochherzige Gesinnung in so reinem

[1]) Die Wunder der Jungfrau sind 1. Wunder der That, 2. Wunder der Sehergabe: a) sagt sie Zukünftiges voraus (Prophetin) und sieht örtlich entfernte Dinge, Begebenheiten (Fernsicht), b) erkennt sie Personen, die sie früher nie gesehen, und durchschaut deren geheimstes Denken und Thun. Durch göttliche Macht und Inspiration vollbringt sie alle diese Wunder, welche sich sämtlich innerhalb des Bereiches ihrer heiligen Mission halten.

Lichte entgegen, daß wir den göttlichen Heilsratschluß über ihn vollkommen begreifen.

Des Volkes Wohl ist des Königs erster und heißester Wunsch, um diesen Preis opfert er, wenn es sein muß, willig den Besitz seines ganzen Reiches; für sich selbst bittet er zuletzt und bittet einzig um Erhaltung seiner idealen Schätze: Zufriedenheit, Freundschaft, Liebe[1]).

Nachdem der König seinen Glauben an Johannas Mission (V. 610) öffentlich bezeugt hat, erneuert der Bischof dessen noch unbeantwortete Fragen (V. 600), wer sie sei, woher sie komme, von wem sie stamme. Johanna gibt über alles dies die klarste Auskunft. Außerdem erzählt sie die Geschichte ihrer wunderbaren Berufung durch die Jungfrau Maria[2]) und stellt die von der Himmelskönigin in Gottes Namen ihr übertragene Missionsaufgabe in den Grundzügen dar: „Mit dem Schwert vertilge meines Volkes Feinde und führe deines Herren Sohn nach Reims und krön' ihn mit der königlichen Krone." Die Anwesenden alle sind gerührt. Den Grafen hat Johannas begeistertes Seherauge und die Unschuld ihres Angesichts zum Glauben an ihre Wahrhaftigkeit geführt. Der Erzbischof, welcher gleich anfangs keinen Zweifel in die Wahrhaftigkeit der Jungfrau gesetzt hat (Sz. 9 zu Anfang) hält die Wundergeschichte ihrer Berufung für thatsächlich durch die Gottheit beglaubigt, weil nur Gott solche Wunder wirken könne[3]). Mit diesem Urteil seines Glaubens drückt er als oberster Landesprälat dem Glauben des Königs (V. 610) den Stempel kirchlicher Autorität auf. Über die Sorge Karls, ob er, der doch mit Sünden behaftet sei, solche Gnade auch verdiene, beruhigt ihn Johanna:

„Der Hohen Demut leuchtet hell dort oben;
Du beugtest dich, drum hat dich Gott erhoben"[4]).

---

[1]) Sehr richtig Viehoff S. 59: Es ist einer klugen Ökonomie des Stückes angemessen, daß der Dichter uns früher, wo die Hilflosigkeit Frankreichs recht klar erscheinen sollte, die Schattenseiten des Königs vorführte, hier aber, wo der Zuschauer wünschen muß, so außerordentliche Wohlthaten des Himmels nicht an einen Unwürdigen verschwendet zu sehen, uns sein frommes, liebevolles, demutreiches Herz ganz erschließt.

[2]) Wir verweisen darüber auf das, was wir im ersten Teile unserer Arbeit ausgeführt haben. Alles, was wir dort gesagt, halten wir gegen jeden Widerspruch aufrecht.

[3]) Daß der Ausdruck „solche Wunder" vor allem auf die Wunder bei Johannas Berufung sich bezieht, lehrt der Zusammenhang. Damit aber ist nicht ausgeschlossen, daß dem Bischof auch die Wunder vorschweben, welche Johanna im Yonnethal und vor dem König vollbracht hat.

[4]) Die Demut Karls erscheint besonders in seinen Gebeten V. 590—608 (vergl. Sz. 5, V. 345—352), in seiner Selbstcharakteristik Sz. 5, V. 364—369, in seinen Äußerungen ebendas. V. 334: „Wir wollen der gewalt'gen Hand des Himmels weichen", desgl. Sz. 6, V. 463 folgd.: „Jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall, denn das Vertraun ist hin auf meine Ehre."

Bei der Übersicht über die Aufgabe ihrer Mission hatte Johanna sich ziemlich allgemein gehalten, hatte auch nicht **ausdrücklich** verheißen, was sich für sie von selbst verstand, daß sie ihren heiligen Beruf mit Gottes Kraft in allen Teilen unbedingt durchführen werde. Um nach beiden Seiten hin aufs bestimmteste unterrichtet zu sein, stellt der König der Jungfrau, anknüpfend an ihre letzten Worte, die Einzelfragen: „So" (d. h. da Gott, wie du sagst, mich erheben will) „werd' ich meinen Feinden widerstehn?" „Und Orleans, sagst du" (wie Raoul Sz. 9, V. 558 folgd. berichtet hat), „wird nicht übergehn?" „Werd' ich nach Reims als Überwinder ziehn?" Johanna verbürgt ihm in der Zuversicht ihres bergeversetzenden Offenbarungs-Glaubens, sie werde Orleans von Feindeshänden befreien, ihn siegreich nach Reims zur Krönung führen, ganz Frankreich unter seinem Zepter vereinigen, mithin die englische Zwingherrschaft vernichten und den Herzog von Burgund zu seiner Pflicht zurückführen (Sz. 4 V. 236). Hochbegeistert von der Siegesgewißheit der gotttrunkenen Heldin geben die Ritter durch ein Getöse mit Lanzen und Schilden Zeichen ihrer Kriegsluft. Dunois und La Hire bitten den König, die Jungfrau an die Spitze des Heeres zu stellen. Blind werden sie der Führung der Göttlichen folgen, keine Welt in Waffen fürchten, da der Gott des Sieges ihr zur Seite geht. Ein noch stärkeres Waffengetös (Gradation von V. 695) erregen die Ritter und treten im Drange ihrer Gefühle noch überdies vorwärts, als wollten sie ihrem Einverständnis mit den beiden Haupthelden außer dem hörbaren auch einen sichtbaren Nachdruck geben. Der König willigt gern in das allgemeine Verlangen, er überträgt ihr den Oberbefehl des Heeres und bietet ihr als Symbol der höchsten Kriegsgewalt das Schwert des Connetables. Johanna nimmt dieses „Werkzeug irdischer Gewalt" nicht an, für ihren gottgegebenen Beruf begehrt die Gottesstreiterin ein anderes, ein gottgeheiligtes Schwert, welches Maria (V. 643) ihr gezeigt [1]), und dessen genauere Beschaffenheit wie den Ort seiner Aufbewahrung der offenbarende Gottesgeist ihr seitdem bezeichnet hat — ein neues Wunder gottgewirkter Fernsicht (V. 710—715).

„Sende", sagt sie dem König, „nach der alten Stadt V. 716.
Fierbois, dort auf Sankt Kathrinens Kirchhof
Ist ein Gewölb', wo vieles Eisen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll. V. 720.
An dreien gold'nen Lilien ist's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeschlagen sind.
Dies Schwert laß holen, denn durch dieses wirst du siegen."

Karl befiehlt, nach Fierbois zu senden und das Schwert holen zu lassen.

[1]) V. 643—648: „Da trat die Heilige (Maria) zu mir, ein Schwert und Fahne tragend, .... und sie sprach zu mir: „Ich bin's. Steh auf Johanna .... Nimm diese Fahne, dieses Schwert umgürte dir" u. s. w.

„Und eine weiße Fahne", fährt sie fort, „laß mich tragen, V. 725.
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieser Fahne sei die Himmelskönigin
Zu sehen mit dem schönen Jesusknaben,
Die über einer Erdenkugel schwebt,
Denn also zeigte mir's die heil'ge Mutter. (Seite 111, Anm. 1.) V. 730.

Karl gebietet zu thun, was Johanna nach Mariens Anweisung vorschreibt. Wie sie das heilige Schwert und die heilige Fahne als Kriegerin Gottes gefordert hat, so bittet sie als solche auch den Erzbischof, seine priesterliche Hand auf sie zu legen und den Segen über sie zu sprechen. Der Prälat wünscht ihr, der zum Segen Frankreichs von Gott Gesandten, Gotteskraft zum Gotteswerk ihres Heilsberufes. Für sich selbst und für das Volk der Franken hat er das Bußbekenntnis der Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit (gegenüber der überschwenglichen Barmherzigkeit Gottes).

Gleich darauf kommt (Sz. 11) ein von dem britischen Oberfeldherrn vor Orleans, Grafen von Salisbury abgeschickter Herold und bringt die Botschaft an „Karl von Valois, Grafen von Ponthieu[1]):"

„Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert, V. 749.
Das schon geflossen und noch fließen soll,
Hält seiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten."

Das Blut soll fließen, wenn Orleans im Sturme fällt, und fallen wird Orleans — Salisbury ist des gewiß —, wenn der von ihm gebotene Vergleich nicht zu stande kommt. Offenbar besteht Salisbury auf der Übergabe der Stadt, als Gegengabe denkt er der Besatzung freien Abzug mit oder ohne Waffen zu gestatten und den Einwohnern den ungekränkten Besitz ihrer Habe zu verbürgen. Johanna ersucht den König, an seiner Statt mit dem Herold reden zu dürfen. Karl ermächtigt sie dazu, indem er die Entscheidung über Krieg oder Frieden ganz in ihre Hand legt, und erteilt ihr auf diese Weise eine Vollmacht, durch welche er sie dem feindlichen Herold gegenüber als Oberleiterin des Krieges ebenso darstellt, wie er Sz. 10, V. 704 folgd. in Gegenwart seines Hofes ihr die höchste Kriegsgewalt übertragen hat. Ihre göttliche Berechtigung dazu thut sie dem Abgesandten des Feindes sofort durch ein Wunder ihrer Sehergabe dar. Sie verkündigt ihm den Tod seines Feldherrn, den er „lebend in Fülle der Gesundheit" verlassen[2]). Der Bote lacht an-

[1]) Da das englische Königskind in Saint-Denis zum König gekrönt worden ist (Sz. 5, V. 273 folgd.), können die Engländer Karl VII weder König noch Dauphin nennen.

[2]) V. 759: „Herold, du lügst!" (daß Graf Salisbury aus deinem Munde spreche V. 757 fl.) ist nicht im eigentlichen Sinn zu nehmen. Er sagt, jedoch unabsichtlich und ohne seine Schuld, was nicht wahr, nicht objektiv wirklich ist.

fangs darüber, wird aber durch die imponierende Sicherheit, womit Johanna ihr örtliches Fernsehen sogar noch durch zeitliches Vorausschauen überbietet, dergestalt übermocht, daß er auf ihr: „Jetzt, Herold, sprich und sage deinen Auftrag", es für überflüssig erachtet, letzteren auszurichten, und daher nichts antwortet als:

„Wenn du Verborg'nes zu enthüllen weißt, V. 771.
So kennst du ihn, noch eh' ich dir ihn sage."

Er kann sich zu seinem großen Leidwesen und Verdruß dem Eindruck ihrer mächtigen Persönlichkeit sowie dem Glauben an ihre außerordentliche Begabung nicht länger verschließen. Johanna bedeutet den Herold, sie brauche seinen Auftrag nicht zu wissen. Sie versteht unter dem Auftrag die Bedingungen, unter denen Salisbury zu gütlichem Vergleich bereit war. Sie braucht dieselben nicht zu erfahren, weil sie die leicht erkennbaren Gedanken des feindlichen Feldherrn, wie wir sie vorhin dargelegt haben, scharf genug durchblickt. Dagegen beauftragt sie den Herold mit der Sommation an seinen König und dessen stellvertretende Reichsverweser (V. 776):

„Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels V. 778.
Von wegen des vergoßnen Blutes! Gebt
Heraus die Schlüssel alle von den Städten, V. 780.
Die Ihr bezwungen wider göttlich Recht!
Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,
Euch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn das sag' ich Euch, damit Ihr's wisset:
Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden V. 786.
Vom Sohne der Maria — sondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einziehen zu Paris,
Von allen Großen seines Reichs begleitet."

Mit diesem Auftrag tritt Johanna auch dem Feinde gegenüber als gottgesandte Kriegerin und Prophetin auf, wie sie als solche sich vor dem König Karl, dem Hofe wie dem Heere ausgewiesen und das Volk ihr geglaubt hat (Sz. 9, V. 560)[1]. Kein Zweifel, daß unter den „Fürsten, welche den Boten sandten" (V. 775), die V. 776 genannten Höchstgebietenden zu verstehen sind, nämlich der König von England und dessen Stellvertreter, die Herzöge von Bedford und Gloceſter, in deren Namen die Würdenträger vor Orleans handeln. Obgleich jene höchsten Herrschaften sich derzeit in Paris (Sz. 5, V. 283 folgd.), nicht vor Orleans befanden, wendet sich die Jungfrau doch an sie, nicht an die Feldherren der Belagerung, schon deshalb nicht an diese, weil der Oberbefehlshaber tot ist, namentlich aber aus dem Grunde, weil ihre Sommation sich weit über Orleans hinaus auf die ganze englische Gewaltherrschaft in Frankreich erstreckt.

Darauf verabschiedet sie den Herold mit dem herzerschütternden Prophetenwort:

[1]) Vergl. Kuenen S. 14, Düntzer S. 177.

„Jetzt, Herold, geh' und mach dich eilends fort,
Denn eh' du noch das Lager magst erreichen
Und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen."

Johanna wird vor Orleans anlangen, ehe der Herold dahin zurückkehrt, weil dieser von Chinon aus zuvörderst nach Paris reist, um die Sommation der Jungfrau den höchsten Gewalthabern mündlich zu überbringen.

Die Jungfrau hält sich ganz innerhalb des Vertrages Sz. 3, V. 136. Die Zeit, wo derselbe zu Ende geht, naht heran. Sie kommt mit einem Entsatzheere, denn Orleans muß vor Ablauf der Vertragsfrist gerettet werden. Den Belagerern aber steht die Wahl frei, entweder gutwillig abzulassen von der Belagerung, sobald die Jungfrau mit ihren Truppen erscheint, oder den Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Die Heldin erwartet von dem englischen Hochmut das letztere und kündigt in anbetracht dessen den Engländern den Verlust der Stadt infolge einer blutigen Niederlage an. Auf Grund der ihr gewordenen Offenbarungen ist sie des Sieges unbedingt sicher[1]).

So endet der erste Akt mit der spannenden Aussicht auf die bedeutendsten Ereignisse.

## Der zweite Akt.

Szene 1. 2. 3. Was Johanna zu Ende des ersten Aktes verkündigte, hat sie vollbracht. Durch einen großen Sieg hat sie Orleans entsetzt. Am Abend des Schlachttages gelangen die fliehenden Feldherren der Engländer sowie der Herzog von Burgund mit ihrem Gefolge von Rittern und Soldaten in eine Gegend bei Orleans, deren Hintergrund von Felsen begrenzt ist. Hier macht Talbot Halt, um wo möglich die zerstreuten Truppen zu sammeln, und gibt Befehl, am Fuße der Felsenkette ein Lager mit fester Umwallung aufzuschlagen, die Höhen zu besetzen und gute Wachen auszustellen. Denn, sagt er, es bedarf der Vorsicht, mit einem kecken Feind haben wir es zu thun und sind geschlagen.

Geschlagen! — Lionel bittet, das Wort nicht mehr auszusprechen, der bloße Gedanke, daß die englischen Krieger vor den fränkischen die Flucht ergriffen haben, zerreißt ihm das Herz. „O Orleans! Orleans!" ruft er, „Grab unsers Ruhms! Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands! Beschimpfend lächerliche Niederlage! ... Die Sieger von Poitiers, Crequi (Crecy) und Azincourt gejagt von einem

[1]) S. Prol. 3, V. 303 folgd.

Weibe!“ Burgund sucht ihn und sich mit dem Troste zu beruhigen: „Wir sind nicht von Menschen besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.“ Empört über diese Äußerung tritt Talbot dem Herzog auf eine Weise entgegen, wie sie kränkender für einen Kriegsmann kaum zu denken ist. Er, „der Vertreter des nüchternen Verstandes“, hält den Glauben, Johanna stehe im Dienste des Teufels, für eitel Narrheit. Daß auch erleuchtete Fürsten, wie der dumme Pöbel, an solche Thorheit wirklich glauben sollten, kann er sich nicht vorstellen, und deshalb behauptet er, Burgund nehme den Aberglauben nur zum Deckmantel, um unter demselben seine und seiner Leute Feigheit zu verbergen[1]). Daraus entspinnt sich ein erbitterter Wortwechsel, worin beide Parteien sich gegenseitig die ganze Schuld des Verlustes von Orleans aufbürden und dergestalt wider einander in Hitze geraten, daß der Herzog dem Ritter Chatillon den Befehl gibt, die burgundischen Völker zum Aufbruch in die Heimat sich rüsten zu lassen[2]).

---

[1]) Daß der Herzog die Jungfrau wirklich für eine Teufelsdirne hält, wie sein Heer, s. Sz. 9 u. 10. Lionel ist von dem Irrwahn, Johanna sei ein Satanskind, dermalen noch nicht ergriffen, wie sich aus Sz. 1, V. 19: „gejagt von einem Weibe“, und aus Sz. 3 gegen Ende (V. 261 folgd.) ergibt. Was er später von ihr denkt, werden wir aus III, 10 ersehen.

[2]) S. Seite 9, Anm. 2. Historisch sicher ist es, daß die Unterthanen und Vasallen des Herzogs auf dessen Befehl das Belagerungsheer sofort verlassen haben. — Worauf Burgund V. 59 folgd. mit den Worten anspielt: „Doch that's Euch sehr um unsre Freundschaft not, und teuer kaufte sie der Reichsverweser“, s. Johanna d'Arc S. 12 folgd. der kl. und S. 13 folgd. der großen Ausgabe: Jakobäa, die durch Geist und Schönheit berühmte Erbin von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, hatte sich von ihrem Gemahl, dem Herzog Johann von Brabant, scheiden lassen und mit Bedfords Bruder, dem Herzog von Glocester, vermählt. Philipp von Burgund, Vetter des Herzogs von Brabant, welcher jene Länder zu erben gedacht hatte, weil die Ehe seines Vetters kinderlos war, sah durch die neue Verbindung seine Hoffnungen gefährdet und eilte, seine Ansprüche mit Waffengewalt gegen den Herzog von Glocester zu sichern. Der Herzog von Bedford, besonnen genug, um einzusehen, wie notwendig ihm die burgundische Unterstützung war, that das Seine, um das Zerwürfnis zu schlichten. Die Ehe Glocesters mit Jakobäa ward aufgelöst und diese nach dem Tode Johanns von Brabant zu einem Vertrage von Philipp gezwungen (1428), in welchem sie ihm die Erbschaft ihrer Länder zuerkannte und die Verwaltung derselben sofort übertrug. — Der Vorwurf, welchen Talbot dem Herzog V. 70 macht: „Ihr steht in Unterhandlung mit dem Dauphin, wir wissen's; doch wir werden Mittel finden, uns vor Verrat zu schützen“, lehnt sich historisch an die frühere Thatsache Joh. d'Arc S. 13 der kl. u. S. 14 der gr. Ausgabe: Karl trat durch den Herzog Amadeus VIII von Savoyen in Unterhandlung mit Philipp von Burgund, aber da er sich nicht entschließen konnte, die Mörder Johanns zu entlassen, was der Herzog zur Bedingung eines Vertrags machte, so kam es nur zu einem siebenmonatlichen Waffenstillstand (1424). Nach Schillers poetischer Darstellung hat auch nicht einmal ein Waffenstillstand stattgefunden, s. Akt I, 4, V. 230—237 und

„Das Unglück macht ungerecht“ (Sz. 2, V. 130) und bringt der Herzen Gedanken ans Licht. Auch in Chinon hat das Unglück Streit zur Folge gehabt. Aber der Streit im Hoflager der Franken war ein anderer als es der Streit ist zwischen den Engländern und dem Herzog von Burgund bei Orleans. Dort war er ein Kampf patriotischer Liebe, hier ist er ein Kampf uralten Nationalhasses. Jenen heilt das Glück leicht und bald, dieser ist kaum und selten für immer heilbar. Daß die nationale Antipathie bei Orleans zum Ausbruch gekommen ist und den ernsten Charakter förmlicher Scheidung angenommen hat, daran sind hauptsächlich die Engländer schuld. Ihr stolzes Selbstgefühl hat sich von Anfang bis Ende des Gesprächs dem Burgunder gegenüber als übermütige Verachtung geltend gemacht (Sz. 2, V. 126), und die unbestreitbaren Verdienste desselben um England haben sie nicht nur nicht in dem Maße anerkannt, wie es die thatsächliche Wahrheit erforderte, sondern mit wegwerfendem Undank vergolten (Sz. 1, V. 68. Sz. 2, V. 112. 161). Am klarsten spiegelt sich Standpunkt und Denkart der Briten in den Äußerungen Lionels. Leidenschaftlich eifernd für seine und seines Volkes Ehre, bekräftigt der jugendglühende Held nicht bloß Talbots Aussage, daß die Burgunder zuerst geflohen, sondern geht sogar soweit, zu schwören: „Wir Engelländer, waren wir allein, bei Gott, wir hätten Orleans nicht verloren.“ [1]) Damit stimmt er auch dem Vorwurf der Feigheit bei, welchen Talbot gegen die Burgunder erhoben, und schiebt, was das Schlimmste ist, den Verlust der Stadt auf das Bündnis Englands mit Burgund. Folgerichtig ist er für Auflösung des Bundes, wenigstens für Trennung der beiderseitigen Heere. „Was nicht zusammen kann bestehen“, sagt er, „thut am besten, sich zu lösen“ (Sz. 2, V. 93). „Es kämpfe jeder“ (Burgunder und Engländer) „seine Schlacht allein“, ewig bleibt es wahr: „Französisch Blut und englisch kann sich redlich nie vermischen“ (Sz. 1, V. 79 folgd.) [2]). Er spricht damit zwar keineswegs aus, daß die bisherige Bundesgemeinschaft zu offenem Friedensbruch werden und daß die getrennten Heere einander befehden sollen, aber er erschrickt auch nicht im mindesten vor einer Verbindung Burgunds mit Frankreich. Denn auf die drohende Frage des Herzogs: „Wie stünd's um Euch, zög' ich mein Heer zurück?“ hat er sofort die schneidige Antwort in Bereitschaft: „Nicht schlimmer, glaubt mir, als bei Azincourt, wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig wurden.“ Und nachdem Philipp

5, V. 242—264. Vergl. II, 2, V. 125. Talbots Verdacht, daß Philipp auf Verrat sinne, ist also ungerecht.

[1]) Sz. 1, V. 36 folgd.: „Nein — denn Ihr hättet Orleans nie gesehn!“ erwidert Burgund und setzt Schwur gegen Schwur, Übertreibung gegen Übertreibung: „Bei Gott! Wenn dieser starke Arm Euch nicht herein“ (ins Frankenreich) „geführt, Ihr sahet nie den Rauch von einem fränkischen Kamine steigen.“ Der englische Stolz weckt den burgundischen Hochmut.

[2]) Er ahnet nicht, daß er damit seine nachmalige Liebe zu Johanna zum voraus verurteilt.

unverhohlen erklärt hat: „Wenn ich dem Undankbaren dienen soll, so will ich's meinem angebornen König" (Sz. 1, V. 68), begrüßt Lionel dessen Befehl, daß die burgundischen Krieger sich zum Abmarsch bereit halten sollen, mit lauter Freude[1]): „Glück auf den Weg! Nie war der Ruhm des Briten glänzender, als da er, seinem guten Schwert allein vertrauend, ohne Helfershelfer focht." — Daß Talbot im Grunde mit Lionel durchaus einverstanden ist, darüber gestatten seine Äußerungen keinen Zweifel. Wer seinem Bundesgenossen Feigheit und Furcht vorwirft (Sz. 1, V. 25—34), wer demselben sagt: Teuer haben wir heute Eure Freundschaft bezahlt mit unserer Ehre (V. 61 folgd., vergl. V. 14 u. 15), wer ihn der Falschheit zeiht, ihn beschuldigt, in Unterhandlung mit dem Feinde zu stehen[2]), und sogar die Drohung hinzusetzt: „Wir werden Mittel finden, uns vor Verrat zu schützen" — der ist innerlich bereits geschieden von dem Verbündeten und kann die äußere Scheidung nur als die natürliche Folge betrachten. Eine etwaige Versöhnung ändert an der Grundstimmung nichts.

Durch Chatillon von dem Zerwürfnis in Kenntnis gesetzt, eilt Isabeau (Sz. 2) herbei, um wo möglich den Riß schnell zu schließen, damit er nicht ewig werde (V. 132). Durch überzeugende Gründe beweist sie beiden Feldherren, Burgund und Talbot, daß jeder nur im festen Bunde mit dem andern sein Heil finden könne, daß hingegen durch Trennung von einander beide sich das Verderben bereiten würden[3]), und bringt auf diese Weise eine Versöhnung zu stande. Talbot bietet als Beleidiger dem Herzog zuerst die Hand zum Frieden, indem er treu-offen gesteht, ihm Unrecht gethan zu haben[4]); Philipp nimmt den Frieden mit den bedeutungsvollen Worten an: Mein gerechter Zorn weicht der Notwendigkeit. Das beiderseitige Interesse, die kritische Lage des gegenwärtigen Augenblicks, durch Isabeaus vernünftige Vorstellungen klar gestellt, hat den Frieden

---

[1]) Man übersehe den verachtenden Hohn nicht, welcher den Worten: „Glück auf den Weg" beigemischt ist.

[2]) S. Sz. 1, V. 70 folgd. und Sz. 2, V. 110 folgd. Der Vorwurf ist ungerecht, s. S. 2, Anm. 1 und Burgunds Selbstzeugnis Sz. 2, V. 125: „Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin." Aber der Vorwurf ist die gerechte Züchtigung für Burgunds Verrat an König und Vaterland (V. 64 folgd.).

[3]) An eine aufrichtig-redliche Versöhnung Burgunds und Frankreichs, wie sie durch die gottgesandte Jungfrau vollbracht wird (II, 10. III, 2. 3. 4), kann Isabeau natürlich nicht denken.

[4]) Das Unrecht, welches Talbot meint, bezieht sich in erster Linie auf seinen unbegründeten, übereilig-vorschnellen Verdacht (s. S. 115, Anm. 2), daß Philipp in verräterischer Unterhandlung mit Karl stehe (II, 1, V. 70 folgd. 2, V. 110 folgd.) Nach Schiller hat der König Unterhandlungen anknüpfen wollen und zwecks dessen den La Hire an den Herzog geschickt, dieser aber hat sich auf Karls Vorschläge gar nicht eingelassen und denkt auch jetzt nicht daran (s. I, 4, V. 234 bis Szene 5, V. 264 und II, 2, V. 125: „Fern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin"). — Der Vorwurf der Feigheit, welchen

gestiftet, nicht das Herz. Auf Zureden der Friedensvermittlerin besiegeln beide Feldherren den erneuten Bund durch Umarmung. Lionel, der die Gruppe aus einiger Ferne betrachtet, spottet „für sich" des Friedens, „den die Furie stiftet." Er ist gewiß, daß ein solcher Friede keinen Bestand, weil keine innere Wahrheit und darum keinen Segen von oben hat[1]). Nachdem der Königin das Versöhnungswerk gelungen, ermahnt sie die drei Heerführer, den Mut nicht sinken zu lassen (V. 145), und thut denselben ihren Entschluß kund: „Weil ein

---

Talbot dem Herzog gemacht hat, ist ebenfalls ungerecht, geht wenigstens über die Grenze des Rechten hinaus. Vor Menschen, und wären sie die größten Helden, fürchtet Philipp sich nicht, wie er II, 10 dem Dunois und La Hire gegenüber zeigt. Nach dieser Seite hin also verdient Philipp den Tadel Talbots ganz und gar nicht. Wie aber verhält es sich hinsichtlich der Teufelsfurcht? Talbot glaubt zwar an eine Hölle (II, 5, V. 307 folgd.), mithin auch an einen Teufel, er ist jedoch zu sehr Verstandesmensch, als daß er das Auftreten der Jungfrau ohne weiteres auf unnatürliche Einwirkung zurückführen sollte. Er hält aus Vernunftgründen Johanna für eine Gauklerin (Sz. 5, V. 321 folgd.), welcher französische Verschmitztheit die Rolle der Heldin eingelernt habe, um sie als „Phantom des Schreckens" (II, 3, V. 253. 244) wider die Verbündeten zu mißbrauchen. Der Herzog dagegen, ein Mensch mehr des Gefühls und der Phantasie, deutet die Wundererscheinung eines Weibes an Heeresspitze sofort auf außernatürliche Einflüsse, und da er als Feind Frankreichs dieselben nicht im Himmel, sondern nur in der Hölle suchen kann, so sieht er in Johanna eine Abgesandte des Satans (II, 1, V. 21. Ebend. Sz. 9, V. 464 folgd. Sz. 10, V. 489 folgd. u. öfters), ausgerüstet mit übermenschlichen Kräften des Abgrunds. Und das thut er im Geiste seiner Zeit, nicht aber aus persönlicher Feigheit. Sehr begreiflich also, daß er in der Schlacht bei Orleans, von dem „schnellen Eindruck des Augenblicks" (Sz. 3, V. 241—244) übermocht, ebensowenig dem Feinde standgehalten hat, als seine furchtergriffenen Truppen. Übrigens ist es sehr die Frage, ob er die Flucht der Seinen veranlaßt hat, oder ob seine Leute ihn mit in ihre Flucht hineingerissen haben. Denn wie steht es mit den englischen Anführern, welche nicht an den Teufelsspuk glauben? Sind nicht auch sie geflohn? Und sind sie geflohn aus feiger Furcht, oder fortgerissen von ihren erschreckten Kriegern? S. Sz. 1, V. 25—34. Das Wort „Ihr", welches Talbot gegen Philipp gebraucht: „Ihr stürztet Euch in unser Lager", enthält keinen Gegenbeweis, denn es ist nicht allein auf den Herzog zu beziehen, es geht vielmehr auf das ganze Burgunderheer samt dem Herzog. V. 25. 27. 31 ist statt des „Ihr" ganz allgemein „Eure Völker", „Euer Flügel" gesagt (vergl. Sz. 3, V. 242: „Ein blinder Schrecken nur hat uns besiegt"). Wie dem auch sei, daß der Herzog im Vertrauen auf Gottes Schutz (II, 10, V. 490 folgd., vergl. Sz. 2, V. 146 folgd.) sich sehr bald frei gemacht hat von aller Furcht vor der „aus der Hölle Aufgestiegenen", das beweist er II, 9, wo er trotz seines Teufelsglaubens siegessicher auf die vermeintliche Teufelsdirne (II, 10, V. 489) losstürzt.

[1]) Daß er Isabeaus Wunsch, ihr behülflich zu sein, um „die stolzen Geister zufrieden zu sprechen und Versöhnung zu stiften", abgelehnt hat, s. Sz. 2, V. 91—95. Er glaubt nicht an die Möglichkeit eines haltbaren Friedens.

sieghaftes Mädchen des Feindes Heer führt, will ich das Eure führen, ich will Euch statt einer Jungfrau und Prophetin sein." Sie weiß, daß die Furcht vor dem Teufel nur durch den Glauben an den Schutz Gottes zu überwinden ist (vergl. V. 146 folgd.), und erwartet, daß die englisch-burgundische Armee sie im Gegensatz zu der Teufelsgesandten der Franken als Beauftragte Gottes betrachten werde[1]). Die Heeresfürsten hofft sie durch die von ihr ausgedachte Kriegslist mit erhöhter Siegeszuversicht zu erfüllen; statt dessen aber beleidigt sie durch ihren klugen Plan den Ehrgeiz derselben, welcher infolge der schmählichen Niederlage ohnehin ungemein gereizt ist, auf das allerempfindlichste und treibt außerdem durch die raffinierte Bosheit, welche sie wider ihren einzigen Sohn ausgesonnen (V. 146—150), den tiefen Abscheu auf die Spitze, welche die Heereshäupter stets gegen die moralische Versunkenheit der unnatürlichen Mutter gehegt.

Wie der Vorwurf der Feigheit, welchen Talbot wider den Herzog erhob, den hitzigsten Streit Burgunds mit den Engländern zur Folge hatte, so bringt die Verletzung des Kriegerstolzes, welche Isabeau durch ihren schamlos-lästerlichen[2]) Vorschlag an den verbündeten Kriegsobersten begeht, den giftigsten Kampf dieser mit jener zum Ausbruch, und wie vorhin der Herzog und die Engländer alle Schuld des Unglücks sich gegenseitig zuschrieben, so legen jetzt beide Parteien mit einander die ganze Schuld im letzten Grunde der Königin zur Last. Sämtliche Feldherren halten es nicht nur unter der Würde, die Führung ihrer Truppen einem Weibe, zumal einem so entarteten, abzutreten — sie wollen Isabeau sogar nicht einmal länger im Lager dulden: „Madame", ruft Lionel ihr zu, „geht[3]) nach Paris zurück!" Sein Grund ist der allgemein gehaltene: „Wir wollen mit guten Waffen, nicht mit Weibern siegen." Talbot greift dagegen direkt die Person der Königin auf das heftigste an. Er begründet sein Geht! Geht! durch: „Seit Ihr im Lager seid, geht alles zurück, kein Segen ist mehr in unsern Waffen." Isabeau wäre sonach schuld an allem Unglück[4]). Warum sie es sei, erklärt Burgund. Der Soldat nehme Ärgernis an ihr (an ihrem schlechten Wandel) und verliere

---

[1]) Isabeau glaubt ebenso wie der Herzog und sowohl sein als das englische Heer, daß Johanna des Teufels sei (V. 146 folgd.). Ginge die Erwartung Isabeaus, daß das verbündete Heer sie als Beauftragte Gottes betrachten werde, in Erfüllung, so wäre sie für dieses, was Johanna für das französische ist.

[2]) Schamlos: Jungfrau, lästerlich: Prophetin. Lionel (V. 154) und Talbot (V. 166) verhöhnen sie offenbar mit Bezug auf V. 152 folgd.: „Ich will Euch statt einer Jungfrau sein", durch die Anrede Madame. Anders steht es mit V. 138 und 93, wo Madame (= Mylady) die gewöhnliche Anrede der Königin von Frankreich ist.

[3]) Sehr bezeichnend beginnen, und zwar ohne vorausgehendes Madame, auch Talbot und Burgund ihre Anrede mit Geht! Talbot noch dringender jedesmal mit Geht! Geht! (Epizeuxis): treffende Malerei des allseitigen Eifers, die Verachtete los zu sein.

[4]) Und nun will sie gar Führerin des verbündeten Heeres sein!

den Mut, weil er glaube, für ihre (schlechte) Sache zu fechten! Talbot wiederholt dringend sein Geht! Geht! Denn, setzt er hinzu, „wir fürchten uns vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr weg seid.“ Er sieht mithin in ihr den eigentlichen Teufel für das Heer, weil um ihrer schlechten Person und schlechten Sache willen der Soldat von Gott verlassen zu sein glaube und daher vor dem Teufel sich fürchte [1]). Sobald Isabeau nicht mehr im Lager sei, denkt er, werde den Soldaten der Mut der alten Tapferkeit, weil die Hoffnung auf den Segen von oben wiederkehren. „Bin ich nicht“, wirft Isabeau erstaunt ein, „Eure treue Bundsgenossin? Ist Eure Sache nicht die meinige?“ „Doch Eure nicht die unsrige“, entgegnet Talbot. „Wir“ (Engländer) „sind in einem ehrlich guten Streit begriffen“ (V. 170). „Doch grad heraus! Was Ihr am Dauphin thut, ist weder menschlich gut noch göttlich recht“, mithin weder vor Gott noch vor Menschen zu verantworten [2]). Isabeau verteidigt sich selbst in und mit ihrer Sache. Aber alles, was sie vorbringt, um ihren maßlosen Haß und wütenden Kampf gegen den eignen Sohn zu rechtfertigen, schlägt durch die Widerlegung, welche sie von seiten der Feldherren erfährt, zur schwersten Selbstanklage um, und mit den geradezu heidnischen Grundsätzen der Moral, die sie als Richtschnur ihres Handelns hinstellt (V. 176. 183. 188—193. 214 folgd.), spricht sie selbst über sich das Urteil der greulichsten Verworfenheit [3]). Erbost über die schroffe Begegnung seitens ihrer bisherigen Freunde, geht sie sodann von der Verteidigung zum Angriff gegen dieselben über, und darin ist sie glücklicher, weil sie sagt, was wahr und recht ist. Dem Talbot, welcher V. 170 behauptet hatte: „Wir“ (Engländer) „sind in einem ehrlich guten Streit begriffen“, dient sie (V. 194) nachträglich mit der wohl-

---

[1]) Wie schwer muß das sie treffen, sie, die V. 146 folgd. geäußert, der Dauphin habe sich der Verdammnis übergeben, damit, daß er des Satans Kunst zu Hilfe gerufen.

[2]) Alles das ist von Talbot ernstlich gemeint. Er ist überzeugt, daß die Sache Englands eine ehrlich gute sei. Auch ist das „göttlich recht“ keine bloße Phrase. Er hat dermalen noch einen Gott, verliert ihn aber unter den fortwährenden Schlägen des Unglücks je länger desto mehr. Das Genauere s. III, 6. Über Burgunds Rechtfertigung seiner Sache s. Seite 121.

[3]) Über den Charakter der Königin und über ihr feindliches Verhältnis zu dem einzigen Sohne, s. Akt I, 5, V. 271—305. 332. 345 folgd. Unsere Charakteristik derselben s. Seite 2. 3. 7. Betreffs der Anklagen, welche die Königin gegen ihren Sohn richtet: „Er hat gefrevelt an dem Haupt der Mutter“ (V. 177), „Er warf sich auf zum Richter meiner Sitten“ (V. 179), „In die Verbannung hat er mich geschickt“ (V. 181), sehe man Johanna d'Arc S. 4: Die Entrüstung des Volkes wegen der Verschwendung und Unsittlichkeit (Unzucht, Lüderlichkeit), welche am Hofe der Königin herrschten, bot dem Grafen von Armagnac, welcher im Namen von des geistesschwachen Königs Karl VI jüngstem Sohne, dem nachherigen König Karl VII, die Regentschaft führte, die erwünschte Gelegenheit, Isabeau unschädlich zu machen. Er verbannte sie nach Tours und ließ sie aufs strengste bewachen.

begründeten Zurechtweisung: „Ihr, die Ihr Krieg führt gegen meinen Sohn, Ihr habt nicht Recht, noch Grund, ihn zu berauben. Was hat der Dauphin Schweres gegen Euch verschuldet? Welche Pflichten brach er Euch? Euch treibt die Ehrsucht, der gemeine Neid.“ „Ihr Engelländer streckt die Räuberhände nach diesem Frankreich aus, wo Ihr nicht Recht noch gült'gen Anspruch habt auf so viel Erde, als eines Pferdes Huf bedeckt“ (V. 203—206)[1]. Dem Herzog, der seiner Sache (V. 172) sogar den Anstrich von Heiligkeit gab: „Ich räche meines Vaters blut'gen Mord, die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen“, schärft sie (V. 206) das Gewissen: „Dieser Herzog, der sich den Guten schelten läßt, verkauft sein Vaterland“ (Frankreich), „das Erbreich seiner Ahnen, dem Reichsfeind und dem fremden Herrn“ (vergl. V. 225 folgd.)[2]. Den Burgunder und die Engländer verachtet sie als „armselige Gleisner“, die sich selbst sowie die Welt belügen, und zeiht dieselben der Heuchelei, daß sie die Ungerechtigkeit thun und dabei die Gerechtigkeit stets im Munde führen. Wie aber? Steht es denn besser mit ihr als mit dem Herzog von Burgund? Hat sie nicht bis zur Stunde mit der englisch-burgundischen Partei im Bunde gestanden (V. 168)? Hat nicht auch sie ihr (zweites) Vaterland (Frankreich) dem Erbfeind verkauft (s. Akt I, 5, V. 271 bis 305. 332)? Verurteilt sie sich also nicht auch selbst in dem Urteil, welches sie über den Herzog fällt? Allerdings. Nur hat sie nie auf den Ruhm der Gerechtigkeit Anspruch gemacht, sondern lediglich ihre Rache zu befriedigen gesucht.

Nach dem, was vorgefallen, ist für sie des Bleibens im Lager nicht mehr. Gehen will sie nach Melun, um in ihrem Lieblingsschlosse daselbst das Lasterleben fortzusetzen, welchem sie in den Jahren

---

[1]) Vergl. Burgund Sz. 1, V. 51: „Warum entging uns Orleans, als Eurer Habsucht wegen? Es war bereit, sich mir zu übergeben, Ihr, Euer Neid allein hat es verhindert.“ Ebenso nannte derselbe die Sache Karls VII die gerechte. „Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen, lud auf mein Haupt den Namen des Verräters, um von dem Fremdling solches zu ertragen?“ Gerecht nennt Philipp die französischen Fahnen im Gegensatz zu den ungerechten Fahnen Englands.

[2]) Es war die Pflicht des Herzogs, für den an seinem Vater verübten Mord Genugthuung zu verlangen. Wurde ihm dieselbe zum Teil oder ganz verweigert, so durfte er doch auf keinen Fall sich mit dem Reichsfeind verbinden. Denn höher als der Vater, höher als das eigene Leben steht das Vaterland. Das Bündnis Philipps mit England ist eine um so größere Sünde, weil er weiß, daß die Fahnen seines Herrn die gerechten, die Fahnen Englands mithin die ungerechten sind (Sz. 1, V. 64). Und daß sein Gewissen ihn oft genug verklagt, erfahren wir aus III, 3, V. 173: „Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen die Waffen wider Euch (den König). Aus allem dem sowie aus dem Zwiespalt, den die verlorene Schlacht zur Folge gehabt hat, ist zu ersehen, daß das Verhältnis Burgunds zu England keineswegs noch auf festem Boden steht (s. Sz. 2, V. 138 folgd.: Mein gerechter Zorn weicht der Notwendigkeit).

ihres Glanzes und ihrer Macht dort sehr oft mit zügelloser Ungebundenheit[1]) gefrönt. Daß dies ihre Absicht, spricht sie nur zu deutlich in dem frechen Ansinnen aus: „Gebt mir diesen da" (Lionel), „der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft"[2]), und setzt ihrer Gemeinheit die Krone in den Worten auf: „Und dann" (wenn Ihr mir diesen gegeben) „macht, was Ihr wollt! Ich frage nichts nach den Burgundern noch den Engelländern." Nach wem fragt sie denn überhaupt noch? Nach den Franzosen doch nicht, da sie auch von denen sich abgewandt. Nur nach sich selbst. Ihr in Gottlosigkeit verlorenes Ich ist für sie das Ein und Alles.

Fassen wir den Inhalt der 1. u. 2. Szene in eine kurze Übersicht zusammen.

Die beiden Szenen tragen den Charakter förmlicher Gerichtsszenen, worin die Parteien einander verklagen und richten.

1. Die Engländer geben den Verlust von Orleans den Burgundern, der Herzog gibt ihn den Engländern schuld (Sz. 1).

2. Die Engländer werfen dem Herzog Feigheit (Sz. 1, V. 22 bis 25), verräterische Absichten (Sz. 1, V. 70 folgd.) und Falschheit (Sz. 2, V. 111), der Herzog den Engländern Habsucht, Neid, Treulosigkeit, Lüge, Undank, Hochmut u. s. w. vor (Sz. 1, V. 52—54. 68. Sz. 2, V. 112 folgd. 126); auch nennt er die englische Sache ungerecht, damit, daß er die fränkische Sache gerecht nennt (Sz. 1, V. 64).

3. Isabeau spricht beiden Parteien das Urteil über ihren Zwiespalt und stiftet einen Scheinfrieden (Sz. 2, V. 81—142).

4. Die Engländer und der Herzog verurteilen Isabeaus Person und Sache (Sz. 2, V. 154—185. 200. 213).

5. Isabeau bricht den Stab über die Engländer und den Burgunder sowie über die Sache beider (Sz. 2, V. 194—198. 201—212. 223—227).

6. Indirekt klagt Burgund sich selbst der Ungerechtigkeit an, indem er die Sache seines Herrn (Karls VII) als die gerechte bezeichnet (Sz. 1, V. 64).

7. Auch Isabeau beschuldigt indirekt sich selbst, indem sie ihrem unmoralischen Denken und Handeln unverhüllten Ausdruck gibt (Sz. 2, V. 146—150. 176—193. 199. 211—231).

Und das Endergebnis aus allem dem?

Die Gerechtigkeit der französischen Sache.

Szene 3. Sobald Isabeau sich entfernt hat, beschließen die Feldherren trotz der Bedenken Burgunds, mit Anbruch des Tages das Heer über die Loire zurückzuführen, um die Schande, welche der Verlust der Stadt und der Schlacht ihnen gebracht, sofort durch einen „kühnen Streich" zu tilgen und durch einen persönlichen Angriff von

---

[1]) Schrankenlose Ungebundenheit ist es, was sie V. 220 ihre Freiheit nennt.

[2]) Es ist das kein „bitterer Spott", sondern ihr voller Ernst, wofür sie (V. 232 folgd.) von dem edlen Lionel mit derber Verhöhnung gezüchtigt wird.

ihrer Seite das Gespenst des Schreckens entweder physisch oder moralisch zu vernichten, je nachdem dasselbe den Kampf mit ihnen aufnehmen und dann unfehlbar von ihrem Schwerte fallen oder dem Kampf ausweichen und auf diese Weise den Zauberbann der Furcht selbst zerstören werde, womit es die Thatkraft ihrer Krieger gelähmt.

„Mir, mein Feldherr", bittet Lionel, „überlasset
Dies leichte Kampfspiel, wo kein Blut soll fließen:
Denn lebend denk ich das Gespenst zu fangen,
Und vor des Bastards Augen, ihres Buhlen,
Trag ich auf diesen Armen sie herüber
Zur Lust des Heers in das britann'sche Lager."

Anders Talbot:

„Erreich ich sie,
Ich denke sie so sanft nicht zu umarmen."

Geschehen wird, was Lionel, geschehen, was Talbot sagt. Wie und auf welche Weise, werden wir III, 9 und 10 sehen[1]).

Die Szenen 4 u. 5 bereiten die Montgomery-Szenen 6, 7, 8 vor.

Szene 4[2]). Während die feindlichen Feldherren kluge Pläne entwerfen und sich darauf unbesorgt zu einer kurzen Ruhe begeben, weil sie sich teils durch das Dunkel der Nacht und die Festigkeit des Lagers, teils durch die nötigen Maßregeln der Vorsicht gesichert glauben, handelt Johanna und bereitet den Feinden das Unheil eines nächtlichen Überfalls, den Talbot nicht befürchtet, „wenn der Gegner nicht auch Flügel hat" (II, Sz. 1). Aber der Gegner hat Flügel. In stillem Zuge führt Johanna, begünstigt durch die nächtliche Finsternis, ihre Streiter über den Hochweg des Felsens, unter welchem das englische Lager aufgeschlagen ist (II, 1), auf die Niederung hinab und steigt von da unverweilt den Lagerwall hinan, gefolgt von den Rittern ihrer nächsten Umgebung, denen die andern Krieger allmählich sich anschließen. So erscheint sie mit Fahne und Schwert, im Brustharnisch und Helm auf der Höhe des Walls und fordert an-

[1]) Es ist in der That zu verwundern, daß bis auf den heutigen Tag noch niemand aus Talbots Worten herausgelesen hat, wer der schwarze Ritter III, 9 ist. Konnte Schiller deutlicher sprechen in einem Drama, welches von ahnungsreicher Mystik in dem Grade, wie das unserige, durchzogen ist? Wir kommen seiner Zeit auf den Schluß unserer Szene zurück, hier genügt es, auf den vorbereitenden Charakter desselben für III, 9 und 10 aufmerksam gemacht zu haben.

[2]) Suchen wir überhaupt einen historischen Anhalt für den folgenden Kampf, so finden wir ihn in der Thatsache, daß die Engländer nach dem Verlust von Orleans sich vor Tagesanbruch unsern der Stadt in Schlachtordnung aufstellten. Diese Aufstellung, welche indessen keinen Kampf zur Folge hatte, könnte Schiller allenfalls vor Augen gehabt und zu dem schrecklichen Überfall des englischen Lagers erweitert haben. An die Schlacht von Patay ist schon deshalb nicht zu denken, weil die Engländer (II, 3) in der Nähe von Orleans stehen. S. Johanna d'Arc gr. Ausgabe S. 159, kl. Ausgabe S. 132.

gesichts der Lagerzelte ihre Gefolgschaft auf, nunmehr „die Hülle der verschwiegenen Nacht von sich zu werfen“ und durch den lauten Schlachtruf: Gott und die Jungfrau! die Engländer in Schrecken zu setzen[1]). Gesagt gethan: Allgemeines Rufen mit wildem Waffengetöse, unter dem Schall von Trommeln und Trompeten. Alsbald verbreiten die englischen Schildwachen durch den Angstschrei: Feinde, Feinde, Feinde! den Schrecken durch das ganze Lager hin. Um die Furcht zum Entsetzen zu steigern und die Engländer mit Feuer und Schwert zu vernichten, befiehlt Johanna, Brandfackeln in die Zelte zu schleudern. Die Soldaten eilen fort, den Befehl zu vollziehen. Johanna steht im Begriff, ihnen zu folgen. Dunois hält sie jedoch zurück und bemüht sich, unterstützt von La Hire, sie durch Gründe menschlicher Erwägung zu vermögen, das Schwert nicht selbst zu nehmen, sondern ihre Hand rein zu halten von Menschenblut und ihnen allein die Mordarbeit des Kampfes zu überlassen. In dem Hoch- und Pflichtgefühl der Gottgesandten erwidert Johanna:

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist V. 291.
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.
Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein,
Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen; V. 295.
Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.

Ernste Worte tiefen Sinnes. Die Jungfrau muß als Kriegerin Gottes unbedingt thun, was und wie Gott durch seinen Geist sie thun heißt, auf Menschenrat darf und wird sie nicht hören. Die Idee ihres Berufes fordert ihre Gegenwart gerade da, wo die Gefahr am größten.

Johanna hat vollkommen Recht. Gott (Prol. 4, V. 409—424; Akt I, 10, V. 647 fl.) und ihr König (I, 10, V. 704) haben sie zur Anführerin des Heeres bestellt. Auch darin ist sie im Rechte, daß sie sich von persönlichem Kampfe nicht zurückhalten lassen will. Denn ein heiliger Vertrag mit den himmlischen Mächten verpflichtet sie, in bestimmten Fällen auch als Kriegerin sich am Kampfe zu beteiligen und mit eigener Hand Blut zu vergießen.

Bei Orleans zu fallen, ist ihr nicht bestimmt. Das weiß sie, denn Gott hat ihr verheißen, daß sie den König in Reims **krönen** wird (Prol. 4, V. 424). Aber sie weiß auch durch göttliche Offenbarung, daß sie **auf dem Felde der Ehre** sterben soll (II, 7, 438 folgd., vergl. oben: kein Gegner). Aus jenem Krönen und diesem Sterben folgt unwidersprechlich, daß auch nach der Krönung noch ein Kampf stattfinden, und daß in diesem die

[1]) Der laute Schlachtruf ist es eben, wodurch sie die Hülle der schweigenden, stillen Nacht von sich thun sollen. Mit dem Zuruf: Gott und die heil'ge Jungfrau (führt Euch an)! begeisterte Johanna die Ihrigen auch zum ersten Siege I, 9, V. 531.

Heldin ihr Leben lassen wird. Nicht eher jedoch — das glaubt Johanna sicher und gewiß — wird der Tod sie in demselben ereilen, bevor sie alles vollbracht, wozu Gott sie gesendet[1]).

Für die Ritter, welche nichts davon wissen, daß Johanna im Kampfe für das Vaterland fallen soll, bleibt Johannas Antwort ihrem tiefern Gehalte nach ein Geheimnis. Sie stehen auf der ursprünglichen Idee[2]), daß die Schlacht bei Reims die letzte des Krieges, die Salbung des Königs mit dem heiligen Öl das Ende der englischen Herrschaft, demnach also mit der **Krönung** alles vollbracht sei, was Gott der Jungfrau geboten. In Gemäßheit dessen betrachten sie offenbar die Aussprüche der Heldin: „Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt", und: „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen", als im Grunde gleichen Sinnes, d. h. sie verstehen den letztern Ausspruch nur als weitere Ausführung des erstern, um die Bedeutung des Krönungsaktes als die Vollendung des ganzen Rettungswerkes besonders hervorzuheben, und verschmelzen beide Sätze zu dem Einheitsgedanken: Kein Gegner wird mir das Leben nehmen, bis ich den König gekrönt und auf diese Weise die Aufgabe vollständig gelöst habe, welche Gott mir gegeben. Diese Auffassung aber, wonach der ganze Krieg vor Reims zum Abschluß kommt, da Vollenden mit Krönen zusammenfällt, hebt ebendamit auch jeden Kampf nach Reims, folglich auch jedes Sterben im Kampfe überhaupt auf, und daher hören die Ritter auf ihrem Standpunkte aus der prophetisch gehobenen Rede der Jungfrau nichts weiter als den bündigen, für alle Zeit maßgebenden Bescheid auf ihre Besorgnisse: Ich werde in dem Kriege, den Gott mir aufgetragen, weder jetzt noch künftig fallen von Feindes Hand[3]). Die nach Form und Inhalt gemessene Sprache Johannas verfehlt ihren Eindruck auf die Ritter keineswegs, doch glauben sie durch den Beruf derselben als Streiterin Gottes menschlichen Schutz nicht ausgeschlossen und folgen der Heldin, die sich nach der Stätte der Entscheidung begibt, auf dem Fuße, indem sie den Vorsatz erneuern, den sie schon in Chinon (I, 10, V. 696 folgd.) gefaßt, „ihr die tapfere Brust zum Schilde zu leihen."

Übrigens haben wir die Ermahnung der Ritter, Johanna möge

[1]) Das heißt also: Sie wird ganz zu Ende des nach der Krönung noch stattfindenden Kampfes **von Feindes Hand** sterben, nachdem sie in demselben den Sieg der Vollendung errungen hat. Das Wie ihres Todes zeigt das Stück selbst am Schluß (V, 12—14). Auf das Sterben in der Schlacht mit seinen Konsequenzen müssen wir demnächst zurückkommen.

[2]) S. S. 31 folgd. sowie S. 73—74.

[3]) Wie fern beiden Rittern der Gedanke liegt, daß es nach Reims noch einen Kampf geben, und daß die Heldin in demselben fallen könne, zeigen, abgesehen von anderm, augenfällig ihre Bewerbungen um Johannas Hand vor Beginn der Schlacht bei Reims (III, 4, vergl. III, 1).

sich für ihre Person des Kampfes enthalten, als die erste Versuchung zu betrachten, welche der Heldin auf ihrer Kriegsbahn begegnet. Aus Freundes Lager ist dieselbe gekommen, aus den besten Herzen eines Dunois und La Hire, welche nicht wissen, was sie thun, da sie den Vertrag (II, 7, V. 375) ganz und gar nicht kennen und aus dem Marienworte: „Damit (mit dem Schwerte) vertilge meines Volkes Feinde", den Beruf nur der Heerführerin, nicht auch der Kriegerin herausgehört haben, wie dies schon ihre Äußerungen in Chinon überzeugend darthun[1]). Wissentlich und willentlich gehen sie mit ihrem Rate keineswegs gegen die göttliche Vorschrift des Vertrages an.

Schließlich wollen wir zu bemerken nicht unterlassen, daß Johanna mit den Worten: „was Gott mir geheißen", ihre ganze Aufgabe meint, wie diese Gott selbst (Prol. 4, V. 409 folgd.) und in Gottes Auftrag Maria (I, 10, V. 647 folgd.) ihr erteilt hat. Beide Offenbarungen sind, weil beide von Gott ausgegangen, auch beide Offenbarungen Gottes, mit dem einzigen Unterschiede, daß die eine unmittelbar, die andere mittelbar von Gott gekommen ist. Das Wort Gott steht mithin prägnant oder kollektiv für die beiden himmlischen Mächte. Selbstverständlich besitzt sonach die Offenbarung der Maria, weil sie göttlichen Ursprungs, ganz dieselbe Auktorität und Dignität, als wäre sie direkt von Gott selbst gegeben. Und gerade diese Marienoffenbarung ist es, welche Johanna vorzugsweise im Auge hat. Es weist darauf schon der Umstand hin, daß dieselbe Johannas Aufgabe in ihrem weitesten Umfang befaßt[2]), noch deutlicher aber spricht dafür die Thatsache, daß Johanna die betreffenden Worte an Dunois und La Hire richtet. Beide Ritter können nämlich unter dem „was mir Gott geheißen" gar nichts anderes als die Aufgabe verstehen, welche Maria der Jungfrau gestellt hat. Der zwingende Beweis dafür liegt darin, daß Johanna einzig und allein die Marienoffenbarung in Chinon verkündigt, die Verheißung Gottes dagegen weder ihren Landsleuten irgendwo oder irgendwann noch sonst jemandem mitgeteilt hat. Zwischen den Hügeln von Domremy ist die letztere ungehört verklungen, und nur Johanna trägt das Gedächtnis derselben in ihrem Herzen[3]). Wir heben alles dies hervor,

[1]) Dunois fordert I, 10, V. 696, vom König: „Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze, wir folgen blind, wohin die Göttliche uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten, und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!" Ebendas. sagt La Hire V. 700: „Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir, wenn sie einher vor unsern Scharen zieht. Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite, sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite."

[2]) Dies darum, weil Maria fordert, Gott verheißt. Gott verbürgt nicht alles und kann der Natur der Sache nach nicht alles verbürgen, was Maria als Aufgabe stellt, s. Seite 32.

[3]) Akt IV, Sz. 1, V. 667: Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht! —

um dem durch Johannas Ausdruck „was mir Gott geheißen“ möglichen Irrtum vorzubeugen, als könne es der Jungfrau in den Sinn kommen, sich einzig auf die Gottesoffenbarung zurückzuziehen und die ihr von Maria gewordene Aufgabe etwa allein auf den von Gott garantierten Sieg vor Reims und die Krönung des Königs zu beschränken, das Vertilgen dagegen, weil es Gott nicht ausdrücklich garantiert hat, als nicht notwendig zur Erfüllung ihres Berufes zu betrachten. So gewiß Gott durch die Thatsache, daß er seine Garantie nicht auf das Vertilgen erstreckt, den Auftrag des Vertilgens, welchen in seinem Namen Maria gegeben (I, 10), nicht aufhebt, — der Ausgang des Stückes liefert dafür den schlagenden Beweis — so gewiß hält Johanna jetzt, wie vordem, an dem Vertilgen als dem einen der beiden Hauptfaktoren ihrer Mission unentwegbar fest. In dem Treffen nach Reims ist sie sicher, die letzten Reste des englischen Heeres zu vernichten.

Szene 5. Voll Entsetzen über das Erscheinen der Jungfrau ergreifen die Engländer die Flucht. Durch die Luft[1]), mit des Teufels Hilfe glauben sie, sei Johanna ins Lager gelangt, und fürchten deshalb, alle des Todes zu sein. Talbot, der keinen Augenblick die Geistesgegenwart verloren, hat sein Möglichstes versucht, um die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Vergebens, alle Bande des Gehorsams sind gelöst. Nicht eine kleine Schar vermag er den feindlichen Massen entgegenzuwerfen, welche unaufhaltsam das Lager überfluten. Glühender Unmut bemächtigt sich seiner. Ist er der einzig Nüchterne, während alle um ihn her rasen, als hätten die Geister des Abgrunds sie mit Wahnsinn bestrickt? Ist's möglich, daß Englands Krieger vor denselben fränkischen Weichlingen fliehen, welche sie in so vielen[2]) Schlachten bezwungen? Wer ist denn die Unüberwindliche, welche mit einem Male die Seinen zu Memmen, die Ihren zu Löwen umgeschaffen hat? Ist sie ein Werkzeug des Satans, dient ihr die Hölle, wie seine Leute wähnen? Er, der Mann des Verstandes, der Held von Eisen, urteilt anders. Eine Gauklerin ist sie in seinen Augen, eine betrogene Betrügerin, welcher die Schlauheit der Franken die Rolle der Heldin eingelernt hat, um wirkliche, um seine Helden mit abergläubigem Schrecken zu erfüllen. Und solch loses Spiel könnte glücken? ein Weib ihm allen Siegesruhm entreißen?[3])

Vergl. Prol. 4, Strophe 3:

Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ .....
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

[1]) Dies erinnert an Talbots Worte II, V. 7: „Wenn der Gegner nicht auch Flügel hat.“

[2]) Zwanzig in runder Zahl = viele (Schlachten).

[3]) Wir glauben aus Talbots letzten Worten bereits den Ton des Murrens wider die Vorsehung zu vernehmen, welchen er im Sterben (III, 6) voll ausklingen läßt.

In diesem Augenblick der höchsten Entrüstung unterbricht ein vorbeieilender Soldat das Selbstgespräch Talbots mit dem Zuruf: „Das Mädchen! Flieh! Flieh, Feldherr!" „Flieh du selbst zur Hölle", gibt ihm Talbot zurück, indem er ihn niedersticht, und fügt die Drohung hinzu: „Den soll dies Schwert durchbohren, der mir von Furcht spricht und von feiger Flucht!"

Die Montgomery-Szenen 6. 7. 8.

Szene 6[1]). Nun öffnet sich der Prospekt. Wir sehen im Hintergrund das englische Lager in vollen Flammen. Die Engländer setzen die Flucht fort in äußerster Bestürzung, die Franzosen eilen ihnen nach in grimmer Wut. Nach einer Weile erscheint im Vordergrund der junge Walliser Montgomery[2]) in ratloser Not und Furcht. Auf der einen Seite bedrängt von den anstürmenden Feindesscharen, auf der andern vom Schwerte Talbots bedroht, welcher jeden Fliehenden

---

[1]) Bei dieser und der folgenden Szene hat Schiller Homers Ilias XXI, V. 34—125 vor Augen gehabt. Von einer Nachahmung im gewöhnlichen Sinne des Worts kann jedoch keine Rede sein. Der Ideen-Gehalt beider Szenen geht weit über den Standpunkt Homers hinaus. Wir werden das an der Hauptstelle V. 99—113 nachweisen.

Warum hat Schiller die drei Szenen durch den Gebrauch des Trimeters ausgezeichnet? Der Grund liegt in der hohen Bedeutung der betr. Szenen, in denen wir Johanna zum erstenmale als Kriegerin dem göttlichen Gebote gegenüber sehen, mit dem Schwerte jeden Lebenden zu töten, den ihr der Herr in der Schlacht entgegenführen werde. Dem furchtbar erhabenen Ernste dieser Situation entspricht weit mehr der gehaltene Gang des antiken Sechsfüßlers mit seinem feierlich-tiefen, von reicher Tonfülle getragenen Pathos, als die ungleich drängendere Bewegung des modernen, dem Schlusse flüchtiger zuschreitenden Fünffüßlers.

Was die Frage nach der Berechtigung der Montgomery-Szenen anlangt, so hoffen wir, dieselbe voll und ganz durch die Erklärung der Szenen zu beantworten.

[2]) Nach Schiller wohnte der Vater des Jünglings in Nordwales an dem blühenden Gestade der Savern (franz. Saverne), und 50 Dörfer standen unter seiner Herrschaft (Sz. 7, V. 360). In der Geschichte der Johanna d'Arc spielt Montgomery eine wichtige Rolle, s. Quicherat: Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc t. IV, 397, 399, 441; V, 175. Den Inhalt der angeführten Stellen faßt Römpler S. 42 kurz folgendermaßen zusammen: Er hatte bei dem Dorfe Pont-Lévêque in der Nähe von Noyon die Brücke über die Oise zu decken und ward hier eines Morgens von der Jungfrau mit ihren Rittern überrascht, welche Choisy, die Vormauer von Compiegne, entsetzen wollten, von englischer und burgundischer Übermacht aber zurückgedrängt wurden. Dieser Montgomery hielt nach dem Fall von Choisy bei der Belagerung von Compiegne das Dorf Venette, eine halbe Meile stromab, besetzt und bedrohte bei dem unglücklichen Angriff auf Margny die Franzosen in der linken Flanke und im Rücken, sie zum beschleunigten Rückzug nötigend, bei welchem Johanna in Gefangenschaft geriet.

niederschlägt, späht er angstvoll nach einem Busch oder einer Höhle, worin er sich verbergen könnte, und bricht, weil nirgends eine Zufluchtsstätte zu finden ist, in reumütige Klagen darüber aus, daß er, bethört von dem eitlen Trachten, sich in dem für England zuvor siegreichen Kriege auf leichte Weise Ruhm zu erwerben, die Sicherheit des Elternhauses aufgegeben und die Mutter in Gram, die Braut in Thränen verlassen habe. Während diese Klagen, deren jede eine schwere Selbstanklage einschließt, uns ahnen lassen, daß Montgomery zu denen gehört, welche Gottes Strafgericht durch das Schwert der Jungfrau treffen wird [1]), erblickt derselbe plötzlich — als sollte unsere Ahnung sich auf der Stelle rechtfertigen — die gefürchtete Schreckgestalt Johannas, wie sie aus dem brennenden Lager, dessen Flammen sie mit einem düstern Lichte bescheinen, gleich einem Nachtgespenste aus dem Schlunde der Hölle hervortritt. Dieser Anblick steigert des Jünglings Angst bis zur Verzweiflung an aller Möglichkeit, sein Leben durch die Flucht zu retten. Er fühlt sich von Johannas Feueraugen [2]) bereits ergriffen, nicht vermag er zur Flucht die Füße von der Stelle zu rühren, und so sehr auch sein Herz widerstrebt, er kann nicht anders — er *muß* hinblicken nach der todbringenden Gestalt. Da Johanna ihn wie festgebannt sieht durch eine höhere Macht, so thut sie einige Schritte nach ihm hin, *einige* nur, um ihm selbst jetzt noch Zeit zum Fliehen zu lassen. Dann bleibt sie wieder stehen. Montgomery ahnt nicht, was dies bedeutet, er entschließt sich daher zu dem, wie er glaubt, allein noch möglichen Rettungsmittel der Bitte um sein Leben. Gedacht, gethan, Schild und Schwert wirft er von sich und schickt sich an, der Jungfrau entgegenzugehen. Damit tritt und zwar diesmal aus *Feindes* Munde an Johanna *die zweite Versuchung* zum Ungehorsam wider die Vertragspflicht heran, „mit dem Schwert zu töten alles *Lebende*, das ihr Gott *verhängnisvoll entgegenschicken* werde", eine heilige Pflicht, welche die zweite der beiden Fundamental-Bedingungen bildet, von deren treuer Erfüllung die Gottheit den Erfolg des Missionswerkes abhängig gemacht hat.

Durchaus korrekt hat sich Johanna bisher dem Montgomery gegenüber benommen. Nicht ist sie mit der Wut blinder Leidenschaft, von der eine Kriegerin Gottes sich frei halten soll, auf ihn eingestürmt, sondern hat sich dem Vertrag gemäß vor allem über die beiden Punkte vergewissert: *erstens*, daß der Gegner ein lebendiger Mensch, kein Geist aus dem Höllenpfuhl sei, der gekommen, um sie zu versuchen; *zweitens*, daß Gott ihr denselben entgegengeführt habe, damit sie das Strafgericht des Todes an ihm vollziehe [3]). In dieser doppelten Hinsicht hat ihr Montgomerys Verhalten keinen Zweifel gelassen.

---

[1]) Akt II, Sz. 7, V. 366. Seite 36.

[2]) Das Feuer des Lagerbrandes spiegelt sich in der Klarheit ihrer Augen.

[3]) Man vergleiche mit diesem besonnenen Verhalten Johannas den Gegensatz ihres leidenschaftlichen Verfahrens dem Ritter gegenüber III, 9.

Szene 7. Sobald Johanna aus dem Wegwerfen der Waffen und dem sonstigen Benehmen des Jünglings dessen Absicht erkannt hat, auf sie zuzugehen, tritt sie ihm entgegen mit dem Schreckensworte: „Du bist des Todes, eine brit'sche Mutter zeugte dich". Er aber fällt unbewehrt der Jungfrau zu Füßen und hebt an, um Gnade zu flehen. Fünf Bitten thut er. Die erste derselben steht ihrem Inhalte nach für sich allein, die vier folgenden gliedern sich nach engerer Verwandtschaft unter einander in zwei Paare. In jener ersten Bitte vereinigt Montgomery zwei Motive. Zuvörderst macht er den ritterlichen Brauch geltend, das Leben des Gegners zu schonen, sofern derselbe die Waffen streckt, und fügt sodann diesem idealen Beweggrund das materielle Motiv eines hohen Lösegelds hinzu, womit sein reichbegüterter Vater ihn gern aus der Gefangenschaft loskaufen werde. Er ahnet nicht, daß ihm in der Jungfrau eine Kriegerin Gottes gegenübersteht, welche sich nicht durch irdische, am wenigsten durch eigennützige Triebfedern leiten läßt, sondern einzig und allein Gottes Vorschrift zur Richtschnur ihres Handelns nimmt [1]).

Auf Grund ihrer Berufspflicht erteilt ihm Johanna den trostlosen Bescheid:

„Betrogner Thor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt."

Der Sinn ist dieser: Gott hat der Jungfrau geboten, jeden Lebenden (Sterblichen) zu töten, den sein Ratschluß ihr entgegenschicken werde [2]). Johanna hat sich durch feierlichen Vertrag, welcher einen Teil ihres Gesamtgelübdes bildet [3]), verbindlich gemacht, dem göttlichen Befehl Gehorsam zu leisten. Die Gottheit überwacht streng die unverletzbare Heiligkeit des Vertrags, und Johanna ist an die Erfüllung ihrer gelobten Pflicht furchtbar gebunden — furchtbar deshalb, weil ein Bruch derselben die entsetzlichsten Folgen für sie haben, die schwersten Strafgerichte Gottes auf sie herabziehen

[1]) Daß Johanna nicht eher den Todesstreich gegen ihn führt, bis sie ihn dahin gebracht hat, Schild und Schwert wieder zu ergreifen, werden wir sehen.

[2]) S. Seite 36.

[3]) S. Seite 39 u. 40.

müßte[1]). Darum ist jeder unrettbar des Todes, den Gott ihr entgegenführt, Mitleid findet deren keiner bei ihr.

Das ist die Sprache der Sicherheit. Johanna ist ebenso gewiß, daß sie den Vertrag nicht brechen wird, wie sie gewiß ist, daß sie denselben nicht brechen darf. Sie schlägt demnach schon in ihrem ersten Worte den Ton an, welcher die ganze Szene durchgeht: Gott will es, ich thue es — ich führe aus, was Gott mir geheißen[2]).

Wie aber? die von Johanna so stark betonte Unverbrüchlichkeit der Vertragspflicht und die Furcht vor den schrecklichen Folgen eines Vertragsbruches, sind sie untrügliche Schutzmittel gegen das Gefühl des Mitleids, welches vorzugsweise der weiblichen Natur eignet?[3]) Montgomery gibt sich der Hoffnung auf das Gegenteil hin. Er hat die Jungfrau während ihrer Rede genauer betrachtet und aus ihrem „sanften Blick" sowie aus ihrer „lieblichen Gestalt" die Überzeugung gewonnen, daß sie trotz der Furchtbarkeit ihrer Worte und Werke eine weibliche Seele besitze, welche dem Erbarmen zugänglich sei. Darum wendet er sich mit seinen vier folgenden Bitten an ihr Herz und bietet ihr durch die beiden nächsten unwillkürlich Gelegenheit, in und mit den weiteren Gründen, weshalb sie keine Barmherzigkeit walten lasse, zugleich der Idee Ausdruck zu geben, welche sie seit der Abreise von Domremy über ihre Person sich gebildet hat.

„Bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts", so lautet Montgomerys zweite Bitte, „fleh' ich dich an: Erbarme meiner Jugend dich!" Johanna bedeutet ihn sowohl in betreff des Geschlechtes als der natürlichen Milde desselben, aus welcher das Erbarmen fließt:

„Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein
Auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz."

Daraus ist zuvörderst bezüglich des Geschlechtes klar: Johanna betrachtet sich als stehend außerhalb beider Geschlechter und in diesem Sinne als kein Weib[4]). Als Grund dafür macht sie das Nichtfreien geltend, indem sie sich darin (tertium comparationis) mit den Wesen der überirdischen Welt vergleicht. Sie gedenkt in dem Nichtfrein der göttlichen Offenbarung Prol. 4, Str. 4, daß nie der Brautkranz ihre Locken zieren werde, und läßt zugleich deutlich durchblicken, was sie gleich nachher ausspricht, daß sie nimmer der Liebe eitlen Dienst kennen werde.

---

[1]) So ist das furchtbar bindend zu verstehen. Zugleich scheint der Nebenbegriff darin zu liegen, daß der Vertrag zu etwas so furchtbarem, wie das Töten, verpflichtet. Vergl. V. 435: Ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht eignes Gelüsten — Euch zu bitterm Harm, mir nicht zur Freude ... würgend gehn, den Tod verbreiten u. s. w.

[2]) S. den gleichen Ton der Sicherheit II, 4, V. 295 folgd.

[3]) Johanna sagt IV, 1, V. 57: Des Mitleids fromme Stimme.

[4]) Dies vorläufig zur Erklärung der dunkel-geheimnisvollen Worte Johannas, später kommen wir auf dieselben zurück.

Was sodann die Milde anlangt, so fertigt sie den Jüngling mit dem kurzen Bescheid ab, unter ihrem Panzer habe sie kein Herz. Die Rüstung, auf welche sie zur thatsächlichen Beglaubigung für „kein Herz" hinweist, ist das Abzeichen ihres kriegerischen Berufes, speziell der Vorschrift, zu töten nach Maßgabe des Vertrags. Johanna sagt demnach, in ihrem Berufe, der ihr das Töten zur Pflicht mache, übe sie keine Barmherzigkeit[1]).

Und die Kraft dazu? die Stärke zur That und die Macht über das Mitleid? Woher beides, erfahren wir nachträglich von Johanna in der Anrede an ihre himmlische Beschützerin (II, 8): „Erhabne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir! Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft, dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du!"[2])

Wir lassen uns einstweilen daran genügen und heben nur zweierlei hervor. Erstens begreifen wir daraus die Überschwenglichkeit, womit Johanna in den beiden ersten Antworten an Montgomery ihre Sicherheit bezüglich des Nichterbarmens und Tötens ausspricht. Sie hat es seither in ihrem Kriegsberuf erlebt[3]) und fühlt es auch jetzt, daß Gott ihr beisteht mit seiner Kraft in seinem Dienst, und daß sie alles, selbst das für sie Schwerste, vermag durch ihn, der sie mächtig macht. Zweitens fordert der Charakter des Stückes, daß wir das Kraftgefühl, wovon Johanna sichtbar durchdrungen ist, wesentlich als Kraftwirkung der Gottheit auffassen. Weil sie und solange sie nicht liebt, waltet Gottes Kraft thatsächlich in ihr, denn das von irdischer Liebe reine, nur dem Dienste Gottes geweihte Herz der Jungfrau ist der Kanal, durch welchen Gott seine Macht auf Erden kund werden läßt[4]). Wenn und so oft es nötig, stählt er (= Maria) Johannas

---

[1]) Nach ihrem Falle klagt die Jungfrau (IV, 1, V. 81): „Willst du deine Macht verkünden, wähle sie, die, frei von Sünden, stehn in deinem ew'gen Haus; deine Geister sende aus, die Unsterblichen, die Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen! Nicht die zarte Jungfrau wähle, nicht der Hirtin weiche Seele!" Welcher Kontrast zwischen diesen Schmerzenslauten der herbsten Enttäuschung und der überschwenglichen Sicherheit, mit welcher Johanna in unserer Szene von körperlosen Geistern, von keinem Herzen, keinem Geschlechte, Weibe spricht!

[2]) Vergl. II, 7, V. 435: „Ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht eignes Gelüsten ..... ein Gespenst des Schreckens würgend gehn."

[3]) Daß sie es noch nicht im Töten erfahren hat (s. II, 4: Dunois' und La Hires Mahnung, das Schwert nicht selbst zu nehmen, sondern vom Kampf zurückzubleiben), macht natürlich nichts aus.

[4]) S. I, 10, V. 655: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht." — Prol. 3, V. 326: „Durch eine zarte Jungfrau wird er (der Herr) sich verherrlichen." — III, 4, V. 391: „Die reine Jungfrau nur kann es (das Werk) vollenden." — Ebendas. V. 436: „Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören, die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet, herab willst

Herz zum Überwinden des Mitleids, gibt ihrem Mute Ausdauer, ihrem Willen Beharrlichkeit, überhaupt ergänzt er und mehrt ihre Leibes- und Seelenkraft, welche sie von Natur besitzt, so daß sie zum Vollbringen des Größten, ihr eignes Vermögen für sich allein weit Übersteigenden, geschickt und tüchtig wird [1]).

Montgomery läßt sich durch die schroff abweisende Antwort Johannas nicht zurückschrecken. Er hat das Nichtfrein weder aus dem Grunde verstanden noch in der Tiefe verstehen können, es darf deswegen nicht befremden, daß er in seiner dritten Bitte gerade zur Liebe seine Zuflucht nimmt, um das Herz der Jungfrau zu rühren. Er sagt ihr nämlich, daß er eine holde Braut daheim gelassen, welche weinend seiner Wiederkunft harre, und beschwört sie bei der Liebe heilig waltendem Gesetz, dem alle Herzen huldigen, sofern sie selber je zu lieben hoffe, zwei Herzen nicht grausam zu trennen, welche das heilige Bündnis der Liebe verknüpfe. Johanna entgegnet ihm:

„Du rufest lauter irdisch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch verehrlich sind. Ich weiß nichts
Von der Liebe Bündnis, das du mir beschwörst,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eitlen Dienst."

Sie erachtet sich demnach nur himmlisch-heiliger, nicht irdisch-sinnlicher Liebe fähig [2]) und sieht auf letztere mit hochfahren-

---

ziehn in den gemeinen Staub." — IV, 1, V. 81: „Willst du deine Macht" u. s. w. — Ebendas. V. 63: „Sobald du sahst (d. h. liebtest), verließ dich Gottes Schild (d. h. Kraft)" u. s. w. — Seite 33—35.

[1]) Wir leiten dem Ausspruch Johannas II, 8 gemäß ihr Kraftgefühl von göttlicher Einwirkung ab. Dabei vergessen wir jedoch keineswegs die physischen und psychischen Naturgaben (Leibesstärke, Mut, Vaterlandsliebe) der Heldin, welchen der gottinnige Glaube derselben schon vor der Berufung die Weihe höheren Schwunges gegeben hatte (s. Seite 21—23). Ehe noch die Himmelskönigin der Jungfrau erschien und den göttlichen Beruf ihr kund werden ließ, betete diese bereits unter der heiligen Eiche mit der Inbrunst des wärmsten Patriotismus für Frankreichs Rettung (I, 10, V. 627 folgd.); und daß die Bezwingerin des Tigerwolfs sowohl ein tapferes, mutvolles Herz als eine gediegene Körperkraft besaß, dafür zeugt Freund wie Feind (Prol. 3, V. 194 folgd.; III, 1, V. 21 folgd.; IV, 2, V. 156; V, 10, V. 331). Hauptsache ist aber und bleibt die reale (objektiv wirkliche) Mitteilung von leiblicher und geistiger Kraft, welche seitens der himmlischen Mächte an die liebereine Jungfrau in ihrem göttlichen Berufe erfolgt. Und dabei wollen wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Anschauung das poetische Abbild der christlichen Wahrheit ist von dem weltüberwindenden Glauben, welcher Berge versetzt in Gottes Kraft.

[2]) Der eitle Dienst der Liebe beginnt nicht erst mit der Ehe, sondern bereits mit dem Verlieben, ja mit dem bloßen Sehnen nach Liebesglück. Der Jungfrau gilt schon die Liebesneigung, ja das bloße Verlangen nach dem Glück der Liebe als eine irdisch fremde Gottheit, die ihr weder heilig noch verehrlich ist. S. III, 4, V. 446—48. Vergl. Seite 35. Dächte sie nicht so, dann

der Selbstgewißheit, ja mit wegwerfender Verachtung herab. Wir bedienen uns bei der Liebe absichtlich des Wortes **Selbstgewißheit** (**Selbstsicherheit**) zum Unterschied bloß von Sicherheit im Töten und Vollenden. Wir thun das deshalb, um damit die grundwesentliche Thatsache auszusprechen, daß Johanna sich vor der irdischen Liebe, weil sie dieselbe nicht kennt und tief unter sich sieht, aus **selbsteignem** Vermögen bewahren zu können glaubt, während sie sich bewußt ist, das Töten und Vollenden nicht allein aus eignem Vermögen, sondern auf Grund des Nichtliebens unter dem Beistand göttlicher Kraft zu vollbringen (II, 8)[1]).

wäre in der Antwort, welche sie dem Montgomery gibt, eine empfindliche Lücke, sie hätte auf dessen „Wenn du selber je zu lieben hoffst" nichts erwidert. Überdies hat Johanna jede geschlechtliche Neigung, jedes Hoffen und Sehnen geschlechtlicher Liebe selbstredend durch „kein Geschlecht, nicht Weib" bereits ausgeschlossen, ganz abgesehen von „nicht frein", d. h. von der Offenbarung, daß sie nie Gattin, nie Mutter sein werde (Prol. 4). S. auch die folgende Anmerkung.

[1]) Um die Verkehrtheit Johannas in betreff der Liebe ganz zu erkennen, vergleiche man ihre Äußerungen mit dem Offenbarungsworte Mariens (I, 10, V. 655): „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht", und besonders mit Gottes Warnungsstimme (Prol. 4): „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust. Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren, dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust." Daß Johanna den Sinn des göttlichen Verbotes begriffen hat, geht aus ihrem Weheruf III, 4, V. 446 hervor: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eiteln Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann." Sie weiß, wie wir daraus ersehen, erstens, daß das göttliche Verbot in dem Berühren (Prol. 4) sogar die bloße Neigung verurteilt, daß folglich der Liebe eitler Dienst, den sie nimmer zu kennen sich vermißt, schon mit der leisesten Neigung beginnt. Sie weiß, wie III, 4 ebenfalls zeigt, zweitens, daß das göttliche „Nie wird der Brautkranz" u. s. w., nur besagt, sie solle nie Gattin und Mutter werden, dagegen keineswegs die Möglichkeit einer bloßen Neigung, eines bloßen Verliebens aufhebt. Läßt nicht im Gegenteil dieses „Nie wird der Brautkranz" u. s. w., gerade dadurch, daß es keine Gewähr leistet für das Nichtverlieben, die Möglichkeit des Verliebens durchblicken? Enthält es somit nicht indirekt einen gleich tiefen Ernst der Warnung, wie ihn direkt mit „Nicht darf" das Verbot selbst ausspricht? Auch dafür, daß Johanna der irdischen Liebe fähig, derselben wie jedes andere Weib unterworfen sei, hat sie in Gottes „Nicht darf" und Mariens „Wenn" ganz unwidersprechliche Zeugnisse. Und trotz alledem ein solches Übermaß von Sicherheit in der Liebe! ein so hochmütiges Herabsehen auf dieselbe! Ganz etwas anderes ist es doch, ob der heilige Gott vor den sündigen Flammen eitler Erdenlust, d. h. vor dem eiteln Dienst der sinnlichen Liebe warnt, oder ob ein schwaches Menschenkind, das, wenn auch relativ noch so rein, doch niemals frei von Sünde ist, sich über der Liebe eitlen Dienst vollständig hinauswähnt. Mehr über die göttlichen Fingerzeige und Warnungen hinsichtlich der Männerliebe s. S. 72—73. 75—80.

Aus den bisherigen Äußerungen der Jungfrau ergibt sich die hochwichtige Thatsache, daß sie sowohl im Töten als in der Liebe, mithin in den **beiden Bedingungen** ihrer Mission durchaus sicher ist. Die Sicherheit in den Bedingungen schließt natürlich die Sicherheit der **Vollendung** in sich, und bereits hat Johanna dieselbe, wie wir II, 4 gesehen, den Rittern gegenüber ausgesprochen[1]).

Der Fortschritt Johannas über ihren Standpunkt beim Abschied von Domremy hinaus springt allenthalben in die Augen. In der Liebe ist das Nichtkennen zum Nimmerkennen, das Selbstvertrauen (Seite 72—73. 80) zur Selbstgewißheit bis zu der Höhe: kein Weib, kein Geschlecht geworden. Und was das Töten, d. h. die Durchführung des Vertrags, und das Vollbringen überhaupt betrifft, so vergleiche man die begeisterte Zuversicht hoffnungsfrohen Glaubens Prol. 3, V. 325: „Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige", diese zwar feste, aber demutsvolle Glaubenszuversicht vergleiche man mit der überschwenglichen Sicherheit „kein Herz", ja — noch mehr — kein Weib, kein Geschlecht, und man wird den Abstand bemessen, welcher zwischen den beiden Entwickelungsstufen von damals (Domremy) und jetzt stattfindet. Daß wir recht haben, kein Weib, kein Geschlecht als den Höhepunkt ebenso im Vollbringen und speziell im Töten, wie in der Liebe, zu bezeichnen, werden wir demnächst noch bestimmter aus Johannas eignem Munde vernehmen, als sie es in ihrer Antwort auf Montgomerys zweite Bitte bereits kundgegeben.

Wie nun ist diese hochgradige Sicherheit der Jungfrau, die Bedingungen ihrer göttlichen Aufgabe zu erfüllen und damit diese selbst zu vollenden, nach allen Seiten hin entstanden? Erinnern wir uns der Vorgänge in Domremy, durch welche Johannas Entschluß zur Reife kam. Den Ausgangspunkt gab Mariens Offenbarung, daß eine reine Jungfrau jedwedes Herrliche auf Erden vollbringe, die Entscheidung brachte der Helm, dessen Krafteindrücke Johanna zu dem richtigen Verständnis dieses Marienwortes führten, zu der Erkenntnis nämlich, daß sie das Werk ihrer himmlischen, über das Maß weiblichen Vermögens hinausgehenden Sendung nicht beschränkt auf ihre natürliche Kraft, sondern ausgerüstet mit der Macht göttlicher Stärke vollführen solle. Auf Grund dieser Einsicht und voll des festen Vertrauens, die Kraft Gottes sich durch jungfräuliche Reinheit stets zu bewahren, betrat sie, fortgerissen von dem Feuer der heißesten Kampfesbegeisterung, in der heiligsten Vaterlandsliebe ihre kriegerische Berufsbahn. Jeden ihrer Schritte begleitete der Segen. Ein wunderbarer Sieg eröffnete ihr den Zugang zum König, Wunder übernatürlicher Sehergabe beglaubigten sie diesem als Gesandte des Himmels. Er stellte sie an seines Heeres Spitze, ließ ihr das Rettungsschwert von Fierbois holen und die Fahne mit dem Sinnbild der

[1]) II, 4, V. 297: Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen.

heiligen Jungfrau anfertigen, wie diese selbst ihr beides gezeigt hatte[1]). Dazu fügte er schließlich das Erzgewand, welches Gott vorgeschrieben (Prol. 4), und vollendete auf diese Weise die gottgebotene Waffenrüstung, welche durch das himmlische Zeichen des Helmes in Domremy eingeleitet war (Prol. 3 u. 4 letzte Strophe). Hatte schon der Helm allein, weil „der Himmel ihn gesendet, sie mit Gotteskraft berührt und mit dem Mut der Cherubim durchflammt", wieviel mehr mußte die Gottesgabe der Gesamtrüstung ihren Mut und ihre Kraft mit dem Gefühl himmlischer Stärke durchglühen! Wie mußte der volle Waffenschmuck auf Johannas Patriotismus einwirken, dessen hohen Flug der Helm für sich allein zu fast ekstatischer Kampfesbegeisterung für König und Vaterland gesteigert hatte! (Prolog 3 u. 4.) Das hat sie in den übergewaltigen Schlägen gezeigt, womit sie Orleans den Feinden entriß, das zeigt sie insbesondere in unserer Szene durch die gotttrunkene Energie eines patriotischen Heroismus, worin die löwenherzige Bezwingerin des Tigerwolfs sich mit der hochgemuten Gottesstreiterin zur Einheit einer erhabenen Heldengestalt zusammenschließt[2]). Mit der Befreiung von Orleans ist ein hochwichtiger Teil ihrer Aufgabe gelöst. Der Bedeutung des Ereignisses entspricht der Einfluß desselben auf Johannas Charakterentwickelung. Das nächste Ziel, worauf die Offenbarung hinwies, steht als sicht- und greifbare Wirklichkeit vor den Augen der Jungfrau[3]). Ihr Glaube an die Verheißung ist damit zum Schauen — ihre Hoffnung, Gott werde in ihr der Allmächtige sein (Prol. 3, V. 325), zur Thatsache der Erfahrung — Mariens Wort: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden", zu thatsächlicher Wahrheit geworden. Das Vorgefühl der Himmelskraft, welches ihr in Domremy die Gottheit zugleich mit dem Helm gegeben, hat sich als wirkliches Erlebnis in Schlacht und Kampf erprobt. Und wie Johanna in den Wundern ihrer Siege und Weissagungen die Kraft Gottes bisher erfahren hat, so ist sie derselben auch gegenwärtig inne und für alle Folgezeit gewiß, weil sie ihrer selbst gewiß ist im Punkte der Liebe. Denn der „reinen Jungfrau", welche stets zu bleiben Johanna sicher ist, verleiht Gott immerdar seine Krafthilfe zu seinem Werke.

---

[1]) I, 10, V. 643—648. Maria trug Schwert und Fahne und sprach: Nimm diese Fahne, dieses Schwert umgürte dir. Was Johanna später sagt V. 710 u. folgd. ist als nachträgliche Offenbarung zu verstehen und speziell auf Ort und Stelle zu beziehen, wo das Schwert verborgen lag.

[2]) So furchtbar jener Heroismus, auf seiner Höhe steht er doch erst vor Reims, vornehmlich in der Ritterszene.

[3]) Die Verheißung Prol. 4, Strophe 5 enthält als nächstes Ziel die Befreiung von Orleans in sich, s. Prol. 3, insbesondere V. 304 folgd.: Vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern! ... Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen u. s. w. Vergl. I, 10, V. 692 (Karl): Und Orleans, sagst du, wird nicht übergehn? (Johanna): Eh siehst du die Loire zurückefließen. Ebend. Sz. 11 zu Ende.

Und diese Selbstgewißheit Johannas in der Liebe, wie ist sie geworden?[1]) Schon in Domremy stand ihr Selbstvertrauen in der Liebe durch das Nichtkennen derselben der vollen Sicherheit sehr nahe, und es bedurfte nur wenig, damit ersteres sich zu letzterer fortbildete. Was nun es war, das diesen Fortgang der Entwickelung herbeiführte, gibt uns Johanna selbst zu verstehen in ihrer dritten Antwort an Montgomery: „Du rufest lauter irdisch fremde Götter an, die mir nicht heilig, noch verehrlich sind . . . nimmer kennen werd' ich der Liebe eitlen Dienst". Irdisch fremde Götter nennt sie die Motive des Mitleids und der Liebe, wodurch Montgomery sie zur Schonung seines Lebens zu vermögen sucht. Fremd sind ihr diese Motive, nicht heilig, nicht verehrlich, weil Johanna sich nicht von irdischen, sondern allein von überirdischen Beweggründen bestimmen läßt und die Gottheit ihr das Töten in gewissen Fällen zur Pflicht gemacht, die Männerliebe unter allen Umständen verboten hat. Insbesondere ist ihr die letztere, die Geschlechtsliebe fremd. Nicht kennt sie den Dienst derselben und nimmer will, nimmer wird sie ihn kennen[2]). Denn er ist mit der Sünde eitel-nichtiger Erdenlust befleckt[3]). Johanna aber steht im Dienste des heiligen Gottes, der sie zu dem heiligen Werke ausersehen hat, seines Volkes Feinde zu vertilgen und seinen Sohn zu krönen (I, 10). Gott allein gehört darum ihr Herz, nur aus seinem Himmel empfängt sie die Antriebe zum Wollen und zum Handeln. Somit sind wir auf die Göttlichkeit ihrer Sendung gewiesen und zwar speziell auf ihren Verkehr mit den Himmelsmächten, welcher in Domremy mit der Berufung seinen Anfang genommen und während ihres Thatenlebens nicht bloß nachgewirkt, sondern sich auch beständig fortgesetzt hat[4]). Dieser

---

[1]) Daß die vorhin erwähnten Erfolge auf dem realen Gebiete (des Krieges) auch nach der idealen Seite hin ihren Einfluß geäußert und zum Werden der Sicherheit in der Liebe beigetragen haben, braucht nur angedeutet zu werden, um bewiesen zu sein. Überhaupt stehen Krieg und Liebe, Reales und Ideales mit einander in steter Wechselwirkung, jeder Fortschritt des einen fördert das andere und führt es weiter.

[2]) Vergl. die zweite Antwort an Montgomery: Wie die körperlosen Geister, die nicht frein auf ird'sche Weise.

[3]) S. Prol. 4, Strophe 4: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust."

[4]) Es erhellt dies sowohl aus ihren Wundern der That, der Rede (II, 10, V. 562—573), der Weissagung (I, 10. II, 4, V. 291. II, 7, V. 420—426 und 435—442. III, 4), des örtlichen und zeitlichen Fernsehens (I, 10, V. 580 folgd., V. 710 folgd.; I, 11, V. 759 folgd.; III, 4 u. s. w), bei denen sie sich stets göttlicher Geistes- und Kraftwirkung bewußt ist, als auch aus der Äußerung des Erzbischofs III, 3 zu Ende: „Gewiß bespricht sie sich mit Gott, wenn sie für Frankreichs Wohlfahrt nicht geschäftig ist", sowie aus Johannas Klageruf nach dem Fall V, 6, V. 193: „Furchtbare Heil'ge! Deine Hand ist schwer! Hast du mich ganz aus deiner Huld verstoßen? Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr, die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen." Erst seit

unmittelbare Verkehr mit der Oberwelt, das Erscheinen der Himmlischen, das Hören derselben, das Sprechen mit ihnen, das Sehen in den Himmel und in das Antlitz der Seligen, das Erfülltsein von des Himmels Glanz, das Hochgefühl, Kriegerin Gottes und Trägerin seiner heiligen Sache wie seiner Wunder zu sein[1]) — alles das hat leicht begreiflich Johannas Idee von sich selbst ungemein gesteigert und ihr im Verein mit dem Feuereifer nach himmlischer Herrlichkeit eine Hoheit des Seelenaufschwungs gegeben, in dessen Lichte sie mit selbstbewußter Geringschätzung auf die sinnliche Liebe niederblickt, durch deren „sündige Flammen" sie die Gottheit aus ihrem Herzen verstoßen, mithin ihre Mission für das Vaterland vereiteln, die Krone des ewigen Lebens verscherzen würde[2]). Den Gedanken auch nur der Möglichkeit dieses Ungeheuren zu denken, ist die von dem erhabensten Patriotismus beseelte Heldenjungfrau, ist die fromme, überirdischen Umgangs gewürdigte Gotteskämpferin um so weniger im stande, als sie die Liebe ganz und gar nicht kennt.

Auf dem Boden der doppelten Sicherheit in Liebe (nimmer kennen) und Töten (kein Herz) wie im Vollbringen überhaupt hat sich denn die weitere Stufe erhoben, auf der die Jungfrau nicht mehr als Weib angesehen sein will[3]).

Dieser Fortschritt der Sicherheit vermittelt sich durch die Unweiblichkeit ihres Berufes. Johanna selbst zeigt uns das durch die

---

dem Verlieben also erscheint ihr kein himmlisches Wesen mehr, ruhn die Wunder, ist der Himmel verschlossen, V, 412: „O hat der Himmel keine Engel mehr?"

[1]) S. die Berufung Prol. 4 und besonders I, 10; ferner IV, 1, V. 25: „Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen?" Ebendas. V. 73: „Ach, ich sah den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht!" — V, 4, V. 142: „Deinen Blick umhüllt das ird'sche Band. Ich habe das Unsterbliche mit Augen gesehen." Dazu V, 14, Schluß. Desgl. aus der vorigen Anm. III, 3 und V, 6. Endlich III, 4, V. 392: „Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes, und keinem Manne kann ich Gattin sein." V. 441: „Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet Euch, vor Eurem Aug' enthüllt er seine Wunder, und Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib .... Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!" u. s. w., womit zu vergl. IV, 1, V. 29: „Ich meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin, für meines Landes Feind entbrennen?" u. s. w.

[2]) III, 4, V. 446: „Weh mir, wenn ich ..... Mir wäre besser, ich wär' nie geboren." IV, 1, V. 71: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Krone, nimm sie hin!" Letzteres ist gesagt mit Bezug auf I, 10, V. 673: Die hier gedienet, ist dort oben groß.

[3]) Daß von Johannas dermaliger Sicherheit in Liebe sowohl als Vollbringen (Töten) „nicht Weib" die Spitze bildet, geht für die Liebe hervor aus: „Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht freien .... schließ ich mich an kein Geschlecht der Menschen an." Weil sie sicher ist, nie zu lieben und

Art, wie sie „nicht Weib, kein Geschlecht" motiviert. In ihrer zweiten Antwort an Montgomery nämlich begründet sie „Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib" mit „Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht der Menschen an", sie stellt folglich das unweibliche Nichtfrein (Nimmerlieben) als ursächlich für kein Geschlecht (nicht Weib) hin; und III, 4 rechtfertigt sie ihren Unwillen darüber, daß ihre Bewerber nichts als ein Weib in ihr sähen, mit dem Ausspruch: „Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz umgeben, in die Männerschlacht sich mischen", sie entnimmt also aus ihrer unweiblichen Teilnahme am Schlachtenkampf, welcher das Töten in sich begreift, den Thatbeweis, daß sie nicht Weib sei (in dem Sinne, wie die Bewerber es denken). Gott, der sie zur Rettung des Vaterlandes erkoren, hat ihr zu dem Ende das Gehen in den Kampf der Männer, das Tragen von Panzer und Schwert, das Töten und das Nichtlieben zum Gesetz gemacht. Das aber sind lauter Dinge, welche sowohl der natürlichen und geoffenbarten Ordnung Gottes (I Moses 2, 18 u. V Moses 22, 5) als der Anlage und Aufgabe des Weibes zuwiderlaufen. Aus diesem Grunde, und weil sie sicher ist, jenen unweiblichen Forderungen ihres Berufes für und für zu entsprechen, versteigt sie sich zu der nahe liegenden Verkehrtheit, sich nicht als Weib zu betrachten und folgerecht nicht als solches gelten zu wollen.

Stellen wir nunmehr die Grundzüge dessen, was wir bisher gefunden, in eine kurze Übersicht zusammen.

Weil Johanna als Gottes Kriegerin nach seinem Willen den Panzer trägt und Gottes Schlachten schlägt (Prol. 4. I, 10. II, 7. III, 4); weil sie, um ganz Gottes zu sein, dem göttlichen Gebote gemäß nicht lieben darf und sicher ist, aus eigner Kraft jeder Versuchung zur Liebe gewachsen zu sein (weder je zu lieben noch je zu freien); weil sie nach Vorschrift und Maßgabe des mit den Himmlischen geschlossenen Vertrages töten soll und wegen ihrer Selbstgewißheit in der Liebe sicher ist, in Gottes Kraft zu töten (kein Herz): so gibt sie auf Grund der Thatsache, daß alle diese Pflichten, welche ihre Mission erheischt und sie zu erfüllen gewiß ist, der weiblichen Natur entgegen sind, sich der folgenschweren Selbsttäuschung hin, nicht Weib zu sein, gleichwie die andern Weiber.

Denn was heißen die Worte Johannas: „Nenne mich nicht Weib ... ich schließe mich an kein Geschlecht?" Selbstverständlich

---

nie zu freien, so schließt sie sich an kein Geschlecht. Jenes ist der Grund, mithin die Vorstufe, das Prius von diesem. Für das Vollbringen (Töten) beweist das Gleiche III, 4, V. 441: „Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet Euch, vor Eurem Aug' enthüllt er seine Wunder (von Thaten, Weissagungen, von lokalem und temporalem Fernsehen), und Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib." Weil sie solche Wunder thut, so ist sie in ihren Gedanken über das Weib hinaus.

sind sie in eigentlicher (physischer) Bedeutung nicht zu nehmen[1]). Den Weg zum richtigen Verständnis derselben zeigt uns der beigeordnete Ausspruch: „Dieser Panzer deckt kein Herz." Hat Johanna wirklich kein Herz (kein Mitleid)? Wir hören von ihr selbst, daß sie ein Herz hat (II, 8. 7, V. 435 folgd.). Aber weil sie laut des Vertrages in gewissen Fällen kein Mitleid haben soll und sie sich in Gottes Kraft hinlänglich stark fühlt, dasselbe, wo es not thut, zu verleugnen, so hat sie in ihrer Idee ein Herz, als hätte sie es nicht, es ist für sie mithin so gut, als hätte sie kein Herz. Ähnlich verhält es sich mit „nicht Weib." Johanna ist Weib, aber wegen der Unweiblichkeit ihres Berufes[2]) und wegen ihrer Sicherheit, denselben durchzuführen, weil seinen unweiblichen Bedingungen zu genügen, ist sie in ihrer Idee Weib, als wäre sie es nicht, d. h. es ist für sie so gut, als wäre sie kein Weib.

Und allerdings ist Johanna in Ansehung ihres Berufes kein Weib, wie es die Weiber insgemein sind. Sie ist als Trägerin einer außerordentlichen und zwar unweiblichen Mission eine Ausnahme von der Regel und steht in diesem idealen Sinne außerhalb der Geschlechter[3]). Nicht jedoch gilt das von ihr als

---

[1]) „Nenne mich nicht Weib — ich schließe mich an kein Geschlecht" heißt keineswegs: Ich bin kein Weib, gehöre keinem Geschlechte an, sondern: ich betrachte mich als keinem Geschlechte zugehörend, mithin als kein Weib. Schon die Form des Ausdrucks deutet demnach in seiner Weise darauf hin, daß kein Weib, kein Geschlecht nicht in eigentlichem (physischem) Sinne zu verstehen sei. Absolut ist letzterer, zum Überfluß sei es bemerkt, durch die Idee des Stückes ausgeschlossen. Auf die reine Jungfräulichkeit ist ja das ganze Drama gebaut; von Anfang bis Ende desselben (insbesondere auch mehrmals in unserer Szene und in der Parallelstelle III, 4, V. 438) nennt sich Johanna selbst Jungfrau (Hirtin, Hirtenmädchen u. s. w.); von der Gottheit wird sie Jungfrau (zarte, keusche Magd) genannt, von allen Personen des Stückes ebenso oder in entsprechender Weise bezeichnet u. s. w.

[2]) Welcher ihr das Gehen in die Schlacht der Männer, das Töten, das Nichtlieben zum Gesetz macht.

[3]) Es ist keine Frage, daß Gott zu besondern Heilszwecken Ausnahmen von der Ordnung machen kann, die er selbst gestiftet hat. Man sehe, was in dieser Hinsicht J. Görres von der historischen Jungfrau sagt, Vorrede S. IV zu dem Werke von G. Görres „Die Jungfrau von Orleans, nach den Prozeßakten und gleichzeitigen Chroniken, Regensburg 1834": Schwer war das Gericht, das über das zügellose Volk ergangen, hart darum die Not, die das Reich heimgesucht, Menschenhilfe kann nicht retten; der Himmel, der dieser Hilfe nicht bedarf, und damit ihm die Ehre bleibe, sie nicht will, muß einen Heiland senden, und er wählt ihn zur Demütigung der Vermessenheit unter dem schwächeren Geschlechte, zur Beschämung des Hochmuts der entarteten Großen in den Hütten der Armut, unter den Einfältigen endlich, die ihm noch mit gläubigem Vertrauen dienen, damit allen klar werde, daß Unglaube und

Person. Als solche ist sie Weib und bleibt innerhalb ihres Geschlechtes, den Schwächen und Gefühlen desselben, dem Mitleid, der Liebe u. s. w. gleich jedem andern Weibe unterworfen.

Johanna aber meint es anders. Weil sie sowohl der Liebe widerstehen als des Erbarmens sich unter Umständen entäußern soll und sie von diesen beiden Grundgefühlen des weiblichen Herzens das eine (die Liebe) gar nicht kennt, auch gewiß ist, sich desselben aus eigner Kraft stets zu erwehren (nimmer kennen), das andere (das Erbarmen) zwar kennt, sich dessen aber in Kraft Gottes vollkommen mächtig weiß (kein Herz): so denkt sie sich ihrer **Persönlichkeit** nach **ähnlich** den Geistern der übersinnlichen Welt (wie die körperlosen Geister), denen die geschlechtliche Liebe wie die irdischen Gefühle überhaupt fremd sind [1]).

Das ist Hochmut, aber es ist der Hochmut nicht einer gemeinen Natur, sondern einer großen Seele, welche, von Gott zur Befreiung des Vaterlandes erwählt und von dem heiligen Drange durchglüht, dem Herrn in diesem erhabenen Berufe zu dienen, sich in ihrem hochherzig-patriotischen Streben zu der für sie gefährlichsten Erscheinungsform des **Hochmuts**, nämlich zu der verwogenen, bis hart an eine falsche Vorstellung von ihrer Person fortschreitenden **Sicherheit** hinreißen läßt, den unweiblichen Bedingungen ihrer außerordentlichen Mission jetzt und jederzeit unbedingt gerecht zu werden, mithin alles das unfehlbar zu leisten, was Gott von ihrer Seite verlangt, um seinen gnadenvollen Ratschluß durch sie vollständig zu verwirklichen.

Der Hauptschaden liegt in der Kardinalbedingung der Liebe, weil die Sicherheit vor dem Verlieben der Jungfrau die Kraft Gottes verbürgt und ihr damit zugleich die Gewißheit gewährt, auch die andere Bedingung ihrer Mission, nämlich das Töten, und folglich das ganze Heilswerk ihres Berufes zu vollbringen, welches Gott auf die beiden Bedingungen gestellt hat.

Johanna gehört zu den starken Persönlichkeiten. Nur der Starke gibt ganz sich hin, weil nur er ganz sich hat; er allein vermag sein ganzes Ich in eine Idee zu legen, aber er schwebt auch in der Gefahr, zu groß von sich zu denken und sich des Guten zuviel zuzutrauen. Auch Johanna hat ihre Fehler. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir das einräumen, dürfen aber dabei nie übersehen, daß dieselben durchweg auf dem Goldgrund ihrer Tugenden ruhen. Sie hat die Fehler ihrer Tugenden. Der erhabenste Schwung patriotisch-heiliger Begeisterung, ihrem Vaterlande

---

Gottlosigkeit wohl das Verderben herbeiführen und tiefer und tiefer in dasselbe verwickeln, nimmer aber Rettung und Wiederherstellung bringen mögen.

[1]) IV, 1, V. 81 dient zur Folie: „Willst du deine Macht verkünden, wähle sie, die, frei von Sünden, stehn in deinem ew'gen Haus; deine Geister sende aus, die Unsterblichen, die Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen! Nicht die zarte Jungfrau wähle, nicht der Hirtin weiche Seele."

nach Gottes Willen die Freiheit zu erkämpfen, treibt sie zu der Verstiegenheit, über der Gottesstreiterin das bei aller Stärke immer schwache Menschenkind zu vergessen und sich gerade in dem Punkte zu überschätzen, von dem für sie alles Gelingen oder Mißlingen abhängt, im Punkte der Liebe. So wahr ist es, daß der Mensch, weil die Sünde ihm immerdar anklebt, selbst in seinem hehrsten und heiligsten Streben nicht vor der schwersten Verirrung gesichert ist[1]). Und das ist der ergreifendste Zug wie der weltgeschichtlichen, so aller künstlerischen Tragik.

Die Gottheit ist an Johannas Verirrung nicht schuld, ihr kann sie keinen Vorwurf darüber machen[2]). Wohl hat ihr die Gottheit einen unweiblichen Beruf beschieden, aber unerfüllbar ist derselbe nicht, und wie er zu erfüllen, darüber haben die Himmlischen Johanna nicht im Dunkel gelassen. Der Weg der Demut ist der Weg der Erfüllung, und diesen Weg hat Maria durch ihr bedingendes „Wenn" (sie der irdischen Liebe widersteht) und Gott durch sein verbietendes „Nicht darf" (Männerliebe dein Herz berühren) der Jungfrau auf das bestimmteste vorgezeichnet. Hätte Johanna diese Himmelsworte so zu Herzen genommen, wie sie sollte, dann würde sie sich nie zu selbstgewisser Sicherheit in der Liebe, geschweige zu „nicht Weib, kein Geschlecht" verirrt haben, um so weniger, da die Nichtgarantie der Vollendung vor Reims im Gegensatz zu der Garantie des bloßen Sieges ganz unverkennbar auf die Möglichkeit des Verliebens hinzeigt[3]). Hierdurch nämlich wie durch Wenn und Nicht darf erklärten die Himmlischen, daß Johanna ein Weib, wie jedes andere, mithin als solches der Liebe sowohl fähig wie allen Versuchungen derselben ausgesetzt sei. Zugleich machten sie es eben damit der Jungfrau zur Gewissenspflicht, sich des Hochmuts in der Liebe zu entäußern und auf allen ihren Berufswegen den Beistand Gottes wider dieselbe zu suchen[4]), um allezeit zur Wehr gegen deren mögliche Angriffe nicht allein mit eigener Kraft, sondern mit göttlicher Rüstung gewappnet zu sein und, auf solche Weise durch stete Übung vorbereitet, auch der stärksten Prüfung, welche in der Schlacht bei Reims ihrer warte, im rechten Geiste entgegenzugehen.

Johanna weiß, daß ihre Sendung nur mit Hilfe der Kraft

---

[1]) Goethe im Faust: „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt." „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd und fremder Stoff sich an." Letzteres leider ebenso von innen, wie von außen her.

[2]) Nach dem Falle thut sie es in dem tiefsten Zerwürfnis ihrer Seele, s. IV, 1 die vier Schlußstrophen.

[3]) S. Seite 76. Daß auch die Nichtgarantie des Nichtverliebens im Gegensatz zu der Verkündigung: „Nie wird der Brautkranz" u. s. w. auf die Möglichkeit des Verliebens hinweist, s. Seite 134, Anm. 1.

[4]) Dies Suchen kann mit der Seele und dem Herzen unter allen Umständen geschehen, selbst im heißesten Kampfe. Siehe Seite 77—78.

Gottes ausführbar ist[1]), und daß Gott seine Kraft einer Jungfrau nur so lange schenkt, als dieselbe ihr Herz von Liebe rein bewahrt[2]). Dennoch unterläßt sie es, wie sich aus nimmer kennen und nicht Weib, kein Geschlecht, von selbst versteht, in diesem wichtigsten Stück Gott um seinen Beistand zu bitten[3]), weil sie teils aus Unkenntnis, teils aus hoffärtiger Mißachtung der Erdenliebe ihre Widerstandskraft gegen dieselbe zu hoch anschlägt. Um das Rechte zu thun, dazu gehört statt des Übermaßes von Selbstvertrauen das heilsame Mißtrauen einer Selbstbescheidung, welche auch da, wo sie keines Fehles sich bewußt ist, die Möglichkeit eines verborgenen Fehles sich eingesteht und deshalb in allen bedeutenden Lagen selbst dann, wenn sie sich stark fühlt in sich selbst, das Seelenauge nach oben richtet, um das menschliche Vermögen durch göttliche Macht zu stützen und zu mehren nach der Regel des Wortes: Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.

Mit den Worten V. 399: „Verteidige dein Leben, denn dir ruft der Tod", wodurch die Szene bis zu der Katastrophe in zwei gleiche Hälften geteilt wird, ruft Johanna den Montgomery auf, die weggeworfenen Waffen zur Gegenwehr wieder zu ergreifen. Dieser aber läßt auch jetzt noch nicht ab von der Hoffnung, den Sinn der Gegnerin umzustimmen.

Waren die Beweggründe, welche er in seiner zweiten und dritten Bitte vorgebracht, ganz danach angethan, das Herz einer jeden Jungfrau zu erschüttern, so sind die Triebfedern, welche die beiden folgenden Bitten enthalten, speziell für Johanna in noch höherem Grade ergreifend, weil sie die gleichen oder ähnlichen Verhältnisse berühren, in welchen sich dieselbe, wie Montgomery, befindet. Daß Johanna von den Bitten nicht unbewegt bleibt, zeigt sich unverkennbar in ihrer Schlußrede, zunächst jedoch geben sie ihr Veranlassung, das über England ergehende Unglück als Strafgericht der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes darzustellen.

Montgomery fleht nämlich die Heldin an, seiner um des Jammers willen zu schonen, worin er die Eltern verlassen; auch Johanna habe gewiß Eltern verlassen, welche die Sorge quäle um sie[4]). Er merkt nicht, daß er mit dieser Bitte einen sehr unglück-

[1]) S. Prol. 3, V. 324: „Der Herr wird mit ihr (mir) sein — denn er ist der Allmächtige." Prol. 4, letzte Strophe. Besonders II, 8. IV, 1, V. 63 (Schild = Kraft).

[2]) S. Seite 132, Anm. 4.

[3]) Daß sie auch im Töten und Vollbringen Gottes Kraft nicht sucht, weil sie deren auf Grund ihrer Sicherheit in der Liebe ohnehin zweifellos gewiß ist, s. Seite 141 und besonders Sz. 8.

[4]) Man denke, daß Johanna wider Wissen und Willen der Ihrigen die Heimat verließ. Wußte sie jetzt auch noch nicht, daß infolgedessen ihr Vater in Schwermut verfallen war (IV, 9), so konnte sie doch den Gram desselben ermessen. — Wie sehr die folgende Bitte (Klage) des Montgomery der Jung-

lichen Wurf gethan, indem er sowohl sich selbst als allen seinen Landsleuten das Urteil gesprochen hat. Johanna deutet dies gleich mit den Anfangsworten ihrer Gegenrede an: „Unglücklicher! .... Du erinnerst mich" u. s. w., und führt ihm darauf den unsäglichen Jammer zu Gemüte, welchen England über Frankreichs Mütter (Eltern), Kinder, Bräute[1]) gebracht. Das Unglück — dies ist der Sinn ihrer Schlußworte — welches nunmehr England treffen werde, sei der verdiente Lohn gerechter Vergeltung.

Da direkte Bitten dem Montgomery nichts geholfen, so gibt er seinem letzten Versuch die Form der Klage: „O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint." Ein wie unglücklicher Griff auch dies Motiv! „Wer rief Euch in das fremde Land", beginnt Johanna ihre Erwiderung, und wie Prol. 3 nach Empfang des Helmes, flammen in ihr alle Gluten patriotischer Begeisterung auf[2]). Ihr selbst habt Euch Euer Schicksal bereitet. Eure Ländergier bethörte Euch zu dem Wahn, ganz Frankreich unter Eure Botmäßigkeit zwingen zu können. Aber nicht ein Dorf reißt Ihr aus dem ewig einigen Reich. Denn Krone, Land und Volk der Franken sind Gottes. Und sein Strafgericht ist es, das jetzt über Eure frevle Vermessenheit hereingebrochen. Der Tag der Rache ist da: Keiner von Euch kommt lebendig über das Meer zurück. Johanna vollstreckt in Gottes Namen das Gericht der Rache. Maria hat ihr das Rachschwert Gottes (III, 4, V. 446) gegeben und ihr das Vertilgen der Feinde befohlen (I, 10, V. 648).

Nunmehr gibt Montgomery, welcher die Jungfrau für unverwundbar und unsterblich hält, jeden Gedanken an Rettung auf. O, ich muß sterben! seufzt er, indem er ihre Hand losläßt, und fühlt sich bereits vom grausen Tode erfaßt[3]). Stirb Freund! so fährt Johanna

---

frau zu Herzen gehen mußte, begreifen wir aus der ihr gewordenen Offenbarung, daß sie die geliebte Heimat nicht wiedersehen, sondern fern von derselben, fern von Vater und Geschwistern auf dem Schlachtfelde, also wie Montgomery, nur in einer spätern Schlacht, sterben werde.

[1]) Mit Bezug auf V. 389: Daheim gelassen hab' ich eine holde Braut.

[2]) S. bes. V. 332 des Prol. 3: Dies Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms, das schönste, das die ew'ge Sonne sieht in ihrem Lauf, das Paradies der Länder, das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges, die Fesseln tragen eines fremden Volks u. s. w. bis V. 365. Dazu Mariens Worte I, 10: Vertilge meines Volkes Feinde und führe deines Herren Sohn nach Reims und krön' ihn mit der königlichen Krone. Vergl. IV, 10.

[3]) Vergl. von hier an bis zum Schluß der Szene Homers Ilias XXI, 99—119 (Voß):

Thörichter, nicht von Lösung erzähl' und schwatze mir länger!
Denn bevor Patroklos den Tag erreichte des Schicksals,
War zum Schonen annoch mein Herz willfährig den Troern;
Viel' auch führt' ich gefangen hinweg und verkaufte sie lebend.
Doch nun fliehe den Tod nicht einer auch, welchen ein Dämon
Hier vor Ilios Mauern in meine Hand mir gesendet,

ihre Stimme sänftigend, fort. Freund nennt sie ihn und deutet schon damit an, was sie weiterhin bestimmter ausführt, daß sie nicht mit persönlichem Haß, nicht mit Mordlust und Blutgier, sondern in Gottes Namen ihm gegenüberstehe. Danach sucht sie ihm Mut hinsichtlich des Todes einzusprechen. Zu dem Ende weist sie ihn zuvörderst auf die Unabwendbarkeit des allgemeinen Todesschicksals hin und hält ihm sodann als Spiegel des Trostes die Unvermeidlichkeit ihres eignen Geschickes vor, welches mit dem seinigen darin Ähnlichkeit hat, daß auch sie fern vom Vaterhause als Opfer des Krieges fallen wird, das jedoch insofern ungleich herber und schwerer ist, als Johanna nicht, wie Montgomery, aus eignem Antriebe und in dem selbstsüchtigen Interesse, wohlfeilen Ruhm zu erwerben, zum Schwerte gegriffen hat, sondern aus unabweisbarem Gehorsam gegen Gott in den Krieg gezogen ist, um seinen Gnadenrat an ihrem Vaterlande in Ausführung zu bringen.

Aller Troer gesamt, und am wenigsten Priamos Söhne!
Stirb denn, Lieber, auch du! Warum wehklagest du also?
Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging!
Schaust du nicht, wie ich selber so schön und groß an Gestalt bin?
Denn dem edelsten Vater gebar mich die göttliche Mutter!
Doch wird mir nicht minder der Tod und das harte Verhängnis
Nahn entweder am Morgen, am Mittag oder am Abend;
Wann nun einer auch mir in der Schlacht das Leben entreißet,
Ob er die Lanze mir schnellt, ob auch ein Geschoß von der Sehne.
Also der Held; doch jenem erzitterten Herz und Kniee.
Fahren ließ er den Speer und saß, ausbreitend die Hände
Beide. Doch Peleus Sohn, das geschlissene Schwert sich entreißend,
Stieß es hinein am Gelenke des Halses ihm: tief in die Gurgel
Drang zweischneidig das Schwert, und vorwärts nun auf der Erde
Lag er gestreckt, schwarz strömte das Blut und netzte den Boden.

Der Unterschied zwischen Homer und Schiller liegt vor Augen. Bei Homer rächt Achill sich selbst, indem er seinen getöteten Freund rächt, bei Schiller dagegen thut Johanna alles, was sie thut, in Gottes Auftrag. Gottes Rachschwert führt sie, sein heiliges Strafgericht vollstreckt sie. In Achills Worten: „Stirb denn, Lieber, auch du", bedeutet Lieber keineswegs, was Johanna mit Freund ausdrückt und gleich nachher aufs deutlichste erklärt: „Ich muß hier, ich muß — mich treibt die Götterstimme ... mir nicht zur Freude, ein Gespenst des Schreckens würgend gehn." Das Homerische Lieber bezieht sich vielmehr zurück auf V. 74 folgd.: Schone doch, ach bei den Knieen (fleh' ich dich an), und erbarm dich meiner, Achilleus! Deinem Schutz einst war ich vertraut (wörtlich: ich bin für dich gleich einem achtbaren Schutzflehenden), darum scheue mich, Edler! Denn bei dir ja zuerst genoß ich den Kern (die Frucht) der Demeter, jenes Tags, da mich haschte dein Arm (da du mich gefangen nahmst) in dem fruchtbaren Obsthain." Ungeachtet Achill den Lykaon einst wie einen Gast und Schutzflehenden behandelt hatte, soll auch dieser jetzt sterben, weil er ein Troer und noch dazu ein Priamide ist. Nirgends rechtfertigt Achill sein schonungsloses Wüten durch Berufung auf ein göttliches

Eine Schäferin und als solche Kind des Friedens, hat sie nur den unschuldig frommen Hirtenstab, nie das blutige Schwert geführt. Ungeachtet dessen mußte sie nach Gottes unbedingtem Gebot Heimat, Vater, Geschwister verlassen und muß jetzt in der Ferne, nicht verlockt von eigner Lust, sondern von den Offenbarungsstimmen der Himmlischen getrieben [1]), gleich einem Schreckgespenst und Würgengel Menschenblut vergießen, was ihr nicht zur Freude gereicht [2]). Den Tag froher Heimkehr wird sie (wie Montgomery) nach des Schicksals Schluß nimmer sehen, sondern, nachdem sie noch vielen Engländern den Tod gegeben, wird auch sie des Todes Beute auf dem Schlachtfeld sein und auf diese Weise ihr Geschick erfüllen [3]). So erfülle denn auch du das deine, fordert sie schließlich den Jüngling auf, greife frisch zum Schwerte und kämpfe mit mir den Kampf um das Leben.

Johannas Geständnisse haben Montgomery überzeugt, daß sie sterblich sei. Daraus schöpft er den Mut, sie, die er für eine Teufelsdirne hält, mit Gottes Beistand zu überwinden, nimmt die Waffen wieder und dringt kühn auf sie ein. Nach kurzem Gefechte fällt er [4]).

Szene 8. Mit dem Ausspruch: „Dich trug dein Fuß zum Tode" u. s. w., tritt Johanna von dem Entseelten weg und bleibt gedankenvoll stehen. Das Ereignis hat einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht. Es ist das erste Mal, daß sie mit eigner Hand Menschenblut vergossen. Sie versinkt darüber in tiefes Nachdenken und erhebt sich dann in der tröstlichen Gewißheit, daß sie nach Vorschrift und in Kraft Mariens (= Gottes) vollbracht, was sie gethan:

„Erhabne Jungfrau" — so redet sie ihre Beschützerin an —
„du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,

---

Gebot, er stellt dasselbe im Gegenteil auf das bestimmteste als den freien Entschluß seines eigensten Willens dar. Weit entfernt ist er davon, in den Versen 103—104: „Jetzt (nachdem Patroklos gefallen) soll keiner dem Tode entgehn, den ein Gott mir vor Ilios in die Hände gibt", sein Morden als eine göttlich gebotene Pflicht zu bezeichnen.

[1]) Die Stimme der göttlichen Offenbarung, welche sie zur Rettung Frankreichs berief, treibt sie seit dem Antritt ihrer Mission zu allem, was sie thut. In gleichem Sinne sagt sie Sz. 4: „Wer darf dem Geist vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen, wohin die Hand ihn seines Schützen treibt." Mehr s. Seite 41 Anm. 1.

[2]) Johanna meint mit den Worten: „ich muß ... ein Gespenst des Schreckens, würgend gehn" ihren unweiblichen Beruf sowohl im allgemeinen als speziell die schwere Bedingung des Vertrags: „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Herr entgegenschickt." Nach beiden Seiten hin aber sind die Ausdrücke Gespenst des Schreckens und würgend gehn doch zu stark gegriffen und nicht wohl vereinbar mit der Rücksicht, welche sie ihrer Mission schuldig ist. — Über Idee und Zweck des Vertrags s. Seite 36.

[3]) Wir kommen allernächst auf diese Weissagung zurück.

[4]) Weshalb der Dichter mit dem Beginne des Kampfes eine Kriegsmusik aus der Ferne erschallen läßt, s. Römpler a. O., S. 18.

Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blüh'nden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir,
Doch wenn es not thut, alsbald ist die Kraft mir da,
Und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist."

Johanna ist demnach voll Mitleids [1]) und das Töten geht ihr ganz wider die Natur. Wenn (so oft) aber Gott ihr einen Feind zum Töten entgegenschickt, so kommt mit der Stimme Gottes, welche sie zur That treibt [2]), zugleich auch die Kraft Gottes, welche Johannas Herz so fest macht, daß sie trotz des natürlichen Mitleids sich von Bitten nicht überwinden läßt [3]), und ihren Arm dergestalt stärkt, daß er, obgleich von Mitleid durchzittert und durchbebt, das Schwert handhabt, als wäre dasselbe ein lebendiger Geist [4]).

Was sie sagt, erinnert sehr vernehmlich an die goldenen Worte Prol. 3: „Der Herr wird mit ihr (= mir) sein, der Schlachten Gott, sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige." Johanna hat ebenso in unserer Szene, wie Prol. 3, das zweifellose Bewußtsein, daß die Kraft zum Töten und Vollbringen ihr von Gott gegeben werden muß. Wohl zu beachten aber ist der große Unterschied, daß auf Grund der Selbstgewißheit, wozu sich ihr Selbstvertrauen in der Liebe seit dem Aufbruche von Domremy gesteigert hat, die

---

[1]) Schon ihr Verhalten bei der Begegnung mit Montgomery (Szene 6) beweist dies; mehr noch ihre Äußerung (Sz. 7): „ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht eignes Gelüsten .... mir nicht zur Freude; abschließend unsere Szene: „In Mitleid schmilzt die Seele" u. s. w. — Übrigens ergibt sich aus der Thatsache des Mitleids, daß das Zusammentreffen mit Montgomery eine wirkliche Versuchung für Johanna war. — Ganz besonders machen wir außerdem auf die Wirkung der scheinbaren Widersprüche aufmerksam, deren diese Dichtung eine große Menge aufweist, Widersprüche von nicht minder frappanter Art als: Jungfrau und (nenne mich) nicht Weib, sowie kein Herz und in Mitleid schmilzt die Seele u. s. w. Solche auf den ersten Blick ganz unversöhnliche Gegensätze dienen unverkennbar dazu, das Mystisch-Tiefe und Ahnungsreich-Geheimnisvolle, welches durch das Mit- und Ineinanderspielen der himmlischen und der irdischen Welt ohnehin über unser Stück verbreitet ist, noch wesentlich zu vermehren.

[2]) Vergl. Szene 7, V. 374 u. 435 mit Szene 8: „Doch wenn es not thut, alsbald ist die Kraft mir da" u. s. w.

[3]) In diesem Sinne ist zu verstehen, was Johanna IV, 1, V. 51 folgd. als Verstummen der frommen Stimme des Mitleids bezeichnet.

[4]) Rationell, aber unpoetisch, läßt sich dies dahin erklären, daß Pflichtgefühl und Patriotismus der Jungfrau stärker sind als ihr natürliches Mitleid.

Mitteilung der Gotteskraft für sie zu absoluter Sicherheit geworden ist.

So ist sie denn zu Ende der Montgomery-Szenen in jeder Beziehung ihrer selbst und ihrer Sache sicher: in der Liebe und in der Kraft Gottes, im Töten und im Vollenden (II, 4. 7. 8). Die Hauptsache aber ist die Liebe. Denn die Sicherheit in dieser schließt, wie gesagt, die Gewißheit der Gotteskraft zum Handeln in sich ein und verbürgt damit auch das Töten und Vollenden.

Daraus begreift es sich, daß wir Johanna nicht nach Kraft Gottes zum Töten und Vollbringen aufblicken, nicht darum bitten sehen. Wie natürlich wäre es doch gewesen, wenn sie II, 8 die heilige Jungfrau um ihren ferneren Kraftbeistand zum Verrichten aller noch rückständigen Berufsthaten angerufen hätte! Sie thut das jedoch mit keiner Silbe, weil für sie auf Grund ihrer Sicherheit in der Liebe die Hilfe von oben zu jedem Pflichtwerke selbstverständlich ist und sie sich thatsächlich von himmlischer Stärke durchdrungen fühlt. So wenig Johanna gegen die Liebe um Kraft von oben bittet, weil sie sich aus eigner Kraft gegen dieselbe standfest glaubt, so wenig bittet sie um Kraft zum Handeln, weil ihr die Selbstgewißheit in der Liebe für die Gotteskraft zur That unbedingte Gewähr leistet.

Daher denn auch das merkliche Vortreten ihrer Person, welches mit jeder Sicherheit verbunden ist, insoweit dieselbe sich auf Selbstgewißheit gründet[1]) — und in weiterer Konsequenz das Werden der Leidenschaft, deren Anfänge sich trotz des Mitleids überall in den Szenen 4 und 7 kundgeben. Der dritte Akt wird uns Johanna in beiden wie in allen Hinsichten auf dem Höhepunkt zeigen.

Hochbedeutsam ist es, daß die Verirrung Johannas „nicht Weib, kein Geschlecht" (II, 7) zusammenfällt mit der Offenbarung über das Sterben, welche sie II, 4 im Sinne gehabt und II, 7 dem Montgomery mitgeteilt hat. Dort (II, 4) sagt sie: „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen." Hier (II, 7) drückt sie sich noch bestimmter aus: „Ich muß . . . den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt. Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn . . . endlich werd' ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick." Ich werde auf dem Kampfplatz sterben: das ist der göttliche Grundgehalt beider Aussprüche (II, 4 und 7), und dieser göttliche Kern bildet sichtlich das positive Komplement sowohl für die negative Eingebung Prol. 4: Ich werde nimmer in die Heimat zurückkehren, als für die negative Offenbarung Prol. 4: „Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren, dir

[1]) Das merkliche Vortreten der Person beruht bei Johanna im letzten Grunde auf ihrer Selbstgewißheit in der Liebe, welche ihr für die Gotteskraft zu jedem Berufswerke Garantie bietet. Als mitwirkende Ursache müssen wir außerdem den patriotischen Heroismus in Anschlag bringen, welchen die Heldin allenthalben durchglühen läßt.

blüht kein lieblich Kind an deiner Brust“ [1]). Dagegen ist zuletzt, endlich (II, 7), womit das deutlichere „Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen“ (II, 4) parallel geht, Johannas eigner Zusatz und drückt ihre auf dem Boden der Sicherheit in der Liebe ruhende Glaubensüberzeugung aus, daß sie nicht vor Vollendung ihres ganzen Berufswerkes im Kampfe fallen werde [2]).

Ein ganz neues Licht — und darin liegt das Hochbedeutsame — wirft die Offenbarung des Sterbens in der Schlacht auf den Verlauf der kommenden Ereignisse. Das Rettungswerk des Vaterlandes nämlich, wozu die Vorsehung Johanna in Domremy berief, bestand aus zwei Hauptaufgaben: Vertilgen der Feinde und Krönen des Königs. Das Vertilgen sollte sich in allen Schlachten vollziehen und vor Reims vollenden, das Krönen sollte unverzüglich darauf in Reims stattfinden, mit beidem der Krieg und Johannas Mission beendigt sein [3]). Diesen Gang der Begebenheiten gestaltet die Offenbarung des Sterbens auf dem Kampfplatze wesentlich anders. Derselbe wandelt sich von Vertilgen — Krönen, in Krönen — Vertilgen um.

Die Verheißung Prol. 4 verkündigt nämlich als göttlichen Ratschluß: Du wirst Reims befrein und deinen König krönen (selbstverständlich das Befreien durch einen Sieg vor Reims und das Krönen unmittelbar nach diesem Siege). Es steht demnach das Krönen in Reims göttlich fest und damit zugleich die Unmöglichkeit, daß Johanna vor Reims sterbe. Nach Reims also muß sie sterben, und

---

[1]) Nie wirst du Gattin, nie Mutter werden. Das Negative sowohl der Eingebung Prol. 4, daß Johanna nimmer in die Heimat zurückkehren, als der Offenbarung Prol. 4, daß nie der Brautkranz ihre Locken zieren werde, besteht sachlich darin, daß beide Verkündigungen nichts enthalten über die Art und Weise ihres Todes, sondern für verschiedene Möglichkeiten Raum lassen. Weder mit nicht wiederkehren zur Heimat noch mit nicht Gattin werden ist notwendig ausgesprochen, daß die Jungfrau auf dem Schlachtfelde sterben solle. Auch die historische Johanna nahm von Domremy Abschied auf Nimmerwiedersehen, aber erst kurz vor ihrem Tode ist ihr über das Wo, das Wann und das Wie desselben die rechte Klarheit geworden. Bis dahin hat auch sie unentwegt an dem Glauben festgehalten, daß sie ihre himmlische Sendung vollenden, die Engländer aus ganz Frankreich vertreiben werde. S. Joh. d'Arc S. 76. 101. 247. 253—254. 265. 334. 342. 503—515. 605. 620 der gr. Ausg.; S. 65. 85. 213 folgd., 219 folgd., 230. 290. 297. 441—451. 531. 544 der kl. Ausgabe.

[2]) Was wir als den göttlichen Kerngehalt der beiden Aussprüche Johannas (II, 4 u. 7) über das Sterben ansehen, haben wir mit dem Worte Offenbarung bezeichnet. Der Charakter unserer Dichtung verlangt gebieterisch, daß wir diese hochwichtige Sache unter dem Gesichtspunkte göttlicher Verkündigung betrachten. Auch die Weise der Aussage II, 7 spricht dafür: Ich muß des Todes Opfer sein ... nicht den Tag der Heimkehr werd' ich sehn ... endlich werd' ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.

[3]) S. Seite 73—74.

da sie auf dem Schlachtfelde sterben soll, so ergibt sich die Notwendigkeit einer zweiten Schlacht. Eine solche aber ist nur dann denkbar, wenn das providenziell nicht garantierte Vertilgen[1] vor Reims nicht völlig zu Ende kommt. Denn gelänge vor Reims die totale Vernichtung des englischen Heeres, so gäbe es ja, weil keinen Feind, auch keinen Kampf mehr. Vollführt nun die Jungfrau in dem zweiten Treffen die gänzliche Vernichtung der Engländer[2], dann ist ihre Mission, wenn auch nicht in der ursprünglichen Ordnung: Vertilgen — Krönen, doch in der umgekehrten Reihenfolge: Krönen — Vertilgen vollständig erfüllt, sie selbst aber erkauft am Schluß des Kampfes die Rettung des Vaterlandes mit ihrem Leben.

Das sind die Konsequenzen, welche sich unabweisbar, weil ganz von selbst, aus der Offenbarung des Sterbens auf dem Schlachtfelde aufdrängen. Hat auch Johanna dieselben gezogen? Die Antwort beweist es, welche die Heldin den um sie besorgten Rittern II, 4 erteilt: „Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen. Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt. Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen." Der Sinn dieser Worte kann für jeden, der Johannas ganz unzweideutige Mitteilung an Montgomery (II, 7) kennt und sich nicht von vorgefaßten Ideen beirren läßt, nur der sein: Nicht eher werde ich von Feindes Hand im Kampfe fallen, bevor ich die Krone auf des Königs Haupte gesehen und alles vollendet habe, was Gott mir aufgetragen. Unter letzterm versteht sie, wie wir wissen[3], nicht bloß das, was Gott selbst als seinen unabänderlichen Willen ihr Prol. 4 kundgethan: du wirst . . . deinen König krönen, sondern auch das, was in Gottes Namen Maria I, 10 ihr geboten hat: Vertilge meines Volkes Feinde. Wie nun? Kann Johanna denken, in der Schlacht vor Reims, also vor der Krönung zu sterben? Auf keinen Fall. Wie sollte sie sonst die Krone auf dem Haupte ihres Königs sehen? Folglich kann sie nicht umhin, da das Sterben unabwendbar, nach der Krönung des Königs ihren Tod zu erwarten. Damit aber muß sie zugleich, weil sie auf der Walstatt das Leben lassen soll, noch ein weiteres Treffen (hinter Reims) voraussetzen, und ein solches vermag sie nicht anders als unter der Bedingung für möglich zu halten, daß der Sieg vor Reims das Vertilgen der Engländer nicht ganz zu stande bringt. Das Gelingen des Vertilgens in dem Treffen hinter Reims ist für Johanna, weil das Bewahren ihrer jungfräulichen Reinheit und darum das Vollenden ihrer Mission[4], ganz und gar nicht zweifelhaft, ungeachtet sie dafür keine ausdrück-

---

[1]) Vergl. Akt I, 10, V. 649 (damit vertilge u. s. w.) Prol. 4, Strophe 5.

[2]) Wie der Untergang des englischen Heeres geschehen wird, zeigt Akt V, 13 u. 14. Die Engländer werden teils niedergehauen, teils gefangen genommen.

[3]) S. den Beweis in unsern Schlußbemerkungen zu Sz. 4.

[4]) Mit dem, was sie II, 4 sagt: Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet u. s. w., verbinde man II, 7, V. 422: Der Tag der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr zurückemessen werdet

liche Gewähr der Gottheit besitzt. Zu Ende des Vernichtungskampfes aber besiegelt Johanna die Befreiung des Vaterlandes mit dem Opfer ihres Lebens.

Was nun hält die Vernichtung der Feinde vor Reims auf, und weshalb läßt Gott die Verzögerung (Retardation) ihres Unterganges zu? Johanna äußert sich nicht darüber, offenbar weiß sie jenes so wenig, als dieses, und macht sich über das eine sowenig Sorge, wie über das andere. Wahrscheinlich denkt sie an einen der so häufigen Zwischenfälle des Krieges und stellt im übrigen sowohl das Wie, als das Warum Gott getrost anheim. Ist sie ja unter allen Umständen ihres Zieles wie ihrer selbst gewiß.

Für uns dagegen, die wir den Seelenzustand Johannas kennen und von keinem Vorurteil geblendet sind, hat die Frage eine äußerst bedenkliche Seite. Ein hochbedeutendes Ereignis muß es sein, welches das Aufreiben der Engländer vor Reims, mithin die Vollendung der Mission Johannas daselbst unmöglich und infolge davon eine wesentliche Wandelung im Gange der Dinge notwendig macht (Krönen — Vertilgen statt Vertilgen — Krönen). Und welches könnte dies Ereignis sein, das so störend in den gottgewollten Verlauf des Missionswerkes eingreift? Die Offenbarung kennt für Johannas Aufgabe nur ein Mittel der Vollendung: die reine Jungfräulichkeit, und im Einklang damit auch nur eine Weise der Störung, wo nicht der gänzlichen Vereitelung: die geschlechtliche Liebe. Denn mit dem Verhalten Johannas in dieser steht und fällt auch die zweite Bedingung ihres Berufes, nämlich das Vollbringen des Tötens, weil bekanntlich zum Töten wie zu allem Vollbringen die Kraft Gottes unentbehrlich ist, diese aber nur der reinen Jungfrau zu teil wird. Vor der Klippe des Verliebens hat sowohl Maria durch ihr Wenn (die reine Jungfrau der irdischen Liebe widersteht) als Gott durch sein Nicht darf (Männerliebe dein Herz berühren)[1] die Jungfrau dringend gewarnt. Noch nachdrücklicher hat Gott Johanna auf die drohende Gefahr des Verliebens dadurch aufmerksam gemacht, daß er Prol. 4 nicht die Vertilgung der Feinde vor Reims, sondern bloß die Befreiung der Krönungsstadt verbürgt. Und gerade hier ist der Punkt, wo der Offenbarung des Prol. 4 die Verkündigung des Sterbens entgegenkommt, ja dieselbe noch weit überbietet. Zeigt die erstere (Prol. 4) durch die Nichtgarantie des Vertilgens vor Reims auf die Möglichkeit des Fallens durch Liebe hin, so steigert die letztere[2] diese Möglichkeit zur höchsten Wahrscheinlichkeit, insofern sie das Vertilgen vor Reims entschieden nicht zu Ende kommen läßt. Wir können sonach nicht umhin, die Verkündigung des Sterbens als einen sehr sprechenden Hinweis auf die Gefahr des Verliebens und demgemäß als eine sehr ernste Warnstimme zu betrachten,

---

ihr das heil'ge Meer u. s. w. Johanna ist die gottberufene Rächerin, sie und niemand sonst führt Gottes Rachschwert, s. III, 4, V. 446.

[1]) S. Akt I, 10 und Prol. 4.

[2]) Nämlich die Verkündigung des Schlachtentodes (nach dem Krönen).

welche Gott an die Jungfrau in dem kritischen Wendepunkte ergehen läßt, wo diese sich zur Sicherheit in der Liebe bis zu der Verirrung „nicht Weib, kein Geschlecht“ und Hand in Hand damit zu der gleichen Höhe der Sicherheit im Töten und Vollenden versteigt. Die Verkündigung des Todes auf dem Walfelde ist demnach ein lauter Mahnruf Gottes an Johanna, abzutreten von der Bahn des Hochmuts, welcher ins Verderben führt, und der Demut nachzujagen, welcher allein Gott Gnade gibt[1]).

Wird Johanna die göttliche Mahnung hören? Unmöglich ist es keineswegs, aber nichts spricht dafür, alles dagegen. Sicher ihrer Person, sicher ihrer Sache, ist sie fern von jedem Gedanken an Fallen in der Liebe. „Nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst“ — welche Überhebung der Selbstgewißheit im Punkte der Liebe! Die Verstiegenheit des Hochmuts, sich als außerhalb beider Geschlechter stehend, insonderheit als kein Weib zu betrachten — einen wie schneidenden Gegensatz bildet dieselbe zu dem Wenn und Nicht darf, womit Maria (I, 10) und Gott (Prol. 4) sie für ein Weib gleich den andern und weiblicher Schwachheit teilhaftig erklären! Und kein Anzeichen, daß sie die Ursache der durch das Sterben auf dem Kampfplatz bedingten Retardation ihres Werkes in sich selbst suchen, sich somit auf Gottes direktes und Mariens indirektes Verbot der Liebe besinnen und im Aufschauen nach Gottes Kraft wider das Verlieben die einzig untrügliche Schutzwehr gegen die drohende Gefahr finden werde! Unter so bewandten Umständen können wir nicht anders als mit **Furcht** und **Mitleid** den kommenden Begebnissen entgegensehen. Einen tiefen Fall Johannas müssen wir gerade in dem Punkte gewärtigen, worin sie sich von Anfang an am stärksten geglaubt: in der Liebe[2]).

---

[1]) Wir ersehen aus alledem, daß Gott die Jungfrau auf ihrer Kriegsbahn nicht verlassen, nicht versäumt hat, sondern ihr nachgegangen ist, um sie zu warnen und zu behüten vor dem Argen. Auch III, 4 und 9 werden wir Gottes mahnenden Ruf an Johanna ergehen sehen in den entscheidendsten Momenten ihres Berufslebens.

[2]) Wie würde Johannas Schicksal sich gestaltet haben,

1. wenn sie seit dem Eintritt in ihren Beruf den rechten Weg der Entwickelung eingeschlagen, infolgedessen die Engländer vor Reims vernichtet und darauf mit der Krönung des Königs ihre Sendung vollbracht hätte?
2. wenn sie jetzt, nachdem sie den falschen Weg betreten, die göttliche Mahnstimme aus der Verkündigung des Sterbens vernommen und danach gethan hätte?

Der letzteren Frage werden wir seinerzeit insoweit näher treten, als es der Gang des Stückes erheischt; die erstere Frage ist dagegen für unsere Dichtung ganz müßig und so gut wie gar nicht vorhanden, weil sie über die Grenzen derselben hinausgeht. Statt sie zu beantworten, was eine Kleinigkeit ist, thun wir besser, uns innerhalb der Schranken unseres Stückes zu halten, und dieses lehrt uns eins für alles: Gott sah vermöge seines die gesamte Zeitlich-

Wir haben vorhin die Offenbarung des Sterbens kurz so ausgedrückt: Du wirst auf dem Kampfplatz sterben. In dieser Fassung steht dieselbe weder II, 7 noch II, 4. An beiden Stellen erscheint sie für den unmittelbaren Zweck zugerichtet. Der ursprünglichen Gestalt am nächsten kommt Johannas Mitteilung an Montgomery II, 7: „Ich muß den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt ... noch vielen von den Euren werd' ich tödlich sein, aber endlich werd' ich selbst umkommen" u. s. w. Sie spricht damit aus: Noch viele Gegner werde ich im Kampfe töten, aber auch mein Ende wird der Tod sein in der Schlacht. Hiermit stimmt der Anfang dessen, was sie II, 4 dem Dunois und La Hire sagt, insoweit überein, als sie ihr Sterben in der Schlacht durch Feindes Hand auf indirekte, für die Ritter allerdings unverständliche Weise bestätigt, was sie dagegen am Schluß von II, 4 hinzufügt: („Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen), bis ich vollendet, was mir Gott geheißen", das ist lediglich ihre eigenst eigne Zuthat zu der göttlichen Verkündigung, um die Besorgnis der Ritter zu beschwichtigen, und als solche zugleich der beredteste Ausdruck ihrer subjektiven Glaubensgewißheit, welche auch aus dem zuletzt und endlich von II, 7 leise hindurchklingt. Lautete die Verkündigung wirklich dahin, daß Johanna nicht eher im Kampfe sterben werde, bis sie ihr Werk vollbracht habe, dann stände sie im Widerstreit mit den Offenbarungen der Maria I, 10 und Gottes Prol. 4 [1]). Denn beide Offenbarungen haben der Jungfrau keine Garantie für das Vertilgen der Feinde, mithin auch keine Garantie für das Vollenden der Mission gegeben. Zur Aufgabe hat Maria das Vertilgen in Gottes Namen der Jungfrau gestellt [2]), aber weder sie selbst noch Gott hat dasselbe gewährleistet [3]).

---

keit umfassenden Allwissens sowohl den Fall als die Erneuerung Johannas voraus und bestimmte demgemäß ihr Schicksal in einer Weise, welche ebenso der Kriegerin, wie der Gottgesandten entspricht. Er läßt die Kriegerin, nachdem sie ihre Aufgabe gelöst, den Heldentod fürs Vaterland auf dem Feld der Ehre sterben, die Gottgesandte nimmt er in seinen Himmel auf, weil sie mit ihrem ganzen Ich in seinen Willen eingegangen ist. — Schon die göttliche Verkündigung Prol. 4: „Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren" u. s. w., deutet gleicherweise auf die göttliche Voraussicht, wie auf die göttliche Vorherbestimmung. Daß übrigens die menschliche Freiheit durch das göttliche Vorauswissen nicht aufgehoben wird, ersieht die Theologie aus den ersten Kapiteln der heiligen Schrift, und sucht jede gesunde Philosophie in ihrer Art zu erweisen. Für unser Drama sind die göttlichen Verbote und Ermahnungen ebensoviele thatsächliche Beweise.

[1]) Daß die Worte „was mir Gott geheißen" nicht bloß auf die Gottesoffenbarung (Prol. 4), sondern auch auf die Offenbarung der Maria (I, 10) zu beziehen sind, s. II, 4 am Schluß unserer Erklärung.

[2]) I, 10, V. 648—649: „Dieses Schwert umgürte dir, damit vertilge meines Volkes Feinde."

[3]) S. Seite 74—75.

Im Gegenteil hat Maria durch ihr Wenn und Gott durch sein Nicht darf das Vollenden von dem Nichtlieben abhängig gemacht und auf diese Weise die Möglichkeit sowohl des Verliebens als des Nichtvollendens sehr vernehmlich ausgesprochen. Und — was nicht minder schwer ins Gewicht fällt — verbürgte die Verkündigung des Sterbens irgendwie zugleich die vorausgehende Vollendung der ganzen Mission, so wäre das für die Jungfrau nicht ein Mahnruf zur Umkehr von ihrer abschüssigen Bahn, sondern sogar eine Bestärkung und Verhärtung in ihrer Verkehrtheit, mithin trüge die Gottheit selbst ein gutes Teil der Schuld an Johannas Fall. Allerdings wird geschehen, was für Johanna unerschütterlich fest steht[1]: vernichten wird sie die Engländer und damit ihr Werk zu Ende führen, sie ist insofern, ohne es zu wissen, Prophetin ihres Schicksals, aber ihre felsenstarke Zuversicht, die göttliche Aufgabe zu lösen, ist nicht gegründet auf eine unverbrüchliche Gewähr der Himmelsmächte, sondern ist die verhängnisschwangere Frucht ihrer Sicherheit bezüglich der Kardinalbedingungen ihrer Mission[2].

Szene 9. 10[3]. Der vorausgehende Monolog Johannas beweist, daß dieselbe unter dem Erzgewande sich ein menschlich fühlendes, weiblich mitleidiges Herz bewahrt hat. Somit hat es nichts Befremdendes, die Kriegsjungfrau unmittelbar nach dem Blutwerk (Szene 7) sich als Friedensengel bethätigen zu sehn.

Die Feldherren hatten Szene 3 den Beschluß gefaßt, in der bevorstehenden Schlacht „den jungfräulichen Teufel" zu persönlichem

---

[1]) Das Ende unseres Stückes zeigt es. Johanna vollendet, nachdem sie die Liebe zu Lionel vollständig überwunden hat, in einer letzten Schlacht, worin die englische Heeresmacht gänzlich zertrümmert wird.

[2]) Vergl. die Anm. 1 zu Seite 149.

[3]) Der historischen Jungfrau ist es nicht vergönnt gewesen, den Frieden zwischen dem Herzog Philipp und dem König Karl VII zu vermitteln, so oft sie auch dieserhalb Briefe an jenen richtete. Erst nach ihrem Feuertode kam 1435 zu Arras ein für Frankreich sehr demütigender Friede mit Burgund zu stande. Schiller hatte sich mit dramatisch richtigem Takte die Aufgabe gestellt, die Rettung Frankreichs in allseitiger Vollständigkeit durch das Mädchen von Domremy vollbringen zu lassen. Demgemäß mußte er seine Heldin nicht bloß als Vernichterin der Fremdherrschaft, sondern auch als Stifterin der Versöhnung zwischen dem abtrünnigen Burgunder und dem angestammten König darstellen. Denn vollkommenes Heil konnte für Frankreich nur werden, wenn alle seine Teile sich um den rechtmäßigen Herrn zu einem untrennbar einigen Ganzen zusammenschlossen (vergl. II, 7, V. 419—422). — Sehr richtig Viehoff a. a. O. S. 79 folgd.: „Die Wiederherstellung der Eintracht im Vaterlande gehörte ebenso wesentlich zu Johannas Sendung, als die Bezwingung des Feindes; ja Frankreich durfte vom Siege über die Feinde erst dann eine reine Freude hoffen, wenn es die von ihm abtrünnigen Söhne zu sich herübergezogen hatte ... Sehr glücklich ist die Wahl der Stelle, welche Schiller der Versöhnungsszene angewiesen hat, indem dieselbe einerseits, da sie ein epochemachendes Ereignis in der Geschichte des Krieges behandelt, einen prägnanten Aktschluß bildet und ander-

Gefecht aufzusuchen. Burgund findet die Feindin (Szene 9). Das Visier geschlossen, stürmt er auf sie mit den Worten ein: „Verfluchte! Deine Stunde ist gekommen . . . Fahre zu der Hölle zurück, aus der du aufgestiegen bist.“ [1])

Johanna schließt anfangs aus dem Gebaren des Gegners, daß Gott ihr denselben zum Töten entgegengeschickt habe, und da sie unbedingt sicher ist, auch jetzt, wie II, 7, Siegerin im Kampfe zu sein, so kündigt sie dem Wütenden sein Schicksal mit der Frage an: „Wer bist du, den sein böser Engel mir entgegenschickt?“ [2]) Bei näherem Betrachten aber erkennt sie ihn an seiner Binde als einen Burgunder, mithin als einen Franzosen, und neigt vor ihm als solchem das Schwert, weil Maria ihr dasselbe nicht gegen Angehörige Frankreichs, sondern allein gegen dessen Feinde gegeben hat (I, 10, V. 648). Philipp jedoch nimmt gar keine Rücksicht darauf, daß die Gegnerin ihre Waffe senkt, gegen eine Teufelsdirne gibt es ja keine Ritterpflicht. Unter noch giftigeren Schmähungen entdeckt er sich ihr als den königlichen Herzog von Burgund, öffnet sein Visier und schickt sich an, dem vermeinten Höllenscheusal das Haupt abzuschlagen. Das aber ist Gottes Wille nicht. Dunois und La Hire, die sich II, 4 (vergl. I, 10, V. 698 folgd.) zum Schutz der Jungfrau verbündet haben und ihr in einiger Ferne gefolgt sind, kommen (Sz. 10) im verhängnisvollen Augenblick und stellen sich dem Herzog kampfbereit entgegen.

Dieser richtet nunmehr seine Schimpfreden wider jene und fordert sie samt Johanna zum Kampf. Allen glaubt er sich allein gewachsen, weil er sich zu der Überzeugung durchgerungen hat, Gott werde nicht zulassen, daß der Teufel die Ritter und die Jungfrau mit Kraftbeistand wider ihn (Burgund) unterstütze (V. 490 folgd. vergl. Sz. 2, V. 146 folgd.). Um zu vermitteln, tritt Johanna zwischen die beiden Parteien und gebietet ihnen, sich des Kampfes zu enthalten. Burgund kann jedoch seine Kampfeswut nicht zähmen, sondern dringt auf Dunois ein [3]). Deshalb gebietet Johanna speziell den beiden kampfbegierigen Helden, abzustehen vom Streit, und fordert

---

seits zu der Montgomery-Szene (II, 7) in bedeutsame Beziehung tritt. Schiller hatte in den Montgomery-Szenen die Jungfrau als unwiderstehliche Kriegerin dargestellt, hier wollte er nun zeigen, daß ihr Wort ebenso unwiderstehlich sei, als ihr Schwert.“

[1]) „Verfluchte!“ ruft er ihr zu, weil er sie der Hölle entstiegen glaubt, mithin für eine zur Hölle Verdammte hält. Ebenso redet III, 10, V. 643 Lionel sie an, weil er allmählich sich zu demselben Wahnglauben über sie verirrt hat.

[2]) Der Ausdruck „sein böser Engel“ ist sehr bezeichnend als Antwort auf die Anrede des Herzogs: „Verfluchte! . . . Fahre zu der Hölle“ u. s. w. Übrigens vergleiche man II, 7, V. 366—377.

[3]) Wir denken uns Johanna vor Dunois und La Hire, ziemlich nahe hinter ihr die beiden Ritter, und diese neben einander, doch soweit von einander stehend, daß Burgund an der Jungfrau vorbei auf Dunois (sowohl als auf La Hire) losstürmen kann (sowie beide Ritter ihrerseits auf Burgund).

den ruhigern, besonnenern La Hire auf, die Schlagfertigen zu trennen, d. h. sich zwischen beide zu stellen. Zugleich verkündigt sie mit Prophetenstimme: „Kein französisch Blut soll fließen! Nicht Schwerter sollen diesen Streit entscheiden. Ein Andres ist beschlossen in den Sternen."

Da gleichwohl der Graf und der Herzog Miene machen, einander anzugreifen, so gebietet sie denselben nochmals und zwar mit dem Nachdruck Gehorsam heischender Strenge: „Auseinander, sag' ich", und verlangt Gehör sowie Verehrung für den Geist (Gottes), der sie ergreife und aus ihr rede. Dunois erklärt sich sehr unzufrieden, daß der Streit nicht mit dem Schwert entschieden werden soll. Er ist überzeugt, daß ein Schwertschlag von ihm Frankreich (durch den Tod des Verräters) sowohl rächen als versöhnen würde (da mit Philipps Tode Burgund an Frankreich fiele). Diese Sprache macht Johanna besorgt, daß Dunois unerachtet ihres Verbotes zum Angriff schreiten werde. Um dem vorzubeugen, „trennt sie beide Teile" (Parteien) „durch einen weiten Zwischenraum und stellt sich in die Mitte" desselben. Dann gibt sie dem Grafen den gemessensten Befehl, auf die Seite zu treten, und erteilt dem La Hire die Weisung, sich nicht von seinem Platze zu bewegen. Denn sie habe mit dem Herzog zu reden. Die imponierende Hoheit ihrer vom Geiste Gottes beseelten, eines himmlischen Berufes sich bewußten Persönlichkeit stiftet allgemeine Ruhe. Wird der Herzog ihr sein Ohr leihen? Thut er es, und es scheint so, da er sich gleich den andern beruhigt, dann ist er auch gewonnen. Warum?

Er ist kein unbeugsam-störriger, sondern ein bestimmbarer, vernünftigem Zuspruch zugänglicher Charakter.

Sein Verhältnis zu England ist stark erschüttert. Der Streit mit den britischen Feldherren hat einen Stachel tiefen Unmutes in seiner Seele zurückgelassen.

Die Gerechtigkeit der königlichen Sache den fremden Eindringlingen gegenüber steht bei ihm außer Zweifel. Sein Gewissen hat ihn stets gestraft wegen seines gottwidrigen Bundes mit dem Erzfeind [1]).

Gott, der beschlossen hat, Frankreich gründlich zu helfen, will ebendeshalb, daß der Herzog in pflichtgebotener Treue sich zu seinem Vaterlande und dem angeborenen König bekehre. Damit Johanna

[1]) S. Akt II, Sz. 1 u. 2, besonders V. 112. 138: „Mein gerechter Zorn weicht der Notwendigkeit." V. 64: „Verließ ich meines Herrn gerechte Fahnen, lud auf mein Haupt den Namen des Verräters, um von dem Fremdling solches zu ertragen?" V. 126: „Die Verachtung und den Übermut des stolzen Englands kann ich nicht ertragen." Akt I, 4, V. 230. III, 3, V. 173 folgd.: „Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen die Waffen wider Euch." Richtig Kuenen S. 51: „Er hat ein mutiges, ehrliebendes, stolzes Herz, das den Übermut der Fremden schwer erträgt. Dasselbe starke Ehrgefühl hält ihn auch vom Frieden mit dem Dauphin ab, obwohl er die zweideutige" (richtiger: falsche, schiefe) „Stellung, die er hierdurch zu seinem Vaterlande und zu seinem Könige einnimmt, tief empfindet."

den Abtrünnigen zu seiner Pflicht zurückführe, stärkt und durchleuchtet Gott ihre angeborene Geisteskraft mit himmlischer Weisheit, gibt ihr Prophetenblick und Seherklarheit (V. 494—498. 569—573) und erhöht ihr natürliches Sprachvermögen zu der Fähigkeit, ihre himmlisch geheiligten Gedanken mit herzbezwingender Redegewalt auszudrücken. Auch insofern kommt Gott ihr zu Hilfe, als er innerlich anregend auf den Willen Burgunds einwirkt und das Herz desselben allmählich zu dem Glauben hinaufstimmt, daß die Jungfrau von ihm (Gott) gesandt sei[1]).

Was willst du thun, Burgund? so beginnt Johanna das Bekehrungswerk und wendet sich zuvörderst an das Nationalgefühl des Herzogs[2]). Uns willst du morden? uns, die wir dein sind, dein, weil unser Vaterland auch das deine ist und wir alle eines Volkes Kinder sind? Nicht ausdrücklich, wohl aber mittelbar mahnt sie ihn damit an das Unnatürliche, Gottwidrige seines Vorhabens und zeigt ihm im Hintergrund den Hochverrat seines Bundes mit England. Um so schwerer muß dies Verbrechen (II, 1, V. 64 f.) ihm aufs Gewissen fallen, je näher ihm die Erinnerung liegt an die hochmütig-verächtliche Weise, wie ihn die englischen Feldherren Sz. 1 und 2 behandelt haben. Im Gegensatz zu der Vertilgungswut, womit er wider die Seinen erfüllt ist, stellt sodann Johanna ihm vor: Wir alle sind bereit, dich mit offenen Armen zu empfangen und als königlichen Prinzen zu verehren. Unser Schwert hat keine Spitze gegen dich (vergl. Sz. 9, V. 469 folgd.), denn ehrwürdig ist uns das Antlitz selbst im Feindeshelm, das unsers Königs teure Züge trägt[3]). So setzt Johanna ihre und der Ihrigen patriotische Liebe

---

[1]) Von innen wie von außen (durch Johanna) wirkt demnach Gott auf den Herzog. Beides ist dadurch sehr erleichtert, daß Philipp nicht ohne Gott ist, sondern im christlichen Glauben seiner Zeit steht. Letzteres ergibt sich aus seinem Glauben an Hölle und Teufel (Sz. 1, V. 20 folgd. Sz. 9, V. 462 bis Ende. Sz. 10, V. 490 folgd.) sowie daraus, daß er III, 3, V. 139 den Erzbischof um seinen Segen bittet. Hochwichtig für den religiösen Standpunkt des Herzogs sind namentlich die letzten Äußerungen desselben in unserer Szene V. 574—579, insbesondere V. 577 folgd.: „Bin ich durch Zaubers Macht geblendet, so ist's durch eine himmlische Gewalt; mir sagt's das Herz, sie ist von Gott gesendet." Was versteht er unter der himmlischen Gewalt? Den Gottgeist, der aus Johanna spricht. Und worauf deutet er mit „Mir sagt's das Herz" u. s. w.? Darauf, daß Gott ihm ins Herz sagt, er (Gott) habe Johanna gesendet.

[2]) Viehoff a. a. O. macht aufmerksam auf „die schöne Gradation, welche in drei Stufen aufwärts schreitet." Wir fügen hinzu: Diese drei Stufen beziehen sich sowohl auf das stetig zunehmende Gewicht der Gründe, womit Johanna auf den Herzog eindringt, als auf die mit der steigenden Wucht der Gründe gleichen Schritt haltende Umstimmung Burgunds.

[3]) Es findet also eine Familienähnlichkeit zwischen dem Herzog und dem König statt.

gegen den unpatriotischen Haß des Herzogs, welchen ihm die Briten Sz. 1 und 2 mit schnödem Undank vergolten haben.

Philipp bemüht sich, seine Gegnerin glauben zu machen, daß ihre Worte spurlos an ihm vorübergegangen. Aber die Art, wie er das thut, beweist gerade das Gegenteil. Indem er den Ton ihrer (Sirenen-) Stimme schmeichlerisch (verlockend), ihre Rede süß (anmutend-lieblich) nennt und von den Schlingen (dem Verfänglichen, Verführerischen) ihrer Worte sowie von den Feuerpfeilen (den scharftreffenden, durchdringenden Blicken) ihrer Augen spricht (vergl. Sz. 6, V. 344—346), offenbart er, ohne es zu beabsichtigen, den bedeutenden Eindruck, welchen Johanna auf ihn hervorgebracht hat, und zwar um so sichtlicher, je stärker er seine Standfestigkeit gegen die bethörende Arglist der Jungfrau betont. Zumeist aber verrät er seine Betroffenheit und innere Bewegung durch die „ängstliche Hast", womit er dem Grafen zuruft: „Zu den Waffen! Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten" [1]). Dunois indessen weist ihn höhnend ab: „Erst Worte und dann Streiche. Fürchtest du vor Worten dich? Auch das ist Feigheit und der Verräter einer bösen Sache." Nun ist es Ehrenpflicht für ihn, die Jungfrau weiter zu hören. Somit fährt Johanna fort:

Nicht die gebieterische Not treibt uns zu deinen Füßen. Nicht um Hilfe flehend, nein Heil und Segen bringend, erscheinen wir vor dir. Laß die Thatsachen, welche du vor Augen siehst, zu dir sprechen. Euer Lager liegt in Asche, Eure Toten bedecken das Walfeld. Unser ist der Sieg, unsere Kriegsdrommeten tönen Siegesglück. Und wir sind bereit, mit dir, der du unser Freund, weil Frankreichs Sohn bist, den Siegeslorbeer zu teilen. Damit, daß Gott uns den Sieg gegeben, hat er für unsere Sache entschieden, sie für die gerechte erklärt. „Das Glück der Schlachten ist ja das Urteil Gottes" (Prol. 3, V. 371). So komm denn, edler Flüchtling, zu uns herüber, dahin komm, wo der Sieg, weil das Recht ist. Ich selbst, die Gottgesandte, biete dir die schwesterliche Hand. Retten will ich dich dadurch, daß ich dich herüberziehe auf unsere reine Seite, welche siegreich, wie sie es ist, so auch in Zukunft bleiben wird. Denn der Gott der Gerechtigkeit wird immerdar das Recht schirmen und zum Siege führen. Er ist für Frankreich, die Engel des Himmels fechten für den rechtmäßigen König [2]). Alle sind sie mit Lilien geschmückt,

---

[1]) Was ihn abhält, die Jungfrau noch länger hören zu wollen, ist bekanntlich der Wahn, daß sie des Teufels sei, s. Sz. 9, V. 462 folgd. Sz. 10, V. 489 folgd. V. 549 folgd.

[2]) Ein der Geschichte entlehnter Zug, s. Johanna d'Arc S. 275—276 der kl. und S. 317—318 der gr. Ausgabe: „Hören wir das Zeugnis ihres Hausmeisters d'Aulon: Nachdem die Jungfrau und ihre Leute eine Zeitlang vor der Stadt Saint-Pierre-le-Moutier gelegen hatten, wurde Befehl zum Sturme gegeben. Also geschah's, und die dabei waren, thaten ihre Schuldigkeit. Aber wegen der bedeutenden Zahl der Kriegsleute in der Stadt, wegen der großen Stärke der Festung und des gewaltigen Widerstandes ihrer Verteidiger sahen

tragen weiße Lilien in der Hand[1]). Licht- (Lilien-) weiß, wie die Fahne, die du in meiner Hand siehst, ist unsere (reine) Sache, die reine Jungfrau (die Himmelskönigin Maria) ist ihr keusches Sinnbild (I, 10, V. 725 folgd.).

Diese Rede Johannas, mächtiger zugleich und kindlicher als die erste, hat den Herzog dergestalt ergriffen, daß er sich nahezu überwunden fühlt. Er würde bereits gänzlich umgestimmt sein, wenn er nicht noch immer von dem Furchtgedanken der Möglichkeit beherrscht wäre, daß die Hölle Johanna abgeschickt haben könne, um ihn mit Worten der Unschuld in die Netze der Lüge zu verstricken und solcherweise ins Verderben zu stürzen. „Verstrickend", sagt er V. 548, „ist der Lüge trüglich Wort, doch ihre Rede ist wie eines Kindes. Wenn böse Geister ihr die Worte leihn, so ahmen sie die Unschuld siegreich nach. Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen! Mein Ohr, ich fühl's, ist schwächer als mein Arm."

Nunmehr sucht ihm Johanna das heillose Vorurteil, daß sie vom Teufel sei, aus der Seele zu nehmen und ihn zu dem Glauben an ihre göttliche Sendung zu bekehren. An seine Schmähungen knüpft sie an. „Du nennst mich eine Zauberin" (Circe V. 484, Sirene V. 518), „gibst mir Künste der Hölle schuld" (Sz. 9. V. 464. 478. Arglist Sz. 10, V. 519. Lüge V. 547). Was will ich denn, was thue, was rede ich? Frieden will ich stiften, Haß versöhnen. Ist das ein Geschäft der Hölle oder ein Gotteswerk? Kommt die Eintracht aus dem Höllenpfuhl? — Mein Thun? Ich kämpfe, um mein Vaterland den Räuberhänden seiner Feinde zu entreißen. Was ist so unschuldig, was ist so heilig (göttlich geheiligt), was so menschlich-gut, wie es der Kampf ist ums Vaterland, das Gott der Herr gibt[2])? Daß ich als Kämpferin für mein Vaterland

---

sich die Franzosen zum Rückzug genötigt. Zu der Zeit bemerkte ich, der ich durch einen Pfeilschuß in die Ferse dermaßen verwundet war, daß ich ohne Krücken mich weder aufrecht zu halten noch zu gehen vermochte, wie die Jungfrau zurückgeblieben war mit nur wenigen ihrer Leute. In Besorgnis, daß daraus etwas Schlimmes entstehen könne, stieg ich auf ein Roß, ritt sofort zu ihr hin und fragte sie, was sie so allein da mache und warum sie sich nicht zurückziehe, gleichwie die andern. Sie antwortete mir, sie sei nicht allein, sondern habe noch 50,000 ihrer Leute um sich und werde nicht von dannen gehen, bis sie die Stadt genommen habe. Was sie auch sagen mochte, es waren damals nicht mehr als vier bis fünf Leute bei ihr, und das weiß ich bestimmt, wie auch mehrere andere, die es gleichfalls gesehen." In betreff der Engel, welche für den König fechten, s. die folgende Anmerkung.

[1]) Man sehe I, 10, V. 662 folgd.: „Da war der Himmel voll von Engelknaben, die trugen weiße Lilien in der Hand, und süßer Ton verschwebte in den Lüften." Auch denke man an das Lilienbanner Frankreichs.

[2]) „Unschuldig" ist gesagt mit Beziehung auf V. 550: „Wenn böse Geister ihr die Worte leihn, so ahmen sie die Unschuld siegreich nach." Heilig und menschlich gut stehn im Gegensatz zu „böse Geister" V. 549.

Gott diene und nicht dem Teufel, hat Gott selbst in dem Siege bezeugt, den er durch mich, seine von Engeln unterstützte Gesandte, Frankreich verliehen. Denn Gott ist es, der die Schlachten regiert und dem Rechte zum Siege verhilft. Ein Widerspruch in sich selbst ist der Wahnglaube, daß Gott, der Gerechte, die gerechte Sache verlasse und der Teufel, der Böse, die gute Sache beschütze [1]). — Und meine Rede? Ist das, was ich dir sage, gut, wie du selbst einräumst (s. V. 548), woher sonst als von oben (vom Himmel her) hätte ich's empfangen? Niemand hat je mich, die Schäferin, in königliche Dinge eingeweiht, niemand mich in der Redekunst unterwiesen. Aber so oft es not thut, wie jetzt, wo es gilt, dich für die patriotisch-heilige Sache zu gewinnen, eröffnet mir Gott die Einsicht in die höchsten Erdendinge, zeigt mir die gegenwärtigen und die zukünftigen Schicksale der Könige wie der Völker (V. 494 folgd. III, 4, V. 274—323) und schenkt mir, um diese Seher- und Prophetengaben für seine Heilszwecke zu verwerten, eine Geist und Herz überwältigende Macht der Rede [2]).

Durch ihre gottbegeisterten Worte hat Johanna das V. 547 fl. noch bestehende Vorurteil des Herzogs, sie könne des Teufels sein, so gut wie vernichtet. Aufs tiefste bewegt, betrachtet er, der für Frauenschöne so empfänglich (III, 3, V. 121—131. 175 folgd. Sz. 4, V. 218), sie nunmehr genauer und wird durch den wunderbaren Verein von Seelenhoheit und Heldenfeuer mit weiblicher Sanftmut und kindlicher Unschuld, welcher in ihrem Auge und Angesicht sich abspiegelt, solchermaßen gerührt, daß er, der kurz zuvor noch gefürchtet, durch Teufelszauber geblendet zu werden, sich jetzt

[1]) Wie muß Burgund von Johannas Worten berührt werden! Akt II, Sz. 1, V. 64 nannte er die Fahnen des Königs die „gerechten." Damit, daß er Sz. 2, V. 172 sich tröstete: „Ich räche eines Vaters blut'gen Mord, die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen", wog er weder die Schande des „Verräters" auf, welche er eingestandenermaßen durch den Bund mit England auf sich lud (Sz. 1, V. 65), noch brachte er sein Gewissen zur Ruhe, das ihn oft genug verklagte (Akt III, Sz. 3, V. 173 folgd.), zumal seitdem Isabeau (Akt II, Sz. 2, V. 206) ihm die ganze Kraßheit seiner unpatriotischen That zu Gemüte geführt hatte.

[2]) Wie sich von selbst versteht, beruht die Gewalt ihrer Rede wesentlich auf dem gottgegebenen Inhalt derselben. — Vergl. die Parallele II, Sz. 8, insbes. V. 459: Doch wenn es not thut, alsbald ist die Kraft (des Armes) mir da u. s. w. — Man denkt in unserer Stelle (Sz. 10, V. 562—573) an die Worte des Herrn Ev. Matth. 10, 19: „Wenn sie euch überantworten (den Richtern überliefern) werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu derselben Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters (Gottes) Geist ist es, der durch euch redet." — Düntzer bemerkt S. 195: Bei der Äußerung, sie führe einen Donnerkeil im Munde, dürfte etwa Shakespeare vorschweben, welcher den Herzog von Burgund sagen läßt, ihr Wort habe wie eine brüllende Kanonenkugel ihn getroffen.

durch himmlische Gewalt total umgewandelt fühlt und jeden Gedanken an Satanskünste der Jungfrau aus seiner Seele geschwunden sieht. Das Herz sagt ihm: Gott hat sie gesendet. Der Geist Gottes hat in Johannas Worten und Wesen ihm von außen her ans Herz gesprochen, und Gott hat ihm das Herz im Innersten zum Glauben an ihre himmlische Sendung gestimmt.

Johanna, welche ihm seine tiefe Rührung sogleich ansieht, ruft ihren Rittern zu: „Weg mit den Waffen — drücket Herz an Herz — er weint, er ist bezwungen, er ist unser!" Schwert und Fahne entsinken ihr, sie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen und umschlingt ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm. Auch La Hire und Dunois lassen die Schwerter fallen und eilen, ihn zu umarmen [1]).

Dieser Friede, den Gott durch seinen Engel (III, 3, V. 203) gestiftet, ist ein anderer als der Friede, den II, 2, V. 123 „die Furie" zu stande gebracht hat.

Der zweite Akt hat die Handlung wesentlich gefördert. Das Kriegsglück hat sich auf die Seite der Franken gewandt und der Herzog von Burgund ist für die patriotische Sache gewonnen [2]).

## Der dritte Akt.

Szene 1. 2. Diese Szenen haben präparativen Zweck. Die erste bereitet auf das Liebeswerben des Dunois und La Hire (Sz. 4, V. 344—454), die zweite auf die Versöhnung des Herzogs mit dem König (Sz. 3) vor. Indem durch beide das Nebensächliche von der Hauptsache gesondert wird, tritt die letztere um so selbständiger und somit wirkungsvoller hervor [3]).

[1]) Den herrlichen Bildern, worin Schiller den in Thränen schmelzenden Zorn des Herzogs mit dem in gesegneten Regen sich auflösenden Gewitter, und das Hervorbrechen seines patriotischen Gefühls mit der nach dem Gewitterregen heller aufstrahlenden Sonne vergleicht — diesen Bildern möchte ich den gleich prächtigen Vergleich III, 4, V. 222 zur Seite stellen: „Jetzt schimmerst du in segensvollem Licht, da du vorhin in blutrot düsterm Schein, ein Schreckensmond, an diesem Himmel hiengst."

[2]) Wie wichtig dies, s. Akt II, Sz. 1, V, 38 folgd. Sz. 2, V. 100 folgd. Akt III, Sz. 3, V. 172.

[3]) Übrigens ist der Inhalt der beiden Szenen von der Art, daß er sich selbst erklärt. Zu Sz. 1, V. 35: „Sie, die eine Braut der reinen Engel" (rein und heilig wie die Engel) „ist", und zu den folgenden Versen bis 44: „Die Höhe, wo sie steht in ihrer Engelsmajestät", bemerken wir, daß der liebetrunkene Dunois, ohne es zu denken und zu wollen, durch die überschweng-

Szene 3[1]). Der Herzog von Burgund, dem Dunois, La Hire und Chatillon entgegengeeilt sind (Sz. 2, V. 100), kommt mit diesen und zwei burgundischen Rittern seines Gefolges. Am Eingang in den Saal bleibt er stehen, der König geht auf ihn zu. Burgund nähert sich demselben, und in dem Augenblick, wo er sich auf ein Knie niederlassen will, nimmt ihn der König in seine Arme. Nach diesem herzlichen Empfang umarmt der Herzog die Sorel und küßt sie auf die Stirn. Base nennt er sie, als wäre sie des Königs, seines Vetters, Gemahlin. Den Kuß rechtfertigt er mit seinem am Hofe zu Arras bestehenden Herrenrecht, dem kein schönes Weib sich entziehen dürfe. Der König macht dazu „die launige Bemerkung": „Eure Hofstatt ist der Sitz der Minne, sagt man, und der Markt, wo alles Schöne muß den Stapel halten", worauf Burgund sein Herzensgeständnis ablegt, das höchste von allen Gütern sei der Frauen Schönheit. Sorel weiß, was noch höhern Preises wert: der Frauen Treue. Den stillen Vorwurf, welcher für den Herzog darin liegt, mildert der gutmütige König dadurch, daß er denselben auf Hörensagen zurückführt: „Ihr steht in bösem Ruf und Leumund, Vetter, daß Ihr der Frauen schönste Tugend (die Treue) schmäht" (nicht an dieselbe glaubt). „Diese Ketzerei" (diesen Irrglauben), erwidert Philipp, habe

---

liche Verherrlichung Johannas seiner Bewerbung auf ähnliche Weise das Urteil spricht, wie Lionel durch II, 1, V. 80: „Ewig bleibt es wahr: Französisch Blut und englisch kann sich redlich nie vermischen", seinen Liebesantrag V, 9, V. 288—299 ahnungslos im voraus verurteilt. — Über Sz. 2, V. 71 (Chatillon): „Die Königin Isabeau soll in den Frieden mit eingeschlossen sein, wenn sie ihn annimmt", ist unsere Ansicht die: Der Herzog von Burgund und die Engländer hatten die Königin zwar aus dem Lager gewiesen (II, 2, V. 154—167), jedoch nicht unbedingt die Verbindung mit ihr aufgehoben. Deshalb ist es ganz in der Ordnung, daß Burgund sie ebenso in den Frieden aufgenommen wissen will, wie alle Franzosen, welche sich seiner Partei angeschlossen haben! Daß Isabeau den Frieden nicht angenommen, beweist V, 5 und 9—13.

[1]) Kuenen Sz. 23 folgd.: „In den folgenden Szenen (2. 3. 4) tritt das am Schluß des vorigen Aktes gestiftete Versöhnungswerk zwischen dem Herzog von Burgund und der Sache Frankreichs durch die Huldigung des Herzogs in die Öffentlichkeit und wird von ihm und dem Könige feierlich besiegelt." — Viehoff S. 86: „Diese (3.) Szene rechne ich zu den meisterhaftesten des ganzen Dramas. Ein anderer Dichter hätte sie vielleicht mit starkem Pathos eröffnet, Burgund sogleich mit leidenschaftlicher Aufregung sich in die Arme des Königs stürzen lassen. Wieviel schöner, feiner, wahrer präludiert unser Dichter dem rührenden Moment der Abbitte und Vergebung durch ein leichtes Gespräch, worin sich einerseits edle, wahrhaft königliche Delikatesse, anderseits französische, fürstliche Courtoisie und Gewandtheit ausdrückt! Und wie geschickt ist der rasche Übergang aus dem leichteren Tone in den pathetischen herbeigeführt! Die chorähnliche Betrachtung des Erzbischofs leitet dann ebenso geschickt zur Erwähnung Johannas über, die in der folgenden Szene wieder in den Vordergrund tritt."

er aufs schwerste entgelten müssen[1]). Glücklich preist er den König. Die Herzensliebe zu der treuen Sorel habe Karl früh gelehrt, die Treue als höchste Frauentugend zu schätzen. Er (Philipp) dagegen habe nie eine wahre Liebe, wie Karl, gehabt, sondern ein wildes (wüstes, euphemistisch statt unkeusches) Leben geführt, und weil er darin keine Treue, sondern das Gegenteil gefunden, so habe er eben durch diese bittere Erfahrung den Wert der Treue als der höchsten Frauentugend freilich erst spät erkennen und nach derselben sich sehnen gelernt[2]). Stillschweigend gibt er damit jetzt auch der Sorel und dem König recht, daß die ethische Tugend der Treue als Schönheit der Seele höher stehe wie die Naturgabe der Leibesschöne. Zu Ende dieses Wechselgespräches bemerkt Burgund den Erzbischof. Mit aller Ehrerbietung begrüßt er ihn und bittet um seinen Segen[3]). Der Prälat drückt ihm in Simeons Weise (Ev. Luk. 2, 29 folgd.) seine Freude aus, daß er diesen Tag des Heils gesehen. Auch kostbare Geschenke hat der galante Herzog für die Geliebte des Königs mitgebracht. Das mit Gold und Juwelen gefüllte Kästchen, welches Sorel einst (I, 4, V. 176 folgd.) dem Du Chatel aufgedrungen hatte, um dasselbe zu veräußern und aus dem Erlös die Truppen zu befriedigen, hat Burgund samt dem ganzen Inhalte aufgekauft und überreicht es jetzt der Sorel mit den herzergreifenden Worten: „Zum Kriege gegen mich war er" (der Schmuck) „bestimmt, nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen"[4]). Der König, welchen Sorel betroffen anblickt, redet ihr zu: „Nimm das Geschenk, es ist mir" (ich betrachte es als) „ein zweifach teures Pfand der schönen Liebe und der Versöhnung." Somit ist der König der Erste, welcher in dieser (Versöhnungs-) Szene das große Wort Versöhnung gebraucht. Noch ein anderes Geschenk hat der Herzog für Agnes ausgewählt, eine Brillantenrose. Indem er dieselbe ihr ins Haar steckt, spricht er in der feinen Form der Frage seinen Wunsch aus, die Rose möchte Frankreichs Königskrone sein, er würde letztere mit gleich geneigtem Herzen auf Sorels schönem Haupte befestigen. Dann setzt er, ihre Hand fassend, bedeutungsvoll hinzu: „Und zählt auf mich, wenn Ihr dereinst des Freundes bedürfen solltet." Wozu bedürfen? Er hegt die Überzeugung, daß der König, sobald er in Reims gekrönt sei und das ganze Frankreich unter seinem Zepter vereinigt habe (vergl. V. 168—171), sich mit seiner Geliebten vermählen müsse, und verspricht dieser auf die zart-schonendste Weise, sie dereinst als Königin

[1]) Man halte sich gegenwärtig: Die Schönheit ist eine (allerdings herrliche) Naturgabe des Leibes, die Treue eine Tugend der Seele und hat als solche höheren Wert als jene.

[2]) Der Burgund unseres Dramas ist offenbar bis jetzt unvermählt, der Burgund der Geschichte war schon zweimal verheiratet und stand im Begriff, die dritte Ehe einzugehen.

[3]) „Wer Euch will finden, muß im Guten wandeln", sagt er. Philipp wandelt jetzt im Guten, da er sich mit dem König aussöhnt.

[4]) Das sinnvoll Geniale dieser Erfindung Schillers spricht für sich selbst.

anzuerkennen und ihr als Freund zu dienen. Es muß das für Sorel von der größten Wichtigkeit sein, weil Burgund der erste und durch seine Macht einflußreichste Pair des Reiches ist[1]). Sorel sowohl wie der König verstehen ihn und bekunden durch die tiefste Bewegung ihr stilles Willens- und Herzenseinverständnis mit Burgunds Gedanken[2]). Während Sorel, um ihre Thränen zu verbergen, auf die Seite tritt und der König den Ausbruch seiner Gefühle bekämpft, blicken alle Umstehende gerührt auf die beiden Fürsten. Burgund, ebenwohl im Innersten ergriffen, sieht die allgemeine Rührung[3]) und glaubt durch diese den rechten Moment zur Versöhnung angezeigt. Er wirft sich an die Brust des Königs, „beide liegen eine Zeitlang einander sprachlos in den Armen." Jedes Wort, das er spricht, bezeugt seine schmerzliche Reue, mit jedem verurteilt er, was er gethan. Sein Verhalten gegen König und Vaterland irgendwie zu entschuldigen, kommt ihm nicht in den Sinn. Er begreift es selbst nicht, daß er so verblendet gewesen, seinen angestammten König zu verlassen, ihn ins Verderben zu stürzen und dagegen den Engländer zu krönen, dem Fremdling Vasallentreue zu schwören[4]). Von nun an aber will er alles gutmachen, was er verbrochen. Mit seiner starken Hilfe soll Karl das ganze Reich bis auf das letzte Dorf wiedererhalten[5]). Der König erleichtert dem Herzog die Abbitte im höchsten Grade, indem er ihm stets aufs huldvollste entgegenkommt. Für jede Äußerung der Reue, für jede Selbstanklage hat er einen Trost der Liebe. Alles verzeiht er, schreibt er nach dem Volksglauben seines Zeitalters dem Einfluß eines widrigen Gestirnes zu und drückt mit dem tiefempfundenen: „Wir sind vereint" (V. 172) seiner Versöhnung mit Philipp das

---

[1]) Auch diese Erfindung Schillers ist höchst genial und von nicht zu unterschätzender Bedeutung für sein Gedicht. Die Aussicht, daß die Liebe Karls und Sorels zum Ehebunde, die Geliebte des Königs zu seiner Gattin werde, beseitigt, wenn nicht ganz, doch zum guten Teile das Anstößige des bisherigen Verhältnisses, zumal wenn man den romantischen Zeitideen Rechnung trägt.

[2]) Daß der König den Wunsch, sich mit ihr zu vermählen, längst gehegt, s. I, 4, V. 182—187.

[3]) Die szenarische Bemerkung: „nachdem er (Burgund) alle der Reihe nach angesehen", erklärt Düntzer S. 203: „nachdem er sich gleichsam noch einmal durch den Anblick überzeugt hat, daß er wirklich am Hofe seines Königs sich befinde." Sollte er etwas anderes haben wahrnehmen wollen als den Eindruck, welchen alles, was bisher geredet und geschehen ist, auf die Umstehenden hervorgebracht hat? — In der Umarmung der burgundischen Ritter mit Dunois, La Hire und dem Erzbischof versöhnt sich das herzogliche mit dem königlichen Frankreich.

[4]) Sz. I, 5, V. 273—288. II, 1, V. 38 folgd. u. V. 64 folgd. Wie das Krönen zu verstehen sei, s. die folgende Anmerkung.

[5]) S. II, 1, V. 38—46 (Burgund). Ebend. Sz. 2, V. 103 (Isabeau): „Was wollt Ihr (Engländer) schaffen ohne diesen (Burgunds) Arm? Er baute Eurem König seinen Thron, er hält ihn noch und stürzt ihn, wenn er will" u. s. w.

Siegel auf. Um dem König recht beweiskräftig darzuthun, wie aufrichtig seine (Burgunds) Gesinnung und wie lebhaft sein Wunsch, daß das Freundesbündnis von dauerndem Bestande sei, versichert Burgund aus Herzensgrunde demselben: „Glaubt mir, ich führte nicht mit frohem Herzen", weil gegen die Stimme meines Gewissens, „die Waffen wider Euch." „O wüßtet Ihr —" (Hier bricht er ab aus schonender Rücksicht auf den anwesenden La Hire. Wir ergänzen: wie weh es mir ums Herz war, als ich Euren Friedensvorschlag — I, 4, V. 234—264 — zurückwies, Ihr würdet meine Frage des Bedauerns sehr begreiflich finden:) Warum habt Ihr mir damals nicht diese (Sorel) geschickt? Den (Wehmuts-) Thränen einer solchen Friedensbotin, aus der das Herz gesprochen hätte[1]), würde ich nicht widerstanden, sondern die Versöhnung angenommen haben. — (Leider habt Ihr damals keine solche Friedensvermittlerin an mich gesandt, und darum ist die Versöhnung nicht zu stande gekommen[2]). Nun aber sind wir versöhnt, weil unsere Herzen vollkommen einig, und keine Macht der Hölle soll uns wieder entzweien.

Am Schlusse des Versöhnungsaktes beider Fürsten spricht der Erzbischof denselben seine Zuversicht aus auf eine schöne Zukunft, legt ihnen aber auch kraft seines Amtes die ernste Ermahnung ans Herz, sich das entsetzliche Unheil, welches ihr Bruderzwist über Land und Leute gebracht, zur Warnung dienen zu lassen und nicht noch einmal das Schwert des Krieges wider einander zu ziehen[3]). „Denn nicht zweimal", setzt er hinzu, „komme im rechten Augenblick, wie heut, die Hand des Retters aus den Wolken." Dies gemahnt den Herzog an Johanna, den gottgesandten Rettungs- und Friedensengel. „Wo ist sie", fragt er, „warum seh' ich sie nicht hier?" Auch der König fragt: „Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns in diesem festlich schönen Augenblick, den sie uns schenkte?" Der Prälat erklärt es aus der Gewohnheit des heiligen Mädchens, sich, so oft Gott sie nicht zum Dienst des Vaterlandes rufe, vor den eitlen Blicken gemeiner Augen in die Einsamkeit zurückzuziehen. Da bespreche

---

[1]) „Aus der das Herz gesprochen hätte", sagen wir nach Düntzer S. 191: „Hätte in dem gesandten Vermittler die Stimme des Herzens gesprochen." Als Vermittler der Versöhnung hatte Karl den La Hire gesandt, der die männliche Sprache des Helden, nicht die weibliche des Herzens redete, s. I, 5, V. 241 folgd., bes. 256: „Ich warf ihm deinen Handschuh hin und sprach, du wolleſt deiner Hoheit dich begeben und als ein Ritter kämpfen um dein Reich." Um dem La Hire nicht Unrecht zu thun und um seine Stimmung zu verstehen, bedenke man, daß er gerade am Krönungsfeste des englischen Königskindes (Heinrichs VI) zu Saint Denis eintraf und Dinge mit ansah, die jedes Patriotenherz aufs äußerste empören mußten, s. I, 5, V. 273—306.

[2]) So deuten wir den Gedankenstrich V. 177.

[3]) Düntzer S. 204: „Die Gottheit des Schwerts, insofern das Schwert ein entfesselter Dämon ist, der, einmal gezogen, Gewalt über die Menschen gewinnt."

sie sich ganz gewiß mit Gott über das, was sie zu thun habe, denn alles, was sie unternehme, werde gesegnet[1]).

Szene 4. Kaum hat der Erzbischof die Worte: „Allen ihren Schritten folgt der Segen" (V. 214) gesprochen, so erscheint die Segenbringerin selbst. Sie ist im Harnisch, weil ihre Mission noch nicht vollendet, statt des Helms aber trägt sie einen Kranz, den Schmuck der Priesterin, in den Haaren. So spiegelt sich auch im Äußern der Jungfrau ihr Doppelberuf der Kriegsheldin und Friedensstifterin. Sie setzt dem Werk des Friedens, zu dem sie den Grund gelegt, den Schlußstein auf durch die Aussöhnung des Herzogs mit Du Chatel. Der König, welcher ihre Verdienste in vollstem Maße würdigt[2]), indem er ihr ganz allein den Umschwung seines Schicksals zuschreibt, hegt das sehnlichste Verlangen, ihr einen thatsächlichen Beweis seiner Dankbarkeit zu geben. Das „Wie" möchte er von ihr selbst vernehmen. Selbstlos, wie Johanna ist, begehrt sie nichts für sich. Sie kennt für sich keinen schönern Lohn als das Heil des Königs sowie seines Stammes und die Wohlfahrt des Vaterlandes. Darum gibt sie ihm die Lehre, in der alle Fürstenweisheit gipfelt: Sei immer menschlich im Glück, vergiß nicht, wieviel ein Freund wert ist in der Not, versage nicht Gerechtigkeit und Gnade dem Geringsten deines Volkes, eingedenk dessen, daß aus dem geringen Hirtenstand Gott dir die Retterin berufen hat. Damit verbindet sie die über Jahrhunderte sich erstreckende Weissagung: Ganz Frankreich wirst du unter deinem Zepter vereinigen, der Ahnherr großer Fürsten wirst du sein, größerer Fürsten, als die vor dir waren. Glücklich werden deine Nachkommen regieren, solange sie die Liebe des Volkes sich bewahren, wenn sie dagegen aus Hochmut ihre Pflicht gegen das Volk vergessen, dann wird gerade aus den niederen Hütten, woher dir jetzt die Rettung gekommen, das Verderben über sie ergehen. Damit deutet sie offenbar auf die französische Revolution.

Auch der Herzog bittet die Jungfrau, ihm das Geschick seines Stammes zu offenbaren, ob derselbe sich herrlich breiten werde, wie er angefangen[3]). Johanna prophezeit ihm, daß Gott zwar dem

---

[1]) Was der Bischof sagt, ist nicht auf den Krönungsfeldzug zu beschränken. Wie er sie schildert, so war sie immer, im Lager nicht minder wie am Hofe.

[2]) In dem Ausdruck „die Freunde hast du mir versöhnt" ist mir nicht = mit mir, sondern, wie in dem folgenden „die Feinde mir in den Staub gestürzt", Dativus commodi. Karl denkt bei den Freunden an die Versöhnung Burgunds mit Du Chatel! Wie sehr ihm diese am Herzen lag, s. Sz. 2, V. 82—87: ... „Geh, Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick ertragen kann, magst du verborgen bleiben! (Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.) Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als Dies für meine Ruhe thun!" Was er meint, s. I, 6, V. 453—470: „Dein Blut ist es, womit ich diesen Frieden soll versiegeln?" ..... „Müßt' ich zehn Reiche mit dem Rücken schauen, ich rette mich nicht mit des Freundes Leben."

[3]) Düntzer S. 207: „Mit der Anrede Burgund! ist hier nicht, wie sonst, der Herzog allein gemeint, sondern sein Haus, sein „Stamm." Unter

Wachstum seines Staates plötzlich Halt gebieten, aber nicht seinen Stamm zu Falle bringen werde. Sie zielt damit auf Karl den Kühnen, der nach der Königskrone strebte, aber 1477 in der Schlacht bei Nancy den Tod fand. Mit ihm erlosch das burgundische Herrscherhaus in männlicher Linie, lebte jedoch in Karls Tochter und alleiniger Erbin Maria fort. Dieselbe heiratete im Todesjahr ihres Vaters den ritterlichen Maximilian von Österreich und ward Mutter eines Sohnes (Philipp) und einer Tochter (Margaretha). Jener vermählte sich mit Johanna, der Thronerbin von Spanien und Neapel. Auf diese Weise gelangte Mariens Enkel Karl V in den Besitz der zwei großen Reiche Österreich und Spanien und schrieb auf beiden Thronen Gesetze sowohl der alten Welt als der neuen, welche zu der Jungfrau Zeit noch nicht entdeckt war (Amerika). Auch als Österreich und Spanien sich trennten, regierten dort wie hier Mariens Nachkommen.

Noch Eins möchte der König gar gern erfahren, ob nämlich der erneute Freundesbund bis in späte Zeiten hineindauern werde. Johanna lehnt indessen eine direkte Antwort ab, um nicht die Freude der Gegenwart den Vereinigten zu verkümmern. Indirekt aber erteilt sie Antwort durch die ernste, allen Königen und Herrschern geltende Warnung: „Fürchtet die Zwietracht! Wecket nicht den Streit aus seiner Höhle, wo er schläft!“ [1]).

V. 319. Nachdem Johanna als gottbeseelte Prophetin beiden Fürsten den Blick in die Zukunft insoweit geöffnet hat, wie es zu deren eignem und ihrer Völker Wohlergehen gereichen kann, wendet sich Sorel mit der Bitte an die „heilige“ Seherin, auch ihr ein erfreuliches Orakel zu erteilen. Johannas Erwiderung: „Mir zeigt der Geist nur große Weltgeschicke, **dein** Schicksal ruht in deiner eignen Brust“, bereitet dem Grafen Dunois die erwünschte Gelegenheit (Sz. 1), das Gespräch auf Johannas eignes Lebenslos hinzuleiten. Er wendet sich an sie mit der Frage: „Was aber wird **dein eigen** Schicksal sein, erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt? Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erden, da du

---

Philipp hat Burgund sich immer mehr ausgedehnt, ja ist einem Königreiche gleich geworden und möchte noch immer höher sich erheben. — Bis zur Throneshöhe, einem Königreiche gleich. — Deinen Stuhl gesetzt. Jesaja 14, 13: „Gedachtest du doch in deinem Herzen: Ich will in den Himmel steigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen.“ — „Hebt, möchte heben“ (unter dem Einfluß des vorhergehenden strebt). „Bei dem Baue bis in die Wolken schwebt der Turm von Babel (1. Mos. 11, 4) vor.“

[1]) Vergleiche die Mahnung des Erzbischofs Sz. 3, V. 195 folgd. Daß ein Verhältnis wahrer Eintracht in Wirklichkeit nie zwischen Burgund und Frankreich bestand, lehrt die Geschichte. Eisern heißt das Geschlecht, welches langdauernder Streit sich erzeugt, weil der Krieg, wenn er lange währt, die Herzen verhärtet.

so fromm und heilig bist." [1]) Offenbar hofft Dunois auf eine Antwort der Jungfrau, welche ihm den Weg zu einem förmlichen Liebesantrag bahnen werde. Johanna, welche die Absicht des Grafen sofort durchschaut hat, täuscht die Erwartung desselben, indem sie, statt auf seine Frage einzugehen, im Gegenteil durch den Gemeinspruch: „das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters" die Rede von ihrer Person und Zukunft abzulenken sucht [2]). Umsonst. Hat sie das Glück in den Himmel gelegt, so fühlt der dankerfüllte König sich gedrungen, ihr durch die That zu beweisen, daß es auch auf Erden ein Glück — ein Glück auch für Johanna gibt. Seine Frage: Wie lohn' ich dir? (V. 273), welche die Jungfrau mit der ganzen Selbstlosigkeit patriotisch heiliger Liebe durch Ratschläge und Ermahnungen erwidert hat, die einzig und allein auf das Heil von Fürst und Volk abzielen, will er nun selbst, will er sogleich und zwar durch die größten Gnaden beantworten, welche er dafür hält und die er zu geben vermag: durch die Erhebung in den höchsten Reichsadel und durch das Versprechen, sie einem der Edelsten seiner Edlen zu vermählen:

„Dein Glück", so sagt er, „sei fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; selig preisen sollen dich
Die spätesten Geschlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie' nieder! Und steh' auf
Als eine Edle! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Staube deiner dunklen
Geburt — Im Grabe adl' ich deine Väter —
Du sollst die Lilie im Wappen tragen,
Den Besten sollst du ebenbürtig sein
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois sei edler als das deine!
Der Größte meiner Großen fühle sich
Durch deine Hand geehrt; mein sei die Sorge,
Dich einem edlen Gatten zu vermählen."

Was der König thut, das thut er, ihm selbst unbewußt, als

[1]) Wir machen gerade an dieser Stelle auf „die meisterhaften Übergänge" aufmerksam, „wodurch der Dichter den verschiedenartigen Stoff dieser Szene (die Versöhnung, Johannas Ermahnungen und Prophezeiungen, ihre Adelung, die Heiratsanträge) zu verbinden gewußt hat." (Viehoff a. O. S. 88).

[2]) Nicht mein Glück sagt sie, sondern das Glück überhaupt. Weder Dunois noch die andern ahnen, was der Jungfrau in der Seele liegt; für uns dagegen, die wir das Sterben auf dem Schlachtfelde als ihr letztes Erdengeschick kennen (II, 7, V. 435—442), bedeuten ihre Worte: Nicht von der Welt erhoffe ich mein Glück, auf den Himmel allein ist mein Hoffen gerichtet. Das Glück aber, dessen sie sich vom Himmel versieht, ist die Krone des ewigen Lebens, welche Maria ihr als göttlichen Gnadenlohn vorgehalten hat (I, 10), und deren vermeinter Verlust ihr (IV, 1, V. 71) nach dem Fall den Schmerzensruf auspreßt: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Krone, nimm sie hin."

Stellvertreter Gottes und Vollzieher der Verheißung Prol. 4: „Ich werde dich mit kriegerischen Ehren, vor allen Erdenfrauen dich verklären“ [1]). Im Blick auf diese Verheißung nimmt Johanna, was der König ihr gibt, aus dessen Hand als ein himmlisches Gnadengeschenk, in welchem sich Gott vor der Welt zu ihr bekennt, wie sie für ihn auf Erden zeugt (Prol. 4, Str. 3). Gesucht hat Johanna dasselbe nicht, zurückweisen aber könnte und dürfte sie es nicht, ohne sich wider Gottes Gnadenwillen aufzulehnen und dem König den Gehorsam zu versagen [2]).

Die Schlußworte des Königs, es werde seine Sorge sein, Johanna einem edlen Gatten zu vermählen, führen wie von selbst den Grafen Dunois zu dem Ziele, welchem er so eben noch vergebens zugestrebt, indem dieselben seinem Liebeseifer den heiß ersehnten Anknüpfungspunkt gewähren, sich um die Hand der Heldenjungfrau zu bewerben. Die Art, wie er dies thut, ist ein laut redendes Zeugnis sowohl für die große Gesinnung des Grafen als für die ungemeine Verehrung, womit er an der Person der Geliebten hinaufsieht. Zuvörderst bezeichnet er seine Liebe als reine Herzensneigung, frei von all und jeder Standesrücksicht, indem er vor dem ganzen Hof erklärt, er habe der Retterin schon zu der Zeit, wo sie noch niedern Standes war, sein Herz zugewandt, die jetzige Erhöhung ihres Standes erhöhe nicht auch seine Liebe zu ihr, so wenig wie der höhere Stand ihr Verdienst um das Vaterland erhöhe. Nach dieser hochsinnigen Einleitung bietet er ihr im Angesicht, d. h. in der zeugniskräftigen Gegenwart des Königs und des Erzbischofs, mithin der höchsten Auktoritäten in Staat und Kirche, seine Hand als seiner fürstlichen Gemahlin, sofern sie ihn für würdig halte, dieselbe anzunehmen, Worte welche im Munde gerade des höchsten Prinzen die tiefste Verehrung bedeuten [3]).

---

[1]) Insbesondere die ersten Worte des Königs erinnern sehr vernehmlich an die göttliche Verheißung Prol. 4, was um so bedeutsamer ist, da Karl dieselbe gar nicht kennt. Die kriegerischen Ehren (Plural!) der Offenbarung sind selbstredend nicht einseitig, sondern allseitig aufzufassen, so daß sie sowohl die idealen des Ruhmes als die realen der äußeren Auszeichnung unter sich begreifen. Den Ruhm gibt Gott der Jungfrau in und mit den Siegen, welche sie in seiner Kraft erkämpft, die äußeren Auszeichnungen gibt ihr Gott durch den König, welchen Maria I, 10, V. 650 seinen (Gottes) Sohn genannt, in dem Ritterschlag und der höchsten Stufe des Reichsadels, Ehren, welche vorzugsweise dem Kriegerstande eignen. Auch die historische Jungfrau ist in den Adelstand erhoben worden, ohne daß sie es begehrt hat, s. Johanna d'Arc S. 324 der gr. u. S. 281 der kl. Ausgabe.

[2]) Man beachte: Ich (erhebe dich), dein König. Die Apposition ist von Bedeutung = ich, der ich dein König bin und dich zu erheben die Macht wie das Recht und den Willen habe.

[3]) In unserer Szene hat Dunois bereits V. 325 seiner Verehrung für Johanna Ausdruck gegeben in der Anrede: „Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt .... da du so fromm und heilig bist.“ (V. 417: heilig

Der König, dessen Ausspruch: „Der Größte meiner Großen fühle sich durch deine Hand geehrt", so bald auf eine so ungeahnte Weise in Erfüllung geht, gibt der Jungfrau die Freude seiner Überraschung dadurch zu erkennen, daß er das Liebeswerben des Dunois als einen neuen Thatbeweis ihrer Wundermacht, ja als das größte ihrer Siegeswunder preist, indem er ihr versichert: „Ja, nun" (da ich sehe, daß du den Grafen zur Liebe hingerissen) „glaub' ich, daß dir **nichts** unmöglich ist." (Denn) „Du hast dies stolze Herz bezwungen, das der Liebe Allgewalt hohnsprach bis jetzt." [1])

---

Mädchen.) Im Lichte der **Ehrfurcht** aber strahlt seine Verehrung III, 1, V. 33, wo er dem Einwande des La Hire (V. 29) folgendermaßen begegnet:

„Sie ist das Götterkind der heiligen Natur, wie ich, und ist mir ebenbürtig. Sie sollte eines Fürsten Hand entehren, die eine Braut der reinen Engel ist, die sich das Haupt mit einem Götterschein umgibt, der heller strahlt als ird'sche Kronen, die jedes Größte, Höchste dieser Erden klein unter ihren Füßen liegen sieht? Denn alle Fürstenthronen aufeinander gestellt, bis zu den Sternen fortgebaut, erreichten nicht die Höhe, wo sie steht in ihrer Engelsmajestät." Vergl. Sorel IV, 2, V. 131: „Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz, dem Ruhm nur offen und der Heldentugend, es glüht für dich in heiligem Gefühl."

[1]) In dem letzten Satz thut der liebeselige König, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Grafen Unrecht. Karl ist so sehr von der Allgewalt der Liebe beherrscht, daß ihm seine Agnes über alles geht (s. I, 4 zu Anfang u. V. 182 f.; I, 10 am Ende des zweiten Gebetes), und daher begreift er nicht, wie ein Dunois solange sich dem Dienst der Liebe habe entziehen können. Er vermag das nur aus einem übertriebenen Selbstgefühl zu erklären, welches seinen Stolz darein setzt, der Liebe Trotz zu bieten und ihrer Macht zu spotten (sich überlegen zu zeigen). Somit kann er nicht umhin, für eitel Selbsttäuschung oder Phrase zu halten, was Dunois I, 2, V. 99 in Chinon als seine wahre Herzensmeinung ausgesprochen: „Ich bin so sehr nicht aus der Art geschlagen, daß ich der Liebe Herrschaft sollte schmähn" (verachten). Erst durch die bezaubernde Persönlichkeit des Wundermädchens glaubt Karl den Stolzen von Hohn und Verachtung der Liebe gründlich geheilt. Um ihn richtig zu verstehen und sein früheres Verhalten nach Gebühr zu würdigen, hätte der König gesinnt sein müssen, wie der Held: Erst die Krone — dann die Myrte, erst Kampf bis aufs Blut — dann Liebesglück, V. 115: „Verteidige mit ritterlichem Schwert dein Eigentum und edler Frauen Ehre — und hast du dir aus Strömen Feindesbluts die angestammte Krone kühn erobert, dann ist es Zeit und steht dir fürstlich an, dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen." Für uns enthält dieser Griff in das Gewissen des Königs, da wir nicht, wie Karl, von selbstischem Vorurteil befangen sind, das indirekte Selbstzeugnis des Prinzen, daß er keineswegs ein grundsätzlicher Verächter der Liebe, sondern daß der Notstand des Vaterlandes es sei, welcher ihm Herz und Sinn für dieselbe zur Zeit noch verschließe. Der Hauptgrund aber, warum er der Liebe solange nicht gehuldigt, hat er III, 1, V. 13 seinem Mitbewerber La Hire entdeckt: „Es zieht mich nicht der Augen flüchtig schnelle Lust zu ihr. Den unbe-

Alsbald tritt auch La Hire als Bewerber hervor. Er gründet seine Hoffnung auf die Bescheidenheit der Jungfrau, welche nicht nach schwindelnder Erdenhoheit trachte, sondern zufrieden sei mit dem stillen Los, das ein treu-redliches Herz ihr biete[1]).

Karl, dem das Recht zu genehmigen und zu versagen zusteht, erklärt darauf, er achte die Ritter, weil beide gleich als Helden, auch beide gleich wert des hohen Preises, nach dem sie strebten. Nur einer aber könne die Jungfrau als Gattin besitzen. Deshalb müsse er, um keinem Unrecht zu thun, die Entscheidung ganz allein dem Herzen Johannas überlassen. Möge sie frei offen sich aussprechen, welchen von beiden Bewerbern sie erwähle[2]).

Die Liebesanträge haben nicht verfehlen können, in gewisser Weise einen tiefen Eindruck auf Johanna zu machen. Es zeigt sich das in den Zügen und der Farbe ihres Angesichts. Überraschung findet Sorel in den Mienen der Jungfrau, das Rot auf den Wangen derselben deutet sie als Ausdruck züchtiger Scham. Sie ist feinfühlend genug, um das ganze Liebeswerben in Gegenwart des Hofes, um namentlich die Zumutung an Johanna, sich ohne Verzug im Beisein aller zu erklären, als eine wenn auch keineswegs beabsichtigte Beleidigung des weiblichen Zartsinns zu betrachten. Demgemäß verlangt

---

zwungnen Sinn hat nie ein Weib gerührt, bis ich die Wunderbare sah .... Und in dem Augenblick gelobt' ich mir mit heil'gem Schwur, als Braut sie heimzuführen. Denn nur die Starke kann die Freundin sein des starken Mannes" u. s. w. Und nicht bloß der äußere Vorzug der Körperstärke war es, der in Chinon sofort den Prinzen allgewaltig ergriff, sondern ebensosehr, ja noch mehr die Schönheit ihrer Seele, welche sich als Unschuld und Reinheit in ihrem Angesicht, als Klarheit göttlicher Sehergabe in ihrem Auge spiegelte (I, 10, V. 683) und dem Helden den begeisterten Zuruf an den König auf die Zunge legte: „Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze, wir folgen blind, wohin die Göttliche uns führt! Ihr Seherauge soll uns leiten, und schützen soll sie dieses tapfre Schwert!" (I, 10, V. 696). Diese Gewalt des ersten Eindrucks offenbart sich in den spätesten Urteilen des Grafen über die Geliebte mit, wenn möglich, noch vermehrter Stärke V, 8: „Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner", und V, 7: „Wenn sich die Wahrheit verkörpern will in sichtbarer Gestalt, so muß sie ihre Züge an sich tragen! Wenn Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen, in ihren klaren Augen muß sie wohnen!" eine Schilderung ihres Charakters, welche Dunois III, 1, V. 33 bis zur Erhabenheit vollendet (s. die vorige Anmerkung). Weshalb wir die obigen Aussagen des Königs und des Grafen in aller Breite zusammengestellt haben, wird sich demnächst ergeben.

[1]) Schwindelnd ird'sche Hoheit (vergl. V. 387 weltlich eitle Hoheit). Ird'sche ist das eingeschlossene, schwindelnd das einschließende Attribut = schwindelnde Erdenhoheit. Schwindelnde Hoheit aber ist wie schwindelige Höhe ab effectu gesagt: eine Höhe, Hoheit, welche schwindeln, schwindlig macht. Also der ganze Ausdruck = eine Erdenhoheit, welche Schwindel erregt.

[2]) Der König verfährt ganz so, wie Dunois III, 1, V. 45 es für das Rechte hält.

Sorel, daß man Johanna nicht noch weiter dränge, sich sofort zu entscheiden, sondern daß man ihr Zeit lasse, in ihrem Herzen die Frage der Wahl zu bewegen; zugleich erbietet sie sich in dieser Herzensangelegenheit ihr zur Herzensvertrauten. Denn nunmehr, so glaubt Sorel, sei der Augenblick gekommen, wo auch sie [1]) der in Hinsicht auf Liebe so strengen, seither so fest in sich verschlossenen Jungfrau schwesterlich sich nahen und ihr mit ebenso treuem als verschwiegenem Rat zur Seite treten könne. Daher solle man sie mit einander zuvörderst weiblich bedenken lassen, was weiblich bedacht sein wolle, und seinerzeit das Ergebnis ihrer Erwägung erwarten.

In der Sache selbst — das ersehen wir daraus — ist Sorel mit dem König und den andern völlig einverstanden, sie wünscht, daß Johanna einem der Ritter ihre Hand reiche [2]), nur in betreff der Form, wie man die Sache behandelt hat, ist sie abweichender Ansicht.

Mit „Also sei's!" geht der König in den Vorschlag Sorels ein.

Johanna hat bisher geschwiegen und dadurch die Erwartung der Hörer gespannt, jetzt aber erhebt sie anknüpfend an jenes Also sei's, ihre Stimme zu der tief ernsten Entgegnung:

„Nicht also, Sire! Was meine Wangen färbte,
War die Verwirrung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edlen Frau nichts zu vertraun,
Des ich vor Männern mich zu schämen hätte." [3])

---

[1]) In der Liebessache hatten sich bisher nur Männer der Jungfrau genaht, jetzt, meint Sorel, sei der Augenblick da, wo auch sie (selbstverständlich) wie eine Schwester derselben sich nahen dürfe.

[2]) Was Sorel der Jungfrau eventuell raten, welchen von beiden Helden sie derselben als Gatten empfehlen würde, dürfen wir aus ihrer Äußerung IV, 2, V. 131 schließen: „Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz, dem Ruhm nur offen und der Heldentugend, es glüht für dich in heiligem Gefühl. O es ist schön, von einem Helden sich geliebt zu sehn — es ist noch schöner, ihn zu lieben!"

[3]) Thun wir einige Vorfragen. Worin besteht der Unterschied zwischen der Versuchung zum Erbarmen (II, 7) und der Versuchung zur Liebe (in unserer Szene)? Dem Montgomery gegenüber fühlt Johanna wirkliches Erbarmen und bewältigt dasselbe in Gottes Kraft, den Rittern gegenüber fühlt sie keine Liebe und widersteht der Anfechtung in eigner Kraft. — Liegen überhaupt versuchliche Elemente in der Bewerbung und welche? Allerdings liegen solche darin. Ganz abgesehen von der hohen Lebensstellung der Bewerber, besonders des Grafen Dunois, abgesehen auch von der Auktorität ihrer Fürsprecher und Helfer (des Königs, des Erzbischofs, der Sorel), ist es die Persönlichkeit der Helden, welche auf jedes Mädchenherz einen gewinnenden, ja unter Umständen einen hinnehmenden Eindruck zu machen vermag. Bedenken wir sowohl die leiblichen als die geistigen und sittlichen Vorzüge beider. Sie haben an Körperstärke, an Tapferkeit und Kriegsruhm nicht ihres Gleichen im Heere. Wer kann sich den thatmächtigen Dunois, wer den heldenmütigen La Hire anders als männlich schön vorstellen? Beide sind von reinster Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit beseelt, beide kämpfen mit Selbsthingabe gemeinsam mit Johanna

Was also war es, das der Jungfrau das Blut in die Wangen trieb, wenn es die Verwirrung der blöden Scham nicht war? Der heilige Unwille war es über die schwere Sünde, deren der Hof sich sowohl gegen die Mission als gegen die Person der Heldin durch die Versuchung schuldig machte. Denn wäre Johanna schwach genug gewesen, auf das Liebeswerben einzugehen, so würde sie damit sowohl ihre göttliche Sendung für König und Vaterland zerstört als ihr eignes Heil auf Erden und im Himmel gefährdet haben. Um so berechtigter aber ist ihr Unwille, da man sie so eben noch „heilig" genannt, sie mit „Erleuchtet Mädchen, das der Geist (Gottes) beseelt", mit „Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt", angeredet und ihr mithin Eigenschaften und Vorzüge beigelegt hat, welche für sich allein schon sie einer jeden Versuchung zu irdisch-sinnlicher Liebe hätten überheben sollen. Doch läßt sie sich nicht erbittern, sondern fährt mit der gehaltenen Ruhe heiligen Ernstes fort:

„Hoch ehrt mich dieser edlen Ritter Wahl;
Doch nicht verließ ich meine Schäfertrift,
Um weltlich eitle Hoheit zu erjagen."

Hat Johanna zuvörderst den Irrtum der Sorel zurückgewiesen, daß Schamgefühl ihr das Gesicht gerötet, so tritt sie nunmehr mit den angeführten Worten wider die Liebesbewerbung selbst auf und zwar wendet sie sich zunächst gegen das Motiv der Standeserhöhung, das der König einführte, als er bei dem Ritterschlag die Worte sprach: „Der Größte meiner Großen fühle sich durch deine Hand geehrt" u. s. w., und welches Dunois aufnahm, indem er ihr die Hand bot „als seiner fürstlichen Gemahlin." Die Jungfrau erkennt, wie sie nicht anders kann, in der Wahl ihrer Bewerber eine hohe Ehre für sich, erklärt aber auf das nachdrücklichste, daß sie „nicht um

für dieselbe Sache Gottes, ihres Königs und Frankreichs. Kommt dazu die große Gesinnung, welche beide in ihren Urteilen über Johanna und in ihren Liebesanträgen an den Tag legen, sowie die sittliche Reinheit, welche wir bei La Hire ebenso voraussetzen dürfen, wie wir sie für Dunois aus den angeführten Worten des Königs (V. 353 f.) schließen müssen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der eine wie der andere der Gegenliebe eines edlen Frauenherzens vollkommen wert ist. Unstreitig liegen demnach in den hervorragenden Eigenschaften der Ritter sehr versuchliche Elemente, jedoch keine, die nicht auch ohne besondern Beistand von oben zu überwinden wären. Johanna überwindet sie im Bewußtsein ihrer Pflicht gegen Gott, gegen König und Vaterland, da trotz der herrlichsten Gaben keiner der Ritter das spezifische Etwas besitzt, was die Jungfrau beim ersten Blick in Lionels Auge und Antlitz unwiderstehlich zur Liebe hinreißt. — Übrigens ist diese Liebesversuchung die erste auf Johannas Berufsbahn, die zweite in ihrem Leben, wenn wir Domremy mitrechnen (II, 7, V. 387 kann natürlich nicht als Versuchung zur Liebe gelten). Zählen wir die beiden Versuchungen im Töten II, 4 u. 7 hinzu, so erhalten wir zusammen drei, bezw. vier Versuchungen überhaupt. Noch zwei stehen der Jungfrau bis zu dem Fall bevor, die eine durch den schwarzen Ritter, die andere durch Lionel.

weltlich eitle Hoheit zu erjagen", ihre Schäfertrift verlassen habe. Es ist das ganz dasselbe, was sie beim Abschied von Domremy in ihre Herde hineinrief: „So ist des Geistes Ruf an mich ergangen, mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen" (Prol. 4, Str. 2). Und dies Bekenntnis hat sie seitdem niemals lügengestraft, wir dürfen es heute, wie ehedem, als den ungeheuchelten Ausdruck ihrer Seele betrachten. Nirgends hat sie während ihres Berufslebens in dem, was sie geredet und gethan, eine Spur von Trachten nach weltlicher Ehre und Herrlichkeit gezeigt. La Hire bezeugt ausdrücklich, daß sie nicht schwindelnd irdischer Hoheit nachstrebe. Der König legt ihr mit seinem: „Sprich, wie lohn' ich dir!" die Bitte um weltlichen Ehrenlohn sozusagen in den Mund. Aber nichts begehrt sie für sich selbst, alles, was sie begehrt, bezweckt ausschließlich des Königs und des Reiches Wohlfahrt. Fern ist sie insbesondere von jedem Gedanken an Verleihung des Adels. Sichtlich wird sie damit ganz unvorbereitet überrascht, da sie unmittelbar vorher die Worte des Grafen: „Dir blüht gewiß das schönste Glück auf Erden" mit dem Hinweis auf den Himmel berichtigt hat: „Das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters." Auch von seiten des Königs ist die Erhebung Johannas in den Adelstand offenbar die That eines durch die unerwartete Wendung des Gesprächs augenblicklich in ihm gereiften[1]), von außen in keiner Weise, am wenigsten durch die Jungfrau beeinflußten Entschlusses. Und wie verhält sich Johanna während des Ritterschlags sowie nach Empfang dieser Auszeichnung? Äußert sie auch nur die geringste Freude oder Genugthuung über die neue Ehre? Nicht einmal ein Wort des Dankes kommt über ihre Lippen, kein Zeichen von erhöhtem Selbstbewußtsein ist an ihr zu bemerken. Gesetzt aber, sie spürte gleichwohl in sich eine wirkliche, wenn auch noch so leise Anwandlung von Eitelkeit und Ehrgeiz, warum hätte sie der Wahrheit geradezu ins Gesicht schlagen sollen durch das nichtige Vorgeben, von eitlem Weltsinn und irdischem Trachten frei zu sein? Sie konnte ja die „weltlich eitle Hoheit" füglich ganz umgehen, da mit dem Nein betreffs der Liebe auch die Frage der hohen Weltstellung ihrerseits wäre erledigt gewesen[2]). Endlich Johannas Erwiderung auf den letzten Werbeversuch des Grafen Dunois V. 430: (Wenn das Rettungswerk vollendet ist, so) „hat die Hirtin kein Geschäft mehr in des Königs Hause" — welchen Namen würde ein solches scheinbares Sichselbsterniedrigen verdienen, wenn das Herz sich nicht rein wüßte von Neigung nach irdischer Größe, insonderheit nicht frei von stolzem Selbstgefühl über die soeben erlangte Standeshoheit?

---

[1]) Man beachte nur V. 329 im Zusammenhang mit dem vorhergehenden: „Dein Glück sei fortan deines Königs Sorge! .... Und gleich jetzt erfüll' ich es. Knie' nieder" u. s. w.

[2]) Genug, wenn sie sagte: Hoch ehrt mich dieser edlen Ritter Wahl, doch nicht verließ ich meine Schäfertrift, um mir den Brautkranz in das Haar zu flechten.

Nachdem Johanna auf diese Weise das nebensächliche Motiv der Standesherrlichkeit von sich gewiesen hat, geht sie zu der Hauptsache, nämlich zu der Liebesfrage selbst über:

„Noch, mir den Brautkranz in das Haar zu flechten, (V. 388)
Legt' ich die ehrne Waffenrüstung an.
Berufen bin ich zu ganz anderm Werk, (V. 390)
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes
Und keinem Manne kann ich Gattin sein."

Nicht habe ich — das ist der Sinn ihrer Rede — das Kleid der Schäferin mit dem Erzgewand der Kriegerin (auf eigne Hand) vertauscht, um mir den Brautkranz in das Haar zu flechten, d. h. um einen Gatten mir zu suchen. Auf Gottes Ruf bin ich gekommen, um in seinem Dienst das Vaterland zu retten aus Feindes Gewalt. Dies Gottes-Werk ist nur in Gottes-Kraft zu vollbringen, letztere aber wird nur der reinen Jungfrau verliehen, deren Herz ganz und ausschließlich Gott zu eigen gehört, und deshalb kann ich als Kriegerin Gottes nicht die Gattin eines Mannes sein.

In dieser Erklärung faßt Johanna kurz zusammen, was Gott und Maria ihr betreffs der Liebe geoffenbart haben, wie die teils sinnverwandten, teils wörtlichen Anführungen aus Prol. 4, Str. 4 und Akt I, 10 darthun. Dort spricht Gott aus des Baumes Zweigen:

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren ...
(Vergl. III, 4, V. 389)
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren ...
Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren" u. s. w.
(III, 4, V. 388)

Maria bringt der Hirtin die himmlische Botschaft I, 10, V. 646 folgd.:

„Ich bin's. Steh auf, Johanna. Laß die Herde.
Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft! (III, 4, V. 390)
Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
Damit vertilge meines Volkes Feinde ...
..... Eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, } (III, 4, V. 391)
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht." (III, 4, V. 393)

Wir sehen: Es ist die göttliche Auktorität der Offenbarung, auf Grund deren Johanna die Liebesanträge zurückweist.

Die Anwesenden wissen zwar nichts von der Gottesoffenbarung (Prol. 4), der nur wir als stumme Zeugen gelauscht haben, aber aus allem, was die Heldin sagt, müssen sie die himmlische Berufung derselben durch Maria heraushören, welche Johanna ihnen einst zu Chinon (I, 10) in den lebendigsten Farben vor die Augen gemalt hat, und demgemäß sollten sie in dem Nachdruck, womit die Gottberufene auch jetzt wieder die reine Jungfräulichkeit als die absolute Bedingung für das Gelingen ihrer Mission darstellt, die Forderung

einer heiligen Pflicht erkennen, von dem Liebeswerben, wenn nicht für immer, doch bis zum Abschluß des ganzen Heilswerkes abzustehen[1]). Es wird sich zeigen, was sie thun.

Die Bestimmtheit, mit der sich Johanna den Versuchern gegenüber auf ihre Mission beruft und speziell die Kardinalbedingung derselben, die jungfräuliche Reinheit, hervorhebt, ist ein starker Beweis dafür, daß sie weder einen der beiden Ritter liebt noch überhaupt sich von Liebe irgendwie ergriffen fühlt. Wie stände sie vor ihrem Gott, wenn sie mit Liebesneigung in der Brust sich auf sein Liebesverbot beriefe?

Noch beweiskräftigere Zeugnisse, daß Johanna sich der Männerliebe völlig fremd weiß, enthält die Strafrede derselben an den König V. 436—453. Sie nennt sich reine Jungfrau und von Gott gesendet. Sie fragt: Darf sich ein Weib in die Männerschlacht mischen? Weh mir, ruft sie aus, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! So gewiß ist sie des Gegenteils für jetzt und immer, daß sie das Schauerwort ausspricht: „Mir wäre (andernfalls) besser, ich wär' nie geboren!" Schließlich gebietet sie: Kein Wort mehr! droht im entgegengesetzten Fall mit zornigem Entrüsten des Geistes in ihr und erklärt allein schon den begehrlichen Blick, den ein Mann auf sie werfe, für eine Entheiligung.

Der Ideengehalt, den ihre Worte von Anfang bis Ende umschließen, liegt nicht auf der Oberfläche, wir werden ihn später zu ergründen suchen. Schon jetzt aber, sollte ich denken, müßte jeder Unbefangene zugeben: Entweder ist es der Jungfrau mit dem, was sie sagt, ein heiliger Ernst, und dann kann von Liebe bei ihr auch nicht im allerentferntesten die Rede sein, oder sie ist, sei es auch noch so leicht, vom Hauche der Liebe angeweht, und dann kann ich trotz des besten Willens kein milderes Urteil über sie fällen, als daß sie Gott und Menschen gelogen. — Sagen wir es gleich: Sie hat nicht gelogen, die Liebe hat bis jetzt nichts an ihr. Die Sprache, welche sie führt, ist nicht die Sprache eines gottesfürchtigen Menschen, der sich von einer Neigung oder Sünde bereits ergriffen fühlt, welche zu fliehen ihm von Gott zur heiligsten Pflicht gemacht ist.

Damit treten wir in Gegensatz zu fast allen Erklärern unserer Dichtung[1]).

Um nämlich die Plötzlichkeit zu verstehen, mit der Johanna sich

---

[1]) Letzteres wäre für Johanna mit dem ersteren, d. h. mit für immer, gleichbedeutend gewesen, da sie weiß, daß sie die Vollendung ihres Werkes nicht überleben wird. Wir haben darin einen der Gründe, weshalb sie die Verkündigung Gottes Prol. 4, Str. 4: „Nie wird der Brautkranz deine Locken zieren, dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust", nicht in ihrer Urgestalt (Nie wird) anführt.

[1]) Fielitz und nach ihm Kuenen nehmen wir aus. Indessen auch diese haben keineswegs die nach unserm Ermessen allein durchschlagenden Beweis-

in Lionel verliebt, glauben dieselben einen allmählichen Werdeprozeß der Liebe in der Seele der Jungfrau annehmen zu müssen, und dem entsprechend halten sie sowohl die Entschiedenheit, womit Johanna V. 388 folgd. die Ritter abweist, als besonders die Schärfe der Entrüstung, mit welcher sie dem König V. 436 begegnet, für Versuche leidenschaftlichen Bestrebens, den in ihrem Innern angebrochenen Kampf zwischen Liebe und Pflicht zu übertäuben. Wäre dem wirklich so, dann wäre es ein unverkennbares Zeichen, daß die Lust der Welt bereits Eingang bei ihr gefunden hätte. Düntzer, einer der Hauptverfechter dieser Ansicht, geht noch einen Schritt weiter. Er findet nämlich in der Hinnahme des Adels seitens der Jungfrau bereits den ersten Thatbeweis von ihrer eitlen Weltneigung. Das Entstehen der Verweltlichung nach beiden Seiten, sowohl der Liebe als des Ehrgeizes, hin denkt er notwendig mit den Verhältnissen gegeben, in welche sie durch ihre Sendung eingetreten[1]).

Bleiben wir, um unsere gegenteilige Überzeugung zu voller Anschaulichkeit zu erheben, zunächst bei der Liebe und betrachten danach nochmals die Adelssache.

---

gründe gefunden, daß Johanna bis zu ihrem Zusammentreffen mit Lionel der Liebe unzugänglich geblieben sei.

[1]) Düntzer S. 110 bis 112: Das einfache, ganz in sich und seine Träume versunkene, von Gott und Vaterland erfüllte, blind der höheren Sendung folgende Mädchen, wie mächtig mußte die allgemeine Bewunderung und Verehrung der Gottesstreiterin, ihre wunderbaren, fast unmöglich scheinenden Erfolge auf sie wirken, wie mußte die Welt der Sinne, der sie bisher sich fast ganz verschlossen, wie mußte der Glanz des Hofes, die romantische Liebe Sorels zum Könige, die Ehr- und Ruhmsucht der Vornehmen, dieses ganze leidenschaftlich bewegte äußere Treiben sie ergreifen! Die in tiefster Brust schlafenden menschlichen Triebe **mußten**, mochte sie auch mit Gewalt sie anfangs betäuben, immer lebendiger entbunden (werden?), Ruhmgier und Sehnsucht nach einem ihr innig ergebenen Herzen allmählich in ihr erwachen und **endlich über ihren himmlischen Beruf den Sieg davontragen** ... (Mußte, so fragen wir schon jetzt, das wirklich geschehen, und wenn es geschehen mußte, wen trifft die Schuld, daß es geschah?) ... Hier (III, 4), sagt Düntzer weiter, sehen wir, daß sie die Herrlichkeiten der Welt nicht mehr verachtet; die Gottesstreiterin, die ihren Lohn im Himmel finden soll, mußte den Adelstand von sich abweisen, und daß sie schweigend ihn annimmt, ja ganz verstummt, zeigt, welchen Eindruck diese äußere Glanz verleihende Erhebung auf sie geübt, daß der weltliche Schein sie anzieht. — Derselbe S. 210: Wenn Johanna diese Erhebung sich ruhig gefallen läßt, so hat die Verbindung mit dem Hofe und die ihr entgegengebrachten Huldigungen schon die Reinheit ihrer nur auf die Erfüllung von Gottes Willen gerichteten Seele getrübt; es ist nicht mehr die rücksichtslose Gottesstreiterin, die bloß den Willen des Höchsten erfüllt und ihren Lohn im Himmel erwartet, sondern weltliche Ehre reizt sie ... S. auch S. 211 mit der Anm. ** und S. 214.

Daß die Heldin weder Dunois noch La Hire liebt, steht außer Zweifel. Die Thatsache, daß sie sich demnächst in Lionel verliebt, liefert den unumstößlichen Beweis. In anbetracht dessen hat man die Wirkung, welche das Liebeswerben auf Johanna geübt haben soll, auf die bloße Sehnsucht nach einer so seligen Liebe beschränkt, wie die beiden Ritter sie träumen und der König sie mit Sorel lebt [1]). Besteht denn aber diese Annahme mit den göttlichen Offenbarungsthatsachen?

Zugleich mit dem eindringlichen Verbot der Liebe: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenluft", hat Gott Prol. 4, Str. 4 der Jungfrau seinen unwandelbaren Ratschluß verkündigt: „**Nie** wird der Brautkranz deine Locken zieren, dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust." Später (II, 7, V. 435—442) vernehmen wir von Johanna die ihr gewordene Offenbarung, daß sie **auf dem Schlachtfeld** sterben werde. Zweierlei steht mithin göttlich fest. Erstens wird Johanna nimmer eines Mannes Gattin sein. Und zweitens wird sie ihr kurz bemessenes Leben im Kampf für das Vaterland verlieren. Diese Offenbarungen haben im Bewußtsein der Jungfrau die unverbrüchlichste Geltung noch jetzt, wie einst. Und nun? Wie verträgt sich mit dem Gottesverbot und beiden Gottesbeschlüssen ein Sehnen der Gottgesandten nach irdischem Liebesglück? Wenn überhaupt, dann gewiß nur als Bedauern über die Unerfüllbarkeit einer solchen Liebessehnsucht [2]). Denn sonst — was müßten wir von der Jungfrau denken?

Aber nicht einmal dies Bedauern darf in Johanna sein. Denn ebenso, wie das Sehnen nach Liebe, wäre auch die mildeste Form des letzteren, das Bedauern, bereits Liebe und stände im Widerstreit sowohl mit Gottes nachdrücklichem Verbot der Liebe als mit

---

[1]) S. Düntzer S. 112: Johannas langes Verstummen zeigt, welchen Eindruck diese Bewerbung auf sie gemacht; nicht als ob sie Neigung für einen von beiden fühlte, aber ihre Sehnsucht nach einem solchen Herzensbunde erklingt in ihrer Seele. Derselbe S. 211, Anm.**: Sehnsucht nach einer solchen seligen Liebe, wie beide (Ritter) sie sich träumen, wie sie der König in der Sorel gefunden u. s. w.

[2]) Daß Johanna vor ihrem Fall kein Verlangen, keine Sehnsucht nach Liebe gehabt hat, geht, sollte ich meinen, schon aus ihren Reden nach dem Fall unzweifelhaft hervor. Man sehe nur IV, 1, V. 25: „Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen?" V. 58: ... „Ein blindes Werkzeug fordert Gott, mit blinden Augen mußtest du's vollbringen! Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild, ergriffen dich der Hölle Schlingen!" V. 73: „Ach, ich sah den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht! Doch auf Erden ist mein Hoffen, und im Himmel ist es nicht." Spricht so eine Jungfrau, in deren Herzen vor ihrem Verlieben in einen bestimmten Mann bereits Liebes-Gefühle und -Gedanken Platz gefunden haben? Doch dies nur nebenbei.

Mariens Gebot der reinen Jungfräulichkeit. Rein ist die Jungfrau nur so lange, als sie der irdischen Liebe widersteht (I, 10, V. 655 folgd.), d. h. dieselbe absolut nicht in ihr Herz eingehen läßt. Das Widerstehen im göttlichen Sinne schließt folglich jedes, auch das geringste Sehnen, schließt sogar das bloße Bedauern aus. Schärfer noch ist dies in dem Gotteswort (Prol. 4) ausgedrückt: „Nicht Männerliebe darf dein Herz **berühren**" u. s. w. Damit untersagt Gott der Jungfrau jede geschlechtliche Neigung, mag diese eine bestimmte sein zu einem bestimmten Manne oder eine unbestimmte zu irdisch-geschlechtlicher Liebe überhaupt. Denn **berührt** von Liebe ist — man beachte das Wort ja genau — das Herz auch dann, wenn es sich bloß nach dem Glück der Liebe sehnt, ja wenn es auch nur die Unmöglichkeit bedauert, dieses Glückes teilhaftig zu werden[1]). Die geringste Neigung zu irdischer Liebe — und der Widerstand gegen dieselbe ist gebrochen, das Herz ist berührt von Liebe, die Welt mit den sünd'gen Flammen ihrer eitlen Lust in dasselbe eingezogen.

Und warum verbietet Gott der Jungfrau mit solcher Strenge jede Berührung mit Männerliebe? Weil sie nur solange Organ seines Heilsrates sein kann, als sie reine Jungfrau ist und ihr Herz ihm allein gehört. Sie bedarf der himmlischen Ausrüstung zu dem himmlischen Werke, das Gott ihr aufgetragen, da dieses, weil über menschlich-weibliches Vermögen hinausgehend, nur in der Macht göttlicher Stärke und in der Erleuchtung göttlichen Geistes vollbracht werden kann. Soll aber Gott sie an Leib und Seele mit seiner Kraft und seinem Geist erfüllen, dann muß Johanna ganz Gottes sein ohne irgend welchen Vorbehalt[2]). Ihr Herz darf nicht geteilt sein zwischen Gott und Welt, zwischen Himmel und Erde. Keine Teilung, denn der heilige Gott teilt das Herz seines Werkzeugs mit keinem sündhaften Menschen. Keine Halbheit, denn Gott muß das ganze Herz der Begnadigten, welche für ihn auf Erden zeugen, seine Ehre vor der Welt durch Wort und That preisen soll, zu

[1]) Daß Johanna das göttliche Verbot, speziell das Berühren richtig verstanden hat, beweist V. 446 folgd.: „Weh' mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann." Neigung zu dem ird'schen Mann sagt dasselbe, wie Männerliebe (Prol. 4). Der Artikel dem (V. 446) läßt sich sowohl speziell als generell, wie umgekehrt der Plural Männer (Prol. 4) sowohl generell als speziell auffassen, jener wie dieser bezeichnet daher ebenso die unbestimmte, wie die bestimmte Neigung. Daß unter dem Berühren einzig und allein die Neigung (die bestimmte und die unbestimmte) zu verstehen ist (wie III, 4, 446), zeigt (Prol. 4) das folgende: Nie wird der Brautkranz u. s. w., wodurch das Heiraten ausgeschlossen wird. Übrigens muß stets im Auge behalten werden, daß in einem Stücke, wie das unserige, worin das Geheimnisvolle eine so große Rolle spielt, jedes Wort auf das sorgfältigste erwogen und gewogen sein will.

[2]) S. Seite 35.

seinem alleinigen Eigentum haben, um dasselbe ganz zu regieren und zu durchwalten. Deshalb darf nur eine Liebe die Gottgesandte beseelen, die Liebe zu Gott und ihrem göttlichen Beruf. Die irdische Liebe darf nicht einmal als bloße Neigung in ihr sein[1]). Und zwar nimmt die Offenbarung (Prol. 4, Akt I, 10) keinen Grad der Liebesneigung aus, keine Stufe derselben übergeht sie von der untersten des still-geheimen Sehnens an bis zu der obersten des wirklichen Verliebens hinauf. Denn nicht erst mit dem Verlieben in eine bestimmte Person fängt die Männerliebe an „das Herz zu berühren" (Prol. 4) und hört das „irdischer Liebe Widerstehen" (I, 10) auf, sondern jenes Berührtsein und dieses Nichtwiderstehen findet beides schon bei der mindesten Liebesneigung ohne bestimmten Gegenstand statt, weil jede Neigung zur Liebe, jedes Verlangen nach ihrem Glück bereits Liebe ist. Auf dem Boden der Liebesneigung gilt das Geringste dem Ganzen, das Erste dem Letzten gleich. Hier steht daher notwendig auch hinsichtlich der Folgen das Weniger mit dem Mehr auf gleicher Linie. Der kleinste Funke von Männerliebe, der lindeste Hauch oder leiseste Anflug eines Liebessehnens im Herzen — und Johanna, weil innerlich berührt von Liebe und darum nicht mehr mit ungeteiltem Herzen Gott hingegeben, hat aufgehört, Trägerin ihrer heiligen Mission zu sein. Gottes Geist und Kraft weichen sofort von ihr[2]).

Es entsteht also die Frage: Gibt es schlagende, objektiv sichere Beweise dafür, daß Johanna auch nach der Versuchung durch die Ritter und deren Fürsprecher sowie während der Schlacht vor Reims, bis sie das Schwert erhebt, um den Todesstreich gegen Lionel zu führen, Gottes Organ ist? Ist sie das, dann kann bis dahin keine Spur von irdisch-sinnlicher Liebe in ihr sein!

Es gibt solche Beweise von demonstrativem Überzeugungsgehalt.

Erstlich sagt Johanna V. 407 dem Bischof: „Jetzt heißt er (der Geist) mich mein Werk vollenden." Keine Frage ist es, daß sie mit dem Geist den Geist Gottes meint. Wie aber könnte Gottes Geist ihr die Vollendung der Mission gebieten, wenn sie (berührt von Liebe) nicht mehr Gottes Kriegerin wäre?[3])

Zweitens hat Gott Prolog 4, Str. 5 der Jungfrau unbedingt die Verheißung gegeben: „Du wirst Reims befrein (natürlich durch einen Sieg) und deinen König krönen." Diese göttliche Garantie

---

[1]) In dieser Hinsicht muß Johanna gerade so bleiben, wie sie war, als Gott sie in Domremy zu seiner Streiterin erkor, d. h. absolut frei von jeder Liebesneigung.

[2]) Daß Johanna Gottes Werkzeug wieder werden, aber auch nicht eher wieder werden kann, bis der letzte Rest von Liebe aus ihrer Seele getilgt und Lionel ihr nichts mehr ist als der Feind, der verhaßte, ihres Volkes (V, 9), lehrt uns das Drama am Ende.

[3]) Sie wäre ja schon nicht mehr Gottes Kriegerin, wenn die Versuchung der Ritter „nicht ohne Wirkung auf ihre Seele geblieben wäre." (Gegen Düntzer S. 211.)

der Befreiung von Reims ist zugleich die objektiv göttliche Gewähr, daß Johanna, bis sie den Sieg vor Reims erfochten, Organ des göttlichen Heilswillens (weil reine Jungfrau) bleiben werde. Geschähe das Gegenteil, so wäre es zugleich um die göttliche Voraussicht, wäre es mithin um die göttliche Allwissenheit überhaupt geschehen.

Drittens erkämpft Johanna vor Reims den verheißenen Sieg über die Engländer. Siegen aber kann sie nur in Gottes Kraft, und diese wird ihr nur (unberührt von Liebe) als Gottes Organ zu teil. So ist sie demnach Gottes Organ, solange sie siegt, und sie siegt so lange, bis bei dem Blick in Lionels Auge die Liebe ihr das Herz berührt. Jetzt erst entzieht ihr Gott seine Kraft, erst jetzt, wo sie nicht mehr reine Jungfrau, hört sie auf, Gottes Streiterin zu sein.

Aber glänzend ist bereits der verheißene Sieg gewonnen, Reims befreit und die Krönung des Königs ermöglicht[1]).

Wir glauben bis zur Evidenz erwiesen zu haben, daß die Annahme, die Bewerbung der Ritter habe das Herz der Jungfrau zur Liebessehnsucht gestimmt, nach allen Seiten hin unhaltbar ist. Es ist weder im Geiste des Dichters noch ist es im Geiste seiner Dichtung, wenn man die Jungfrau vor dem Moment, wo sie dem Lionel in Auge und Antlitz schaut, irgendwie, sei es auch noch so leise, von Liebe bewegt denkt. Diese Annahme, dessen sind wir gewiß, geht über Schillers Idee hinaus oder bleibt vielmehr hinter ihr zurück und greift, was das Schlimmste ist, seiner Dichtung geradezu ans Leben. **Mit der blitzartigen Plötzlichkeit des Verliebens steht und fällt das ganze Gedicht**, denn **seine ganze Grundlage**, mithin **nicht weniger als alles** verliert dasselbe durch die Voraussetzung eines **allmählichen Werdens der Liebe**. Mit den **Thatsachen der Offenbarung**, auf welche der Dichter sein Drama gebaut hat (Prol. 4, Akt I, 10), besteht einzig nur ein Verlieben ohne vorlaufende Liebeserregung.

Schwerlich hätte dies je in Frage kommen können, wenn man bei Schiller selbst sich Rats erholt hätte. Ist es denn in unserm Drama allein Johanna, welche von der Leidenschaft der Liebe, wie vom Blitz, augenblicklich getroffen wird? Ist es anders bei Lionel? anders bei Dunois? Lionel hat kaum angefangen, die in Verzweiflung ihre Hände ringende Jungfrau mit der Teilnahme des Erbarmens zu betrachten, so nimmt auch schon der Anblick ihrer jugendlichen

[1]) Das Verlieben hat nur der totalen Vernichtung, dem Vertilgen (I, 10, V. 649) des englischen Heeres ein Ziel gesetzt. Johanna siegt, bis sie dem Lionel ins Gesicht sieht. Man beachte wohl, daß sie zuvor auch den Lionel überwunden hat, versteht sich in Gottes Kraft. Den schwarzen Ritter kann sie nicht töten, weil er ein Geist, kein lebendiger Mensch ist. Der starke Fehler, welchen sie durch Verfolgen des fliehenden Ritters begangen (s. II, 7, V. 376 u. 377), hat sie der Kraft Gottes noch nicht verlustig gemacht. Das thut erst die Liebe.

Schönheit sein Herz in Liebe hin. Dunois entdeckt dem La Hire das Geheimnis seiner Liebe (III, 1, V. 15) mit den viel sagenden Worten: „Den unbezwungnen Sinn hat **nie** ein Weib gerührt, bis ich die Wunderbare **sah** ... und **in dem Augenblick** gelobt' ich mir mit heil'gem Schwur, als Braut sie heimzuführen." Der Notstand des Vaterlandes war es, welcher ihm Herz und Sinn für die Liebe verschloß, bevor in Chinon sein Auge auf Johanna fiel[1]). Es ergibt sich sonach die ebenso interessante, als viel beweisende Thatsache, welche wir hiermit konstatieren, daß die Liebe des Dunois zu der Jungfrau eine sprechende Parallele bildet mit der Liebe Johannas zu Lionel. Ganz hingenommen in **patriotische** Liebe, sind beide, Dunois und Johanna, lange Zeit von **geschlechtlicher** Liebe völlig **unberührt**. Auch ihnen aber schlägt die Stunde. Unerwartet **plötzlich** trifft jenen wie diese der Liebe Strahl. Eine Geburt **des Augenblicks** ist die Liebe sowohl des Helden als der Heldin. Das aus dem Grunde des Lebens stammende Etwas, welches Herzen mächtig zu einander zieht, bezwingt den einen wie die andere. Dunois **sieht** Johanna und **liebt** (III, 1, V. 15), Johanna **sieht** Lionel und ihr **Sehn** ist **Lieben** (IV, 1, V. 58. III, 10, V. 653 folgd.).

Und dies Motiv des plötzlichen Ergriffenwerdens von Liebe ist ein Lieblingsmotiv des Dichters. Er hat es nicht bloß in unserm Stück dreimal angewandt, sondern auch seiner „Braut von Messina" als den eigentlichen Lebenspuls eingebildet und auf die tiefsten Gründe zurückgeführt[2]).

---

[1]) S. die Anm. 1 zu Seite 170 folgd.

[2]) Daß Beatrice der beiden Brüder leibliche Schwester, macht im wesentlichen keinen Unterschied. — Man lese den ganzen Abschnitt der Braut von Messina von V. 592 an bis V. 1551, bes. V. 700. 1030. 1092. 1115. 1150. 1463. 1476. 1516. 1525. 1543 nebst den jedesmal folgenden Versen. Einige Stellen mögen auszüglich hier stehen.

V. 702 (Don Manuel): Sie aber blickt mit großen Augen flehend mich an .... Tief in die Seele drückt sie mir den Blick, und umgewandelt schnell ist mir das Herz.

V. 1030 (Beatrice): Da stand er (Don Manuel) plötzlich an des Klosters Pforte, schön wie ein Gott und männlich wie ein Held. O, mein Empfinden nennen keine Worte! Fremd kam er mir aus einer fremden Welt, und schnell, als wär' es ewig so gewesen, schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.

V. 1477 (Don Cesar): Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen ereilt in der verhängnisvollen Stunde? Nicht, eine Braut zu suchen, ging ich aus, nicht, wahrlich, solches Eitle konnte mir zu Sinne kommen in dem Haus des Todes; denn dorten fand ich, die ich nicht gesucht. Gleichgültig war und nichts bedeutend mir der Frauen leer geschwätziges Geschlecht, denn eine zweite sah ich nicht wie dich (Mutter), die ich gleich wie ein Götterbild verehre.

V. 1525 (Don Cesar): Woher sie kam und wie sie sich zu mir gefunden,

Auch die Philosophie befindet sich nicht in Verlegenheit, das blitzschnelle Hervorbrechen der Liebe und zwar vorzugsweise bei solchen Menschen zu erklären, welche, wie die Jungfrau von Orleans, Graf Dunois und die beiden Brüder der Braut von Messina, durch ihre bisherige Lebensführung der geschlechtlichen Liebe völlig fremd geblieben sind, vorausgesetzt nur, daß denselben die zarteren Herzensgefühle nicht von Natur geradezu abgehen. Lord Beaconsfield behauptet sogar, daß es nur eine wirkliche Liebe gebe, nämlich die Liebe, welche uns beim ersten Blick auf das geliebte Wesen urplötzlich ergreife, und begründet seine Überzeugung metaphysisch dadurch, daß er eine solche Liebe als das überirdische Erzeugnis der lautersten Sympathie bezeichnet. Und die Erfahrung? Sie bestätigt das plötzliche Erwachen der Liebe und gerade der echtesten Liebe als Lebensthatsache bei sehr vielen und zwar den edelsten Menschen. Wie vortrefflich übrigens dies blitzgleiche Zünden der Liebe zu dem Charakter unseres Gedichtes paßt, in welchem das Wunderbare, das Ahnungs- und Geheimnisreiche ein wesentliches Grundelement bildet, liegt am Tage.

Und hat uns denn der Dichter nicht Anhaltspunkte genug gegeben, um die Plötzlichkeit des Verliebens seitens der Heldin unserm Verständnis zu vermitteln? Vor allem hat er Prol. 4, Str. 4 durch Gottes Nicht (Männerliebe) darf und Akt I, 10, V. 657 durch Mariens Wenn (die reine Jungfrau der irdischen Liebe widersteht) die Fähigkeit Johannas zu lieben außer Zweifel gestellt. In Domremy haben wir ihr Selbstvertrauen hinsichtlich der Liebe erkannt, Akt II, 7 dies Selbstvertrauen sich zur Selbstgewißheit steigern gesehen und in jenem wie in diesem den Grund gefunden, warum sie nicht nach Gottes Kraft gegen die Gefahr des Verliebens aufschaut. Den Versuchungen der Ritter und deren Helfer standzuhalten, reicht nun zwar das Pflichtbewußtsein und das natürliche Vermögen der Heldin für sich allein aus, weil keiner der Bewerber das seelenvolle Auge und die edlen, Johannas Herz allgewaltig ergreifenden Züge eines Lionel besitzt (IV, 1, V. 58); aber der Sturm

---

dieses frage nicht. — Als ich die Augen wandte, stand sie mir zur Seite, und dunkel mächtig, wunderbar ergriff im tiefsten Innersten mich ihre Nähe. Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's, nicht ihres Wesens schöner Außenschein, die Reize nicht, die auf der Wange schweben, selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt. — Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben, was mich ergriff mit heiliger Gewalt, wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben. — Die Seelen schienen ohne Worteslaut sich ohne Mittel geistig zu berühren, als sich mein Athem mischte mit dem ihren; fremd war sie mir und innig doch vertraut, und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden, Die ist es oder keine sonst auf Erden!

V. 1543 (Don Manuel): Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet, wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet, da ist kein Widerstand und keine Wahl, es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

der Versuchungen, denen die Jungfrau mit der ganzen Energie eines gehobenen Berufsgefühls begegnet, treibt zugleich ihre Selbstgewißheit in der Liebe auf die höchste Spitze des Hochmuts, auf welcher sie sich für die Liebe zu groß[1]), die Liebe für sie zu klein wähnt[2]), und da diese Seelenverfassung weder Raum läßt für die rechte Selbsthut, welche die menschliche Schwäche nie aus dem Auge verliert, noch irgend welche Hoffnung gibt, daß Johanna fortan bei der Begegnung mit Männern sei es in, sei es außer der Schlacht allezeit wider die Macht der Liebe die Kraft Gottes suchen werde, welche in der Stunde der äußersten Gefahr den allein festen Halt gewährt, um den Naturwillen in Schranken zu halten: so steht gar sehr zu befürchten, daß, wenn früher oder später der rechte Mann im rechten Augenblick erscheint, die Fähigkeit zu lieben bei Johanna um so gewisser zur Wirklichkeit wird, je länger unter dem eisernen Druck eines unweiblichen Berufes ihr weibliches Gefühl geschwiegen hat[3]).

Nun zurück zu der Frage des weltlichen Ehrgeizes und der weltlichen Eitelkeit. Die Gründe, welche gegen die Liebessehnsucht sprechen, gelten mehr oder weniger auch in der vorliegenden Frage, da weltliche Liebe und weltliche Eitelkeit beide unter den Begriff der Verweltlichung fallen. Wie wir die Annahme des Adels von seiten der Jungfrau auffassen, daß wir insbesondere keine Spur von Verweltlichung darin erkennen, s. S. 168 folgd. 173—176 folgd. Um die entgegengesetzte Ansicht vollends zu widerlegen, wollen wir von Domremy ausgehen.

Die Gottheit, welche die Jungfrau zum Kampf für das Vaterland berief, verbot derselben auf das bestimmteste die Männerliebe. Von Ehrgeiz und Eitelkeit hat weder Gott noch Maria das Mindeste erwähnt. Was folgt daraus? Daß von eitler Weltrichtung nichts in Johanna war, nicht einmal eine Anlage dazu. Sonst würde die Gottheit ihre Gesandte, der sie eine auch nach der Seite der Ruhmbegier so versuchungsvolle Aufgabe erteilte, unfehlbar vor dieser Untugend ebenso nachdrücklich gewarnt haben, wie vor der Männerliebe. Aber nicht bloß hat die Gottheit dies unterlassen, sie hat ihrer

---

[1]) S. V. 436—453. Die reine Jungfrau herabziehn in den gemeinen Staub u. s. w.!

[2]) Das ist also das gerade Gegenteil dessen, was die Gegner annehmen, daß nämlich die Versuchung durch die Ritter eine Liebessehnsucht in dem Herzen Johannas erweckt habe.

[3]) Bedarf es noch weiterer Brücken, um das Verlieben zu erklären? Ich dächte nein. Doch will ich nicht an der Frage vorübergehen: Ließe es sich denken, daß die Versuchung Johannas Herz zur Liebe disponiert habe, ohne daß sie ein Gefühl oder Bewußtsein davon hätte? Mit andern Worten: Ist eine Affektion der Liebe möglich, ohne daß sich dieselbe im Gefühl oder Bewußtsein irgendwie geltend machte? Mir erscheint das als undenkbar. Aber gesetzt, es wäre möglich, kämen wir damit ein Haar breit weiter als mit der bloßen Fähigkeit zu lieben? Ich wüßte nicht.

Erwählten sogar verheißen: „Ich werde dich mit kriegerischen Ehren, vor allen Erdenfrauen dich verklären“ [1]). Gott, der Herz und Nieren prüft, weiß, was in dem Menschen ist, er wußte es auch, wenn in der Seele Johannas Keime der Ehrsucht lagen. Und dennoch hätte er ihr jene Verheißung gegeben, welche diese Keime nähren und großziehen mußte? Ihr gegeben ohne jede Warnung? Nein, nur eine Gefahr kennt Gott für seine Berufene, nur vor einer Gefahr warnt er sie — vor dem Verlieben; hätte ihr Gefahr auch von weltlicher Neigung gedroht, und Gott hätte sie nicht nur nicht vor der letzteren gewarnt, sondern darin noch bestärkt, so wäre er doppelt mit daran schuld. daß sie „durch Annahme des Ritterschlags sich ihrer göttlichen Sendung hätte entfremden lassen“ [2]), und da diese Entfremdung der Anfang des Verweltlichungsprozesses sein würde, der mit dem Verlieben sich abschlösse, so träfe Gott den Herrn — gelinde ausgedrückt — sogar auch die Mitschuld an Johannas Fall.

Auch die unverbrüchliche Verheißung hat Gott der Heldin in Domremy gegeben: „Du wirst Reims (durch einen Sieg) befrein“ u. s. w. Mit dem Götzen des weltlichen Ehrgeizes in der Seele könnte die Jungfrau die Befreiung von Reims ebensowig ausführen, wie mit den „sündigen Flammen eitler Erdenlust“ im Herzen. Denn so wie so besäße nicht mehr allein Gott ihr Herz, die Welt mit ihrer Eitelkeit würde ebenfalls ihre Stätte darin haben. Aber Gott und Welt, himmlischer und weltlicher Sinn wohnen nicht in demselben Herzen, zugleich mit dem Eingehen der Weltneigung in das Menschenherz verläßt Gott dasselbe. Träte dieser Fall bei Johanna ein, so hätte sie eben damit aufgehört, Gottes Werkzeug zu sein, könnte Gottes Schlachten nicht mehr schlagen, keinen Sieg mehr erfechten. Was nun geschieht? Johanna siegt vor Reims — siegt als Gottes Organ in unwiderstehlicher Gotteskraft (Sz. 6, V. 506), bis Reims befreit und die Verheißung zur Thatsache geworden ist. Und darin liegt die unumstößliche Bürgschaft, daß Johanna in der Schlacht vor Reims von dem Dämon weltlicher Ehrsucht nicht ergriffen, daß mithin auch ihre Annahme des Ritterschlags weder Folge noch Ursache von Verweltlichung ist. Gott wußte zu der Zeit, wo er ihr sowohl die Befreiung von Reims als die kriegerischen Ehren verhieß, daß kein Zunder des Ehrgeizes in ihr war, und sah alles voraus,

---

[2]) Wir beschränken die kriegerischen Ehren nicht, wie Düntzer S. 111, Anm., bloß auf Kriegsruhm, sondern verstehen darunter alle, sowohl die idealen als die äußern Ehren, wie Standeserhöhung, Erhebung in den Adelstand u. s. w., s. uns S. 169, beſ. Anm. 1. Aber selbst in der Beschränkung auf Kriegsruhm wäre die Verheißung kriegerischer Ehren ein mächtiges Vehikel des weltlichen Ehrgeizes für Johanna gewesen, wenn „eitles, irdisches Verlangen“ dieselbe getrieben hätte (Prol. 4, Str. 2 zu Ende).

[3]) Düntzer S. 211: „Freilich hat sie selbst sich schon (d. h. vor der Bewerbung der Ritter) ihrer göttlichen Sendung dadurch entfremden lassen, daß sie den Ritterschlag angenommen hat.“ Vergl. S. 111 folgd.

was seine Kriegerin thun würde: der Erfolg zeigt sein Allwissen im hellsten Glanze.

Nicht das Trachten nach zeitlichen Ehren, nicht Verweltlichung ist Johannas Fehler, ihr ganzes Bestreben ist vielmehr dahin gerichtet, Gottes Willen an ihrem Vaterlande zu vollbringen und sich die Krone des ewigen Lebens zu verdienen. Und was sollte ihr auch alle weltliche Hoheit und Herrlichkeit, weiß sie ja doch aus der Offenbarung des Sterbens auf dem Schlachtfelde, daß das Ende ihres Erdendaseins, weil die Vollendung ihres Werkes, nahe sei. Was Gott nach seinem weisen Rat ihr an weltlichen Ehren gibt, fällt ihr von selber zu aus seiner Gnadenhand (s. S. 169. 173—174).

Allerdings ist auch Johanna nicht frei von Sünde. Wir kennen dieselbe, ihr Hochmut ist es, über die irdische Liebe hinaus zu sein. Dieser aber hindert sie nicht, Gottes Werkzeug zu bleiben, bis der Blick in Lionels Angesicht sie urplötzlich in Liebe gefangen nimmt. Denn der Hochmut ihrer Selbstsicherheit in der Liebe, so gewiß er die Brücke zum Verlieben bilden kann und in unserer Dichtung bildet, ist doch nichts weniger als die Liebe selbst[1]), ist vielmehr ihr gerades Gegenteil, da er Grund und Wurzel in dem heiligen Verlangen hat, unbefleckt von Männerliebe und sündiger Erdenlust einzig und allein Gott in jungfräulicher Keuschheit am Vaterland zu dienen und das unverwelkliche Erbe der himmlischen Herrlichkeit zu erringen, welches Maria einst (I, 10, V. 673) der Hirtin als den Lohn pflichttreuen Gehorsams vorgehalten hat.

Schließlich noch ein paar Worte. Düntzer behauptet S. 105, die Triebe der Ruhmbegier und der Sehnsucht nach einem ihr innig ergebenen Herzen (also nach irdischer Liebe) hätten allmählich in Johanna erwachen und endlich über ihren himmlischen Beruf den Sieg davon tragen müssen. Als Gründe gibt er[2]) den Einfluß an, welchen die romantische Liebe Sorels zum Könige, die Ehr- und Ruhmsucht der Vornehmen, der Glanz des Hofes mit seinem leidenschaftlich bewegten äußern Treiben u. s. w. auf das einfache Mädchen habe üben müssen. Mußte wirklich unter solcher Umgebung in Johanna die Liebe erwachen, was bezweckte dann Gottes Nicht Männerliebe darf? Ist es göttlich, Gebote oder Verbote zu geben, die der Mensch verletzen muß? Mußte Liebe und mußte Ehrgeiz sich der schlichten Schäferin in so verführerischen Verhältnissen bemächtigen und endlich sogar den Sieg über ihren himmlischen Beruf davontragen, wer ist es, der sie versucht hat über Vermögen, wer verschuldet ihren unausbleiblichen Fall? Nein, Johanna mußte nicht fallen durch die Weltlust der Liebe und der Ruhmbegier. Auch ohne Fallen ließ sich die göttliche Aufgabe lösen[3]).

---

[1]) Dagegen vergesse man nicht, daß das Sehnen nach irdischem Liebesglück bereits Liebe ist, wenn sich diese auch nicht auf eine bestimmte Person gerichtet hat.

[2]) S. Seite 177, Anm 1.

[3]) Hat sich denn die historische Jungfrau von Liebe überwinden lassen?

Gott hatte durch sein Nicht darf, Maria durch ihr Wenn das Suchen himmlischer Kraft gegen die Liebe ihr auf handgreifliche Weise zur Pflicht gemacht. Daß Johanna in dem Übermaße ihres Selbstvertrauens dies versäumte, wes ist die Schuld? Ihre Schuld ist es, nicht Gottes. Zum Ehrgeiz und Ruhmestrachten dürfen wir, wie vorhin bewiesen, nicht einmal die Anlage in ihr voraussetzen, ohne zugleich Gott selbst anzuklagen, weil er sie nicht verwarnt, sie im Gegenteil sogar auf kriegerische Ehren hingewiesen hat.

Und gibt es denn für die leidenschaftliche Energie, womit Johanna den Kampf vor Reims beginnt und bis zum Siege fortsetzt, keine andere Erklärung als, wie Düntzer meint, das Bestreben, „sich selbst zu betäuben, um sich dem Kampfe ihres Innern zu entziehen, der sich" (durch die Annahme des Ritterschlags und den Eindruck der Liebesversuchung) „in ihrem Busen erhoben und die Reinheit ihrer Seele getrübt hat?" [1]) Es muß eine andere Erklärung geben, denn bei solchem Zerwürfnis ihres Innern, bei solcher Trübung ihrer Seelenreinheit kann Johanna nicht mehr Gottes Werkzeug sein, weil Gott nur ein reines, ungeteilt ihm gehörendes, nicht aber ein zwischen ihm und der Welt ringend-schwankendes Herz mit seiner Kraft durchlebt und ohne diese Gotteskraft sowie das Gefühl derselben keine Macht des Sieges in der Jungfrau sein würde. Der glänzende Sieg, den sie erkämpft, beweist, daß sie bis zu der verheißenen Befreiung von Reims Gottes Streiterin und mit seiner Kraft gewappnet ist. Die allein maßgebenden Aufschlüsse über die Ursachen, woraus wir Johannas brennende Sehnsucht nach der Schlacht und ihr leidenschaftliches Ungestüm im Kampfe bis zum Auftreten des Ritters [2]) abzuleiten haben, erteilt uns der Dichter selbst. Enthalten sind dieselben in folgenden Stellen: Akt III, 3 zu Ende: „Das heil'ge Mädchen liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs . . . sie meidet verschämt den eitlen Blick gemeiner Augen", daneben Akt III, 4, V. 452: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung"; sodann III, 4, V. 407: „Jetzt heißt er (der Geist Gottes) mich mein Werk vollenden", dazu V. 455: „Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blase! Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille, es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh, und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle, gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu"; ferner III, 4, V. 412—413: „Laß uns nicht still stehn, denn geschäftig sind die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen"; endlich III, 5 zu Anfang: „Schlacht und Kampf! Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei." Wir werden alle diese Äuße-

---

Hat die Weltlust des Ehrgeizes Jeanne d'Arc ins Unglück gestürzt? Und wenn diese Triebe einmal erwachen mußten, mußten sie während der Berufsdauer erwachen?

[1]) Düntzer S. 111—113.

[2]) Das Verhalten Johannas dem Ritter gegenüber wird seinerzeit besonders zu betrachten sein.

rungen an ihrer Stelle nach einander zu erwägen und das Gesamtergebnis aus ihnen am Schluß unserer Szene zu ziehen haben.

Johanna hat den versammelten Hofleuten erklärt, daß sie nur als reine Jungfrau ihr Werk vollenden und deshalb keines Mannes Gattin sein könne. Auf Grund dessen mußte sie mit Bestimmtheit erwarten, daß man wenigstens bis zur Vollendung ihres Werkes von allem weiteren Liebeswerben abstehen werde, und mehr hätte es für sie nicht bedurft, weil sie weiß, daß sie auf dem Schlachtfelde ihr Leben enden werde. Aber sie hat sich geirrt, soviel Feingefühl besitzen die Herren nicht. Zwar reden sie nicht mehr von Eingehen eines Ehegelöbnisses vor Vollendung der Mission, aber sie suchen mit allen Künsten der Überredung teils direkt (Dunois), teils indirekt (Erzbischof, König) Johanna dahin zu vermögen, nach Vollendung ihres göttlichen Auftrags neuem Liebeswerben Ohr und Herz zu leihen. Und das ist, vom Standpunkte der göttlichen Offenbarung aus betrachtet, in der Hauptsache ganz dieselbe Versuchung, wie die erste, nur feiner und darum gefährlicher. Die Versucher freilich sehen das nicht, und warum sehen sie es nicht? Sie haben keine richtige Idee von der **jungfräulichen Reinheit** und begreifen daher nicht, daß schon die bloße **Neigung** zur Liebe im Sinne der Offenbarung dem förmlichen **Ehegelöbnis** gleich kommt, daß folglich ein jegliches Bemühen, die Liebesneigung durch Zureden in Johanna anzufachen und auf diese Weise die Einwilligung zu Liebesanträgen von ihr zu erlangen, das größte Unheil über die Heldin und ihr Werk bringen kann. Denn ginge sie wirklich in die Versuchung ein und gäbe sie mit aufrichtigem, liebegeneigtem Herzen ihre Zustimmung, weitere Anträge später entgegenzunehmen [1]), so hätte sie eben damit die in göttlichem Sinne reine Jungfräulichkeit verloren, mithin auch die Fähigkeit und Tüchtigkeit eingebüßt, fernerhin Gottes Streiterin zu sein, und könnte demgemäß weder in der bevorstehenden Schlacht siegen noch ihren himmlischen Beruf überhaupt vollenden. Jedes Genehmigen eines Liebewerbens würde ja indirekt das Geständnis ihrer Gegenliebe, im wesentlichen also nichts anderes sein als das Ergreifen der von Dunois oder La Hire zum Ehegelöbnis ihr dargebotenen Hand [2]). Die Versuchenden haben, wie gesagt, kein Verständnis, wie sie denn überhaupt durch das was sie denken und thun, augenfällig bekunden, daß der geistige Standpunkt, auf welchem sie stehen, weder an die Erhabenheit der göttlichen Mission hinanreicht, noch der Würde ihrer gotterwählten Trägerin gerecht wird.

---

[1]) An ein Zustimmen zu Liebesanträgen ohne Liebesgeneigtheit, bloß zum Schein, um sich der lästigen Versucher zu entledigen, dürfen wir bei Johanna nicht denken, ohne sie zu entwürdigen.

[2]) Johanna gibt, abgesehen von ihrem Abscheu vor der Männerliebe sündigen Flammen (Prol. 4, Str. 4), zu weiteren Anträgen schon darum ihre Zustimmung nicht, weil sie festhält an der Offenbarung (Prol. 4): Nie wird der Brautkranz u. s. w. und II, 7: Sterben auf dem Schlachtfeld.

Zuerst richtet der Erzbischof seinen Zuspruch an Johanna. Mit Bezug auf die letzten Worte derselben: „Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes und keinem Manne kann ich Gattin sein", predigt er ihr die alte (1. Mos. 2, 18), an und für sich vollkommen berechtigte, auf Johanna aber ganz und gar nicht anwendbare Lehre:

„Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist (V. 394)
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!"

und fährt dann fort:

„Und hast du dem Befehle deines Gottes, (V. 397)
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verleugnet hast, das nicht
Berufen ist zum blut'gen Werk der Waffen."

Ein klareres Zeugnis hätte sich der Bischof nicht ausstellen können, daß ihm das rechte Licht über Johannas Verhältnis zu Gott und Welt noch nicht aufgegangen ist. Er mißt das Außerordentliche mit dem Maßstab des Alltäglich-Gewöhnlichen und beurteilt die Ausnahme nach dem Gesetz der Regel. Die Sendung Johannas betrachtet er bloß als Episode in ihrem Leben und ist der Meinung, die Gottesstreiterin müsse und werde, nachdem sie den göttlichen Befehl vollzogen, zu dem sanfteren Geschlecht zurückkehren, die Seherin und Prophetin sich dem natürlichen Beruf des Weibes widmen, Gattin und Mutter zu sein. Die Frage hat er sich noch nicht vorgelegt, ob es denn auch der Ratschluß der Vorsehung sei, daß die Jungfrau, welche Gott zum Dienst seines heiligen Werkes erkoren, nach Vollführung desselben sich dem Dienst der Männerliebe und den sündigen Flammen eitler Erdenlust hingebe (Prol. 4, Str. 4), oder ob es der Idee besser entspreche, daß sie für immer Gottes allein bleibe, damit er sich für und für in ihr verherrliche und sie vollbereite für sein himmlisches Reich. Die Frage wäre zugleich die Antwort gewesen, und der Bischof hätte somit den Willen Gottes und den Sinn der Jungfrau in betreff ihres Seelenheils der Hauptsache nach erkannt. Aber er ist nicht der Mann, um Sinn und Sendung Johannas aus dem Grunde zu verstehen.

Was das Ende von Johannas Mission anbelangt, so hält der Bischof, wie der König und der ganze Hofstaat, an der ursprünglichen Idee fest, daß die Schlacht bei Reims die letzte des Krieges sein werde, während Johanna, durch die Offenbarung des Sterbens eines andern belehrt, nach dem Einzug in Reims und der Krönung des Königs noch ein weiteres Treffen voraussieht. Sie trägt dem Standpunkt der Anwesenden insoweit Rechnung, als sie es kann, ohne das Interesse ihrer Mission zu schädigen oder die Wahrheit geradehin zu entstellen. Es ist das gleich aus den ersten Versen der Antwort zu ersehen, welche Johanna dem Bischof gibt, eine Antwort, in der durchweg viel mehr liegt als der äußere Schein verrät.

„Ehrwürd'ger Herr", (so spricht sie mit rücksichtsvoller Bescheidenheit),
„ich weiß noch nicht zu sagen, (V. 403)
Was mir der Geist gebieten wird zu thun;
Doch wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr."

Dem Bischof hat bei den Worten seiner Anrede: „Wenn du dem Befehle deines Gottes genug gethan", der Gedanke vorgeschwebt, daß die Schlacht bei Reims den Endsieg bringen werde. Johanna weiß, daß dem nicht so ist, sondern daß nach der Hauptschlacht bei Reims noch ein Treffen folgen wird, und da sie ebenfalls weiß, daß ihr dies zweite Treffen das Leben kosten soll, so beziehen sich ihre Worte V. 403—406 nicht auf die Zeit nach Vollendung der ganzen Mission, sondern auf die Zwischenzeit zwischen den beiden Schlachten. Für diese Zeitstrecke hat Johanna, abgesehen von dem mit dem Sieg bei Reims aufs engste verbundenen Krönen, in der That noch keine Offenbarungen erhalten, sie sieht aber, weil die Retardation der Vollendung neue Maßnahmen bedingt, auch neuen Verhaltungsbefehlen vom Himmel entgegen, und dies mit um so gewisserer Zuversicht, als sie an Fallen auch nicht von fern denkt. Daß übrigens der Geist, welcher in Domremy zu ihr gesagt hat: „Nicht Männerliebe darf" u. s. w. und „Nie wird der Brautkranz" u. s. w. (Prol. 4), jetzt ihr nicht das Heiraten gebieten kann, weil er sonst sich selbst widersprechen würde, ist für Johanna eine ausgemachte Sache.

Der Geist nämlich, von dem Johanna V. 404 redet, und dessen Stimme (V. 405), wie sie des gewiß ist, ihr nicht schweigen wird, ist der Geist Gottes oder der Geist der vergöttlichten Maria, mithin Gott selbst oder die göttliche Maria; die Stimme des Geistes, welche sie außer sich hört, ist Gottes oder Mariens Offenbarungsstimme [1]),

---

[1]) Der Geist ist:
1. der Geist der göttlichen Offenbarung, d. h.
2. der Geist des sich offenbarenden Gottes, mithin, da Gott Geist ist,
3. Gott, der sich selbst (Prol. 4) oder durch die vergöttlichte Maria (I, 10) offenbart. Göttlich nennt sich Maria I, 10, V. 660: „Göttlich bin ich selbst." Des Geistes Ruf ist gleichbedeutend mit Gottes Ruf, wie Prol. 4 augenfällig darthut. Denn Strophe 2 sagt Johanna: „So ist des Geistes Ruf an mich ergangen", und unmittelbar darauf

Die Stimme ist:
1. die Stimme der göttlichen Offenbarung,
2. die Stimme des sich offenbarenden Gottgeistes, mithin
3. die Offenbarungsstimme Gottes selbst oder an seiner Statt der vergöttlichten, zur Königin des Himmels erhöhten Maria. II, 7, V. 435: Mich treibt die Götterstimme. (Götter = Gottheit.) Königin der Himmel heißt Maria I, 10, V. 675—676; Himmelskönigin ebend. V. 727; IV, 1, V. 70. Vergl. V, 14, Schluß.

Str. 3: „Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen im feur'gen Busch sich flammend niederließ .... Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen" u. s. w.

die sie in Domremy unter der heiligen Eiche berufen, sie seitdem geführt, getrieben (II, 4 u. 7) und alle ihre Schritte gelenkt hat[1]). Johanna bezieht sich demnach, indem sie dem Bischof erklärt, sie werde thun, was ihr des Geistes Stimme seinerzeit gebieten werde, auf die göttliche Offenbarungsstimme, welche sie demnächst vernehmen werde, und dieses Sichbeziehen auf die Geistes(=Gottes)stimme der Offenbarung ist im Grunde vollständig das nämliche, wie das Sichberufen auf die göttliche Offenbarung, welches Johanna vorhin[2]) dem Versuchen zur Liebe entgegensetzte, und womit sie sowohl in dem Abschiedsmonolog von der Heimat (Prol. 4) als in dem biographischen Bericht zu Chinon (I, 10) ihr Auftreten als Kriegerin motiviert und gerechtfertigt hat. Nur darin unterscheidet sich alles frühere Sichberufen von dem jetzigen, daß jenes sich auf bereits an Johanna ergangene Offenbarungen stützt, während dieses sich auf eine von ihr noch erwartete Offenbarung bezieht, welche indessen, weil mit Sicherheit erwartet, in ihren Augen jeder ihr bereits gewordenen Offenbarung gleich steht.

Warum aber hat sie sich nicht, um jedes weitere Versuchen ein für allemal abzuschneiden, geradezu auf Prol. 4 berufen: „Nie wird der Brautkranz" u. s. w., und auf die Verkündigung des Sterbens auf dem Feld der Ehre II, 7, also auf früher ihr erteilte göttliche Offenbarungen? Wir thun die Gegenfrage: Durfte sie es wagen, angesichts der entscheidenden Kriegsereignisse von ihrem Tode zu sprechen? Würde sie damit nicht den Mut der Krieger aufs tiefste niedergebeugt haben? Nun, so konnte sie ja die zweite der beiden Offenbarungen weglassen und nur auf die erste: „Nie wird der Brautkranz" u. s. w. Bezug nehmen. Hätte sich denn aber nicht auch diese Offenbarung auf den Tod Johannas deuten lassen? Und wäre sie nicht um so gewisser darauf gedeutet worden, als die Ritter die Heldin keineswegs für unverletzbar halten, sondern sie beschützen zu müssen glauben (I, 10, V. 699. II, 4. III, 8)?[3])

Johanna setzt sodann ihre Antwort an den Bischof folgendermaßen fort:

„Jetzt aber heißt er (der Geist Gottes) mich mein Werk vollenden. (V. 407.)
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Öl hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König."

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als betrachte Johanna mit der Krönung ihre Aufgabe gelöst. Bei genauerer Erwägung aber stellt sich heraus, daß eine solche Auffassung durchaus nicht Stich hält.

---

[1]) S. Seite 41, bes. Anm. 1.

[2]) V. 388 folgd. S. Seite 175 und 176.

[3]) Hätte sich Johanna nicht auf ihr Gelübde, stets Jungfrau zu bleiben, berufen können? Die Berufung auf die ihr sichere Stimme der Gottheit war von ungleich größerem Gewicht als es die Berufung auf ihr Gelübde würde gewesen sein, zumal der Beweisführung des sie zur Ehe drängenden Bischofs gegenüber.

Seit der Offenbarung des Sterbens auf der Walstatt ist die Krönungsweihe nicht mehr das Ende der Mission. Denn wäre sie es noch, so würde die Schlacht bei Reims die letzte des Krieges, und weil Johanna in derselben sterben müßte, ihre Gegenwart bei der Krönungsfeier ein Ding absoluter Unmöglichkeit sein. Das sieht Johanna so gut, wie wir, und muß daher vernünftigerweise, weil ihre Anwesenheit bei dem Krönungsakte göttlich verbürgt ist, nach der Hauptschlacht vor Reims noch ein weiteres Treffen erwarten, um in diesem ihr Werk sterbend vollenden zu können. Daraus ergibt sich mit leuchtender Klarheit, daß Johanna in dem Vollenden des V. 407 die durch zwei Schlachten hin verlaufende Vollendung ihres Werkes als einheitliches Ganze zusammenfaßt (Sieg vor Reims und Krönen, Treffen nach Reims und Vollenden)[1]).

Ganz im Einklang damit steht die Weise des Ausdrucks, dessen Johanna sich bedient. Wie sie V. 406 nicht gesagt hat: „Was mir der Geist" nach Vollendung meines Werkes[2]) „gebieten wird zu thun", woran man im Blick auf des Bischofs: „Und hast du dem Befehle deines Gottes, der in das Feld dich rief, genug gethan" (V. 397) wohl denken könnte, so sagt sie auch V. 407 nicht: „Jetzt heißt er (der Geist) mich mein Werk" durch die Krönung meines Herrn „vollenden". Sie sondert vielmehr die Worte des V. 407 als eignen Satz durch das Punktum hinter vollenden von den folgenden Versen 408—410 ab und fängt mit „die Stirne meines Herren ist noch nicht gekrönt" neue Sätze an. Warum thut sie jenes nicht, sondern dieses? Wie wir so eben sahen, weiß Johanna, was die andern nicht wissen, daß das Vollenden nicht auf einmal, sondern erst nach zweimaligem Kampfe völlig wird. Das will sie aber nicht aussprechen und wählt deshalb eine Form der Rede, welche einerseits die Hoffnung der Ihrigen, daß mit dem Krönungsfeste das ganze Rettungswerk vollbracht sei, nicht darniederschlägt, und welche anderseits dadurch, daß sie die Krönung in selbständigen, dem **Vollenden** grammatisch **nicht untergeordneten** Sätzen hinstellt, auch für einen nach dieser Feier folgenden Kampf den Raum vollkommen offen läßt. Indem die Heldin nicht über die Krönung hinausgeht, hält sie sich innerhalb des Gedankenkreises des Hofes und Heeres[3]),

[1]) S. Seite 148 bis 150.

[2]) Man erlaube diese prosaische Ausdrucksweise, welche wir dem Dichter selbstverständlich nicht vorschreiben, um der Kürze willen.

[3]) Das darf Johanna um so mehr, da sie auf Grund der Offenbarung und des Volksglaubens die Krönung als das vornehmste Hauptstück ihrer Mission, die Krönungsschlacht vor Reims als die Hauptschlacht des Krieges auch jetzt noch betrachten muß, wo die Verkündigung ihres Sterbens auf dem Kampfplatz die ursprüngliche Reihenfolge Vertilgen — Krönen (Prol. 4, Str. 5, V. 419 u. I, 10, V. 649 folgd.) in Krönen — Vertilgen umgekehrt hat. Die Idee ist nämlich nach wie vor diese: Wem Gott die Krone gibt, dem gibt er auch das Reich, sei es sogleich bei der Krönung, sei es erst nach mehr oder weniger langen Kämpfen. So spricht Thibaut Prol. 3, V. 372

und während sie nicht alles sagt, was sie auf Grund der Offenbarung denkt, weil mehr sagen als sie sagt der Sache, welcher sie dient, nicht frommen würde, sagt sie gerade so viel, als den Ihrigen genügen sollte, um dieselben durch den Hinweis auf die Dringlichkeit der Krönung von müßigem Liebeswerben zu schleunigem Aufbruch nach Reims anzufeuern.

„Wir sind begriffen auf dem Weg nach Reims", bemerkt Karl, um anzudeuten, daß das Ziel der Krönung und des Kriegsschlusses nahe sei, Johanna mithin keine Ursache habe, ihr Herz so schroff gegen die Liebe abzuschließen. Die Erwiderung der Jungfrau: „Laß uns nicht still stehn, denn geschäftig sind die Feinde rings, den Weg dir zu verschließen. Doch mitten durch sie alle führ' ich dich!" [1]) enthält ebenfalls auf den ersten Blick manches Rätselhafte. Warum, da sie durch die Offenbarung sicher ist, den König siegreich nach Reims hinzuführen, drängt sie ihn doch so sehr, den Feinden nicht noch länger Zeit zu lassen, ihm durch fortgesetztes Anlegen von Schanzwerken den Weg zu versperren? Der Kampf, kann man sagen, wird dadurch schwieriger und der Sieg mit mehr Frankenblut erkauft werden. Damit aber trifft man den Hauptgesichtspunkt der Heldin noch nicht. Es liegt ihr vielmehr alles daran, daß die Niederlage der Engländer eine sehr große, die Vernichtung derselben wenn auch nicht vollständig durchgeführt, was durch die Offenbarung des Sterbens auf dem Schlachtfelde ausgeschlossen ist, doch so weit, als irgend möglich, gebracht werde. Dies aber würde um so weniger der Fall sein, je mehr Schanzen die Gegner aufwerfen und ihre Stellung befestigen könnten.

Die letzten Worte der Jungfrau: „Doch mitten durch sie alle führ' ich dich", scheinen dem Grafen Dunois zu einer nochmaligen Bewerbung wie gemacht. Er unterbricht daher das Gespräch Johannas mit dem König durch die Frage:

„Wenn aber alles wird vollendet sein, (III, 4, V. 415)
Wenn wir zu Reims nun siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —"

Der Standpunkt des Grafen, welchen sämtliche Anwesende teilen, beruht offenbar auf der ursprünglichen Grundidee, welche Johanna in Chinon durch den Mund der Maria ausgesprochen hat. Dunois wie alle denken die Schlacht bei Reims als die letzte, alles vollendende Schlacht. Dieselbe eröffnet ihnen den Einzug in Reims, und daselbst findet unmittelbar darauf die Krönung des Königs statt. Sowohl

aus dem Munde des Volkes: „Unser Herr ist, wer die heil'ge Ölung empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Reims." — In gleichem Sinne sagt Johanna II, 7, V. 419: „Frankreichs königliches Wappen hängt am Throne Gottes. Eher riß ihr einen Stern vom Himmelswagen als ein Dorf aus diesem Reich, dem unzertrennlich ewig einigen!" — Desgleichen IV, 10, V. 423 der König: „Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt", und derselbe V. 433: „Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden, empfangen Frankreichs Könige die Krone."

[1]) Vergl. I, 10, V. 695: „Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin."

des Sieges als der Krönung sind sie sicher; beide im Verein bedeuten für sie, jener nach der realen, dieser nach der idealen Seite hin, den vollständigen Abschluß des Krieges. Johanna antwortet dem Grafen:

„Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause."

Dunois und die andern Gegenwärtigen vernehmen ihrem Standpunkt gemäß aus dem „Will es der Himmel" weiter nichts als die Sprache frommer Demut, welche Gott im voraus die Ehre gibt für das, was sie mit fester Zuversicht erwartet. Sieggekrönt hat für sie nichts Verfängliches, alle denken ja den Sieg bei Reims als die Krone der Siege, insofern er ihrer Überzeugung nach das Ende des Krieges und die Krönung des Königs zur Folge hat. Wiederkehren erscheint ihnen ebenfalls als ein ganz harmloser Ausdruck. Hat nicht Johanna, von anderm abgesehen, noch vor wenigen Augenblicken dem König gesagt: „Mitten durch sie alle führ' ich dich", und damit wiederholt, was sie ihm einst in Chinon verbürgte: „Durch tausend Feinde führ' ich dich nach Reims"? Wie kann sie also nicht wiederkehren aus dem Kampfe?

Wir dagegen sehen mit andern Augen. Allerdings schließt sich Johannas Antwort an die Frage des Dunois, und dieser Anschluß hat auf den ersten Blick einen sehr täuschenden Schein. Dem „siegend eingezogen" des Dunois entspricht das „sieggekrönt . . . wiederkehren" der Jungfrau, dem „Wenn" des ersteren das „Will es" der letzteren. Auch das „vollendet" findet sich hier wie dort, ob auch nicht in den parallelen Gliedern der Perioden. Aber bei genauerer, die verführerische Außenseite durchdringender Betrachtung treten uns alsbald sehr wesentliche Unterschiede entgegen.

Statt „siegend" sagt Johanna „sieg**gekrönt**", statt „einziehen" „wiederkehren". Mit jenem greift sie über siegend hinaus, mit diesem geht sie hinter einziehen zurück, mit beidem überbietet sie die parallelen Ausdrücke des Dunois. Sieggekrönt zielt auf den Endsieg hin, betont aber im Gegensatz zu einem bloßen, wenn auch entscheidenden Sieg die völlige Vernichtung der Feinde. Der Sieg vor Reims ist nur dann die Krone der Siege, wenn er das Gebot der Maria: „Damit (mit dem Schwerte) vertilge meines Volkes Feinde" zur Thatsache macht. Wiederkehren weist auf den Kampfplatz zurück und hat den Sinn: vom Walfeld zurückkehren. Am weitesten entfernt sich Johannas Will es der Himmel von dem Wenn des Dunois. Letzteres ist beidemal das abgeschwächte Wann (= nachdem) und leitet Zeitsätze ein, denen im Nachsatz das „dann" entspricht. Will es dagegen, das nur der äußeren Form nach sich von Wenn es . . . will unterscheidet, führt einen wirklichen Bedingungssatz ein, dessen Hauptsatz mit so anhebt. Johanna hat also die Temporalperiode des Grafen in eine Konditionalperiode umgewandelt und höchst charakteristisch aus dem Vordersatz

der ersteren das „(wenn alles) vollendet sein wird" zur Bildung ihres Nachsatzes „(so) ist (mein Werk) vollendet" entnommen.

Durch die hypothetische Satzform aber ist die „sieggekrönte Wiederkehr aus diesem Kampf" in Zweifel gezogen und damit auch die Folge „so ist mein Werk vollendet" in Frage gestellt. Es befremdet das aus doppeltem Grunde im höchsten Grade. Stets hat Johanna in allem, was ihren Beruf angeht, sich auf das allerbestimmteste ausgesprochen, jetzt auf einmal scheint sie angesichts der letzten Entscheidung ihrer Sache nicht sicher! Und nun gar — der schreiende Widerspruch, womit sie allem Anschein nach durch „Will es" plötzlich alles als zweifelhaft hinstellt, was sie vor wenigen Minuten [1]) als zweifellos gewiß bezeichnet hat! Nun läßt sich freilich die bedingende Redeform sowohl von einer günstigen als von einer ungünstigen Seite auffassen, d. h. entweder als Hoffnung oder als Besorgnis verstehen, aber ob dieselbe so oder so gemeint ist, der Zweifel bleibt immer Zweifel, mögen wir ihn so leise oder so stark denken, als wir wollen. Nur wer aus Gründen, wie die um Johanna Versammelten, „Will es" als bloße Phrase deutet, für den gibt es kein Bedenken; es besteht für ihn die sieggekrönte Wiederkehr aus dem bevorstehenden Kampf nach wie vor unangefochten.

Woran nun, so fragen wir, die wir Johannas Äußerung nehmen, wie sie ist, — woran zweifelt sie? An sieggekrönter Wiederkehr oder an sieggekrönter Wiederkehr oder gar an beidem, an sieggekrönt ebenso wie an Wiederkehr? [2])

Die erste der Möglichkeiten, daß nämlich Johanna bloß an sieggekrönt d. h. an Vernichtung der Feinde in der Schlacht vor Reims zweifle, findet in der Verheißung eine doppelte Stütze. Gott hat Prol. 4 gesagt: Du wirst Reims befrein und deinen König krönen. Damit hat er die Wiederkehr sowie den Sieg garantiert, die Vernichtung der Feinde vor Reims aber nicht garantiert. Auch Maria hat das Vertilge bloß geboten, keineswegs gewährleistet. Es scheint demnach, als beschränke sich der Zweifel Johannas lediglich auf das nicht garantierte sieggekrönt und lasse die Wiederkehr durchaus unangefochten. Sie würde folglich dem Dunois auf seine Frage den Bescheid erteilen: Wenn Gott es gibt, daß ich nicht bloß (wie du meinst) nach einem entscheidenden Sieg über die Feinde, sondern — was mehr ist — nach totaler Vernichtung derselben aus dem bevorstehenden Kampfe zurückkehre (um in Reims einzuziehen und den König zu krönen), so ist mein Werk vollendet, und (weil dies, so) habe ich, da ich meines Standes eine Hirtin bin, nichts mehr zu thun im Palaste des Königs.

---

[1]) Man denke an: Jetzt heißt mich der Geist mein Werk vollenden, sowie an: Mitten durch die Feinde alle führ' ich dich (nach Reims zur Krönung).

[2]) Wir wollen hier vorläufig darauf aufmerksam machen, daß die Wörter sieggekrönt und wiederkehren nicht neben einander, sondern getrennt von einander und zwar an den Haupttonstellen zu Ende der beiden betreffenden Verse stehen.

Unstreitig hat diese Auffassung eine bestechende Außenseite und, wie sich zeigen wird, bis zu einem gewissen Punkte ihre Berechtigung. Vollkommen richtig ist es, daß Johanna ihre göttliche Aufgabe gelöst hat, wenn sie die Vernichtung der Feinde vor Reims zu That und Wahrheit macht. Es folgt dann der Einzug in Reims und die Krönung des Königs unverweilt auf dem Fuße. Aber der folgenschwere Zweifel (Will es)! Ohne Vernichten (sieggekrönt) kein Vollenden! Außerdem wäre es eine grundstürzende Verkehrtheit, wollte man Wiederkehren dem Einfluß von „Will es" d. h. des Zweifels nicht unterworfen denken. Das Gegenteil macht schon dem oberflächlich Betrachtenden der grammatisch feste Verband von sieggekrönt . . . wiederkehren und der aufs engste zu wiederkehren gehörende Beisatz „aus diesem Kampf des Todes" zur größten Wahrscheinlichkeit. Eingehendere Untersuchung wird die Sache vollends klar stellen und dabei auch der göttlichen Bürgschaft „Du wirst deinen König krönen" (Prol. 4) ihr ganzes Recht angedeihen lassen.

Mag nun aber Johannas Zweifel sich allein auf sieggekrönt oder allein auf wiederkehren beziehen, oder mag er auf beides sich erstrecken, in allen Fällen ist die Vollendung ihres Werkes angezweifelt.

Wie aber? kann Johanna wirklich die Erfüllung ihrer Mission bezweifeln? Wenn etwas nicht, dann das nicht. Niemals hat sie früher daran gezweifelt, weder in Domremy noch in Chinon; im Gegenteil hat sie bei Orleans dem Grafen Dunois und dem La Hire die bestimmteste Versicherung gegeben, sie werde vollenden, was Gott (und Maria in Gottes Namen) ihr geheißen (II, 4). Auch jetzt hegt sie nicht den geringsten Zweifel am Vollbringen ihrer Aufgabe. Gerade unsere Szene liefert zwei unumstößliche Beweise dafür. Soeben noch hat sie dem Bischof erklärt: „Jetzt heißt mich der Geist mein Werk vollenden", und am Schlusse (V. 457—459) spricht sie dasselbe als des Geistes „gebieterische Mahnung" aus. Ja bis unmittelbar vor ihrem Fall hält sie daran mit unerschütterlicher Gewißheit fest, wofür ihre Äußerungen in der Ritterszene: „Ich führe mein Werk aus und löse mein Gelübde", sowie „Siegreich vollenden will ich meine Bahn", als unwidersprechliche Zeugnisse dastehen (III, 9, V. 617 und 640). Bezweifelt sie aber nicht die Vollendung ihres Werkes, so kann sie auch weder an „sieggekrönt" noch an „wiederkehren" zweifeln, denn jenes, d. h. die Vernichtung der Feinde, und dieses, d. h. die Wiederkehr zur Krönung des Königs in Reims, bilden die beiden Hauptstücke, worauf Johannas göttliche Sendung wie auf ihren Angeln ruht. Beides muß sie, sie muß den Feind vernichten, den König muß sie krönen, mit dem einen wie mit dem andern steht und fällt die Vollendung ihrer Mission. Vertilge (meines Volkes Feinde) und kröne (deines Herren Sohn in Reims): in diese beiden Worte hat Maria als Gottes Botin den Inbegriff der ganzen Mission gefaßt (I, 10), und Gott selbst hat noch überdies die Krönung in Reims ausdrücklich verbürgt (Prol. 4). Wie so ganz aber Johanna in der Idee der letzteren als dem Herzpunkt ihrer Aufgabe lebt und webt,

und zwar im Einklang mit der Offenbarung der Gottheit wie mit der Anschauung ihres Volkes, das hat sie überall gezeigt, wo von ihrem Beruf überhaupt die Rede war (in Domremy wie in Chinon), ganz besonders aber da hervorgehoben, wo sie die Vollendung desselben betonte[1]). „Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt. Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen", — so sprach sie bei Orleans zu Dunois und La Hire, und in unserer Szene fügt sie dem Befehl des Geistes, ihr Werk zu vollenden, den Zusatz bei: „Die Stirne meines Herren ist noch nicht gekrönt." Gleich darauf verbürgt sie sich beim König auch für den Einzug in Reims als den Weg zu seiner Krönung in fast den nämlichen Worten, womit sie in Chinon ihm denselben verheißen hatte: „Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin." Und daß sie die Vernichtung der Engländer als das andere Hauptstück des ihr von Maria erteilten Auftrags sowohl richtig verstanden hat als zu vollziehen gewiß ist, das bekundet sie dem Montgomery gegenüber mit dem Ausspruch II, 7, V. 422: „Der Tag der Rache ist gekommen; nicht lebendig mehr zurücke messen werdet ihr das heil'ge Meer" u. s. w. Sie ist und niemand sonst die gotterkorene Rächerin, sie und nur sie trägt das Rachschwert Gottes (III, 4, V. 446 u. 9, V. 639; I, 10, V. 648—649 u. 711 folgd.), nur ihr hat Maria befohlen: „Vertilge meines Volkes Feinde." Allerdings enthält der Befehl nicht auch die Garantie des Vollzugs, des letztern ist jedoch Johanna gewiß, weil sicher, die Kardinalbedingung (nicht lieben) zu erfüllen, an welche alles Vollziehen geknüpft ist.

Wenn sonach Johanna weder an der Vollendung ihres Werkes überhaupt noch am Vollbringen der dazu gehörigen Hauptstücke zweifelt, so bleibt nur übrig, hinsichtlich ihres „Will es" uns nach anderweiter Auskunft umzusehen. Wir finden sie in dem mit „wiederkehren" aufs engste verbundenen Zusatz „aus diesem Kampf des Todes", und zwar in dem letzten Worte desselben: des Todes. Dieses zeigt uns den Ursprung und bahnt den Weg zur Lösung des Zweifels. Es erinnert uns nämlich an die der Jungfrau gewordene Offenbarung, daß sie auf dem Schlachtfelde sterben werde[2]).

---

[1]) Man vergesse nicht, daß nach Gottes ursprünglichem Willen (I, 10 und Prol. 4) die Krönung in Reims das Ende der Laufbahn Johannas, d. h. die Vollendung des ganzen Freiheitskampfes sein sollte, und daß auch nach der Verkündigung des Sterbens auf dem Kampfplatze die Krönung als die Hauptsache des ganzen Rettungswerkes in der Idee der Jungfrau fest steht.

[2]) S. II, 7, V. 438 folgd. u. II, 4. In unserer Szene klingt das Sterben zuerst an V. 327: „Das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters." Später werden wir sehen, daß auch V. 420: „Und die Hirtin hat (nachdem ihr Werk vollendet) kein Geschäft mehr in des Königs Hause", eine ebenso bestimmte als versteckte Anspielung auf Johannas Tod enthält.

Die aus derselben sich ergebenden Folgerungen liegen auf der Hand und sind dem Scharfblick der Jungfrau keineswegs entgangen. Kann das Sterben auf dem Kampfplatz in der Schlacht vor Reims stattfinden? Unmöglich. Es würde sonst eine Offenbarung die andere aufheben. In Domremy hat Gott der Jungfrau verheißen: Du wirst Reims befrein und deinen König krönen (Prol. 4). Durch ersteres hat er ihr den Sieg vor Reims verbürgt, durch letzteres sie der Wiederkehr vom Walplatz versichert, weil ohne Sieg kein Befreien und ohne Wiederkehr kein Krönen erfolgen kann. So gewiß nun das Sterben der Jungfrau nicht vor Reims sich ereignen wird, ebenso gewiß verliert dadurch die Offenbarung des Sterbens an und für sich nichts von ihrer Kraft und Gültigkeit. Verwirklichen muß sie sich, d. h. sterben muß Johanna, und da, wie gesagt, dies nicht vor Reims möglich ist, so wird es unfehlbar nach Reims geschehen. Und wie wird es geschehen? Nur in einer zweiten Schlacht kann es sein, weil die Heldin auf dem Schlachtfeld den Tod finden soll. Eine zweite Schlacht ist aber nur unter der Voraussetzung denkbar, daß in der ersten das Vertilgen (I, 10) nicht ganz zu stande kommt. Denn würde die Vernichtung der Feinde vor Reims vollständig, so gäbe es ja, weil kein Feindesheer, auch keinen Kampf mehr (mithin kein Sterben auf dem Kampfplatz).

Die Verheißung (Prol. 4) deutet die Möglichkeit eines solchen Verlaufs der Dinge dadurch an, daß sie das Vertilgen vor Reims nicht verbürgt, während sie den Sieg vor Reims und das Krönen in Reims ausdrücklich gewährleistet[1]). Denn der verheißene Sieg, selbst wenn er den Feind ins Herz trifft und ihm ans Leben geht, ist doch keineswegs gleichbedeutend mit Vertilgung des Feindes. Letztere wird, wie wir V, 12 u. 13 sehen, teils durch Niederhauen, teils durch Gefangennehmen der gesamten Feindesmacht ausgeführt.

Von der Grundidee weicht der so veränderte Gang der Begebenheiten insofern ab, als derselbe die ursprüngliche Ordnung: Vertilgen — Krönen in Krönen — Vertilgen umkehrt; aber die Vollendung der Mission selbst ist auf diese Weise keineswegs aufgehoben, sondern ist nur aufgeschoben, wenn anders das Vertilgen in der zweiten Schlacht zu seinem Abschluß gelangt.

Und Johanna? Wie steht sie zu der Frage des Vertilgens? Ist auch das Vernichten des englischen Heeres der Jungfrau ebensowenig nach wie vor Reims garantiert, so muß sie dessen doch für die zweite Schlacht nicht minder gewiß sein, als des garantierten Sieges in der ersten, weil sie unbedingt sicher ist, nicht zu lieben, und die Vollendung ihrer Mission — wir haben es soeben erwiesen — für sie auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Wie sie auf

[1]) Der Sieg vor Reims würde, wie wir zu Ende des Prologs dargethan haben, zum Siege der Vernichtung geworden sein, wenn Johanna den rechten Weg der Demut eingeschlagen hätte. Gottes Vorauswissen des Gegenteils ist die Ursache, weshalb Prol. 4 nicht mehr als der Sieg garantiert und später (s. II, 4 u. 7) das Sterben auf dem Schlachtfelde geoffenbart worden ist.

Grund der göttlichen Garantie objektiv gewiß ist, unmittelbar nach dem Sieg in der Hauptschlacht vor Reims das vornehmste Hauptstück ihrer Mission, das Krönen, auszuführen, so ist sie — das lesen wir auf dem Grund ihrer Seele — subjektiv sicher, in dem zweiten, nach der Krönung stattfindenden Treffen auch das andere Hauptstück ihrer Aufgabe, das Vertilgen, zu vollbringen (s. S. 197) und dergestalt das Ganze ihrer himmlischen Sendung zu vollenden. Das Ende ihres gottverordneten Werkes aber wird auch das Ende ihres Erdenlebens sein; sie wird aus dem letzten Treffen nicht wiederkehren, sondern am Schluß desselben den Tod für König und Vaterland sieg**gekrönt** sterben [1]).

Wir ersehen daraus: Johanna kann aus der ersten Schlacht nicht sieggekrönt wiederkehren; wiederkehren wird sie, aber ohne den Feind vernichtet zu haben (d. h. nicht sieggekrönt).

Aus dem zweiten Treffen kann sie sieggekrönt nicht wiederkehren; vernichten wird sie den Feind, aber dann (d. h. sieggekrönt) nicht wiederkehren.

Auch das ersehen wir: Das Vernichten der Feinde (sieggekrönt) und das Wiederkehren Johannas (zur Krönung des Königs) wird beides **geschehen**, beides aber auch **nicht** geschehen.

Die Möglichkeit dieses anscheinend Unmöglichen ist durch die zwei Schlachten ermittelt, in welche das Ganze des bevorstehenden Kampfes zerfällt, und zugleich ist damit das scheinbare Schwanken zwischen Besorgnis und Hoffnung aufgeklärt, welches aus der Doppelnatur der Hypothese „Will es" entspringt. Die Wiederkehr wird **geschehen** nach der ersten Schlacht, **nicht** geschehen nach der zweiten Schlacht. Das Vernichten wird **geschehen** in der zweiten Schlacht, (weil es) **nicht** (völlig) geschehen (ist) in der ersten Schlacht.

Fassen wir nun das, was Johanna dem König und dem Erzbischof gesagt hat: „Der Geist heißt mich mein Werk vollenden. Die Stirne meines Herren ist noch nicht gekrönt . . . noch heißt mein Herr nicht König" . . . „Mitten durch sie (die Feinde) alle führ' ich dich (meinen Herrn) nach Reims", fassen wir dies kurz zusammen mit dem, was sie aus der Offenbarung des Sterbens notwendig schließen muß und durch diesen Kampf des Todes andeutet, so erhalten wir in Johannas Worten an Dunois folgende Gedankenreihe: Wenn ich in der bevorstehenden Schlacht den Feind vernichte und auf diese Weise (sieggekrönt) aus derselben (zur Krönung des Königs) wiederkehre, so ist mein Werk vollendet, und weil dies, so

[1]) Wahrscheinlich empfängt sie, was der Idee des Stückes am besten entsprechen dürfte, die Todeswunde in dem Augenblick, wo sie den König, für den sie sich geopfert, aus dem Kampfe reißt, s. V, 12.

trete ich aus der Herrlichkeit des Palastes in die Niedrigkeit des Hirtenstandes zurück. Anders jedoch ist es in Gottes Rat beschlossen. Siegen werde ich in der kommenden Schlacht und nach der Rückkehr vom Walplatz meinen König krönen (Prol. 4), nicht aber ist mir die völlige Vernichtung des Feindes vor Reims beschieden (Offenbarung des Sterbens). Nichtsdestoweniger werde ich mein Werk vollenden, ob auch in anderer als der ursprünglich gedachten Weise. Denn nicht vor Reims endet der Kampf der Vernichtung; hinter Reims wird nach der Krönung ein zweiter Zusammenstoß erfolgen und in diesem der Feind gänzlich aufgerieben werden; ich selber aber kehre aus demselben nicht wieder, sondern sterbe schließlich den Tod der Kriegerin auf dem Felde der Ehre, weil mein irdisches Tagewerk auch in der Gestalt von Krönen — Vertilgen (statt Vertilgen — Krönen) nach allen Seiten hin vollbracht ist.

In der Idee der Jungfrau steht demnach fest: Sie wird ihr Werk vollenden. Beides wird sie, sowohl den Feind vertilgen als vom Kampfplatz wiederkehren und den König krönen. Des letzteren ist sie durch die Verheißung (Prol. 4), des ersteren im Glauben gewiß. Aber nicht wird sie beides **im gleichzeitigen Miteinander** einer Schlacht durchführen, sondern **im zeitlichen Nacheinander** zweier Schlachten, auch nicht in der ursprünglichen Reihenfolge Vertilgen — Krönen, sondern in der umgekehrten Ordnung Krönen — Vertilgen. Das erkennt sie aus der Offenbarung des Sterbens auf dem Walfelde. Was es ist, das die Vertilgung der Engländer vor Reims aufhält, und weshalb Gott sowohl diese Verzögerung (Retardation) geschehen läßt, als infolge deren die Ordnung der Ereignisse umändert, das sagt sie nicht und weiß sie nicht, es beunruhigt sie aber auch nicht, da sie der schließlichen Lösung ihrer Aufgabe, weil ihrer Person in der Liebe sicher ist. Ihr Sterben selbst wird am Ende der zweiten Schlacht mit der Vernichtung des feindlichen Heeres zusammenfallen.

In möglichstem Anschluß an die ursprüngliche Idee und die allgemeine Grundanschauung, daß Reims Ziel und Ende ihrer Kriegsfahrt sei, denkt Johanna die erste Schlacht ohne Zweifel als die entscheidende Hauptschlacht[1]), auf welche der Einzug in die Stadt zur Krönung des Königs unmittelbar folge, und betrachtet in Übereinstimmung damit das zweite Zusammentreffen als Ausläufer und Ergänzung des ersten Kampfes, um den erfochtenen Sieg durch gänzliches Aufreiben des Feindes zu vervollständigen[2]).

---

[1]) Vergl. III, 9: „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt." — Was Sorel und Dunois nach der Schlacht bei Reims über den Erfolg derselben äußern, s. IV, 2 (Sorel): „Leg' diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr", und V, 7 (Dunois): „Alles war gethan, Frankreich war siegend und der Krieg geendigt." Vergl. V, 1 gegen Ende.

[2]) Mit andern Worten: um den Sieg zu verfolgen und auszunutzen bis zu totaler Vernichtung des englischen Heeres. Wie Dunois III, 5 von dem Schlachtbieten der Engländer (vor Reims) urteilt: „Sie treibt nicht wahrer

Ihr Standpunkt ist mithin im wesentlichen derselbe, wie II, 4: „Dies Leben wird kein Gegner mir entreißen, bis ich vollendet, was mir Gott geheißen," und II, 7: „Ich muß den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt" u. s. w. Nur geht sie, durch die Frage des Dunois veranlaßt, in unserer Szene mehr ins einzelne, (für uns) zum Beweis, daß ihr Verständnis der Offenbarung (des Sterbens) sich noch weiter geklärt hat. Ein großer Irrtum würde es sein, wenn wir in Johannas Rede eine ihr selbst unbewußte Prophetenstimme zu vernehmen glaubten; die Konsequenzen aus der Offenbarung des Sterbens auf dem Kampfplatz ergeben sich, da die Krönung des Königs unter göttlicher Gewähr steht, mit so zwingender Notwendigkeit, daß nur eine gedankenlose Träumerin sie nicht zu ziehen im stande wäre. Als eine solche aber hat der Dichter uns seine Heldin nirgends geschildert. Johanna sagt, was sie sagt, mit voller Klarheit des Bewußtseins. Das Prophetische in ihren Worten, wenn anders wir es so nennen dürfen, beschränkt sich einzig auf ihre bereits II, 4 ausgesprochene Glaubensüberzeugung, daß sie nicht eher (in der zweiten Schlacht) fallen werde, bis sie die Vernichtung der Feinde vollbracht und damit ihre Aufgabe vollkommen gelöst habe. Denn so gewiß auch Maria das Vertilgen der Feinde gefordert hat (I, 10), garantiert von Maria oder von Gott ist es weder vor Reims noch überhaupt, also auch nicht für das zweite Treffen.

Indessen spricht sie nicht unumwunden ihre wahre Herzensmeinung aus, sondern legt um alles geflissentlich den Schleier des Geheimnisses. Es gilt dies vor allem erstens von dem Hintergrund des ganzen Geheimnisses, nämlich von dem Sterben auf dem Kampfplatze, und zweitens von dessen, wie wir gezeigt haben, unabweisbar sich aufdrängender Folge, d. h. von den zwei Schlachten. Jenes (das Sterben auf dem Schlachtfeld) versteckt sich hinter dem Ausdruck „Kampf des Todes". Im Munde der Jungfrau enthalten diese Worte neben dem Hinweis auf die Furchtbarkeit des Kampfes eine dunkele Anspielung auf ihren eignen Tod, für die Anwesenden haben sie nur den Sinn von mörderischer Schlacht, worin der Feinde Blut in Strömen fließen wird. Denn über die bevorstehende Schlacht denken sie nicht hinaus und in Johannas Verheißung „ich führe dich nach Reims" besitzen sie die Gewißheit sowohl des Sieges als der Wiederkehr derselben von der Walstatt. Tiefer noch sind die beiden Schlachten durch „dieser Kampf" verdeckt. „Kampf" läßt sich bekanntlich ebenso in engerer Bedeutung von einer einzelnen Schlacht, wie in weiterem Sinn von zwei oder mehreren ideell zusammengehörenden Schlachten verstehen; „dieser" paßt zu dem einen wie zu dem andern, und folglich bezieht sich „dieser Kampf" entweder

---

Mut, es ist der letzte Versuch ohnmächtig wütender Verzweiflung", so denkt offenbar Johanna den Widerstand, welchen die Reste des englischen Heeres dem Angriff der sie verfolgenden Franzosen (hinter Reims) entgegensetzen werden, als die letzte Anstrengung ohnmächtiger Verzweiflung, um sich nicht ohne Gegenwehr hinschlachten zu lassen.

ausschließlich auf die bevorstehende Schlacht bei Reims oder auf das als Einheit zusammengefaßte Ganze des successiv (in zwei Schlachten) verlaufenden Vernichtungskampfes. Nur den Kampf vor Reims haben die Umstehenden im Auge, Johanna dagegen verbirgt hinter „dieser Kampf" die Totalität des Vertilgungskampfes, wie er in seinen zwei Stadien ihr vor der Seele steht. Es bildet demnach der Ausdruck „dieser Kampf des Todes" in seiner Gesamtheit den Hauptträger des Geheimnisses (zwei Schlachten, in der zweiten sterben).

Mit der Klärung des letztern ist denn auch der Schlüssel zum Verständnis des auf den ersten Blick durchweg rätselhaften, weil durchweg zweideutigen „Will es (der Himmel, daß ich) sieggekrönt . . . wiederkehre", glücklich gefunden. Wie Johanna den zweimaligen Zusammenstoß mit dem Feinde in „diesen Kampf" hineingeheimnist hat, so bedient sie sich der bedingenden, ebenso als Erwartung des Geschehens, wie als Besorgnis des Nichtgeschehens deutbaren Redeform „Will es der Himmel" zu dem doppelten Zweck, um auf die Zweiheit der Schlachten und deren verschiedene Erfolge durch „sieggekrönt . . . wiederkehren" in einer Weise anzuspielen, welche für den umflorten Blick der Ihrigen undurchsichtig bleibt. Syntaktisch fest verbunden, weisen jene Worte, wie die entsprechenden „siegend eingezogen" des Dunois, auf den Vernichtungskampf als einheitliches Ganze hin, rhetorisch aber sind sie trennbar, und der letztere Umstand kommt gerade in der dubitativen Ausdrucksweise, welche „Will es" einleitet, durch den Redeton zu grundgreifender, weil sinnbeherrschender Geltung. Je nachdem nämlich der Hauptaccent auf sieggekrönt oder wiederkehren trifft, heftet sich der Zweifel an jenes oder dieses, läßt dagegen das andere vom Zweifel unberührt. Da nun das Vernichten (sieggekrönt) und das Wiederkehren (zur Krönung) von Johanna als sicher vorausgesetzt wird, die Offenbarung des Sterbens aber die Verwirklichung beider auf einmal, d. h. durch eine Schlacht, unmöglich macht, weil im Kampf der Vernichtung sterben und lebend daraus zurückkehren (um zu krönen) innerhalb des Bereiches derselben Schlacht ein Ungedanke wäre, so ist es heller als das Tageslicht, daß der in der konditionalen Satzform „Will es" enthaltene Zweifel im Verein mit der Wandelbarkeit des Accentes auf „sieggekrönt . . . wiederkehren" den geheimen Wink in sich schließt, es werde dieses letztere nicht beides zugleich, sondern eins nach dem andern, mithin das Ganze des bevorstehenden Kampfes nicht in einem, sondern in zwei Treffen und zwar in der durch das Sterben umgekehrten Reihenfolge wiederkehren . . . sieggekrönt zu seinem Ende gelangen, Johanna selbst aber werde im letzten Kampfesringen sieggekrönt, d. h. nach Vollendung ihres Gotteswerkes, des Todes Opfer sein.

Der Vertilgungskampf (Kampf des Todes) bildet somit ein einheitliches Ganze ebenso nach wie vor der Verkündigung des Sterbens, aber seit dieser erscheint die Einheit nicht mehr als die äußere einer einzigen Schlacht, sondern als die innere zweier ideell zusammen-

gehöriger Schlachten, und die Ereignisse nehmen in denselben nicht mehr den ursprünglich vorgezeichneten Verlauf: vertilgen (sieggekrönt) . . . krönen (wiederkehren), sondern erfolgen in der umgekehrten Weise: krönen . . . vertilgen, wodurch indessen, vorausgesetzt daß nicht allein das (garantierte) erstere, sondern auch — was für Johanna durchaus nicht fraglich — das letztere sich verwirkliche, die Vollendung der Mission selbst nur formell, nicht auch materiell affiziert wird. Die positiven Resultate der beiden Schlachten zeigen, wenn man sie in einem Blick zusammenschaut, die Mission in ihrer Vollendung.

In Gedanken wird demgemäß die Jungfrau, wenn sie die erste der Schlachten ins Auge faßt, den Hochton und damit den Zweifel auf „sieggekrönt" legen, wenn sie dagegen die zweite Schlacht sich im Geiste vorstellt, Hochton und Zweifel auf „wiederkehren" fallen lassen, weil sie weiß, daß ihr jenes für die erste, dieses für die zweite Schlacht durch Gottes Ratschluß versagt ist; umgekehrt wird sie im stillen beim Hinblick auf die erste Schlacht ebensowenig das „wiederkehren", wie im Blick auf die zweite das „sieggekrönt" durch den Ton auszeichnen, weil sie zweifellos gewiß ist, daß sich jenes sowohl als dieses in den betreffenden Schlachten verwirklichen, mithin das Ganze ihres Berufes, wenn auch nicht auf einmal, doch auf zweimal sich vollenden wird. Im mündlichen Gespräch dagegen wird Johanna, um den König und die Seinen nicht aus ihrer vertrauensseligen, hoffnungsfrohen Stimmung herauszureißen, sowohl „Will es" als die Tonworte des davon abhängigen Satzes „sieggekrönt . . . wiederkehren . . . des Todes" mit gehaltener Ruhe und ebenso gleichmäßigem als gleich mäßigem Accente aussprechen, weil eine auffallende Betonung aller oder nur eines der betreffenden Worte den Ihrigen einen Zweifel in die Seele werfen könnte, wovor Johanna sie in bester Absicht zu bewahren sucht. Übrigens steht eine so gleichmäßige Betonung in vollstem Einklang mit der Idee, da die Vollendung des gottgebotenen Werkes gleicherweise an das Vernichten wie an das Krönen geknüpft ist [1]).

Aus alledem leuchtet hervor, mit welchem Vorbehalt wir das Wort Zweifel gebraucht haben. Der Zweifel besteht für Johanna nur dem äußern Anschein nach, in Wahrheit besteht er für sie nicht, da sie mit sich selbst darüber vollkommen im klaren ist, was sie in jedem der beiden Abschnitte des bevorstehenden Vertilgungskampfes zu gewärtigen und was sie nicht zu erwarten hat.

Nachdem die Jungfrau solchermaßen die Annahme des Dunois, daß mit dem Sieg und Einzug (in Reims) „alles vollendet" sei, auf eine für ihn allerdings undurchdringliche Weise berichtigt hat, antwortet sie ihm auf die Frage: „Wirst du mir dann (wenn alles vollendet ist) vergönnen . . ." in dem Schlußteile ihres zweigliedrigen Hauptsatzes mit den anscheinend nicht mißverständlichen, in Wirklichkeit

[1]) Auch die Worte „siegend eingezogen" des Dunois, welche in seinem Sinne so ziemlich dasselbe bedeuten, wie „sieggekrönt . . . wiederkehren", stehen unter sich auf gleicher Höhe des Redetons.

jedoch ebenso geheimnisvollen Worten: „Und die Hirtin hat (nachdem ihr Werk vollendet ist) kein Geschäft mehr in des Königs Hause.“ Denkt denn Johanna in der That wieder Hirtin zu werden, wenn der Krieg beendigt ist? Dunois kann nichts anderes aus ihren Worten schließen. Wir dagegen, die wir besser unterrichtet sind, sagen: Mit nichten. Von Domremy ist sie geschieden „auf immerdar“, auf „nimmer wiederkehren“, mit einem „Lebewohl auf ewig“, von ihrer Herde mit dem Zuruf: „Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf der Heide, ihr seid jetzt eine hirtenlose Schar“ [1]). Diese Eingebung, welche sich hinsichtlich der Art, wie die Jungfrau ihr Leben beschließen werde, noch ganz in der Negative hält, vervollständigte sich im Laufe der Zeit durch die positive Verkündigung, daß sie auf dem Schlachtfelde den Heldentod finden werde (II, 4 u. 7). Beide Seiten der Offenbarung, die positive sowohl als die negative, verbindet Johanna in dem Zuspruch, womit sie den Montgomery über sein Todeslos tröstet (II, 7): „Nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn. Noch vielen von den Euren werd' ich tödlich sein . . . aber endlich werd' ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick“ [2]). Johanna ist demnach gewiß, daß sie nach vollbrachtem Beruf ihren Tod auf dem Schlachtfelde finden werde, hält aber aus guten Gründen damit zurück. Wir jedoch wissen aus ihren eignen Aussagen (II, 4 und 7), was sie über ihr Ende denkt, und ergänzen daher unwillkürlich, was sie weislich verschweigt. Auf diese Weise tritt uns aus dem Schlußsatz ihrer Antwort an Dunois: „(So ist mein Werk vollendet — und) die Hirtin hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause“, da wir denselben auf dem Grund ihrer Seele in der rechten Beleuchtung sehen, der Gedanke entgegen: Ich werde nach Vollendung meines Werkes auf dem Kampfplatz sterben, und dies ist dem Sinne nach ganz das nämliche, was wir früher (S. 199) mit den Worten bezeichnet haben: Johanna weiß, daß sie **sieggekrönt** (d. h. nachdem sie den Feind vernichtet und damit ihr Werk vollendet hat) **nicht wiederkehren kann** [3]).

---

[1]) Daran ist gar nicht zu denken, daß Johanna anderswo als in ihrer Heimat Schafe hüten wolle. IV, 9: „eine Hirtin will ich wieder werden“, darf in keiner Hinsicht als Gegenbeweis gelten. Johanna weiß sich seit ihrem Fall, insbesondere seit IV, 2 (zu Ende) und 3, desgl. 6 nicht mehr als Organ Gottes. Daß sie die Vernichtung der Engländer in einer weiteren Schlacht durchführen werde, hofft sie nicht mehr, wie überzeugend aus IV, 9 hervorgeht: „die Fahne ließ ich in dem Heiligtum, nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!“ — Was sie in unserer Szene dem Erzbischof antwortet: „Ich weiß noch nicht zu sagen, was mir der Geist gebieten wird zu thun“, kommt gar nicht in Betracht, s. unsere Erklärung der betr. Stelle V. 403 folgd.

[2]) Nur endlich (vorher zuletzt), welches dem bestimmteren: „Bis ich vollendet, was mir Gott geheißen“ (II, 4), entspricht, beruht nicht auf göttlicher Eingebung, sondern ist Johannas eigne Zuthat und drückt ihre subjektive Glaubensüberzeugung aus.

[3]) Von selbst ergibt sich daraus, was überdies durch göttliche Offenbarung

Wie in der Rede des Grafen alles auf die Frage: „Wirst du mir dann (wenn alles d. h. der ganze Krieg vollendet ist)[1] vergönnen?“ als Zielpunkt gerichtet ist, so bildet in der entsprechenden Antwort Johannas: „(So ist mein Werk vollendet — und) die Hirtin hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause“, der verhüllte Hinweis auf ihr Sterben nach erfochtenem Endsieg den abschließenden Hauptteil des Nachsatzes und kündigt sich dadurch als den eigentlichen Schwerpunkt ihrer ganzen Erwiderung an, wie denn das Sterben schon im Vordersatze durch „des Todes“ als Folie vertreten ist. Zugleich weist es, obschon seinem tieferen Gehalte nach für Dunois unzugänglich, selbst in seiner verschleierten Gestalt (die Hirtin hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause) das Werben des Prinzen mit ebenso würdevoller Rücksicht, als mit bestimmter Entschiedenheit ein für allemal zurück.

So wenig, im Grunde genommen, die Jungfrau einen Zweifel hegt, ebensowenig, jedoch in anderem Sinne, gibt es für den König und seine Leute einen Zweifel. Sie nehmen an der bedingenden Form des Ausdrucks „Will es der Himmel“ keinerlei Anstoß, weil sie dieselbe gar nicht anders als unter dem Gesichtspunkt einer frommen Redewendung betrachten können. In ihrer Idee ist ja, wir wiederholen es, die Schlacht bei Reims die letzte, den ganzen Krieg beendigende. Den Sieg selbst hat die Heldin soeben noch verbürgt und mit ihm zugleich den Einzug in Reims zur Krönung. Mitten durch sie alle hat sie, wie in Chinon (durch tausend Feinde), verheißen, führ' ich dich dahin. Wie ist es also denkbar, daß sie nicht wiederkehre, wenn sie den König nach Reims führen wird? Niemand kann deshalb aus dem „Will es“ auf ihren Tod in der kommenden Schlacht schließen. An einen Kampf aber über Reims hinaus zu denken, dazu fehlt es allen an jedem Anhalt, weil von der Offenbarung des Sterbens die Heldin keinem der Ihren etwas gesagt, und was sie bei Orleans dem Dunois und La Hire mehr angedeutet als klar ausgesprochen, weder dieser noch jener richtig verstanden hat (s. II, 4, und dazu unsere Erläuterungen). Denn dem einen wie dem andern ist jeder Gedanke auch nur der Möglichkeit fern geblieben, daß auf die Schlacht vor Reims noch eine zweite hinter Reims folgen und daß nach Gottes Ratschluß Johanna in dieser das Leben verlieren werde. Das unanfechtbarste Zeugnis dafür liefern die Bewerbungen beider um die Hand der Jungfrau, und dieses Zeugnis ist bei Dunois um so beweiskräftiger, als er erstens schon vor seinem Antrag die Frage an Johanna gestellt hat (V. 324): „Was aber wird dein eigen Schicksal sein? . . . Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erden, da du so fromm und heilig bist“, und zweitens

(Prol. 4) für Johanna feststeht, daß nie der Brautkranz ihre Locken zieren, nie ein liebliches Kind an ihrem Busen erblühen d. h. daß sie weder Gattin noch Mutter werden wird.

[1]) Daß Dunois das Ende des Krieges schon von dem Siege bei Reims erhofft, macht in der Sache ganz und gar keinen Unterschied.

deshalb, weil er seinem letzten Versuch: „Wirst du mir dann vergönnen“ ... die Worte vorausschickt: „Wenn aber alles wird vollendet sein, wenn wir zu Reims nun siegend eingezogen“ [1]). Auch Sorel und der Erzbischof zeigen durch ihre Äußerungen, wie so gar keine Befürchtung sie für das Leben der Jungfrau hegen. Am allerwenigsten hat der König eine Ahnung davon, daß Johanna auf dem Feld der Ehre fallen werde. Es erhellt dies unwiderlegbar daraus, daß er es ist, welcher am Schluß des Ritterschlags die Vermählungsfrage zuerst in Fluß bringt und sogar, nachdem Johanna ihr „Will es der Himmel“ ausgesprochen hat, noch einen letzten Versuch macht, sie zur Änderung ihres Entschlusses umzustimmen (V. 422 folgd.). Nur einem Menschen hat Johanna deutlichen Aufschluß über ihr Sterben gegeben, einem Feinde, dem Engländer Montgomery, und diesem unmittelbar vor dem Augenblick, wo er unter ihrem Schwerte sein Leben aushauchte. Mit ihm ist sonach zugleich das Geheimnis zu Grabe gegangen.

Warum nun verharrt Johanna hinsichtlich dessen auch jetzt noch in ihrer Zurückhaltung? Wir antworten mit der Gegenfrage: Konnte, durfte Johanna angesichts der nahenden Entscheidung mit der unverblümten Wahrheit hervortreten? Welchen Eindruck hätte es auf den König und die versammelten Hofleute machen müssen, wenn die Jungfrau sie mit der zwiefachen Kunde überrascht hätte, daß der nächste Kampf nicht der letzte sein und daß sie selbst den Endsieg mit ihrem Leben erkaufen werde? Was hätte mehr als das entmutigend und kraftlähmend auf alle einwirken müssen? Welch größeres Hindernis, den Sieg dem Vertilgen möglichst nahe zu bringen, hätte sich erdenken lassen? Um alles das zu verhüten und der Wahrheit im Grunde doch nichts zu vergeben, hat sie die Form der Hypothese und zwar in der mildesten Gestalt gewählt: „Will es der Himmel“ u. s. w. Für Johanna selbst hat der Tod keinen Schrecken, weil keinen Stachel, er ist für sie Übergang zu der himmlischen Herrlichkeit, welche Maria ihr einst mit den Trostworten verheißen: „Die hier gedienet, ist dort oben groß.“

So entschieden auch Johanna jedes Liebeswerben für jetzt und künftig abgelehnt hat, der König glaubt noch einen letzten Versuch wagen zu dürfen. Die Motive, welche er einsetzt, sind im wesentlichen nichts anderes als die Durchführung des Satzes, womit der Bischof seine Rede schloß: „Hast du dem Befehle deines Gottes, der in das Feld dich rief, genug gethan, so wirst du .... wiederkehren zu dem sanfteren Geschlecht.“ Die Jungfrau treuherzig bei der Hand fassend, spricht Karl zu ihr im Prophetenton was für seine Liebesseligkeit so gut wie thatsächliche Gewißheit ist:

„Dich treibt des Geistes Stimme jetzt, es schweigt (III, 4, V. 422)
Die Liebe in dem gotterfüllten Busen.
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg

[1]) S. auch III, 1 die Unterredung beider Ritter.

Den Frieden an der Hand, dann kehrt die Freude
In jeden Busen ein, und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Thränen süßer Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoß[1]). — Dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
Zu einem ird'schen Freunde liebend wenden —
Jetzt hast du rettend Tausende beglückt,
Und, Einen zu beglücken, wirst du enden!" (V. 435)

Das ist zuviel für Johanna. In dem Bilde, welches Karl der Gottbegeisterten von ihrer Zukunft entwirft[2]), erblickt dieselbe einen unverzeihlichen Mangel sowohl an Ehrfurcht vor ihrer erhabenen Mission wie an Achtung vor ihrer amtlichen und persönlichen Würde, und diese Herzenshärtigkeit bringt ihren lange verhaltenen Unmut zu einem sehr drastischen Ausdruck der gerechtesten Entrüstung:

„Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung (V. 436)
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen! (V. 440)
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet Euch,
Vor Eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen? (V. 445)
Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!

---

[1]) Diese Voraussage des Königs wird — freilich in ganz anderer Weise und unter ganz anderen Verhältnissen als er erwartet — in Erfüllung gehen, s. IV, 1, V. 34 folgd.:

Wehe! Weh mir! Welche Töne,
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine (Lionels) Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor .....
Diese Stimmen, diese Töne,
Wie umstricken sie mein Herz!
Jede Kraft in meinem Busen
Lösen sie in weichem Sehnen,
Schmelzen sie in Wehmutsthränen!

[2]) Besonders am Schluß seiner Rede: Himmel — ein irdischer Freund .... Tausende — Einer. Vergl. IV, 1, V. 25: „Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen?"

Kein solches Wort mehr, sag' ich Euch, wenn Ihr (V. 450)
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung."

Dauphin! So beginnt Johanna ihre Gegenrede und ruft dem König mit diesem einen Wort ins Gedächtnis, was sie (V. 407 f.) in seiner Gegenwart dem Erzbischof erklärt hatte: „Jetzt heißt er (der Geist) mich mein Werk vollenden ... noch heißt mein Herr nicht König." Großes hat die Heldin bereits gethan, das Größte aber hat sie noch zu vollbringen: die Krönung Karls in Reims und die Vernichtung der Engländer. Das aber vermag sie nur in Gottes Macht als Gottes Gesandte und diese ist sie nur so lange, als sie von irdischer Liebe ganz und gar unberührt bleibt. Und der Dauphin? Er gefährdet, soweit es auf ihn ankommt, alles durch den Leichtsinn seiner Liebesversuchungen: die Vollendung des göttlichen Gnadenwerkes, sein eignes Heil wie das seiner Retterin. Das führt ihm Johanna in der Form des schneidenden Vorwurfs zu Gemüte: „Bist du der göttlichen Erscheinung schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören, die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet, herab willst ziehn in den gemeinen Staub?" Gott der Herr, der Johanna gesendet, erscheint in ihr, der reinen Jungfrau [1]), als in seinem Gefäß und verrichtet durch sie [2]) die Werke seiner Allmacht. Aber ungeachtet Gott seine Wunder vor den Augen des Königs und der Hofleute offenbart, ungeachtet die ganze Herrlichkeit des Himmels aus Johannas göttlichen Thaten ihnen entgegenleuchtet — die „blinden Herzen", die „Kleingläubigen" sehen in der Gottbegnadigten nichts (d. h. nichts weiter, weiter nichts) als ein Weib. Wären ihre Herzen rein, nicht geblendet von sinnlicher Befangenheit, wäre ihr Glaube so stark, wie er sein könnte und sollte, sie würden erkennen, daß die Trägerin des himmlischen Heilswerkes mehr sei als nur ein Weib. Daß dieselbe kein Weib ist (wie die andern Weiber), dafür bürgt allein schon der ihr von Gott gewordene Befehl, sich in Mannesrüstung in die Männerschlacht zu begeben (Prol. I, V. 409—424). Gott gab ihr das Schwert seiner Rache über die Feinde seines Volkes [3]) und gab ihr zugleich das Verbot der Männerliebe als Grundgesetz ihrer Mission, zum klaren Zeichen, daß der heilige Beruf der Gottesstreiterin und die geschlechtlich-sündhafte Liebe zu dem irdischen Mann, wäre diese auch nichts als bloße Neigung, zwei ganz unvereinbare Dinge sind. Das aber sind sie erstlich darum, weil Gott mit der Sünde keinerlei

[1]) S. I, 10, V. 655: Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht u. s. w.

[2]) S. II, 8 (Maria = Gott).

[3]) Zu Rachschwert meines Gottes (V. 446) vergl. III, 9, V. 639: Schwert meines Gottes; I, 10, V. 648 (Maria = Gott): Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde, V. 710—723: Ein ander Schwert ... wie's der Geist mich lehrte (nicht das Schwert irdischer Kriegsgewalt V. 706 u. 711); II, 7, V. 422: „Der Tag der Rache".

Gemeinschaft eingeht, und zweitens deshalb, weil das Gotteswerk nur in Gottes Kraft zu vollführen ist, Gott demnach das Herz seiner Kriegerin ganz und allein haben und regieren muß, um sie mit seinem Geist und seiner Stärke (III, 8) zum Dienste ihres Amtes vollständig zu befähigen und zu rüsten. Daher Johannas Weheruf: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eiteln Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!" Gottes Schwert in der Hand, Mannes Liebe im Herzen — welcher Gegensatz zwischen Schein und Sein! Im Äußeren das Abzeichen göttlichen Berufes, im Innern die sündigen Flammen eitler Erdenlust — eine lebendige Lüge wäre Johanna, ihr zeitliches und ewiges Heil dahin. Ihre himmlische Mission wäre zu Ende, weil ihre Person zwischen Himmel und Erde geteilt, und Mariens Verheißungswort (I, 673): „Die hier gedienet, ist dort oben groß", gälte für Johanna nicht mehr. Darum gebietet sie im Bewußtsein ihrer gottverliehenen Würde mit dem ganzen Nachdruck gehobenen Ernstes: „Kein solches Wort mehr, wenn ihr den Geist in mir nicht zürnend (proleptisch = bis zum Zorne, so daß er zürnt) wollt entrüsten!" Denn „der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und (steigernd = ja) Entheiligung". Allein schon der begehrliche Blick eines Mannes (geschweige denn ein förmlicher Liebesantrag) ist für sie ebenso Grauen erregend, wie es der Blick eines bösen Geistes für sie sein würde, welcher darauf ausginge, sie in den Greuel des Sündenelends hinabzureißen, dessen bloßer Gedanke ihr soeben den Wehruf auspreßte: „Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!" [1])

Ja noch mehr — Entheiligung (entheiligend) ist für sie (in ihren Augen) eines Mannes begehrlicher Blick. Jedoch nicht so ist er das, als wenn Johanna durch solchen Blick, den nimmer zu erwidern sie sicher ist, ihre jungfräuliche Reinheit verlöre. Wäre dies der Fall, so hätte sie ja durch die Bewerbung der Ritter bereits aufgehört, eine reine Jungfrau, mithin Gottes Organ zu sein, und könnte keinen Sieg mehr erhoffen. Die Entheiligung, welche Johanna meint, besteht vielmehr darin, daß ihre Bewerber und deren Fürsprecher die Heilige Gottes nicht unterscheiden von einem gewöhnlichen Weib (V. 443). Soviel an ihnen liegt, entheiligen sie (wenn auch unabsichtlich) die Gottgeheiligte, welche nur himmlische Liebe kennen darf, insofern durch ihre Liebesblicke, als sie dieselbe zu verleiten suchen, dem göttlichen Verbote zuwider ein irdisch-sündiges Liebesverhältnis einzugehen, welches selbst als bloße Neigung sie

[1]) Von Männerscheu überhaupt ist bei Johanna nicht die Rede. Nur die begehrlichen Blicke der Männer verabscheut sie. S. was III, 3, V. 210 der Erzbischof darüber sagt: „Das heil'ge Mädchen liebt nicht die Ruhe eines müß'gen Hofs, und ruft sie nicht der göttliche Befehl ans Licht der Welt hervor, so meidet sie verschämt den eitlen Blick gemeiner Augen!" So ziemt es einer sittsamen Jungfrau zumal in Johannas beruflicher Stellung.

sowohl ihrer beruflichen als ihrer persönlichen Heiligkeit berauben würde [1]).

Entheiligt kann nur werden, wer oder was heilig ist. Johanna weiß sich als Heilige in doppeltem Sinne: Gott hat sie geheiligt, indem er sie, die reine Jungfrau, zu seinem heiligen Dienste berufen hat. Gott hat sie aber auch geheiligt dadurch, daß er sie erfüllt hat mit seinem heiligen Geiste. Jenes ist die amtliche (äußere), dieses ist die persönliche (innere) Heiligkeit der Gottgesandten. Ebenso gewiß, wie von ihrer göttlichen Berufsweihe, will Johanna die Entheiligung von ihrer persönlichen Heiligkeit verstanden wissen. Auf letztere zeigt sie mit unzweideutiger Klarheit durch das große Wort hin, welches sie jetzt zum erstenmale ausspricht: „Der Geist in mir" (V. 451) [2]).

Wes Geist ist in ihr? Gottes Geist, derselbe, der sie bisher belehrt, geführt, getrieben, der ihr örtlich und zeitlich ferne Dinge, insbesondere große Weltgeschicke gezeigt [3]), dessen Stimme sie gehört hat und hören wird (V. 405), der ihr Einsicht und unwiderstehliche Redegewalt verleiht, so oft sie deren bedarf (II, 10, V. 498 und V. 562 folgd.) u. s. w. — dieser Gottgeist ist ihr nicht äußerlich geblieben, d. h. er bewegt sie nicht mehr bloß von außen, sondern ist ihr im Laufe ihres Berufslebens auch innerlich geworden; Gott hat ihren Geist, weil sie sich der irdischen Liebe stets verschlossen, allmählich mit seinem Geist durchdrungen, durchläutert, durchheiligt; der Geist in ihr ist mithin ihr vom Geiste Gottes geheiligter Geist, und Johanna steht in ihrer Idee nunmehr da als Heilige Gottes.

Übrigens läßt Johanna diese überschwengliche Vorstellung von ihrem Heiligungsstande schon gleich zu Anfang ihrer Rede in dem Ausdruck „Gefäß der göttlichen Erscheinung" anklingen, womit sie sich jetzt ebenfalls zum erstenmal bezeichnet. Nicht Werkzeug sagt sie, weil dieses von außen gehandhabt wird, sondern Gefäß, bei dem der Inhalt vorzugsweise in Betracht kommt, und dies Verhältnis ist, wie sich hier von selbst versteht, ein solches von Leben zu Leben. Gott, der in der Jungfrau erscheint, hat sie je länger je mehr mit seinem Geiste beseelt und dergestalt zu einem Gefäß seiner Heiligkeit bereitet [4]).

---

[1]) Vergl. Matth. 5, 28: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen."

[2]) Schon sprachlich steht dies außer Zweifel. Es ist nicht deutsch, zu sagen: erzürnet nicht den Geist in mir, wenn man weiter nichts sagen will als: erzürnet mich nicht. Nicht einmal: erzürnet nicht meinen Geist ist in diesem Falle deutsch geredet.

[3]) S. über dies und das Folgende Seite 190, Anm. u. 41, Anm.

[4]) Man übersehe nicht, daß Schiller der Jungfrau gerade in dieser Rede besonders viele biblische Ausdrücke in den Mund legt. Wir heben die Hauptpunkte hervor und belegen sie mit wenigen Bibelstellen, deren viele in jeder biblischen Konkordanz unter den betreffenden Artikeln zu finden sind. Er-

Recht hat Johanna in allen Stücken, die sie dem König zum Vorwurf macht, Unrecht jedoch insofern, als sie in jeder Hinsicht über das Maß hinausgeht. Sie ist in ihrem Rechte, wenn sie dem König die schwere Sünde vor die Augen hält, deren er sich gegen ihre Mission wie gegen ihre Person schuldig macht durch seine gottvergessenen Liebesversuchungen; die Grenze des Rechten aber überschreitet sie, indem sie von Herabziehn in den gemeinen Staub spricht. Sie bedenkt nicht, daß die irdische Liebe, obwohl durch die Sünde vielfach befleckt und schon deshalb der Gottesstreiterin untersagt, an und für sich Gottes Ordnung ist und bleibt. — Es leidet keinen Zweifel, daß der besondere Beruf des unweiblichen Kriegs- und Waffendienstes, den Gott der Jungfrau beschieden, sowie die Thaten und Wunder, die er durch sie vollbringt, derselben eine Ausnahmestellung unter den Weibern verleihen; ebenso unzweifelhaft aber ist es, daß die Jungfrau auch in dieser bevorzugten Stellung, weil sie Weib, nicht aufgehört hat, den Gefühlen und Schwächen des Weibes unterworfen zu sein [1]). Johanna dagegen, welche das weibliche Gefühl der Liebe nicht kennt, und deren jungfräulich reines Herz ganz in himmlische und patriotische Liebe hingenommen ist, befindet sich in dem verhängnisvollen Irrtum, über das Weib und die weibliche Liebesschwachheit hinaus zu sein. Wäre dem nicht so, stände Johanna in der wahren, auf richtiger Selbsterkenntnis gegründeten Demut, dann hätte sie den Wehruf . . . „Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!" eventuell nicht über sich ausgestoßen. Denn so furchtbar ein Verlieben in seinen Folgen für die Jungfrau sein würde, doch gäbe es noch eine Gnade für diese Sünde und eine Erlösung von ihr, wenn sie aus Schwachheit oder Übereilung wäre begangen worden [2]). Mit der Strafe der Verwerfung hat die Gottheit ein etwaiges Vergehen gegen ihr Liebesverbot ohnehin nicht bedroht. — Unstreitig ist der Wille Gottes für seine Berufene ebenso ihre Heiligung für den Himmel (I, 10, V. 670 f.), wie ihre Verherrlichung auf Erden (Prol. 4, V. 415). Johanna aber geht zu weit, wenn sie sich einbildet, die fertige Heilige bereits zu sein, welche sie erst noch werden soll. Ohne höhere Gewähr hält

---

scheinung: Tit. 2, 13 Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes; Ps. 80, 2. Gefäß: Röm. 9, 21—23. Ihr Kleingläubigen: Matth. 6, 31; 8, 26; Luc. 12, 28. Rache: Jerem. 50, 15 des Herrn Rache; 51, 6 und 56 der Gott der Rache. Schwert: Jes. 34, 6 des Herrn Schwert; Ps. 17, 13. Wunder: Ps. 77, 15 der Gott, der Wunder thut; Ps. 40, 10. Werke: Joh. 5, 36; Joh. 14, 10—11 der Vater, der in mir wohnt, derselbige thut die Werke. Gott: 1. Joh. 4, 4 ihr seid von Gott . . . der in euch ist; 2. Kor. 5, 19—20. Geist: Röm. 8, 9 und 11 Geist Gottes in euch; 1. Kor. 3, 16 wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet? Heiligen, heilig: 1. Kor. 3, 17 der Tempel Gottes ist heilig, der seid ihr; 1. Kor. 6, 11 ihr seid geheiligt. Matth. 10, 20 eures Vaters (Gottes) Geist ist es, der durch euch redet.

[1]) S. Seite 140 u. bes. 141.

[2]) Johanna erfährt das Akt IV und V.

die bestandene Liebesversuchung für die letzte auf ihrer Berufsbahn und mit derselben den Prozeß ihrer Heiligung für vollendet; daß eine noch größere Versuchung zur Liebe an sie herantreten könne und zwar in der Hitze des bevorstehenden Kampfes, ja sogar von einem der Erzfeinde ihrer göttlichen Mission, davon hat sie weder eine Ahnung noch einen Begriff.

Betrachten wir schließlich die früheren Äußerungen, welche Johanna in betreff der Liebe dem Montgomery gegenüber gethan, im Verhältnis zu ihren jetzigen Bekenntnissen, so finden wir die letzteren durchweg als Steigerungen der ersteren:

| II, 7 | III, 4 |
|---|---|
| V. 398: Nimmer kennen werd' ich der Liebe eitlen Dienst. | V. 436 f.: Das Gefäß der göttlichen Erscheinung, die reine Jungfrau ... willst du herabziehn in den gemeinen Staub? |
| V. 383: Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib! ... Ich schließe mich an kein Geschlecht der Menschen an. | V. 440 f.: Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen! Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet Euch, vor Eurem Aug' enthüllt er seine Wunder, und Ihr erblickt in mir nichts als ein Weib. Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz umgeben, in die Männerschlacht sich mischen? Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eitlen Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! Mir wäre besser, ich wär' nie geboren! |
| V. 384: Johanna vergleicht sich als Person mit den körperlosen Geistern, die nicht frein auf ird'sche Weise (negative Seite). | V. 450 f.: Johanna weiß sich ihrer Persönlichkeit nach als Heilige Gottes, mit dem Geiste Gottes erfüllt (positive Seite). |

Wir sehen, Johanna ist auf dem Gipfel ihres selbstgewissen Hochmuts angelangt im Punkte der Liebe. Eine Heilige in ihrer Idee, wähnt sie, über die irdische Liebe erhaben zu sein.

Nunmehr sieht Karl die Erfolglosigkeit jeder weiteren Bemühung ein. An sein „Brecht ab. Es ist umsonst, sie zu bewegen", schließt Johanna die Aufforderung:

Befiehl, daß man die Kriegsdrommete blase!
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille,
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh,

Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebiet'risch mahnend meinem Schicksal zu[1]).

Pressend (drückend) liegt die Waffenstille auf der Seele der Jungfrau. Johanna „liebt überhaupt nicht die Ruhe eines müßigen Hofes", weil jede Unthätigkeit die Vollendung ihres Rettungswerkes aufhält und „gemeinen Augen Gelegenheit gibt, sie mit eitlen Blicken zu belästigen" (III, 3 zu Ende). In der einen wie in der andern Hinsicht aber ist für Johanna der lange Aufenthalt des Hofes in Chalons ganz besonders drückend geworden. Einerseits behelligt man sie nicht allein mit Blicken der Liebe, sondern beleidigt sie — die Gottgeheiligte! — sogar mit gottwidrigen Heiratsanträgen; andererseits läßt man teils durch diese Versuchungen, teils durch sonstige Säumnis dem Feinde den freisten Spielraum, sowohl seine Streitkräfte in und um Reims zu konzentrieren als auch allerwärts Bollwerke aufzurichten, um dem Dauphin den Weg nach der Krönungsstadt zu verlegen. Solche Gegenanstalten, mit denen die Engländer unablässig beschäftigt sind (V. 412 folgd.), haben nicht verfehlt, einen beängstigenden Eindruck auf die Jungfrau zu machen, und sie zu der ernsten Mahnung an den König bewogen, nicht länger „still zu stehen" auf seinem Zuge nach Reims, d. h. der Waffenruhe nunmehr zu entsagen und mit dem Schwert den Plan der Engländer zu vereiteln. Wie? Fürchtet etwa die Heldin, falls der Feind seine Schanzwerke vollende, für den Sieg und die Krönung? Nimmermehr. Diese wie jene ist ihr ja von Gott verheißen (Prol. 4, V. 424), und auf Grund der göttlichen Bürgschaft hat sie ihrer Ermahnung Karls zu schleunigem Aufbruch das Trostwort beigefügt: „Mitten durch sie (die Feinde) alle führ' ich dich" nach Reims! Warum also die Beängstigung Johannas über die Unthätigkeit des Königs angesichts der „geschäftigen" Rührigkeit des Feindes? Liegt der Grund dazu in der Erwägung, daß bei fortdauerndem Zaudern der Sieg teurer müsse zu stehen kommen, daß er größere Opfer fränkischen Blutes kosten werde? Unstreitig ist der Patriotin das Blut ihrer Landsleute überaus kostbar und jeder Tropfen desselben, der ohne Not vergossen wird, doppelt leid, die Hauptsache indessen, weshalb sie sich durch die Waffenstille beängstigt fühlt, ist viel tiefer zu suchen.

Johanna weiß infolge der Offenbarung ihres Sterbens auf dem Schlachtfelde[2]), daß der bevorstehende Schlußkampf nicht in einem, sondern in zwei Treffen verlaufen wird. Das erste Treffen gilt dem höchsten Ziele ihres Gotteswerks, der Salbung und Krönung des angestammten Thronerben zum König von Frankreich. Demgemäß denkt sie die Krönungsschlacht als die entscheidende Hauptschlacht und

[1]) Man beachte die malerisch fortschreitende Steigerung, womit sie in Ausdrücken, welche an die Hetze des Wildes erinnern, ihren Gemütszustand schildert: Pressen — ängstigen, aufjagen — forttreiben.

[2]) S. unsere Ausführung zu Ende der Montgomeryszenen S. 148—151, desgl. 193 u. 198.

die Niederlage der Engländer so gewaltig, daß dieselben hinfort nicht mehr im stande sind, Frankreich zu bedrängen oder zu gefährden [1]), das andere, nach der Krönung stattfindende Treffen betrachtet sie sozusagen als Ausläufer oder Anhängsel des ersten, um die Überreste des geschlagenen und zerrütteten Feindesheeres total zu vernichten und somit die ihr von Maria gestellte Aufgabe: „Vertilge meines Volkes Feinde, und führe deines Herren Sohn nach Reims, und krön' ihn mit der königlichen Krone" (I, 10, V. 649), vollständig zu lösen. Auf daß alles werde, wie sie denkt, fordert sie schließlich den König nochmals auf, die Kriegstrompete blasen zu lassen, d. h. unverweilt zur That zu schreiten und die Engländer am Weiterbauen von Verschanzungen zu verhindern. Nicht um den Sieg also und die Krönung ist die Jungfrau besorgt, wohl aber beunruhigt sie der Gedanke, daß durch längeres Zögern die Niederlage der Feinde in der Krönungsschlacht vor Reims möglicherweise keine so bedeutende werden könne, wie es ihrer Idee und dem Heile des Vaterlandes entspricht. Das ist es vorzugsweise, was die Waffenstille für Johanna drückend und beängstigend macht. Darum jagt es sie auf aus der müßigen Ruhe des Hoflagers und treibt sie mit gebieterischem Mahnen zur Erfüllung ihres Werkes, in und mit welchem auch ihr Schicksal sich erfüllen wird. Es jagt mich auf, sagt sie. Was, wer jagt sie auf? Der Geist Gottes, dessen äußerlich vernehmbare Stimme sie ihr Werk vollenden heißt (V. 403—407), und der eigene Geist, der innere Drang ihres für und von Gott geheiligten Patriotenherzens (V. 453) [2]). So wird sie von außen wie von innen durch den Geist der Offenbarung ihrem **Schicksal** zugetrieben. Welchem Schicksal?

Was die Heldin darunter versteht, hat sie der Hauptsache nach dem Montgomery (II, 7, V. 441) mit den Worten entdeckt: „Endlich werd' ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick." Der Tod auf dem Felde der Ehre wird demnach ihr Kriegsleben beschließen. Aber jener Ausspruch verbirgt, wie wir seiner Zeit gesehen, auch ein für Johanna ungelöstes Geheimnis.

Nicht in der kommenden Schlacht vor Reims nämlich kann sie sterben, weil sie die Verheißung hat: Du wirst (in Reims) deinen König krönen. Folglich muß es nach der Krönungsschlacht noch einen Kampf geben, und dieser ist nur dadurch denkbar, daß das Vertilgen des Gegnerheeres nicht in dem ersten Zusammenstoß zu Ende kommt. Und was nun kann es sein, das dies unmöglich macht? Wird der König ihrem dringenden Verlangen noch länger sein Ohr verschließen und durch sein unverantwortliches Zeitvergeuden, das lediglich den englischen Vorkehrungen zu statten kommt, die Schuld auf sich laden,

---

[1]) S. III, 9, V. 621: Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt.

[2]) Nach der letzten Seite hin bildet unsere Stelle „es jagt mich auf" den Übergang zur Ritterszene V. 606—608, wo die Stimme des Propheten geistes gar nicht mehr von außen, sondern nur noch in ihrer tiefsten Brust redet.

daß die Engländer vor Reims nicht nur nicht total vernichtet werden, sondern vielleicht nicht einmal eine so große Niederlage erleiden, daß sie Frankreich nicht von neuem gefährlich zu werden vermögen? Oder wird ein Zufall ganz besonderer Art, deren so manche sich im Kriege ereignen, die Vernichtung der feindlichen Heeresmacht vor Reims aufhalten? Johanna hat keine Antwort auf diese Fragen, und da es ihr nicht in den Sinn kommt, den Grund für die Retardation in sich selbst zu suchen, weil sie in der Liebe mehr als sicher ist, so können ihr darüber nur Thatsachen der Erfahrung, welche von der nahen Zukunft zu erwarten sind, die rechte Klarheit bringen und mit dieser zugleich die vollkommene Enthüllung ihres Schicksals.

Szene 5. Die Vorsehung, der es nie an Mitteln zu ihren Zwecken gebricht, kommt der Jungfrau alsbald zu Hilfe und erlöst sie von ihren Sorgen und Nöten. Was Johanna bisher von dem König vergebens begehrt hat, das thun die Engländer: sie gehen über die Marne und stellen ihr Heer zum Treffen. Wahrscheinlich aus Besorgnis vor einem Aufstand in Reims, welchen die Nähe des eingeborenen Königs sehr begünstigte[1]), wollen sie, tapfer wie sie sind, eine rasche Entscheidung. Die Nachricht von dem überraschenden Ereignis, welche ein Ritter dem König überbringt, begrüßt Johanna mit dem begeisterten Freudenruf: „Schlacht und (Einzel-)Kampf! Jetzt ist die Seele ihrer Banden frei." Frei ist die Patriotin mit einemmal von allem, was sie bisher gedrückt und beschwert hat, frei insbesondere von den Banden der Unthätigkeit, womit man sie, trotz alles ihres Berufens auf die zur Eile treibenden Stimmen der Offenbarung und der eignen Heldenseele, solange an der Vollendung ihres Gotteswerks gehindert hat; frei von den unliebsamen Hoffesten, welche Anlaß gaben zu Heiratsanträgen, wodurch man die „Gesandte des höchsten Gottes" (I, 10, V. 611), „die eine Braut der reinen Engel ist" (III, 1, V. 36), zum Dienst irdischer Liebe zu erniedrigen gesucht, sie mit Grauen und Abscheu erfüllt hat; frei von dem Angstgedanken, daß bei ungestörtem Fortschreiten der englischen Schutzwehren der Sieg vor Reims möglichenfalls nicht so entscheidend werden könne, um Frankreich vor nochmaligen Drängnissen und Schädigungen zu bewahren.

Frohbegeistert eilt sie „die (Heer-)Scharen zu ordnen." Alles ist dazu angethan, ihren patriotisch-kriegerischen Heroismus in lodernde Flammen zu setzen.

Errettung des Vaterlandes aus der Fremdherrschaft, das ist das einzige, von glaubensstarkem Heldengeist getragene Pathos ihres Erdendaseins. Noch bevor des Himmels Ruf an sie erging, flehte sie die heilige Jungfrau an, die Schmach fremder Ketten von Frankreich zu wenden und ihm den einheimischen König zu bewahren (I, 10, V. 627). Sobald sie ihrer erhabenen Bestimmung gewiß

[1]) S. III, 11, V. 700: „Reims öffnet seine Thore, alles Volk strömt jauchzend seinem Könige entgegen." Beweises genug für die Stimmung der Bewohner von Reims, welche auch historisch begründet ist.

geworden, strömte ihr Mund über von prophetischen Ergüssen patriotischer Begeisterung (Prol. 3, V. 302 folgd.), und als sie ihr Heimatsdorf verließ, fühlte sie, die den Tigerwolf bezwungen, sich mit Sturmes Ungestüm ins Kriegsgewühl hineingerissen (Prol. 4, Ende). In den Schlachten des Yonnethals (I, 9) und bei Orleans (II, 4—18) entfaltete sie sodann die ungemeine Energie ihres gotttrunkenen Heldenmuts. Größer, schwerer, ergreifender aber ist die Aufgabe, welche nunmehr ihrer wartet. Vor dem Höchsten steht sie jetzt, worauf ihr Beruf und Leben gerichtet ist, vor dem Vollendungskampf ihres patriotisch heiligen Gotteswerks! Gott selbst heißt sie ihre Mission vollenden, seine Geistesstimme mahnt sie aufs dringendste zu schleuniger That (V. 403 folgd. u. 456 folgd.), nach der ihr Herz um so eifriger sich sehnt, je länger die Schlaffheit des Königs sie festgebannt und es den Feinden ermöglicht hat, mächtige Schanzwerke aufzuwerfen. Nicht mit einem Schlage — Johanna weiß es — wird der Kampf der Vollendung durchgeführt, zwei Stadien wird er durchlaufen. Das erste Stadium bildet die Krönungsschlacht, in der Idee des Volkes und nach Gottes geoffenbartem Willen die eigentliche Rettungsschlacht Frankreichs, weil der göttlich verbürgte Sieg dem rechtmäßigen Thronfolger unfehlbar die Krone verschafft und Gott mit dieser seinem Gesalbten das Reich zuerkennt, um ihm dasselbe je nach Umständen entweder sogleich oder im Laufe der Zeit thatsächlich zu geben[1]). Was Johanna einst auf Grund der Verheißung (Prol. 4, V. 424) den Rittern gesagt (II, 4): „Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt", das soll sie jetzt in der Kathedrale von Reims wirklich erleben und auf diese Weise das vornehmste Hauptstück ihrer Sendung vollbracht sehen, dem stets ihr Herz vorzugsweise entgegenschlug. Diese so nahe Aussicht — wie thatbegeisternd muß sie für die Heldenjungfrau sein, um den verheißenen Siegessegen nebst dem damit unzertrennlich verbundenen Krönungsheil durch Einsetzen ihres ganzen Ichs zu verdienen! Heiß wird der Kampf sein — wie heiß, ersieht Johanna schon daraus, daß das andere Hauptstück ihrer Mission, das Vernichten des feindlichen Heeres, welches laut der Marienbotschaft[2]) bereits in der Krönungsschlacht zu Ende kommen sollte, infolge der Verkündigung ihres Sterbens erst nach der Krönung des Königs seinen Abschluß finden kann[3]). Was aber

[1]) S. die ausführliche Anm. 3 zu Seite 192 folgd. Der Besitz des zugesicherten Reiches erfolgt ideell sogleich, reell entweder sogleich oder später (nach noch einem oder mehreren Kämpfen). Auf jeden Fall also wird die durch den Sieg vermittelte Krönung der Fremdherrschaft einen tödlichen Stoß versetzen.

[2]) Akt I, 10, V. 649—651: Vertilge meines Volkes Feinde — führe deines Herren Sohn nach Reims — krön' ihn mit der königlichen Krone. S. über den göttlichen Auftrag und die ursprüngliche Reihenfolge seiner beiden Hauptteile Seite 149 folgd.

[3]) Nochmals sei's gesagt: Die Verkündigung des Sterbens lautet dahin,

auch die Verzögerung des Vertilgens vor Reims verschulden mag, ob englische Gegenwehr, ob irgend ein widriger Zwischenfall — die Heldin muß sich zu dem ihrer einzig würdigen, ihr allein natürlichen Entschluß gedrungen fühlen, durch verdoppelte Energie die Vernichtung der Engländer in der Krönungsschlacht so weit zu bringen, daß dieselben, zu schwach, um offensiv vorzugehen, dem Angriff ihrer fränkischen Verfolger nur noch mäßigen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Nach der Krönungsfeier wird dieser Angriff hinter Reims stattfinden und Johanna — dessen ist sie weil in der Liebe sicher — mit dem totalen Aufreiben der englischen Heeresreste das zweite (letzte) Stadium des ganzen Vollendungskampfes abschließen.

Gebändigt hat mit Gefahr ihres Lebens die „löwenherzige Jungfrau" (Prol. 3, V. 197 folgd.) den Tigerwolf, der doch nur ihre Schafe bedrohte, bedarf es für eine solche Heldennatur noch stärkere Antriebe als die bisher bezeichneten, um sie zur äußersten Kraftanstrengung wider den Erzfeind ihres — des **Marien**-Volkes (I, 10, V. 649) zu befeuern? Für eine Heldenseele hat ohnehin der Schlachtenkampf an und für sich etwas Erhebendes, weil alle Nerven des Leibes und Geistes Spannendes. Schon bei Orleans erkannten wir, daß der Krieg Johanna zur Kriegerin gemacht, und bemerkten deutlich die Anfänge werdender Leidenschaft[1]). In dem Jubelruf:

---

daß Johanna auf dem Kampfplatz ihren Tod finden soll (II, 7, V. 440 f.). Das Schlachtfeld vor Reims kann damit nicht gemeint sein, weil nach Gottes Offenbarung (Prol. 4, V. 424) Johanna bei der Krönung des Königs (in Reims) zugegen sein wird. Nur in einem nach der Krönung stattfindenden Treffen kann demnach Johanna das Leben verlieren, und dies zweite Treffen ist nur dadurch möglich, daß das Vernichten der Engländer in der ersten Schlacht nicht ganz durchgeführt wird.

[1]) II, 4: „Jetzt Fackeln her! Werft Feuer in die Zelte! Der Flammen Wut vermehre das Entsetzen, und drohend rings umfange sie der Tod!" Vergl. den Schluß dieser Szene. II, 7 kündigt sie dem Montgomery seinen Tod als unvermeidlich mit den furchtbaren Worten an: „Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun, wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt, du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit, doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen." Die Leidenschaft ihres patriotischen Heroismus ist in diesen und andern Stellen nicht zu verkennen, wenn wir auch die göttlichen Motive dabei gebührend in Anschlag bringen. Vergl. I, 9, V. 529 folgd. Die ersten Keime und Spuren der kriegerischen Leidenschaft zeigen sich übrigens schon in Domremy, noch ehe die Heldenjungfrau eine Schlacht gesehen. S. die Wirkung des gottgegebenen Helmes Prol. 3, V. 302—327 und Prol. 4, V. 425: „Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen, er sendet mir den Helm, er kommt von ihm, mit Götterkraft berühret mich sein Eisen, und mich durchflammt der Mut der Cherubim; ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen, es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm, den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen, das Schlachtroß steigt, und die Trompeten klingen."

„Schlacht und Kampf!“, womit sie das Anrücken der Engländer aufnimmt, sehen wir die Leidenschaft jenes Kriegergeistes wieder aufflammen; der verzweifelte Widerstand, welchen der Feind in seinen festen Stellungen leistet (Sz. 7), schürt dieselbe zu lichter Lohe[1]), und das Auftreten des Ritters steigert sie bis zur Wut[2]).

Der König folgt der Jungfrau, um angesichts der Krönungsstadt zu thun, worauf Dunois[3]) und Sorel[4]) längst gedrungen: den Seinen auf dem Weg des Ruhms voranzugehen und zu kämpfen um seiner Väter Krone. Die Trompeten geben das Zeichen zur Schlacht, kriegerische Musik begleitet den Kampf der Massen. Diesen selbst sehen wir nicht, nur die hervorragenden Ergebnisse desselben stellen uns die nächstfolgenden Szenen vor Augen.

Szenen 6. 7. 8. Zunächst sind wir Zeugen von dem Tode des britischen Oberfeldherrn Talbot. Mit ihm geht die englische Herrschaft in Frankreich in demselben Augenblick zu Grabe, wo das französische Königtum „sich neu verjüngt erhebt“, nämlich in dem Siege, welcher die Krönung Karls garantiert[5]). In ihm, dem Helden und Feldherrn sondergleichen, stirbt die Seele des britischen Heeres wie der britischen Kriegführung. Ein Riesengeist, wie kein zweiter, ist ihm das Größte nicht zu groß gewesen. Alles, was eine hochbegabte Kraftnatur aus sich allein vermag durch eiserne Willensenergie und Charakterstärke, durch weitschauende Umsicht und tiefblickende Klarheit des Verstandes, durch unverwüstlichen Thatenmut neben besonnener Bedächtigkeit in und außer der Schlacht, in guten wie in bösen Tagen: das hat Talbot als oberster Kriegsherr in zahlreichen Feldzügen geleistet und auf diese Weise die Welt mit dem Ruhme seiner erstaunlichen Kriegserfolge erfüllt. Eines jedoch, was vor allem not thut, hat ihm stets gefehlt: der Blick nach oben und der lebendige Glaubensverkehr mit Gott dem Herrn, den wir bei reich ausgestatteten, stark angelegten Persönlichkeiten so oft vermissen, weil sie mehr als andere in der Gefahr schweben, sich an ihrem eigenen Vermögen genügen zu lassen. Talbot ist in unserer Dichtung Hauptrepräsentant der auf sich selbst gestellten Vernunft wie des entsprechenden Vernunftglaubens und steht als Hauptträger, bezw. Schöpfer des rationalen

---

[1]) Sz. 6, V. 493: „Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf wagt' ich (Talbot) das Letzte noch“; V. 506 (Lionel): „Unwiderstehlich dringt das Mädchen vor.“ Sz. 8, V. 583—589.

[2]) Sz. 9, V. 596: „Warum heftest du dich so wutentbrannt an meine Fersen?“ V. 699: „Verhaßt in tiefster Seele bist du mir ... dich wegzutilgen von dem Licht des Tages treibt mich die unbezwingliche Begier.“

[3]) Akt I, 2, V. 113 folgd.; 5, V. 393 folgd.

[4]) Akt I, 4, V. 205 folgd.; 5, V. 378 folgd.

[5]) Sz. 7, Burgund: „Die Schanze ist erstürmt“, Dunois: „Der Tag (Sieg) ist unser.“ Gleich darauf stirbt Talbot. Akt I, 5, V. 353 folgd. sagt Sorel ahnend voraus: „In dir wird es“ (das Haus des sechsten Karls) „sich neu verjüngt erheben!“ ... „Mir sagt's das Herz, den Frieden wirst du pflanzen, des Frankenreiches neuer Stifter sein.“

Realismus, welcher bei den englischen Großen überhaupt vorwaltet, im schärfsten Gegensatz zu dem religiösen Idealismus der Jungfrau und des von ihr beseelten Frankenheeres. Sein Gott ist nicht der Gott der Offenbarung, sondern der Gott seiner Gedanken, den er sozusagen nach seinem eigenen Bilde sich geschaffen hat. Diesem seinem anthropomorphistisch selbstgemachten Gott legt er als Grundeigenschaft die höchste Vernunft bei, denkt ihn, soweit seine eigne Vernunft reicht, gleichsam als die Urvernunft und stellt sich die Weltregierung desselben ebenfalls anthropomorphisierend als die absolut vernünftige d. h. in Weise der Ideen vor, welche seine eigene Seele bewegen. So lange er glücklich und die englische Sache, die er als eine ehrlich gute (II, 2, V. 170), würdig große (III, 6, V. 516 folgd.) betrachtet, siegreich war, solange er die Niederlagen bei Orleans wieder gut zu machen hoffte, mochte das Vernunftgebilde seines Gottes immerhin vorhalten; doch jetzt, wo er und seine Sache dem vermeintlichen Narrenspiel fränkischen Unsinns erliegt, wo seine Kriegskunst und Einsicht zu schanden wird durch eine betrogene Betrügerin, welche fränkische List zu dem nichtigen Vorgeben göttlicher Sendung angestiftet hat — so denkt nämlich Talbot über Johanna und ihre Mission (II, 5) — jetzt gibt es für ihn keine vernünftige Weltregierung mehr, und damit hat auch der Weltregierer d. h. Gott selbst, dessen Grundwesen Vernunft und Weisheit ist, für ihn aufgehört zu sein. Er verliert den Gott seiner Gedanken, da es ihm nicht mehr geht, wie er denkt, daß es ihm gehen müßte und sollte. Gott verlieren aber heißt alles verlieren, auch das eigene Ich, weil die Ewigkeit des Menschengeistes ohne einen ewigen Gott nicht zu denken ist. So stirbt er denn mit gefaßter Resignation als materialistischer Nihilist. Wir bewundern an ihm auf der einen Seite die Macht des Geistes, welche Gott dem Menschen verliehen hat, auf der anderen Seite dagegen bedauern wir, daß ein so großer Geist so tief hat in Unglauben versinken können. Wie man aber auch darüber denken mag, so viel steht unseres Ermessens unbestreitbar fest: Der Dichter hat in dem Gegensatz zwischen Talbot und der Jungfrau die Ohnmacht bloß menschlicher Kraft und Weisheit wider den Gottesmut und die Gottesmacht echter Glaubensbegeisterung dargestellt [1]).

---

[1]) Kuenen S. 54 vergleicht den Tod Talbots mit dem Tode Johannas: „Es kann uns nicht entgehen, daß Talbots Tod im offenbaren Gegensatz zum glückseligen Tode der Jungfrau gezeichnet worden ist. Seit dem Erscheinen derselben ging alles für ihn rückwärts, Niederlage häufte sich auf Niederlage und auch in der Schlacht bei Reims droht ihm dasselbe Schicksal. Vergebens wagt er das Äußerste, er stürzt sich mit verzweiflungsvollem Mute dem Feinde entgegen und wird auf den Tod verwundet. Auch die Jungfrau opfert in der letzten Schlacht ihr Leben, aber sie erringt den Sieg, der ihr Werk vollendet. Einsam und verlassen stirbt Talbot, kaum kann ihm Lionel ein flüchtiges Lebewohl zurufen; die Jungfrau stirbt in den Armen ihrer Freunde, glücklich über deren Liebe. Sterbend muß Talbot hören, daß auch Paris, seine letzte Hoffnung, sich mit dem Dauphin vertragen hat, ja sein brechendes Auge muß noch den

Betrachten wir nunmehr den Vorgang selbst näher. Im Kampf der Verzweiflung hat Talbot die tödliche Wunde empfangen und kommt, auf Fastolf gestützt, an einen freien, von Bäumen begrenzten Platz in der Nähe des Schlachtfeldes, „um zu sterben." Alsbald erscheint auch Lionel. Auf den Zuspruch desselben: „Edler Lord, steht auf! Jetzt (wo der Kampf noch währt: V. 530 u. 503 f.) ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken. Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur mit Eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe", hat Talbot nur das hoffnungslose „Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen, der unsern Thron in Frankreich stürzen soll . . . Vom Strahl (des Schicksals V. 491, wie vom Blitz) dahingeschmettert lieg' ich hier, um nicht mehr aufzustehn. — Reims ist verloren. So eilt, Paris zu retten!" Aber auch diesen letzten Trost, England könne nach dem Verlust der Krönungsstadt und des fränkischen Thrones wohl noch die Hauptstadt Frankreichs retten und mit ihr einen Theil seiner Eroberungen behaupten, muß Talbot dahin schwinden sehen in Lionels Antwort: „Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin, soeben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht." So ist denn der Ertrag seines ganzen Lebens dahin und damit das Leben selbst ihm verhaßt. Um dasselbe schneller zu enden, reißt er den Verband von seiner Wunde mit dem unmutsvollen Ausdruck der bittersten Entsagung: „So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts, denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!" Lionel sieht, daß jetzt nicht mehr zu helfen ist, und länger kann er nicht wohl bleiben. Er gibt Fastolf den Rat, den Feldherrn an einen sichern Ort zu bringen,

---

Anblick des verhaßtesten Feindes und Verräters, des Herzogs von Burgund, ertragen. Die Jungfrau hingegen hört bei ihrem Tode nur Worte der Verehrung, das geeinte Frankreich, repräsentiert durch den König und den Herzog von Burgund, die treu geschwungene Fahne umgeben sie, und ihr brechendes Auge sieht den Himmel geöffnet und den Abglanz himmlischer Herrlichkeit. Während jener freudlos hinstirbt, in trotziger Verachtung alles Hohen, mit der Einsicht, daß das menschliche Streben des Schweißes nicht wert sei, schwingt sich die Jungfrau freudig und hoffnungsvoll aus diesem Leben, in dem Bewußtsein, daß der für ideale Güter erduldete Schmerz dieses kurzen Lebens in ewige Freude verwandelt werde." Weiterhin S. 56 zieht Kuenen eine Parallele zwischen dem Schicksal Talbots und dem Geschick Napoleons I.: „In Talbot zeichnet der Dichter für alle Zeiten jene Eroberer, die, von Ruhmsucht getrieben, die Weltgeschichte nach ihrer Weisheit machen wollen, unbekümmert um die Wohlfahrt der Völker. Ja, es bedünkt uns, als habe der Dichter, in ahnungsvollem Geiste selbst zum Propheten geworden, in Talbot das Geschick Napoleons unbewußt vorausgesagt. Auch dieser hatte bedachte Pläne mit weisem Geist entworfen; auch konnte dem Streben seines Riesengeistes Deutschlands Erde nicht genügen, auch er sah seine Pläne vor dem Sturmeshauch nationaler Begeisterung zerrinnen und auch er starb einsam auf einer fernen Insel des Weltmeeres, so daß wir die Worte des Dichters über Talbot auch über ihn anführen können: Und von dem mächt'gen Napoleon, der die Welt mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig als eine Handvoll leichten Staubs."

denn, setzt er begründend hinzu, „wir können uns nicht lange mehr auf diesem Posten halten, die Unsern fliehen schon von allen Seiten, unwiderstehlich dringt das Mädchen vor.“ Hat nun gleich Talbot Reims, Paris und alles bereits aufgegeben, dennoch machen die letzten Worte Lionels einen aufs tiefste erschütternden Eindruck auf ihn[1]) und stacheln den Ingrimm des todwunden Löwen zu lästerndem Hohn auf Gott, Vorsehung, jedes höhere Streben des menschlichen Geistes:

„Unsinn! Du siegst, und ich muß untergehn! (V. 507)
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin (V. 510)
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt! (V. 515)
Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Pläne
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt“ —

Unter dem Unsinn, den er anredet, versteht er, wie V. 525 unter dem groben Gaukelspiel, die Mission der Jungfrau. Seiner Meinung nach ist dieselbe nichts als ein grober Betrug, welchen der Dauphin Karl aus Verzweiflung ersonnen hat, um die Seinen zu fanatisieren und die Feinde zu erschrecken, nichts demnach als eine frivole Spekulation auf die Dummheit und den Aberglauben der Massen hüben und drüben. Johanna ist in seinen Augen das abgerichtete Werkzeug dieses Lügenspiels, „eine Gauklerin (Närrin), die die gelernte Rolle der Heldin spielt“, eine Betrügerin, selbst betrogen[2]). Und solcher Unsinn der Narrheit siegt! Talbot dagegen, der Mann der Vernunft, muß untergehn! untergehen deshalb, weil der Dummheit des blinden Wahnglaubens, d. h. der Unvernunft, keine Vernunft, selbst die des Vernünftigsten nicht, gewachsen ist[3]). Nun fordert er die göttliche Vernunft, d. h. Gott selbst, die Urvernunft und Urweisheit, zur Rechtfertigung vor den Richterstuhl seiner menschlichen Vernunft mit der Frage der schneidendsten Ironie: „Erhabene Vernunft“ (die du giltst, auch mir bisher gegolten hast als die) „lichthelle Tochter des göttlichen Hauptes“ (d. h. als die grundwesentliche

---

[1]) In ähnlicher Weise, wie die allgemeine Furcht und Flucht der Seinen II, 5, V. 305—326.

[2]) II, Sz. 1, V. 22 folgd.; Sz. 3, V. 243 folgd. u. V. 252; Sz. 5.

[3]) Mit der Dummheit, dieser Macht der Unvernunft, der mit Vernunft nicht beizukommen ist, bezeichnet er sowohl den Fanatismus des vermeintlichen Aberglaubens, wie derselbe bei den Franken herrscht, als die abergläubische Furcht vor Teufel und Hölle, welche die englischen Krieger entmutigt hat.

Eigenschaft Gottes)[1]), als die „weise Gründerin des Weltgebäudes“ (die allweise Schöpferin des Weltalls), als „die Führerin der Sterne“ (die du leitest und lenkst nach den Gesetzen deiner Weisheit) — „wer bist du denn?“ Bist du noch Vernunft, wenn du dich „dem tollen Roß des Aberwitzes an den Schweif“ binden und von „dem Trunkenen“ (von dem tolltrunkenen Roß des blödsinnigen Aberglaubens, an dessen Schweif du gebunden bist), „in den Abgrund“ reißen lassen mußt? und zwar „sehend“, mit sehenden, offenen Augen (du, die göttliche Weisheit von der menschlichen Tollheit!) und „ohnmächtig rufend“, trotz ohnmächtigen Hilferufens. Ohnmächtig rufst du, weil in dir, die du doch als Schöpferin und Regiererin des Weltalls allmächtig sein müßtest, keine Macht ist, das tolle Tier zu bändigen, und weil du vergebens, ohne Erfolg rufst (in dem Sinne von V. 493: „Vergebens in verzweiflungsvollem Kampf wagt' ich das Letzte noch, den Tag des Schicksals abzuwenden“). Bist du sonach noch Vernunft? Wenn aber nicht, wenn du nicht mehr Vernunft bist, wie daraus hervorgeht, daß deine Weltregierung in meiner Person, in dem Vertreter der Vernunft gegen die Unvernunft, zu nichte geworden, so bist du überhaupt nicht, bist nichts. Ohne Bild: Es gibt keine vernünftige Vorsehung, wie die Thatsache meines Untergangs im Kampfe mit der Unvernunft beweist, und weil keine vernünftige Vorsehung, so gibt es auch keinen Gott, da Vernunft Gottes Wesen, mithin auch keine Ewigkeit des menschlichen Geistes, weil diese das Dasein Gottes zur unbedingten Voraussetzung hat. Ein Gott, der eine Welt geschaffen hat, muß und wird dieselbe auch regieren, und nicht anders als vernünftig und weise kann er sie regieren, weil er selbst nicht anders als die Urvernunft und Urweisheit zu denken ist. Ist nun der Weltgang ein geradezu unvernünftiger, so beweist derselbe, daß es keinen vernünftigen Weltregierer, demnach auch keinen vernünftigen Weltschöpfer, folglich überhaupt keinen Gott, keine persönliche Urvernunft und Urweisheit geben kann, ein Resultat, welches zugleich die Unsterblichkeit der Menschenseele aufhebt. Darum Fluch jedem, der (fortan) in einer Welt, worin die Narrheit das Zepter führt, das Würdige, Große, Erhabene sich zur Aufgabe seines Lebens macht!

Das ist doch für Lionel zu stark. Ihn unterbrechend, ermahnt er den Sterbenden, an seinen Schöpfer zu denken, da er nur noch wenige Augenblicke zu leben habe. Talbot aber, der keinen Gott mehr hat, läßt sich nicht beirren, er setzt sein trotzvolles Hadern mit dem Schicksal fort. Von Tapfern besiegt zu werden, ist für Tapfere, wenn auch schmerzlich, doch zu ertragen im Blick auf die Wandelbarkeit des Glückes überhaupt[2]); aber das Opfer sein eines

[1]) Das Bild ist der griechischen Mythologie entlehnt. Pallas Athene, Tochter des Zeus, Göttin der Weisheit, Kunst, Wissenschaft (des Friedens wie des Krieges) soll späterer Sage zufolge aus dem Haupte des Zeus hervorgegangen sein.

[2]) Das Bild der Kugel ist ähnlich dem des Rades (Prol. 4, V. 422).

so groben Gaukelspieles, so beschimpfend lächerlicher Niederlagen durch ein Weib! (II, 1, V. 16 folgd.) — (das geht doch zu weit). Hat unser so ernstes, so thatenreiches Leben nicht einen ernsteren, ehrenhafteren Ausgang verdient? Ist in einem solchen Schicksal Vernunft, Gerechtigkeit? Lionel reicht ihm die Hand zum Abschied hier und Wiedersehen dort in einer bessern Welt. Er darf dem noch andauernden Kampf nicht mehr fern bleiben[1]). Dem Wegeilenden schickt Talbot seine letzten Worte nach:

„Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich, (V. 535)
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht (V. 540)
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles Dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert." (V. 545)

Die Atome, welche Talbot der Erde und der Sonne wiedergibt, weil sie von ihnen sind, haben (wie auch immer) sich selbst in ihm zu Lust und Schmerz gefügt; einen Gott, in dem wir leben, weben und sind, einen Schöpfer, ohne den nichts ist und nichts wird, was ist und wird, gibt es nicht. Eine Seele, die er sterbend Gott befehlen könnte, hat er nicht, wie sein Unglaube wähnt, denn nichts bleibt übrig von ihm als eine Handvoll leichten Staubes, in den sein verwesender Leib zerfällt. Von einer ewigen Seligkeit, von einem Himmel kann nicht die Rede sein, weil er weder eine Seele noch einen Gott hat. Staub ist des Menschen Ende, und die einzige Ausbeute des Lebens ist die Einsicht in das öde Nichts, worauf schließlich alles hinausläuft, und worin alles untergeht. Darum verachtet Talbot aus Herzensgrunde jetzt alles, was ihm einst erhaben und wünschenswert geschienen, und spricht damit das Urteil über sein ganzes Dichten und Trachten, Ringen und Streben. Mehr sagt er nicht bei Leibesleben, in allem aber, was er gesagt, hat er selbst das düstere Bild seiner materialistisch-nihilistischen Verkommenheit gezeichnet im Gegensatz zu der Lichtgestalt der glaubensseligen, gottbegeisterten Jungfrau.

Noch ehe Fastolf den Feldherrn hat an einen sichern Ort bringen können, erscheinen (Sz. 7) Karl, Burgund, Dunois u. s. w. auf der

---

Die Rundung, welche das Feststehn beider hindert, malt die Unbeständigkeit des Glückes, Schicksals.

[1]) Das Geschick, das auf dem Schlachtfeld noch richtend sitzt und seine Lose schüttelt — schüttelt dieselben natürlich in seiner Urne, der Schicksalsurne, welche das klassische Altertum teils dem Zeus teils den Mören (Parzen) zuschreibt. — Wir werden dem Helden wieder begegnen im Kampfe mit der Jungfrau, den er seit der ersten Niederlage bei Orleans gesucht hat, s. II, 3, V. 261 f.

Sterbestätte, Burgund mit der Nachricht: „Die Schanze ist erstürmt", Dunois mit dem Freudenruf: „Der Tag ist unser." Diese nunmehr gewisse Kunde von dem Verluste der Schlacht und die Gegenwart des an ihn herantretenden Verräters Burgund, den er mit starrem Blick, gleichwie mit strafendem Zorn, ansieht, das sind die letzten qualvollen Eindrücke, unter denen Talbots Auge im Tode bricht.

Die Ehre gewaltiger Thatkraft und Geistesstärke, welche dem Abgeschiedenen gebührt, zollen ihm, an seinem Leichnam stehend, auch die Häupter seiner Feinde. Der streitbare Held Dunois nennt ihn den Furchtbaren, Unbezwinglichen, einen Riesengeist, dessen Streben Frankreichs weite Erde nicht habe genügen können. „Erst jetzo, Sire", fährt er fort, „begrüß ich Euch als König; die Krone zitterte auf Eurem Haupt, solang ein Geist in diesem Körper lebte." Er ahnt nicht, daß auch außer dem Leibe der Geist Talbots versuchen wird, dem König die Krone noch zittern zu machen. Karl gibt der Wahrheit im vollsten Sinn die Ehre: „Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir." Gott hat ihn besiegt. Wer auch immer dem Kriegsgewaltigen die Todeswunde geschlagen hat, die Mission der Gottgesandten hat ihm den Untergang gebracht. Französische Soldaten tragen darauf den Entseelten hinweg. Der König wünscht ihm den Frieden im Tode, den er im Leben nicht gefunden. Dem Gebein des Helden will er sogar ein ehrenvolles Denkmal an der Stelle setzen lassen, wo derselbe seinen Lauf geendet. Dem Fastolf, welcher sein Schwert als Gefangener abgegeben hat, reicht Karl dasselbe mit dem Bemerken zurück, die fromme Pflicht (welche Fastolf dem Feldherrn geleistet) ehre auch der rohe Krieg, frei solle er seinem Herrn zu Grabe folgen. Das sind lauter Züge eines ebenso demütigen als hochherzig edlen Charakters, wie ihn der Friedensfürst und Volksbeglücker im neu aufblühenden Frankreich (I, 5, V. 358) besitzen muß. Nachdem Karl sodann dem Du Chatel den Auftrag erteilt hat, seiner Agnes die Botschaft des Sieges zu bringen und sie im Triumph nach Reims zu führen, trifft La Hire auf dem Schauplatz ein.

Wo ist die Jungfrau? fragt ihn (Sz. 8) Dunois. La Hire gibt ihm die Frage zurück. Er hat sie an Dunois' Seite fechtend gelassen. Dieser glaubte sie von La Hire beschützt, als er von ihr weg dem König zu Hilfe eilte. Burgund hat ihre Fahne im dichtesten Feindeshaufen noch vor kurzem wehen sehn, d. h. kurz bevor er, nachdem die Schanze schon erstürmt und der Sieg errungen war (Sz. 7, V. 546), an die Sterbestätte Talbots gelangte. So weiß niemand, wo Johanna geblieben, nur das wissen alle, daß jeder von ihnen sie verlassen. Burgunds Worte ergreifen Dunois mit der ahnungsvollen Besorgnis, der kühne Mut habe die Heldin zu weit in die feindlichen Scharen geführt und, von diesen umzingelt, erliege sie jetzt der Überzahl. Eilen wir, sie zu befreien! mahnt er; eilt, rettet sie! befiehlt der König; La Hire, Burgund stimmen ein; alle eilen mit dem König fort.

Der Sieg ist erfochten, die Krönung des Königs und mit ihr der Sturz der Fremdherrschaft ist gesichert, Johannas Aufgabe in ihrem göttlich garantierten Hauptteil gelöst. Somit ist der verhängnisvolle Zeitabschnitt angebrochen, welchen Gott der Jungfrau als den für ihre Person und für ihr Werk wichtigsten Wendepunkt auf ihrer Berufsbahn bezeichnet hat. Wird Johanna auch das andere Hauptstück des göttlichen Auftrags, die totale Vernichtung der feindlichen Armee, vor Reims vollbringen und auf diese Weise das Ganze ihrer Mission, die vollständige Rettung Frankreichs, zu Ende führen oder wird sie es nicht? Die Möglichkeit, daß sie es nicht werde, hat Gott durch die Nichtgarantie des Vertilgens (I, 10, V. 649) im Gegensatz zu der Garantie des Siegens und Krönens (Prol. 4, V. 424) ausgesprochen; die Gewißheit, daß sie es nicht wird, hat die Offenbarung über ihr Sterben auf dem Schlachtfeld enthüllt. Denn nicht das Schlachtfeld vor Reims kann damit gemeint sein, weil die Vaterlands-Retterin persönlich der Krönung in Reims beiwohnen soll, und eine spätere Schlacht, worauf jene Offenbarung bestimmt hinweist, ist nur in dem Falle möglich, wenn vor dem Einzug in Reims das Vertilgen nicht ganz zum Abschluß gelangt[1]). Die Frage, welche die nächste Stunde entscheiden muß, kann folglich nur die sein: Inwieweit wird die Heldin das Vertilgen der Engländer durchführen, die zwar aus ihrer umschanzten Stellung vertrieben und auf dem Rückzug begriffen (Sz. 7, V. 546 u. Sz. 6, V. 504 folgd.), aber den Verfolgern noch Widerstand zu leisten fähig sind (Sz. 6, V. 530 folgd. u. Sz. 8, V. 583 bis Ende).

Johanna, welche den Grund, warum das Vertilgen vor Reims nicht vollständig wird, wegen ihrer selbstgewissen Sicherheit nicht in sich sucht, sondern nur in einem äußeren, gleichviel welchem Hemmnis finden kann, hofft mit fester Zuversicht, dem Feinde auf seiner Flucht noch solche Verluste beizubringen, daß derselbe sich nicht wieder zu erheben vermöge, um Frankreich ernstlich zu bedrohen, und sodann nach der Krönungsfeier die feindlichen Heerestrümmer in einem letzten Kampfe vollends aufzureiben[2]).

---

[1]) S. unsere eingehende Betrachtung über Johannas Aufgabe Seite 32 und Seite 73 folgd.; über die Offenbarung des Sterbens auf dem Schlachtfelde und deren Konsequenzen s. Seite 148 folgd. und 198.

[2]) Man vergesse nicht, was wir früher, s. Anm. 1, dargethan haben. Ein letzter Kampf nach der Krönung und Johannas Sterben darin stehen auf Grund der Offenbarung ihres Schlachtentodes außer Zweifel; dafür aber, daß sie nicht eher des Todes sein werde, bis sie den Feind total vernichtet habe, ist ihr keine göttliche Verheißung gegeben. Sie wird in der That vertilgen und vollenden — wie sie es wird und unter welchen Umständen, zeigt das Stück — eine Gewähr dafür aber hat, nochmals sei es gesagt, die Offenbarung nie und nirgends geleistet, auch nicht Maria durch ihren Auftrag I, 10: Mit dem Schwert vertilge u. s. w. übernommen. Johanna könnte ja unbeschadet der göttlichen Auktorität, weil die Offenbarung nichts dawider hätte, gleich zu Anfang des durch das Sterben auf dem Schlachtfelde angezeigten

Wir unserseits sehen den Dingen, die da kommen werden, nicht mit getroster Hoffnung, sondern mit banger Besorgnis entgegen. Wir haben bereits früher[1]) darauf aufmerksam gemacht, daß die Offenbarung nur ein Mittel der Vollendung für Johannas Mission kennt: die reine Jungfräulichkeit, und im Einklang damit auch nur eine Weise der Verzögerung, wo nicht gar der Vereitelung angibt: die geschlechtliche Liebe. Wir konnten deshalb nicht umhin, die Offenbarung über Johannas Sterben im Kampfe (II, 7, V. 433 f.), wodurch die ursprüngliche Reihenfolge der Begebenheiten: Vertilgen — Krönen, in Krönen — Vertilgen umgewandelt, mithin das Vertilgen wenn auch nicht aufgehoben, doch aufgeschoben wurde[2]), als ein sehr bedenkliches Anzeichen zu betrachten, das mit großer Wahrscheinlichkeit auf ein Verlieben der Jungfrau schließen ließe. Die Gefahr eines solchen Unfalls, welche um so mehr ins Auge fiel, da jene Offenbarung mit einem bis zur Vermessenheit erhöhten Selbstbewußtsein der Heldin in betreff der Liebe zusammentraf, hat seitdem nicht abgenommen, sondern zugenommen, weil Johanna infolge der Liebesanträge III, 4 sich zu dem Hochmutswahn verstieg, eine Heilige und um deswillen über die sinnlich-sündige Liebe erhaben zu sein.

Und so gewiß das Verlieben die gefährlichste aller Gefahren, die einzige Gefahr ist es nicht. Eine andere droht von seiten der Leidenschaft, in welche Johannas Kriegermut und Rettungsdrang allmählich übergangen ist, und zwar droht dieselbe dem Vertrage, der sie verpflichtet (II, 7, V. 375): „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten Gott verhängnisvoll (d. h. zum Töten) entgegenschickt." Denn diese Vorschrift, welche das Töten ausdrücklich auf Lebendes beschränkt, was man, da es selbstverständlich, nicht erwarten sollte, und die außerdem gebietet, daß das Töten in keinem Falle eher geschehe, bis es als Gottes heiliger Wille bestimmt erkannt sei[3]), warnt sichtlich die Jungfrau gerade vor blind sich überstürzender Leidenschaft, damit sie weder ihr himmlisches Werk durch die Sünde menschlichen Wütens entweihe noch den lauernden Geistern des Abgrunds die Gelegenheit bereite, sie durch täuschenden Trug zum Verletzen göttlicher Vorschrift zu verleiten und mit den Fangnetzen der Hölle zu umstricken.

---

Kampfes fallen, ohne das Vertilgen in eigner Person zu vollbringen; auch die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß der letzte Kampf in mehr als einem Gefecht verliefe, und daß die Jungfrau schon im ersten der Gefechte das Leben verlöre. In dem einen wie in dem andern Falle würde sie das Ganze ihrer Mission nicht selbst vollenden, sondern diese Ehre ihren Kriegern hinterlassen, denn das Vertilgen überhaupt ist auch ohne Johanna durch die Salbung des rechtmäßigen Thronerben göttlich gesichert. Man denke an die historische Johanna.

[1]) S. Seite 151.

[2]) Man denke daran, daß das Vertilgen ursprünglich schon vor Reims zu Ende kommen sollte, s. Seite 149.

[3]) Über das Wesen des Vertrags s. Seite 36.

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich demnach unwiderlegbar, daß Johannas Mission in ihren beiden Grundbedingungen aufs ernstlichste gefährdet ist, und sowohl in der Liebe als im Töten mit aller Wahrscheinlichkeit der Heldin die stärksten Versuchungen allernächst bevorstehen. Unsern Befürchtungen, welche sich daran knüpfen, geben die folgenden Szenen die thatsächliche Bestätigung.

Szene 9. Gleich der erste Blick auf den Schauplatz der Begebenheiten erweckt in uns ein unheimliches Grauen. Eine öde (wüste) Gegend! ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, das Visier geschlossen![1] In seinem Lauf hält er still und läßt Johanna herankommen, die ihn eine gute Strecke weit verfolgt hat. Wer kann die Öde anschauen, ohne in ihr eine Stätte der Versuchung zu vermuten, wer die Schauergestalt des Schwarzen betrachten, ohne in ihm den Versucher zu ahnen? Wer kann Johanna — allein, entfernt von den Ihrigen in solcher Umgebung gewahren, ohne an die Angst Thibauts vor bösen Geistern zu denken und an die Mahnung desselben erinnert zu werden: „Bleib nicht allein, denn in der Wüste trat der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels?“[2]. Um so sehnlicher verlangt uns nach allseitiger Klarstellung der persönlichen und sachlichen Verhältnisse.

Schon der Anfang des Wechselgespräches, welches sich zwischen Ritter und Jungfrau entspinnt, bringt nach beiden Seiten hin höchst belangreiche Aufschlüsse von ungemeiner Tragweite. Richten wir unser Augenmerk zuvörderst auf den sehr beachtenswerten Anhaltspunkt, welchen Johanna unbewußt uns bietet, um die Frage zu lösen:

Wer ist der schwarze Ritter?[3]

„Verhaßt in tiefster Seele bist du mir“, sagt Johanna V. 599 dem Ritter,
„Gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist. Dich wegzutilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbezwingliche Begier. Wer bist du? Öffne dein Visier. — Hätt' ich
Den kriegerischen Talbot in der Schlacht nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.“

---

[1]) Eine Angriffswaffe, Schwert u. s. w. sehen wir nicht an ihm.

[2]) Prol. 2, V. 80 folgd., bes. V. 155. Man vergesse gerade bei dieser Szene ja nicht, daß wir auf dem Boden einer Dichtung stehen, in welcher die Erscheinungen von Geistern als ausgemachte Thatsachen zu gelten haben.

[3]) Wir hoffen auch diese Frage, welche gerade so alt ist, wie das Stück selbst, aufs gründlichste zu erledigen und zwar aus den bedeutsamen Fingerzeigen, welche Schiller in unserer Tragödie hin und wieder gegeben hat. Daß man die wichtigsten und beweiskräftigsten derselben, ohne welche die Frage stets eine Frage bleiben mußte, bis auf den heutigen Tag nicht hat sehen können, ist für mich in der That mehr als auffallend. Wer sich über die Geschichte dieser Frage zu unterrichten wünscht, der findet das Wesentlichste bei Fielitz a. O., von Seite 83 an.

Zweierlei ersehen wir daraus. Erstens ist Johanna überzeugt, wie auch die ersten Worte ihrer Anrede V. 591 folgd. darthun, daß sie in dem Ritter eine lebendige Person vor sich hat[1]). Zweitens ist der Ritter in jedem Betracht das sprechende Ebenbild Talbots, so zu sagen der überlebende Doppelgänger des Getöteten. Johanna hat Talbot fallen sehn, sie kennt also dessen Rüstung, überhaupt sein ganzes Äußere. Um einen zweiten Talbot in dem Ritter zu erblicken, muß sie demnach die nachtschwarze Rüstung des letztern mit derjenigen, welche Talbot während der Schlacht getragen, in allen Stücken, namentlich in der Farbe übereinstimmend finden, und wie könnte sie eine täuschende Ähnlichkeit zwischen dem Ritter und Talbot wahrnehmen, wenn jener diesem bloß an Farbe der Rüstung gleich, aber ungleich wäre an Wuchs und Körperbildung, wenn er größer wäre oder kleiner, stärker oder schwächer gebaut?[2]).

Und haben nicht auch wir Talbot in derselben Gestalt und in derselben Rüstung gesehen, in welcher jetzt der Ritter vor uns steht? Wir haben ihn zwar nicht, wie Johanna, auf dem Schlachtfeld fallen, aber wir haben ihn vom Schlachtfeld auf dem Sterbeplatz ankommen und sich bis in den Tod verbluten sehn (Sz. 6 u. 7). Vers 547 der Sz. 7 sagt der König bei seiner Ankunft auf der Sterbestätte zu seinen Begleitern: „Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne den unfreiwillig schweren Abschied nimmt. Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann." Gleich darauf stirbt Talbot in Gegenwart des Königs und der Leute desselben sowie Fastolfs. Er hat mithin bis in den Tod hinein seine Rüstung angehabt. Daß diese die nämliche schwarze Rüstung war, welche er in der Schlacht getragen und worin er, von Fastolf unterstützt, an der Todesstätte anlangte, wird hoffentlich niemand bestreiten wollen. Wir haben somit Talbot in der schwarzen Rüstung gesehen, worin Johanna ihn fallen sah, und können die sprechende Ähnlichkeit derselben mit der des schwarzgerüsteten Ritters bezeugen. Dasselbe gilt von der Gestalt des Ritters. Ohne Frage will Schiller unter dem Talbot, welcher, von Fastolf gestützt, aus der Schlacht auf dem Sterbeplatze anlangte, denselben Talbot verstanden wissen, welcher vor Johannas Augen auf dem Schlachtfeld niedersank. Wir haben mithin Talbot auch in der Gestalt gesehen, worin Johanna ihn auf dem Schlachtfeld sah, und können die unverkennbare Ähnlichkeit seiner Gestalt mit der des Ritters bekräftigen. Kurz, wir sind in der Lage, aus eigener Anschauung die überraschende Ähnlichkeit zu bestätigen, welche zwischen

[1]) Daß er ein Geist, erkennt sie erst später V. 635 folgd.

[2]) Am besten, weil der Idee am angemessensten, wird daher die Rolle des Ritters, wie es ursprünglich geschah, demselben Schauspieler zugeteilt, welcher die Rolle des Talbot übernommen hat. Grundverkehrt aber ist es, den Ritter durch ein schattenhaftes, gespenstartiges Gemälde darzustellen, welches durch jedes Wort Johannas (und des Ritters) lügengestraft wird.

dem Schwarzen und dem abgeschiedenen Talbot in Gestalt und Rüstung stattfindet[1]).

Wie nun? Daß Johanna Talbot hat fallen sehn, ist für sie der einzige Hinderungsgrund, den Ritter für Talbot zu halten. Kann aber der Ritter nicht dennoch Talbot sein, trotzdem dieser infolge seiner Wunde das Leben ausgehaucht hat? Er kann es nicht sein mit seinem entseelten Leibe, da ein Toter weder Fleisch hat noch Bein. Wohl aber kann er es sein als körperloser Geist. Denn Geister, gute wie böse, himmlische sowohl als höllische, erscheinen auf Erden, und zwar zeigen sie sich dem äußern Ansehn nach, in ihrem ganzen Gehaben und Gebaren, in Gestalt und Tracht gerade so, wie sie bei Lebzeiten gewandelt[2]). Ohne Frage sind es die der Hölle verfallenen Geister — und zu diesen gehört Talbot als Atheist — welche die Menschen durch satanische Künste zum Bösen zu verführen und auf diese Weise dem Teufel in die Garne zu locken sich bestreben. Es kann der Schwarze mithin Talbot sein als Geist.

Ist er nun wirklich Talbots Geist? Wenn irgend etwas, so ist das gewiß. Als Geist entlarvt er sich in unserer Szene V. 634, und daß er Talbots Geist, enthüllt uns der Rückblick auf II, 3. Um nämlich die Scharte vor Orleans so schnell, als thunlich, auszuwetzen, beschlossen die englischen Heerführer, sogleich am folgenden Morgen eine neue Schlacht zu liefern und „sich in **persönlichem** Gefecht mit dem jungfräulichen Teufel zu messen" (II, 3, V. 255). In betreff des persönlichen Gefechtes richtete sodann Lionel an Talbot den Wunsch:

„Mir, mein Feldherr, überlasset (V. 261)
Dies leichte Kampfspiel, wo kein Blut soll fließen.
Denn lebend denk ich das Gespenst zu fangen,
Und vor des Bastards Augen, ihres Buhlen,
Trag' ich auf diesen Armen sie herüber
Zur Lust des Heers in das britann'sche Lager." (V. 266)

---

[1]) Und war Talbot nicht auch bei Orleans mit der nämlichen Rüstung bekleidet, wie bei Reims? Der Dichter gibt uns darüber keinen bestimmten Aufschluß. Was aber ist wahrscheinlicher, was der Idee entsprechender? Wer das Bild des schwarzgerüsteten Talbot schon bei Orleans sich eingeprägt und das gleiche Bild auf der Sterbestätte abermals vor Augen gehabt hat, der wird von der plötzlichen Erscheinung des schwarzen Ritters in unserer Szene viel stärker erschüttert als derjenige davon ergriffen wird, welcher Talbot bei Orleans in anderer Rüstung geschaut. Je größer aber die Täuschung, desto mehr fördert sie einerseits den Eindruck des Geheimnisvoll-Unheimlichen, der von Anfang bis Ende über der ganzen Szene liegt, und erhöht anderseits die Spannung, wie das Rätsel schließlich sich lösen wird. Nur in einer Hinsicht möchte ich Talbot bei Orleans anders sehn wie als Geist, nämlich nicht mit geschlossenem, sondern mit offenem Visier.

[2]) Man lese nur die Prozeßakten der historischen Jungfrau, um sich den Zeitglauben lebendig zu vergegenwärtigen.

Talbot dagegen drohte:

„Erreich' ich sie,
Ich denke sie so sanft nicht zu umarmen."

Diese Stelle gehört zu den vielen unseres Dramas, in welchen der Dichter auf kommende Ereignisse von hervorragender Wichtigkeit vorbereitet[1]). Die Entschlüsse beider Helden sind nämlich für die beiden Szenen 9 und 10 von vorbildlicher Bedeutung, die englischen Heerführer weissagen, ohne es zu wissen. Allerdings nicht so, daß ihre Weissagung Zug für Zug die Wirklichkeit vorbildet, aber so, daß die Weissagung in der Wirklichkeit deutlich wiederzuerkennen ist und diese in jener sich sichtlich abspiegelt. Nichts wird ganz so, wie die Feldherren denken, aber alles, was wird, bringt uns wieder vor die Seele, was sie II, 3 sich vorgesetzt. Sehen wir zuerst auf Lionel, weil über die Identität seiner Person II, 3 und III, 10 kein Zweifel obwaltet.

Im Kampf Lionels mit Johanna fließt kein Blut, wenigstens

---

[1]) Was die prophetischen Elemente betrifft, welche in unserm Drama vorkommen und demselben nicht zum wenigsten den Charakter des Mystisch-Wunderbaren verleihen, so sind dieselben

1. Weissagungen infolge göttlicher Eingebung (Inspiration): III, 4, V. 280—328 und sämtliche Verkündigungen auf Grund der Gottesstimme, welche Johanna vernimmt, z. B. I, 10 u. 11. II, 4, V. 291 folgd. 7, V. 422—442. 10, V. 562 folgd. III, 4, V. 403 folgd. u. 457. Dazu die in Johanna sich erfüllende Weissagung der Nonne zu Clermont I, 4, V. 219.
2. Weissagungen, veranlaßt durch bedeutsame Träume, Ahnungen, welche unter göttlichem Einfluß entstanden sind: Prol. 2 (Thibaut), besonders V. 92 folgd. (zu IV, 11). V. 112 folgd.: Der Traum und dessen Deutung auf Hochmut (zu IV, 2—3. 6. 8. 9 zu Ende, 10—11). V. 80 folgd. und 148 folgd. (zu III, 9 u. 10. V, 4, V. 75).
3. Weissagungen, sich gründend auf Thatsachen der Wirklichkeit, der Erfahrung oder des Glaubens (Aberglaubens): Prol. 2, V. 55—64 (Thibaut) vergl. mit III, 4, V. 394—406 (Erzbischof). I, 5, V. 353 (Sorel zu IV, 2. 6. 10). III, 4, V. 421 folgd. (Karl zu IV, 1, V. 42—46). II, 4, V. 281—290. III, 8 (Dunois, La Hire zu III, 9. 10 u. 11).

Mit diesen drei Arten der Weissagung ist mehr oder minder klar das Bewußtsein verbunden, daß sie solche sind und sich verwirklichen können oder werden.

4. Weissagungen ohne das Bewußtsein, daß sie solche sind, die sich indessen später bei ihrer Verwirklichung als von Gott gefügt herausstellen. (Vergl. Evang. Johannis 11, V. 51—52 die Weissagung des Kaiphas.) So die unbewußten Weissagungen der englischen Feldherren II, 3 (zu III 9 u. 10). Vergl. IV, 11, bes. V. 467 folgd. u. 505 folgd.

Keine Weissagungen und bestimmt von denselben zu unterscheiden sind die bloß vorbereitenden Stellen und Szenen wie III, 1 (Dunois und La Hire zu III, 4, V. 344—435). IV, 8 (Thibaut zu IV, 11). Prolog 2 u. 3 (Raimond zu IV, 13).

nicht in dem Maße, wie Talbot erwartet[1]). Lebendig nimmt er sie nicht mit Gewalt, sondern in Liebe gefangen, und vor des Bastards Augen (III, 11) trägt er sie in das britannische Lager, nicht ihre Person auf seinen Armen, aber ihr Herz in seinem Herzen.

Und der Ritter? Wie er im Äußern als das sprechende Seitenstück zu Talbot dasteht, so zeigt er sich auch in seinem Innern als dessen vollkommenes Ebenbild. In allem, was er sagt und was er thut, drückt sich Talbots Charakter aus. Was dieser II, 3 gedroht: „Ich denke sie nicht so sanft (wie Lionel) zu umarmen", das vollbringt der Ritter wenn auch unter veränderten Umständen in anderer Weise als Talbot gedacht. Nicht sanft begegnet er ihr an Leib und Seele. Zwar haut er sie nicht mit dem Schwerte nieder, wie Talbot sich II, 3, V. 257 folgd. vorgenommen, denn er ist Geist, wie wir wissen, und Geister brauchen keine Schwerter, aber als Johanna, durch seine Tücken gereizt, das Schwert gegen ihn erhebt, lähmt er sie durch Berühren mit der Hand, so daß sie dasteht wie festgebannt in starre Unbeweglichkeit. Schon durch sein bloßes Erscheinen erhitzt er die Jungfrau, welche in ihm das Abbild ihres größten Feindes vor Augen sieht, zu einem verhängnisvollen Verstoß gegen Pflicht und Vertrag, ohne daß sie es merkt, und gelingt es ihm auch nicht, sie zum bewußten Abfall von ihrem Beruf zu vermögen, so versteigt sie sich doch im Widerstand gegen seine Heuchelkünste zu einer Vermessenheit der Selbstüberhebung, welche sie der bedenklichsten Krisis entgegenführt. Fürwahr nicht sanft hat er sie umarmt!

Kann es einen augenfälligeren, einen zwingenderen Beweis geben, daß der schwarze Ritter Talbots Geist ist? Alles, was dem Dichter die Eigenart seiner Dichtung erlaubte, hat er gethan, um gerade über diesen Punkt keine Unklarheit zu lassen.

Von dem gewonnenen Ansichtspunkt aus muß uns nun auch die poetische Beweiskraft der Worte hell entgegenleuchten, welche Dunois III, 7 im Hinblick auf den Leichnam Talbots zum Könige sagt: „Erst jetzo, Sire, begrüß' ich Euch als König; die Krone zitterte auf Eurem Haupt, solang' ein Geist in diesem Körper lebte." Auch körperlos versucht Talbots Geist, dem König die Krone zu bestreiten (III, 9, V. 626—628).

Seitdem die beiden Helden ihren Entschluß gefaßt, sich mit der Jungfrau in persönlichem Kampf zu messen, haben sie vergebens gesucht, ihren Vorsatz in Ausführung zu bringen. Jetzt erst, wo durch den Sieg die Krönung gesichert und durch die Krönung die Rettung Frankreichs entschieden, wenigstens nur noch eine Frage der Zeit ist, wird ihnen die Gelegenheit geboten, mit der Jungfrau zusammen-

[1]) II, 3, V. 257: „Stellt sie sich unserm tapfern Schwert, nun dann so hat sie uns zum letztenmal geschadet." Zerhauen will der Grimme die Gegnerin. — III, 11, V. 703 (Dunois): „Sie ist verwundet — Reißt den Panzer auf — Es ist der Arm und leicht ist die Verletzung."

zutreffen. Und in der That erfordert die Idee des Stückes die persönliche Begegnung Johannas als Trägerin des göttlichen Rechtes mit den britischen Kriegsfürsten, zumal mit dem Hauptvertreter der widergöttlichen Vergewaltigung, dem Oberfeldherrn Talbot.

Wer nun hat den Ritter gesendet? Es kann die Frage sein, ob er überhaupt gesandt ist. Talbot ist als Atheist gestorben und als solcher, wie alle Ungläubigen und Gottlosen, der Hölle verfallen. Daraus aber folgt nicht notwendig, daß er bereits in der Hölle gewesen und von derselben abgeschickt sei, als er versuchend an Johanna herantrat. Aus eignem Antriebe kann er unmittelbar von seinem Sterbeplatz auf das Schlachtfeld zurückgekehrt sein. Er ist ja im Tod, was er im Leben war: der furchtbarste Feind Frankreichs und als solcher der unversöhnlichste Gegner der gottbegeisterten Jungfrau, es bedarf deshalb für ihn keines äußeren Impulses, um als Geist das Werk fortzusetzen, welches in den Tagen seines Fleisches das Ein und Alles seines Daseins ausmachte. Indessen sein schließliches Versinken in die Unterwelt macht es wahrscheinlicher, daß er sogleich nach seinem Ableben in dieselbe hinabgefahren und nachmals im Auftrag des Höllenfürsten wieder zur Oberwelt hinaufgestiegen ist, um nach dessen Anleitung noch ein Letztes gegen Johanna zu versuchen und durch List zu erreichen, was durch Gewalt nicht geglückt war (V. 635 folgd.). Der Teufel nämlich, der als grundsätzlicher Widersacher Gottes das prinzipielle Interesse hat, das göttliche Heilswerk so weit thunlich zu vereiteln, bedient sich Talbots, weil dessen Interesse gegen Frankreich mit dem seinigen völlig identisch ist, als des geeignetsten Sachwalters und Werkzeugs seiner Bosheit. In der Kürze der Zeit zwischen dem Hinscheiden Talbots und seinem Wiedererscheinen auf dem Kampfplatz liegt kein Gegengrund, denn „die Toten reiten schnell" und schnell geht alles im Bereich der Geister, auch will die poetische Zeit nicht nach der bürgerlichen Uhr bemessen sein[1]).

Wie nun steht die Gottheit zu Johannas Versuchung durch

[1]) So muß also Talbot, der im Angesicht des Todes äußerte, „es bleibe von ihm nichts übrig als eine Handvoll leichten Staubs", seinen Unglauben dadurch lügenstrafen, daß er als Geist wiedererscheint; und er, der sterbend „alles verachtete, was ihm erhaben geschienen und wünschenswert", der jeden „verfluchte, wer sein Leben an das Große und Würdige wendet und bedachte Pläne mit weisem Geist entwirft", muß den Fluch seines eigenen Wortes dadurch auf sich laden, daß er nach seinem Sterben den Kampf für die Sache Englands wieder aufnimmt, den er bei Lebzeiten als das Größte und Würdigste betrachtete; ja er muß der vermeinten „Gauklerin, welche die gelernte Rolle der Heldin spielt", alles Ernstes verkündigen: „Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn", und sogar das schmähliche Mittel einer wenn auch „verstellten Flucht" ergreifen, um „Tod und Schicksal von vieler Britensöhne Haupt zu entfernen" — derselbe Talbot, der bei Orleans fliehende Britenkrieger niederstach und jeden „mit dem Schwert zu durchbohren drohte, der ihm von Furcht spreche oder feiger Flucht." So wird er gezüchtigt mit dem, worin er gesündigt hat. S. Römpler a. O. S. 67 folgd.

Talbot? Daß dieser kein Sendbote des Himmels, ersieht man aus der Art, wie die Hölle sich an dem Werke seiner Bosheit beteiligt (V. 634), und sieht es an den Ratschlägen, welche er der Jungfrau erteilt, da dieselben samt und sonders mit der göttlichen Offenbarung und Verheißung in krassem Widerspruch stehen. Aber so gewiß es ist, daß Talbot nicht Überbringer einer göttlichen Botschaft und neuen Offenbarung sein kann, ebenso gewiß ist es, daß sein Versuchen der Jungfrau nicht wider Gottes Willen geschieht. Denn nichts, was geschieht auf Erden, geschieht ohne Gottes entweder treibenden oder zulassenden Willen. Zu treiben braucht Gott selbstverständlich weder Talbot noch die Hölle, er braucht beide nur gewähren zu lassen, so versuchen sie die Heldin ganz von freien Stücken. Und Gott läßt sie gewähren, läßt ihre Versuchung Johannas zu, ja er fördert sogar dieselbe indirekt, insofern er Talbot gerade in dem Augenblick sterben läßt, wo der Sieg erfochten ist (III, 7, vergl. 6) und die kritische Zeit beginnt, welche über das Vertilgen der Engländer entscheiden wird [1]).

Warum also läßt Gott die Versuchung und zwar durch Talbot zu? Der Oberfeldherr der Engländer, Talbot, ist in der Schlacht geblieben, aber noch einer der englischen Heeresfürsten, Lionel, lebt. Auch er muß fallen, soll anders die Vernichtung der Engländer vor Reims soweit gebracht werden, wie dies nach der Offenbarung über Johannas Schlachtentod noch möglich ist [2]). Der Ruhm und das Verdienst, diese Rettungsthat zu vollbringen, fällt der Idee gemäß der gottberufenen Retterin Frankreichs zu, und Gottes Wille ist es, seiner Streiterin den Lionel entgegenzuführen, damit sie im Zweikampf ihm den Tod gebe. Aber schwer ist die Aufgabe, denn die Begegnung mit dem gefeierten Helden, dessen unvergleichbar edles Auge und Antlitz der Frauen Herzen bezaubert, schließt die größte aller Versuchungen in sich, die gleichzeitige Versuchung im Töten und im Lieben, den beiden Bedingungen von Johannas Mission. Und Johannas Seelenzustand ist in beiden Hinsichten ein äußerst besorglicher. Sie hat sich im Töten wie im Lieben zur Sicherheit eines Hochmuts verirrt, der nur zu leicht zu Falle führt. Von diesem Hochmut muß sie erlöst und zur Demut hingeleitet werden, bevor sie mit Aussicht auf Erfolg dem Lionel entgegentreten kann. Das beste Mittel zu einer solchen Umwandlung von Hochmut zur Demut besteht für sie in der thatsächlichen Erfahrung, daß sie die noch nicht ist, die sie zu sein glaubt, und zum Vermittler dieser Erfahrung, zu der sie nicht anders als durch Versuchung gelangen kann und nur durch Versuchung im Töten gelangen darf, eignet sich Talbot wie keiner

[1]) Unter den bisherigen Versuchungen haben wir die beste Parallele in der Liebesversuchung durch die Ritter. Diese treiben sich selbst, Gott braucht sie nicht zu treiben, fügt aber die begünstigenden Umstände.

[2]) Soweit bekanntlich, daß die Engländer Frankreich nicht nochmals zu bedrängen im stande sind. Dahin kommt es, wenn dieselben in Lionel ihren Mittelpunkt und damit ihre letzte Stütze verlieren.

besser. Darum läßt Gott die Versuchung Johannas zu und läßt sie gerade durch Talbot zu[1]). Inwiefern denn aber ist Talbot zum Versuchen im Töten so vorzugsweise geeignet? Halten wir uns vorläufig an den Hauptgrund: Weil er Geist ist und als solcher nicht getötet werden kann, mithin ein Versuch, ihn zu töten, durch das Scheitern desselben, von jedem halbwegs Besonnenen als ein Verstoß gegen den Vertrag erkannt werden muß, dessen Vorschrift II, 7, V. 374 dahin lautet: „mit dem Schwert zu töten alles Lebende" u. s. w. Und was könnte mehr aus der Sicherheit aufschrecken, was mehr zum Dämpfer des Hochmuts dienen als das Innewerden eines solchen Verstoßes? Daß Johanna, ohne zu prüfen, ob sie einem Toten oder Lebenden gegenüberstehe[2]), das Schwert gegen den vermeintlichen Doppelgänger ihres gefallenen Erzfeindes erheben und auf diese Weise wider den Vertrag fehlen wird, muß aus dem Ungestüm ihres Kampfeifers selbst das kurzsichtige Menschenauge voraussehen[3]), wie viel mehr Gottes allsehendes Auge, dem auch die Zukunft nicht verhüllt ist. Und eben das ist der Heilswille der göttlichen Liebe bei dem Zulassen der Versuchung, daß der unausbleibliche Mißerfolg eines Angriffs auf den Ritter der Jungfrau die Augen öffne über die Beschaffenheit ihres ganzen inneren Menschen, sie zur Erkenntnis ihrer selbst und zum Bewußtsein ihrer Schranke führe. Erfahren soll sie, daß sie im Dienste ihres Berufes noch nicht geläutert ist zu dem Gehorsam, von dem Maria gesagt hat: „Die hier gedienet, ist dort oben groß" (I, 10, V. 670 folgd.); erfahren, daß sie noch keine Heilige, noch nicht reif ist, die Krone des Lebens

---

[1]) Nicht in der Liebe dürfte sie die Erfahrung machen, daß sie noch weit entfernt sei vom Ziele der Vollkommenheit, weil sie durch Verlieben unfähig würde, Gottes Kriegerin zu bleiben, folglich überhaupt mit Lionel zusammenzutreffen; nur im Töten und Vollbringen — und nur darin kann Talbot versuchen — darf sie jene Erfahrung machen, weil sie nicht durch jedes Fehlen gegen den Vertrag II, 7, V. 374 folgd. untüchtig wird, ihren Beruf fortzusetzen und den Kampf mit Lionel zu bestehen. Das Hinausgehen über den Vertrag (s. den Anfang unserer Szene) macht sie nicht unter allen Umständen untauglich für ihren Beruf, wie die Thatsache lehrt, daß sie Sz. 10 den Lionel besiegt, bis sie ihn liebt. Unfähig zu ihrem Beruf aber würde sie werden, sofern sie entweder durch positive Weigerung zu töten oder durch die Schwachheit eines Mitleids, das selbst der Kraft Gottes widerstände, hinter der Vertragspflicht zurückbliebe. Daß bei Johanna weder an das eine noch an das andere zu denken ist, beweist ihr einstiges Töten Montgomerys trotz alles menschlich-natürlichen Mitleids und ihre jetzige Leidenschaft der Kampfbegeisterung.

[2]) Je größer die Ähnlichkeit des Ritters mit dem gefallenen Talbot, desto mehr ist Prüfung geboten. Wie letztere geschieht, hat Johanna dem Montgomery gegenüber gezeigt II, 6. Über Idee und Zweck des Vertrages s. Seite 36.

[3]) Daß Johanna schon vor dem Erscheinen des Ritters das Schwert gebraucht hat, ist gewiß aus III, 10, V. 645 u. 666; IV, 1, V. 51—53, außerdem zu schließen aus Johannas und Talbots Worten zu Anfang unserer Szene 9 sowie aus Johannas begeistertem Ruf Sz. 5: Schlacht und (Einzel-)Kampf!

zu empfangen, die der vollendeten Gottesstreiterin wartet, und durch diese Erfahrnis soll sie von der Leidenschaft zur Besonnenheit, von der Sicherheit des Hochmuts zur Bescheidenheit der Demut erzogen werden, welche die Mutter jeder gesunden Selbstthut, weil allezeit der menschlichen Schwachheit eingedenk ist und unablässig Einsicht sowohl als Stärke bei dem Gott sucht und findet, ohne dessen Geistes- und Krafthilfe selbst der Beste nicht vor dem Schlimmsten bewahrt ist. Und diese Demut wird, wenn Johanna sich zu derselben erhebt, nicht bloß auf das Töten und Vollbringen beschränkt bleiben, sondern von selbst in notwendiger Konsequenz auch auf die Liebe übergehen, weil auf dieser im letzten Grunde alles beruht. Begegnet sie so gerüstet dem Lionel, dann wird sie sich ihm gegenüber in allen Stücken bewähren und es mit dem Vernichten der Engländer soweit bringen, wie sie hofft, geht sie aber nicht in den rechten Geist der Demut ein, dann gibt es für sie nach menschlichem Ermessen keinen andern Weg zu Heil und Herrlichkeit als Fallen und Auferstehn [1]).

Nun zu der Szene selbst. Dieselbe besteht aus drei Teilen: einem Vorspiel (V. 591—608), dem Hauptteil (V. 609—634) und einem Nachspiel.

Kaum hat nach erfochtenem Siege die Verfolgung der Engländer begonnen, so stellt sich der Jungfrau auf dem Kampfplatz das Ebenbild ihres gefallenen Hauptgegners Talbot vor Augen in schwarzer Rüstung und mit herabgelassenem Visier. Der Anblick desselben erhitzt die leidenschaftliche Kriegerin, welche ihn für eine lebendige Person hält, in solchem Grade, daß sie ohne weiteres wütend auf ihn eindringt. Der Ritter hält nicht stand, sondern begibt sich sofort auf die Flucht. Johanna, dadurch noch mehr gereizt, setzt ihm nach, bis er auf einem einsamen Platz des Schlachtfeldes, von wo aus die Türme von Reims sichtbar sind, still steht und sie erwartet. Da erst wird sie durch die Öde der Gegend und die Ferne vom Kampfe aufmerksam auf den Betrug, welchen der Schwarze ihr gespielt: „Arglistiger!“ so redet sie ihn mit der Heftigkeit schmähenden Unwillens an, „Jetzt erkenn' ich deine Tücke! Du hast mich trüglich durch verstellte Flucht vom Schlachtfeld weggelockt und Tod und Schicksal von vieler Britensöhne Haupt entfernt“ [2]), und verkündigt ihm als Strafgericht dafür dasselbe Todesschicksal, welches er von seinen Landsleuten abgewehrt: „Doch jetzt ereilt dich selber

---

[1]) Daß dies Johannas Schicksal sein, daß es für sie keinen andern Weg zum Heil als das Fallen und Auferstehn geben wird, weiß der allwissende Gott voraus; das aber schließt keineswegs aus, daß er das Seine thue, um sie ohne jenes Äußerste dem Ziele ihrer Verherrlichung zuzuführen. So trifft allein sie die Verantwortung für das, was geschehen wird. — Von dem weiteren Zweck der Versuchung, daß Johanna den Verlockungen des Ritters, ihre Mission nicht zu Ende zu führen, sich standhaft widersetze, wird demnächst die Rede sein.

[2]) Schon daraus ist zu ersehen, daß es Johannas Schuld ist, wenn die Vernichtung der Engländer nicht vor Reims zu Ende kommt.

das Verderben“ [1]). Mit gehaltener Ruhe bedeutet sie der Ritter nach beiden Seiten hin. Der Erbitterung ihres Unmuts begegnet er damit, daß er sie ganz allein eben dessen schuldig nennt, was sie ihm schuld gibt: „Warum verfolgst du mich und heftest dich so wutentbrannt an meine Fersen?“ Du bist es, sagt er, die so viele Britensöhne gerettet, dadurch gerettet, daß du, hingerissen von der flammenden Wut, mich zu verfolgen, das Schlachtfeld verlassen hast. Die Drohung, ihn zu töten, weist er kurz mit den ebenso geheimnisvollen als hochfahrenden Worten zurück: „Mir ist nicht bestimmt von deiner Hand zu fallen.“ Beide Äußerungen stacheln Johanna nur weiter auf. Anknüpfend an die letztere, herrscht sie mit der ganzen Stärke glühender Leidenschaft den Schwarzen an: „Verhaßt in tiefster Seele bist du mir, gleichwie die Nacht, die deine Farbe ist. Dich wegzutilgen von dem Licht des Tags, treibt mich die unbezwingliche Begier.“ „Wer bist du?“ fährt sie fort: „Öffne dein Visier.“ Wissen will sie, wer der ist, der durch seine schwarze Rüstung wie durch sein ganzes Äußere sie mit brennendem Haß erfüllt hat, und hebt, um ihrem Haß und Vernichtungsdrang die erklärende Folie zu geben, in den Schlußworten die unverkennbare Ähnlichkeit hervor, welche in allen Stücken zwischen dem Ritter und Talbot stattfindet [2]): „Hätt' ich den kriegerischen Talbot in der Schlacht nicht fallen sehn, so sagt' ich, du wärst Talbot.“ Der Ritter öffnet weder sein Visier noch sagt er, wer er sei, sondern fertigt Johanna kurz ab mit der an Hohn streifenden Frage stolzen Selbstgefühles: „Schweigt dir“ (nämlich mir gegenüber) „die Stimme des Prophetengeistes?“ Nach Art der Versucher seiner Gattung affektiert er in allem, was er spricht, den Schein des Außerordentlichen, Wunderbaren und ist bemüht, der Jungfrau durch Überlegenheit zu imponieren, indem er sich das Ansehn gibt, Inhaber tiefer, ihr verborgener Geheimnisse und besonderer, hoher Offenbarungen

[1]) „Peppmüller und Boxberger haben, wie Düntzer S. 222 bemerkt, gleichzeitig (Goesches Archiv II, 191 folgd. 268 folgd.) den Schluß des 21. (von V. 593 an) und den Anfang des 22. Buches der Ilias, wo Apollo unter der Gestalt des Agenor den Achilleus vom Schlachtfelde weit abzieht, damit die Troer indessen Zeit gewinnen, in die Stadt zu flüchten, endlich aber sich als Gott ihm zu erkennen gibt, den er vergebens verfolge, als Vorbild unserer Stelle nachgewiesen.“ — Allerdings verfolgt der Ritter durch das Weglocken Johannas vom Schlachtfeld den Zweck, die Vernichtung der geschlagenen britischen Armee soviel als möglich zu hintertreiben, indessen ist letzteres, wenn auch ein Hauptzweck (V. 618 folgd.), doch nicht der Gesamtzweck, welchen er im Auge hat, nämlich Johanna zur Untreue gegen ihren Beruf zu verleiten. Um aber dieses höchste Ziel zu erreichen, bedarf er Mittel der Überredung, Einschüchterung u. s. w., die ihm nicht im Getöse der Schlacht, sondern nur im „ungestörten Alleinsein“ mit ihr Erfolg versprechen, und deshalb hat er sie in die Einsamkeit gelockt.

[2]) In allen Stücken, ausgenommen das kriegerisch, da der Ritter geflohen war, was der lebende Talbot, wie Johanna weiß, nicht gethan hätte.

zu sein[1]). Johanna antwortet ihm: „Sie" (die Stimme des Prophetengeistes) „redet laut in meiner tiefsten Brust, daß mir das Unglück an der Seite steht." Die Prophetenstimme, welche Johanna früher mit Ohren gehört und jetzt in tiefster Brust vernimmt, ist die Stimme des Gottgeistes, die in allen kritischen Lagen sie belehrt, getrieben, ermahnt hat. Gegenwärtig warnt diese Gottesstimme die Jungfrau vor dem Ritter als Bringer des Unglücks. Johanna erblickt das Unglück, welches ihr an der Seite steht, insofern in der Person des Ritters, als derselbe ihr das Unglück bringen will[2]), was ihm jedoch, davon ist sie fest überzeugt, nicht gelingen soll; wir hingegen, die wir tiefer schauen, sehen vor Augen, daß er ihr bereits ein Unglück gebracht hat, welches sie in ihrer Kampfeswut leider nicht erkennt, und werden bald sehen, daß er ihr ein noch größeres Unglück bringen wird. Welches ist das Unglück, das er ihr bereits gebracht hat?

Johanna hat durch das Verfolgen des Fliehenden und das Verlassen des Kampfplatzes sowohl ihre Mission als speziell ihren Vertrag mit dem Geisterreich (II, 7, V. 374) **überschritten.**

Johanna ist zur Anführerin des Heeres von Gott berufen (Prol. 4. I, 10, V. 648 folgd.), danach vom König bestellt (I, 10, V. 704), und der Vertrag mit dem Geisterreich verpflichtet sie, in bestimmten Fällen auch als Kriegerin am Kampfe teilzunehmen. Beide Eigenschaften machen es ihr zum Gesetz, beständig auf den Kampfplätzen zu verharren, bis die Aufgabe ihrer Mission gelöst ist. Das weiß Johanna und sagt es II, 4 dem Dunois und La Hire, welche sie vom Kampf zurückhalten wollen, in dem ein für allemal gültigen Spruch: „Wo die Gefahr ist, muß Johanna sein." Und wie lautet die Vorschrift des Vertrags? „Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das dir der Schlachten Gott verhängnisvoll" (d. h. zum Töten) „entgegenschickt"[3]). So oft ihr demnach ein Feind begegnet, hat sie zuvörderst zu prüfen, ob ihr derselbe von Gott zum Töten entgegengeschickt sei. Besitzt sie darüber Gewißheit, so weiß sie auch, daß der Gegner eine lebendige Person ist, da Gott ihr zum Töten keinen Toten entgegenführen kann. Wie nun erlangt sie diese Gewißheit? Johanna selbst zeigt es uns durch die Weise ihres Verhaltens beim Zusammentreffen mit Montgomery und Lionel[4]). Weder auf diesen noch auf jenen macht sie zuerst den Angriff, läßt dieselben

[1]) S. V. 597 folgd. und besonders seine Reden von V. 609—634.

[2]) S. V. 629 folgd.: „Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen, das mich erschrecken und verwirren will?"

[3]) S. über den Inhalt und die Idee des Vertrags Abhandlung S. 36.

[4]) Daß die Lionelszene erst nach der Ritterszene kommt, macht in der Sache keinen Unterschied. In einigen Punkten dürfen wir auch auf Johannas Verhalten gegen den Herzog von Burgund hinweisen II, 9 u. 10, nicht in allen Stücken, da ihr derselbe nicht zum Töten, sondern zum Bekehren, Umstimmen entgegengeschickt ist.

vielmehr zuerst die Waffen gegen sie erheben. Lionel dringt nach einer kurzen, gehaltvollen Anrede, in der er sich zu erkennen gibt, mit dem Schwerte auf sie ein, um sie niederzuhauen. Hat Johanna nicht in diesem Angriff Lionels den vollgültigen Beweis, daß Gott ihr den Helden entgegengeschickt, um ihm den Tod zu geben? Oder soll sie etwa von ihm sich das Leben nehmen lassen, noch bevor ihre Mission vollendet und die Verheißung: „Du wirst deinen König krönen" erfüllt ist? — Und wie ergeht es ihr mit Montgomery? Kaum hat dieser sie von fern erblickt, so steht er still, wie festgezaubert durch eine höhere Macht. Um aufs bestimmteste den Ratschluß Gottes über ihn zu erkennen, thut Johanna nur einige Schritte nach ihm hin und bleibt dann wieder stehen, um ihm noch Zeit zur Flucht zu lassen. Er aber wirft Schild und Schwert von sich und macht Miene, nach ihr hinzugehen. Da erst tritt Johanna ihm entgegen. Seinen fußfälligen Bitten um Gnade darf sie unter diesen Umständen keine Folge leisten, um so weniger, da dieselben ebensoviele Selbstanklagen sind, die ihn des göttlichen Strafgerichts schuldig zeigen. Aber erst nachdem er seine Waffen wieder ergriffen hat und auf sie eingedrungen ist, weil er sie aus ihren Reden als verwundbar und sterblich erkennt, versetzt sie ihm nach einem kurzen Gefechte den Todesstreich. Aus seinem ganzen Benehmen, vornehmlich aber aus seinem Unvermögen, zu entfliehen, hat sie deutlich ersehen, daß Gott ihr den Jüngling zum Töten entgegengeführt.

Die beiden Vorgänge mit Lionel und Montgomery enthalten die Kriterien, wonach Johanna überhaupt zu beurteilen hat, ob ein Gegner ihr von Gott entgegengeschickt sei, nämlich das positive Zeichen des Angriffs und das negative der Unfähigkeit zu fliehen. In und mit dem einen oder dem andern hat sie, wie gesagt, zugleich die Gewähr, daß der ihr Entgegengeschickte kein Toter, sondern ein Lebendiger ist. Für letzteres besitzt sie auch noch andere Merkmale. Von Lionel, Montgomery und Burgund hat sie Namen, Stand, Lebensverhältnisse erfahren, Burgund schlug unaufgefordert sein Visier auf, Montgomery hatte dasselbe ohne Zweifel geöffnet, ehe er an Johanna flehend herantrat.

Wie aber befand sich's mit dem schwarzen Ritter? Alles umgekehrt. Mit geschlossenem Visier erschien er in der Schlacht vor Johanna, kein Wort kam über seine Lippen. Er machte keinen Angriff auf sie, nicht einmal ein Schwert sehen wir an ihm. Er stand nicht da, wie festgebannt von einer höhern Hand, vielmehr nahm er in aller Eile die Flucht. Konnte der Jungfrau ein sprechenderes Zeichen gegeben werden, daß Gott ihr den Schwarzen weder überhaupt entgegengebracht noch insbesondere zum Töten in die Hände geliefert habe, als die Flucht desselben? Dazu die außerordentliche Ähnlichkeit mit Talbot. Mußte diese Johanna nicht stutzig machen, da ihr sehr wohl bekannt ist, daß die Toten in derselben Gestalt erscheinen, die sie bei Leibesleben gehabt, und sie zur schärfsten Probe veranlassen, ob der zweite Talbot nicht etwa der wirkliche Talbot sei als Geist? Aber nichts von alledem. In leidenschaftlicher Blindheit verfolgt sie

den Fliehenden und läßt sich vom Kampfplatz weglocken, überschreitet somit ihre Mission und ihren Vertrag. Hätte sie den Vertrag nicht gänzlich aus dem Gesichte verloren, so würde sie aus dem Mangel der maßgebenden Kriterien die Unmöglichkeit erkannt haben, daß der Ritter ihr von Gott entgegengeführt sei, sie würde infolgedessen ihn gar nicht weiter beachtet haben und auf diese Weise der Versuchung durch denselben unbedingt entgangen sein. Sie ist es demnach, welche die Hauptschuld trägt an der Versuchung. Aber sie merkt nicht, was sie thut, merkt es nicht auf dem Schlachtfeld, merkt es sogar in der Einöde nicht, und weder der Hohn, womit Talbot ihr: „Wer bist du? Öffne dein Visier!" beantwortet, noch selbst Gottes warnende Stimme in ihrer Brust bringt sie zur Besonnenheit.

Johannas Ausspruch, die Prophetenstimme rede laut in ihrer tiefsten Brust, daß ihr das Unglück an der Seite stehe, bringt den Versucher auf den Gedanken, die Jungfrau sei von einer gewissen Ängstlichkeit befallen und somit der Augenblick gekommen, seinen Hauptplan ins Werk zu setzen. Zu dem Ende mildert er, ohne jedoch den Heuchelschein besonderer, höherer Inspiration aufzugeben, die Schärfe und Schroffheit seiner Sprache zu dem scheinbar aufrichtigen Zuspruch des treu-ernsten Mahners und wohlwollenden Warners, ganz der Taktik der Hölle und Praktik der Teufel gemäß, welche sich in Lichtengel verstellen, um das Zutrauen ihrer Opfer zu gewinnen und sie im Falle des Gelingens unfehlbar zu verderben.

Überschauen wir nunmehr das Gespräch, welches Talbot mit Johanna anknüpft, sogleich in einem Gesamtblick.

| Schwarzer Ritter: | Johanna: |
|---|---|
| (V. 609) Johanna d'Arc! Bis an die Thore Reims<br>Bist du gedrungen auf des Sieges Flügeln.<br>Dir g'nüge der erworbne Ruhm. Entlasse<br>Das Glück, das dir als Sklave hat gedient,<br>Eh' es sich zürnend selbst befreit; es haßt<br>Die Treu, und keinem dient es bis ans Ende [1]). | (V. 615) Was heißest du in Mitte meines Laufs<br>Mich stille stehen und mein Werk verlassen?<br>Ich führ' es aus und löse mein Gelübde! |
| Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn,<br>In jedem Kampfe siegst du. Aber gehe | Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert<br>Als bis das stolze England niederliegt. |

[1]) Dieser Gemeinsatz ist auf Johanna nicht anwendbar. Sie steht nicht unter der Herrschaft des Glücks, sondern unter Gottes Leitung, und solange sie

(V. 620) In keinen Kampf mehr. Höre
meine Warnung! [1])

Schau hin! Dort hebt sich
Reims mit seinen Türmen,
Das Ziel und Ende deiner
Fahrt — die Kuppel
(V. 625) Der hohen Kathedrale siehst
du leuchten,
Dort wirst du einziehn im
Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein
Gelübde lösen [2]).
— Geh' nicht hinein! Kehr'
um! Hör' meine Warnung.

Wer bist du, doppelzüngig
falsches Wesen,
(V. 630) Das mich erschrecken und ver-
wirren will?
Was maßest du dir an, mir
falsch Orakel
Betrüglich zu verkündigen!

Das Ziel, worauf Talbot lossteuert, liegt vor Augen. Er will für England retten, was an Macht und Mannschaft noch zu retten ist. Nur auf einem Wege läßt sich dieses Ziel erreichen. Johanna muß von der Fortsetzung ihres Berufes abgebracht, mithin zum Abfall von ihrer Mission vermocht werden. Talbot macht diesen Versuch in den drei Anreden, welche er an Johanna richtet. Er kennt so gut, wie jeder Franke, die Aufgabe, welche (I, 10) Maria der Heldin gestellt hat: „Vertilge meines Volkes Feinde — führe deines Herren Sohn nach Reims — krön' ihn mit der königlichen Krone." Sowohl gegen das Ganze dieses Auftrags wie gegen die drei Stücke desselben setzt er seine Hebel in Bewegung. Zuvörderst ermahnt er sie im allgemeinen, ihrem Kriegsberuf zu entsagen, und bedient sich dazu des banalen Satzes von der Untreue des Glückes. Johanna durchschaut die Absicht, sie mitten auf ihrer Siegesbahn zum Stillstehn, ja zum Verlassen ihres Werkes zu bereden, und weist den Wolf im Schafspelz mit der kategorischen Erklärung zurück: Ich führe mein Werk aus und löse mein Gelübde. Darauf geht Talbot, der mit dem Allgemeinen nichts ausgerichtet, zum Besondern und Einzelnen über, steigert aber zugleich nach der erfahrenen Abfertigung die Lüge seiner Heimtücke zu dem infernalen Trugmittel der Doppelzüngigkeit (V. 629), womit er in einem Odem die alles vermögende Gewalt Johannas schmeichelnd preist und in demselben Zuge ihr auf dem Wege der Pflichterfüllung drohende Gefahren vorspiegelt, sofern sie

---

die Bedingungen ihrer Mission erfüllt, solange wird sie in Gottes Macht Siegerin sein.

[1]) Vergleiche den Freundesrat des Dunois und La Hire II, 4, V. 281 f.: Bleibe von dem Kampf zurück, uns überlaß die blutige Entscheidung .... Nimm das Schwert, das tödliche, nicht selbst, versuche nicht den falschen Gott der Schlachten, denn blind und ohne Schonung waltet er.

[2]) Versteht sich: wenn du dich nicht von mir warnen läßt.

seinen scheinbar kraft höherer Vollmacht erteilten, auf übernatürlichem Vorauswissen beruhenden Ratschlägen nicht unbedingte Folge gebe.

Zunächst erhebt er Johannas Unbesiegbarkeit in jedem Kampf und in dem nämlichen Augenblick warnt er sie mit nachdrücklichem Ernst: Geh in keinen Kampf mehr! Was bezweckt er damit? Das erste Stück des Marienauftrags, das: „Vertilge meines Volkes Feinde", will er soviel als thunlich hintertreiben, dadurch daß er Johanna, die er bereits vom Kampfplatz weggelockt hat, auch fernerhin sowohl vom Schlachten- oder Massenkampf wie vom Einzelkampf abzuhalten sucht. Durch die Erfahrung belehrt, fürchtet er mit Recht das Äußerste für das englische Heer und für Lionel, den letzten Fürsten desselben, wenn die Unwiderstehliche sich wieder am Kampf beteiligt, dagegen hofft er, daß seine tapfern Landsleute, wenn sie die Schreckliche nicht mehr sehen, vor der allein ihnen bangt, sich unter ihrem heldenmütigen Führer zu neuem Widerstand ermannen und nicht bloß der völligen Vernichtung entgehen werden, sondern vielleicht sich sogar wieder nach Reims werfen und die Stadt gegen die Franken behaupten, mithin die Krönung Karls vereiteln können [1]). Johanna, welche weiß, daß sie ihren Kriegsberuf als Führerin und Kämpferin nicht eher niederlegen darf, bis ihre Aufgabe erfüllt ist, tritt seinem arglistigen Rat, nicht mehr in einen Kampf zu gehen, mit der Energie der entschiedensten Selbstzuversicht entgegen: „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt." Unter dem „niederliegt" [2]) versteht sie nicht eine gewöhnliche Niederlage, sondern eine so entscheidende Niederlage, daß dieselbe England außer stand setzt, Frankreich abermals zu bedrängen [3]). Halten wir uns nun, bevor wir weiter gehen, die Thatsache vor die Seele, daß der Ritter von den der Jungfrau gewordenen Offenbarungen keine andere als den Auftrag Mariens kennt: Vertilge die Feinde — Führe den König nach Reims — Krön' ihn u. s. w. Unbekannt ist ihm, wie allen andern, die Verheißung Prol. 4: Du wirst Reims

[1]) Im Leben und Sterben hat er nicht daran gedacht, daß Johanna durch eine Versuchung von ihrem Beruf abzubringen sei, erst als Geist hat er unter dem Einfluß der Hölle die Hoffnung gefaßt, es könne ihm durch Trugliſt glücken, Johanna vom fränkischen Heere zu trennen und auf solche Weise sowohl die Krieger Englands vor Vernichtung zu bewahren als die Krönungsstadt Reims für England zu retten. Daß er sterbend Reims verloren gab, s. Sz. 6, V. 496.

[2]) Niederliegt ist gleichbedeutend mit am Boden liegt, was nicht unbedingt den Tod voraussetzt, sondern auch von schwer Getroffenen, Verwundeten, Kranken u. s. w. gesagt wird. Vergl. Prol. 4, V. 421: „Du wirst den stolzen Überwinder niederschlagen. In dem stolzen England ist selbstredend die englische Armee in Frankreich personifiziert = der stolze Engländer.

[3]) Daß die Niederlage der Engländer vor Reims nicht zu völliger Vernichtung derselben führen wird, weiß Johanna bekanntlich aus der Offenbarung ihres Sterbens auf dem Schlachtfelde, welche einen letzten Kampf nach der Krönung in bestimmte Aussicht stellt. Erst in diesem Kampfe ist die Heldin überzeugt, die englische Armee gänzlich aufzureiben.

befrein und deinen König krönen, ferner Johannas Vertrag mit dem Geisterreich II, 7, V. 374 folgd., und die göttliche Verkündigung ihres Schlachtentodes II, 7, V. 441 folgd., nebst den Konsequenzen des letzteren: dem Schlußkampf nach der Krönung und dem nicht völligen Vertilgen der Engländer vor Reims.

Johannas Festigkeit hält den Talbot nicht ab, schließlich noch gegen das zweite und dritte Stück ihrer Aufgabe: „Führe deines Herren Sohn nach Reims und krön' ihn mit der königlichen Krone", die Lanze seiner Zweizüngigkeit einzulegen: Reims mit seiner Kathedrale siehst du vor dir, einziehen wirst du dort, deinen König krönen, dein Gelübde lösen[1]). — Geh' nicht hinein! Kehr' um! Ungemein viel muß ihm daran gelegen sein, die Krönung in Reims zu verhindern, damit Karl nicht zum Gesalbten und Stellvertreter Gottes werde. Denn dem in Reims mit dem heiligen Öl Gesalbten gehört nach dem Volksglauben allein das heilige Reich. Längst hat Johanna hinter seiner Doppelzüngigkeit die Falschheit erkannt, womit er sie erschrecken (in Furcht setzen) und verwirren (irre machen an ihrem Beruf) und durch beides von der Vollendung ihrer Mission abziehen will; jetzt, wo er sie angesichts der Krönungsstadt dem Höchsten entsagen heißt, was es für sie gibt, der Salbung und Krönung ihres Königs, fragt sie ihn nochmals (vergl. V. 603): „Wer bist du?" und setzt im tiefsten Unwillen über die Frechheit seiner Anmutung hinzu: „Was maßest du dir an, mir falsch Orakel betrüglich zu verkündigen?" Falsch Orakel nennt sie alle seine heuchlerischen Ratschläge (Ermahnungen und Warnungen), womit er sie unter dem täuschenden Schein höherer Eingebung zu berücken und ihrem himmlischen Auftrag abwendig zu machen sich beeifert hat. Daß seine Orakel falsch, versteht sich für Johanna allein schon daraus, daß dieselben der Aufgabe, welche Maria ihr in Gottes Namen überbracht hat, in allen Stücken schnurstracks zuwiderlaufen. Maria hat das Vertilgen, das Einziehen in Reims und Krönen zur Aufgabe gemacht, der Ritter predigt in allen Punkten das Gegenteil, auf jedes Ja der Maria hat er sein Nein. Seine Orakel sind also falsch, weil widergöttlich. — Noch mehr wie aus Mariens Forderung geht die Falschheit seiner Orakel aus Gottes Verheißung hervor, denn diese gibt der Forderung die unverbrüchliche Bürgschaft der Erfüllung. Johanna besitzt die letztere hinsichtlich des Einzugs in Reims und Krönens in Gottes unwandelbarem Verheißungswort: Du wirst Reims befrein und deinen König krönen (Prol. 4, V. 424). So lautet Gottes Garantie, der Schwarze dagegen warnt: Geh' nicht hinein![2]) Kehr' um! Kann Johanna sein Orakel anders

[1]) Nämlich: wenn du dich nicht von mir warnen läßt. Dies setzt er nicht hinzu, um durch das Rätselhafte seiner Rede mehr Eindruck zu machen.

[2]) Weder in die Stadt noch in die Kathedrale. Hinsichtlich des triumphierenden Einzugs, vergl. Sz. 7 (Ende): führt sie (die Sorel) im Triumph nach Reims.

als falsch nennen? Sie weiß: Was Gott verheißt, das geschieht unabänderlich, seine Verheißungen oder Verkündigungen stehen unerschütterlich fest gegen jede Erden- und Höllenmacht. — Daß das Vertilgen nicht vor, sondern nach Reims seinen Abschluß finden wird, ist für Johanna unzweifelhaft durch die göttliche Verkündigung ihres Schlachtentodes (II, 7, V. 435—442), welche auf ein Treffen hinter Reims mit aller Bestimmtheit hinweist. Wie aber orakelt der Schwarze? Reims . . . das Ziel und Ende deiner Fahrt — dort wirst du deinen König krönen (und mit der Krönung) dein Gelübde lösen u. s. w. Das Orakel ist also gerade in diesem Hauptpunkte falsch. In Reims endet Johannas Kriegsfahrt auf keinen Fall, mithin endet in Reims auch ihr Gelübde nicht, weil dieses das Vertilgen ebenso wie das Krönen in sich schließt.

Auch in den Worten V. 619 folgd.: „In jedem Kampfe siegst du. Aber gehe in keinen Kampf mehr", kann Johanna nichts anderes als ein falsches Orakel erblicken. Unbesiegbar sein im gottbefohlenen Kampf und von weiterem Kampfe abstehen, das sind für sie, die Gott zu seiner Kriegerin ernannt, um sein — ihr Volk zu retten und dessen Feinde — seine Feinde zu vernichten, so widersinnige Gegensätze, daß sie in denselben nur den Kunstgriff scheinheiliger Schlauheit zu entdecken vermag, sie schmeichelnd einzuschüchtern und so dem Schlachtfeld fern zu halten. — Wir wissen, so gut wie Talbot, was Johanna nicht weiß, daß Lionel den Kampf mit Johanna sucht (II, 3). Es steht deshalb für uns fest, daß Talbot bei dem Rat, den er Johanna erteilt: „Geh' in keinen Kampf mehr", nicht bloß an die englische Armee überhaupt denkt, sondern namentlich auch an Lionel, den letzten Hort derselben, um ihn vor dem Zusammentreffen mit der Heldin zu behüten, deren Unwiderstehlichkeit im Kampf ihm die Erfahrung gezeigt hat (V. 618, vergl. Sz. 6, V. 506). Auch aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist sein Orakel: „In jedem Kampfe siegst du", falsch oder wenigstens nur halb wahr. Allerdings siegt Johanna (III, 10) über Lionel, doch nicht bis zu Ende. Denn zu vollkommenem Siegen über einen Feind, den Gott ihr entgegenschickt, gehört unbedingt das Töten (II, 7, V. 375) desselben, zum Töten Lionels aber wird Johanna durch das Erwachen ihrer Liebe gegen ihn unfähig, Lionel bleibt somit am Leben, ja er entreißt ihr sogar „das Rachschwert ihres Gottes" (III, 4, V. 446; 9, V. 639 und 694).

Und welches Licht wirft dieser Ausgang des Kampfes auf den Schein des Vorauswissens, womit Talbot seine Ratschläge zu umgeben sich bestrebt? Ist's glaublich, daß er das Unglück Johannas vorauswisse oder auch nur ahne? Wüßte er es voraus, so würde er ihr schwerlich raten, in keinen Kampf mehr zu gehen. Denn ihr Verlieben im Kampf mit Lionel, welches sie untüchtig macht zu allem weiteren Kämpfen und Kriegführen, rettet Lionel vom gewissen Tode und rettet die englische Armee vom gänzlichen Untergang, gibt ihm (Talbot) folglich gerade das, worauf sein Augenmerk zunächst und vor

allem gerichtet ist[1]). Ja noch mehr — das Höchste sogar, was ihm vorschwebt (s. S. 241), darf er, da ihm noch dazu die göttliche Garantie: „Du (Johanna) wirst Reims befrein und deinen König krönen", unbekannt ist, zu erreichen hoffen, wenn Johanna durch das Verlieben vom Kampf zurückbleibt: Englands Krieger, auf diese Weise von dem Schreckgespenst erlöst, können mit frischem Mut sich gegen ihre Verfolger wenden und durch tapfere Wehr sowohl sich selbst vor dem Verderben schützen als Reims wieder besetzen und die Krönung hindern. Wüßte Talbot Johannas Mißgeschick voraus, so würde er klug gehandelt haben, wenn er mit seinen weitblickenden Geistesaugen den Lionel aufs schleunigste im Schlachtgetümmel (Sz. 6, V. 530 folgd.) ausgespäht und — was diesem höchst willkommen gewesen wäre — ihn auf die Jungfrau aufmerksam gemacht hätte. Er hat es nicht gethan, weil er für Lionel fürchtet. Das Ungewisse selbsteignen Versuchens wählte er, weil er keine Gewißheit hatte über Lionels Erfolg.

Auch Talbots letzte Anrede: Reims — das Ziel und Ende deiner Fahrt — dort wirst du deinen König krönen (so du dich nicht warnen läßt), dein Gelübde lösen, macht sein Vorauswissen höchst unwahrscheinlich. Vor Reims Vertilgen, dann mit dem Krönen in Reims das Rettungswerk vollenden, das ist die ursprüngliche Ordnung der Dinge, wie sie die Marienaufgabe (I, 10) hingestellt und Johanna in Chinon dem König und seiner Umgebung verkündigt hat. Diese Reihenfolge der Begebenheiten kennen alle Franken, kennen alle Engländer, von einer Änderung derselben wissen weder jene noch diese. Nur Johanna weiß auf Grund der Offenbarung ihres Schlachtentodes, daß nicht mit dem Krönen, sondern mit dem Vertilgen ihre göttliche Mission enden soll. Talbot steht, wie die andern alle, ganz auf dem alten Boden. Er hat nichts erfahren von Johannas Schlachtentod, weiß daher auch nichts von dem Schlußkampf der Vernichtung jenseit Reims[2]), in und mit dem Akt der Krönung denkt er Johannas Aufgabe und Gelübde gelöst. Ist es sonach wahrscheinlich, daß er von Begebnissen nach dem Krönungsakte (IV, 11 bis 13) etwas wisse? Nichts anderes will er als die Krönung verhüten und den Sturz des englischen Thrones in Frankreich abwenden, indem er seine letzten Redekünste aufbietet, um Johanna vom Gehen nach Reims abzuschrecken. Er heuchelt den Schein, als habe er durch höhere Erleuchtung Kenntnis von einem schweren Schicksal, welches ihr in der Krönungsstadt zustoßen werde, sofern sie seinem Rate zur Umkehr nicht folge. Ist es möglich, daß er nicht lüge? Antwort:

[1]) Übrigens versteht es sich von selbst, daß die Sache im wesentlichen dieselbe wäre, wenn Johanna sich nicht in Lionel, sondern in irgend einen andern Krieger der englischen Armee verliebte. In keinem Fall kann Talbot etwas von Verlieben wissen.

[2]) Nichts wissen von Johannas Schlachtentod, nichts von der infolge desselben eintretenden Verschiebung der Ereignisse, heißt ebenfalls nichts wissen von der Ursache des ersteren wie der letzteren, nämlich von dem Verlieben in Lionel.

Der Ritter ist Talbot und Talbot ist als Atheist ein Geist des Abgrundes. Die wahre Prophetie, das Voraussagen von Dingen, die keine Kreatur vorauswissen kann, stammt allein aus Gott. Nur der Gottheit liegt die Zukunft offen und den Begnadigten, welchen sie die Zukunft öffnet. Die Hölle sitzt nicht in Gottes Rat, ihre Geister sind nicht Gottes Offenbarer. So kann denn auch Talbot kein Mitwisser und kein Verkündiger göttlicher Geheimnisse sein, und daß er es nicht ist, beweist er unwidersprechlich damit, daß er wider Gottes Offenbarung, mithin wider Gott selbst sich setzt.

Wir glauben somit den Beweis geliefert zu haben, daß keine der Ermahnungen, welche Talbot an die Jungfrau richtet, auf einem Vorherwissen ihr bevorstehenden Unheils beruht. Keinmal sagt er ein Wort, das er nicht sagen könnte, auch ohne in die Zukunft zu sehen, nicht mehr sagt er als jeder hinterlistige Schlaukopf an seiner Stelle unter dem gleisnerischen Schein prophetischer Vorschau sagen könnte. Um die Sache Englands nach Möglichkeit zu halten, ersinnt er eine Kriegslist, die man unter gewöhnlichen Verhältnissen gelten lassen würde, die aber als Versuch, Gottes Werk zu zerstören, widerwärtig ist, er beeifert sich nämlich, der Jungfrau bange zu machen vor Unglück, das ihr drohe, sofern sie ihre Mission fortsetze. Fiktion ist alles, was er zu dem Ende sagt, nichts göttliche Offenbarung. Was für Unglück hat er im Sinn? Gar keins. — Er glaubt gar nicht an Unglück, das der Jungfrau vor und in Reims begegnen werde, am wenigsten an ein bestimmtes; das Unglück, welches er ahnen läßt, ist rein fingiert. Was für eins Johanna auch immer sich denken möge[1]), für seinen Zweck ist es gleichgültig, bloß darauf kommt es ihm an, daß sie durch seine Fiktion sich erschrecken und aus ihrer Bahn herauswerfen lasse, und darum nimmt er die Miene höherer Inspiration an, spricht seine Warnungen mit einer bestechenden Sicherheit aus und heuchelt eine verführerische Fürsorge für die gehaßte Gegnerin.

Ganz anderer Ansicht ist Fielitz, welcher sich S. 89 dahin erklärt: „Die Bedeutsamkeit und klare Bestimmtheit, mit der er seine Weissagungen ausspricht, die prophetische Entschiedenheit des wiederholten „Hör' meine Warnung" zeigt, daß er (Talbot) mehr weiß als er sagt. Er weiß, was ihr im nächsten Kampf (durch Lionel), er weiß, was ihr in Reims (durch ihren Vater) bevorsteht. Diese Ereignisse sollen — das ist des Dichters Absicht — vermittelst der prophetischen Warnung als vorherbestimmte, als Schickungen aus dem Geisterreich dem Zuschauer signalisiert werden .... Das die Bedeutung der Erscheinung für den Zuschauer, sie hat aber auch eine für die Heldin. Da diese der Versuchung (sic) des Ritters, dem angekündigten Verhängnis sich zu entziehen, widersteht, so weiht er sie demselben durch seine Berührung." — Was die Frage betrifft, wer den Ritter gesandt habe, so ist Fielitz S. 90 der Meinung,

[1]) Daß viel Unglück sie siegend vor Reims und feiernd in Reims treffen kann, auch abgesehen von dem Verlieben, versteht sich von selbst.

„daß derselbe nicht kommt im Auftrag der Hölle, sondern entweder getrieben vom eignen innewohnenden Materialismus und geduldet von der leitenden Gottheit oder geradezu von dieser beauftragt."

Nur letzteres ist denkbar, wenn es mit dem Vorauswissen des Ritters seine Richtigkeit hat. Denn ein Vorauswissen, wie das dem Ritter beigelegte, welches nicht auf reinen Vernunftschlüssen beruht, auch nicht aus Umständen und Thatsachen des Lebens sich ergibt, kann nur aus Inspiration hervorgehen, und da nur die Gottheit allwissend ist, so bleibt allein diese als die beauftragende Macht übrig. Wie aber? Kann Gott seine Widersacher zum Diener seines Vertrauens wählen? kann er einen Gottesleugner einweihen in seine Geheimnisse? ihn zum Organ einer neuen Offenbarung ausersehen?[1]) Kann Gott einem Geschöpf ohne unbestreitbare Beglaubigung des Himmels eine Botschaft übertragen, welche seiner Forderung I, 10, V. 647 und seiner Verheißung Prol. 4, V. 424 geradezu widerspricht? kann er die Jungfrau, welche er zur Vollstreckerin seiner Heilsabsichten berufen und ihr seinen Gnadenrat kundgethan hat, von der Bahn ihrer Pflicht durch eine Kreatur zurückrufen, die keine Vollmacht von ihm aufzuweisen hat, die nicht einmal ihr Angesicht vom Visier entblößen will? Wie und durch wen hat Gott sich bisher Johanna offenbart? Er selbst hat zu ihr geredet Prol. 4, hat die Himmelskönigin Maria mit seinen Aufträgen zu ihr gesandt, ihr die Engel seines Lichtreichs gezeigt (I, 10, V. 646—678. IV, 1, V. 72. V, 6, V. 195). Nun denn, hat der Himmel keine Königin, Gott keine Stimme, keine Engel mehr? eben jetzt nicht mehr, wo er seiner Gesandten angeblich die Warnung erteilen will: „Geh' in keinen Kampf mehr" — „Geh' nicht nach Reims", eine Warnung von solcher Tragweite und Wichtigkeit, daß dieselbe seine ganze Offenbarung umstößt? Wie kann Johanna einer solchen Botschaft trauen, wenn sie nicht unzweifelhaft von der Gottheit selbst verbrieft und besiegelt ist; wie darf Johanna einem Boten, dessen nachtschwarzes Äußere für sich allein schon ihn als das Gegenteil von einem Wesen des Lichts verrät, Gehorsam leisten und ihr Werk im Stiche lassen? Da nun Johanna der Mahnung des Schwarzen widersteht, sich dem von ihm geheimnisvoll angekündigten Verhängnis zu entziehen, das (wir reden mit Fielitz' Worten), wie er weiß, ihr im nächsten Kampf durch Lionel, in Reims durch ihren Vater bevorsteht, so weiht er sie jenem Verhängnis durch seine Berührung. Das heißt also: Weil Johanna nicht ablassen will von dem, was die Gottheit ihr befohlen und verheißen, was durch feierliches Gelübde und Vertrag sie zu vollbringen sich verpflichtet hat — nicht ablassen will von der Durchführung ihres heiligen Berufs auf den Rat einer Person, der keine erweisliche Auktorisation der Gottheit zur Seite steht: darum soll diese Person die Gottgesandte einem Verhängnis weihen dürfen,

[1]) Man stoße sich nicht an „Gottesleugner". Weiß auch Talbot jetzt so gut, wie es die Hölle weiß, daß es einen Gott gibt, sein gottfeindlicher Sinn ist doch derselbe geblieben.

welchem auszuweichen Gott ihr nicht gebieten kann, ohne seinen Missionsauftrag (I, 10, V. 646 f.) der Hauptsache nach zurückzunehmen, und welchem Johanna sich nicht entziehen könnte, ohne ihrem patriotisch-heiligen Berufe fortan entschieden den Rücken zu kehren!!![1])

Ist erwiesen — und es ist erwiesen, daß der Ritter Talbot ist als Geist, ist ferner erwiesen, daß Talbot der Hölle zugehört — und das ist erwiesen, weil er als Atheist gestorben (Zeitglaube!), und weil die Hölle mit ihren stärksten Machtmitteln sein Versuchungswerk unterstützt (V. 634): so ist mit alledem auch erwiesen, daß er nicht Vermittler eines göttlichen Auftrags, nicht Träger einer neuen Offenbarung Gottes sein kann, und dies um so gewisser nicht, als seine Ratschläge mit der ursprünglichen Offenbarung und Verheißung (I, 10. Prol. 4) in schneidendem Kontrast stehen. Nicht die Teufel, sondern die Engel sind Gottes Boten, und es ist geradezu unmöglich, daß ein Talbot von Gott beauftragt, daß seine Versuchung Johannas ihm von Gott eingegeben sei. Nur von Zulassung seitens der Gottheit kann die Rede sein. Wer noch zweifeln könnte, dem wird unser Schlußwort zu dieser Szene auch das letzte Bedenken benehmen.

Nachdem der Schwarze seine Beredsamkeit fruchtlos erschöpft hat, gibt er sich den Schein, als wolle er weggehen. Seine wirkliche Absicht aber ist die, Johanna noch mehr aufzubringen und sie zu der V. 595 angedrohten Thätlichkeit gegen ihn zu reizen. Diese tritt ihm mit den gebieterischen Worten der Entrüstung in den Weg: „Nein, du stehst mir Rede oder stirbst von meinen Händen!“ und da er keine Miene macht, ihr Rede zu stehen, so erhebt sie das Schwert, um einen Streich auf ihn zu führen[2]). Das ist es, was er gewollt, sie zum Äußersten treiben, damit sie das Äußerste erfahre. Er berührt ihren zum Hieb erhobenen Arm mit seiner Hand — Johanna bleibt unbeweglich stehen. Warum unbeweglich? Die Geister haben die Macht, jeden, der einen Angriff auf sie beabsichtigt, durch bloße Berührung „fest zu machen“[3]), so daß er sich nicht rühren, weder Arm noch Bein gegen sie bewegen kann. Zugleich mit dem Anrühren spricht er die bedeutungsvollen Worte: „Töte, was sterblich ist“, wodurch er ihr mit höhnender Zurechtweisung zu Gemüte führt, daß er der Unsterblichen einer und daß sie trotz aller ihrer Macht ohnmächtig gegen ihn sei[4]). Auch die Hölle bleibt nicht müßig, kommt vielmehr ihrem Abgesandten mit den stärksten

---

[1]) Man behalte vor Augen, daß nach Fielitz' Auffassung dem vom Ritter angekündigten Verhängnis nur durch Befolgen des Rates zu entrinnen ist: „Geh' in keinen Kampf mehr — Geh' nicht nach Reims.“ Jenes ist dem Vertilgen, dieses dem Krönen zuwider.

[2]) Entweder hat der Ritter ein Schwert oder keins. In der Sache ist es einerlei, ob sie auf einen Unbewehrten oder auf einen sich nicht Verteidigenden losschlagen will. Wie anders verfährt sie gegen Lionel!

[3]) Dies ist der Ausdruck des Volksglaubens.

[4]) Vergl. V. 597: Mir ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen. Wir kommen auf den Ausdruck: „Töte, was sterblich ist“, gleich zurück.

Waffen zu Hilfe. Mit Nacht, mit Blitz, mit Donner setzt sie das Werk desselben fort, um der Jungfrau zu zeigen, daß das Reich des Abgrundes gegen sie auf dem Plane sei, und sie durch das größte aller infernalen **Schreck**mittel von ihrem göttlichen Beruf loszureißen. Beim letzten Hallen des Donners versinkt der Schwarze in die Unterwelt, woher er gekommen.

Johanna steht anfangs erstaunt, aber bald faßt sie sich und spricht die Wirkungen, welche sowohl dieser Vorgang als die ganze Versuchung auf sie gehabt hat, folgendermaßen aus:

„Es war nichts Lebendes. Ein trüglich Bild (V. 635)
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Busen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn, (V. 640)
Und käm' die Hölle selber in die Schranken,
Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken!"

Aus ihrem durch das Festmachen entstandenen Unvermögen, den Ritter zu töten, und aus dessen Hohnworten: „Töte, was sterblich ist", hat Johanna erkannt, daß derselbe ein Geist, aus seinem Versinken und den begleitenden Zeichen, daß er ein Geist der Hölle ist. „Nichts Lebendes" erinnert an das Vertragswort: „Alles Lebende" (zu töten). Erinnert auch Johanna sich dessen? Keineswegs, sonst könnte sie nicht mit solcher Zuversicht fortfahren: „Wen fürcht' ich" u. s. w. Hat sie nicht gegen ihre Berufs- und Vertragspflicht gehandelt damit, daß sie in blinder Leidenschaft einen Fliehenden verfolgt, das Schlachtfeld verlassen, gegen einen Toten, den Gott ihr nicht entgegengeschickt, das Schwert gezückt hat? Die eine der Kardinalbedingungen ihrer Mission hat sie solchergestalt schwer verletzt, und sähe sie das, so würde sie im Lichte dieser Einsicht erkennen, wen sie zu fürchten habe — sich selbst, ihr eignes Herz. Aus dem, was sie mit dem Ritter erlebt hat, würde sie ersehen, daß Gottes Schwert in ihrer Hand nur solange sie schütze[1]) und nur solange unwiderstehlich sei[2]), als ihr Herz recht stehe zu Gott und dessen Pflichtgebot.

In ihrem Schlußwort: „Siegreich vollenden will ich" u. s. w. zeigt sie uns dann die Zuversicht, womit sie ihr Werk zu vollenden denkt, auf der höchsten Höhe und läßt uns zugleich den tiefsten Blick in den Zustand ihres Innern thun. Um beides gründlich darzustellen, müssen wir ihre früheren Aussprüche V. 617 und 621 mit in Betracht ziehen. In dem Maße, wie das Andringen des Ritters wächst, steigert sich die leidenschaftliche Energie ihres Widerspruchs. Seiner Mahnung, dem ungetreuen Glück den Abschied zu geben, begegnet ihr kategorisches: „Ich führ' es (mein Werk) aus und löse

[1]) Der Ritter hat sie ja festgebannt bis zur Unfähigkeit, sich zu bewegen.

[2]) Der Ritter hat ihr ja mit der bloßen Hand solchen Widerstand geleistet, daß sie ihn sogar mit dem Schwerte ihres Gottes nicht zu töten vermochte.

mein Gelübde." Seine Warnung, in keinen Kampf mehr zu gehen, weist sie von sich mit ihrem starkmutig-*selbstbewußten*: „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt." So gewiß sie aus der Offenbarung ihres Schlachtentodes weiß, daß die Vernichtung der Engländer vor Reims nicht vollständig wird, ebenso fest ist sie überzeugt, die Niederlage derselben in dem noch andauernden *Verfolgungskampf* so weit zu führen, daß sie Frankreich nicht in neue Bedrängnis zu stürzen vermögen. Mit dem: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn", geht sie dann in ihrer Schlußäußerung noch über den *Verfolgungskampf* vor Reims hinaus und bis zu dem Endkampf der Vernichtung hinter Reims fort. Von Sieg zu Sieg will sie bis zur Vollendung ihrer Mission schreiten, sollte auch die Hölle selber wider sie in die Schranken treten[1]). Das ist ein *Übermaß von Sicherheit*. Und worauf gründet sich die letztere? Auf ihren durch das Erlebte nicht gebrochenen, selbst von der ganzen Hölle, wie sie denkt, nicht zu brechenden *Mut* und auf die *Kraft* Gottes, deren sie gewiß ist, *weil sie sich über die Liebe hinausdünkt*. Das aber sind nur subjektive Sicherheiten. Steht denselben auch eine objektive Garantie zur Seite? Durchaus nicht. Gottes Verheißung Prol. 4 garantiert den Sieg vor Reims, den Einzug und die Krönung in Reims. Aber keine Bürgschaft hat Gott der Jungfrau dafür gegeben, daß sie ihren Sieg *vor* Reims in dem *Verfolgungskampf* zu einer solchen Niederlage der Engländer vergrößern werde, wie sie es erwartet[2]); ebensowenig besitzt sie eine göttliche Gewähr dafür, daß sie in dem Kampf *nach* Reims, worin sie sterben soll, ihre Mission zu Ende führen wird[3]), und was die Liebe betrifft, so hat Gott sein Verbot derselben keineswegs zurückgenommen[4]). Unter diesen Umständen erscheint die maßlose Sicherheit Johannas als ein starker Fehler[5]); zu *kaum verzeihlicher Vermessenheit* aber wird dieselbe angesichts der Verkündigung ihres Schlachtentodes, welcher die Vernichtung der Feinde vor Reims unmöglich und die Vollendung ihrer Mission erst nach der Krönung möglich macht. Was? Wer ist die Ursache dieser

[1]) Die Hölle *selber* — die *ganze* Hölle, nicht bloß einer ihrer Geister, und doch hat ein einziger der Höllengeister ihr den Arm, wenn auch nur vorübergehend, gelähmt.

[2]) Das Stück beweist V, 7, daß die Engländer auch nach ihrer Niederlage vor Reims noch im stande sind, Frankreich zu bedrängen.

[3]) Es wird geschehen, braucht aber nicht zu geschehen. Johanna kann zu Anfang des Kampfes oder der Kämpfe sterben, bevor sie ihre Mission vollendet hat, s. S. 225, Anm. 2.

[4]) Der geringste Verstoß gegen dies Verbot, und aus ist es mit ihrem Mut und ihrer Gotteskraft! Gottes Schwert wird ihrer Hand entrissen.

[5]) Wir vergessen darüber ihre Unkenntnis der Liebe sowenig, wie ihren Willen, Gott am Vaterlande zu dienen, ihren Patriotismus und Heroismus, lauter Eigenschaften, welche dem Übermaß ihrer Sicherheit zu Grunde liegen.

Retardation? Muß es, wie Johanna ohne Zweifel annimmt, ein Kriegszufall, kann es nicht Johanna selber sein durch ein grundstürzendes Vergehen gegen eine oder beide Kardinalbedingungen ihrer Mission? Bei solchem Ernst der Sachen thut die strengste Selbstthut, thut das Suchen nach Gotteshut not, dagegen ist nichts gefährlicher als die Sicherheit, zumal eine so hochgradige, wie sie in dieser ganzen Szene zu Tage tritt. Dieselbe steigt zu einem solchen Vortreten der Person, wie es bei einer Gottesstreiterin nicht vorkommen darf. Von Ichheit fließt Johannas Mund über, Gottes gedenkt sie nur in dem Ausdruck „Schwert meines Gottes." „Ich führe mein Werk aus", das ist der Grundton, den sie überall durchklingen läßt. In den Aussprüchen: „Siegreich vollenden will ich", d. h. mein Wille bürgt dafür, daß ich siegreich vollende, und „Mir soll der Mut nicht wanken", d. h. ich stehe dafür ein, daß mir der Mut nicht wanken wird, versteigt sich Johanna am Ende der Szene zu einer solchen Höhe der Sicherheit, daß sie nicht höher sich erheben könnte, ohne in die göttliche Prärogative überzugreifen. Solche Sicherheit ist vermessener Hochmut.

Was der Schwarze gewollt, das ist ihm nicht gelungen: er hat selbst mit dem Beistand der Hölle nicht vermocht, die Jungfrau ihrem Berufe abspenstig zu machen; woran er aber nicht gedacht, das hat sein Versuchen zur traurigen Folge gehabt: die Sicherheit, d. h. der Hochmut Johannas in allem Vollbringen (Töten und Vollenden), welchen wir bereits II, 7 und 4 auf einer hohen Stufe gesehen, ist in unserer Szene auf den höchsten Gipfel gestiegen, so daß derselbe mit ihrem Hochmut in der Liebe III, 4 auf gleicher Höhe steht. Mithin ist die Jungfrau nunmehr sowohl nach der idealen als nach der realen Seite ihres Berufes hin auf der Spitze des Hochmuts angelangt.

## Schlußwort.

1. Es ist Gottes Wille und entspricht der Idee, daß die Retterin Frankreichs den letzten Fürsten des englischen Heeres töte.
2. Soll es gelingen, so muß Johanna von dem Hochmut ihrer Sicherheit befreit und zu der Erkenntnis geführt werden, daß sie die noch nicht ist, die sie zu sein wähnt.
3. Deshalb läßt Gott die Versuchung Johannas durch Talbot zu. Gott sieht voraus, daß Johanna in der Hitze ihrer Leidenschaft dem Vertrag zuwider den Talbot zu töten suchen wird. Die Vergeblichkeit dieses Versuchs soll sie von der Verletzung des Vertrags überzeugen und infolge dessen vom Hochmut zur Demut umstimmen.
4. Talbots Absicht geht dahin, Johanna von der Vollendung ihrer Mission abzubringen. Zu dem Ende ersinnt er eine unter den obwaltenden Umständen sehr nahe liegende Kriegslist. Mit der Miene höherer Inspiration und aufrichtiger Fürsorge rät er ihr,

nicht wieder in einen Kampf und nicht nach Reims zu gehen, d. h. abzustehen von der Fortsetzung ihrer Mission.

5. Johanna, dadurch aufs äußerste aufgebracht, erhebt das Schwert gegen den Verführer, dieser aber bannt sie fest durch Berühren ihres Armes.
6. Sie kommt auch so nicht zur Erkenntnis ihrer Verkehrtheit, versteigt sich im Gegenteil zur höchsten Sicherheit des Hochmuts.
7. Nun schickt Gott ihr den Lionel entgegen und Johanna fällt durch Liebe.
8. So entsteht der Schein, als habe Talbot ihr Unglück vorhergewußt und sie im Ernst vor demselben gewarnt. Was nichts als eine Kriegslist war, nimmt das täuschende Ansehen inspirierten Vorauswissens an.
9. Auf diese Weise hat der Dichter das Mystisch-Tiefe und Geheimnisvoll-Wunderbare, welches über seine Tragödie verbreitet ist, durch einen wesentlichen Zug gefördert.
10. Gott, unter dessen allwissender Leitung alles steht, weiß Johannas Fall voraus, aber auch das weiß er, daß derselbe der einzige noch übrige Weg ist zu ihrer irdischen Vollbereitung und himmlischen Verherrlichung. Er weiß, daß Johanna von ihrem Fall auferstehen und sich erneuern wird zu einer Seelenhoheit, die über ihren heimatlichen Stand ungeprüfter Unschuld weit emporragt. In diesem Lichte erscheint alles Thun und alles Zulassen Gottes als die heiligste Liebe.

Während Johanna im Begriff steht, auf das Schlachtfeld zurückzukehren, tritt Lionel auf.

Szene 10. Die Gottheit nimmt Johanna sogleich beim Wort. Im Kampf mit Lionel soll sie ihr: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn . . . mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken", zu That und Wahrheit machen. Damit ist die schicksalschwere Krisis für Johannas Werk und Person angebrochen. Seit dem Verlust von Orleans haben die beiden Vertreter des englischen Heeres, Talbot und Lionel, verabredetermaßen den Kampf mit Johanna gesucht (II, 3). Talbot hat sie erst als Toter (Geist) erreicht, Lionel tritt ihr als Lebender entgegen. Wir kennen ihn, den Bertrand (Prol. 3, V. 249) den Bruder des Löwen (Salisbury) nennt und mit diesem sowie mit Talbot als Anführer der Belagerung von Orleans bezeichnet, aus Akt II, Sz. 1. 2. 3 und Akt III, Sz. 6 als den schönsten Mann des englischen Heeres, als Helden von echt englischem Thatenstolz und selbst im schwersten Unglück ungebeugtem Thatenmut, dem der Ruhm mehr gilt wie das Leben, als einen willensstarken, ehrenfesten, geraden Charakter, dessen Mund spricht, was das Herz denkt. Aus seiner Verachtung der sittenlosen, schamlos-frechen Isabeau gibt sich der sittliche Standpunkt desselben kund, und daß er nicht ohne Gott in der Welt ist, sondern an einen lebendigen Gott glaubt, offenbart er auf der Sterbestätte des glaubenslosen Talbot, den er an seinen Schöpfer erinnert. Im hellsten Lichte aber strahlt

der Hochsinn seiner großen Seele seit dem Augenblick auf, wo er ein Herz für die Jungfrau gewinnt (III, 10, V. 672—695 u. V, 9. 10).

Das Verhalten Johannas und Lionels ist von Anfang ihrer Begegnung an beiderseits in fast jedem Betracht das völlige Gegenteil dessen, was wir bei dem Ritter und Johanna gesehen haben. Johanna ist in unserer Szene nicht die Angreiferin, sie stürmt nicht, wie III, 9, ohne weiteres „wutentbrannt" auf ihren Gegner ein, mit der „unbezwinglichen Begier", ihn zu vernichten; sie thut das nicht, weil sie sich nicht zum zweitenmal von einem Geist der Hölle, der auch in blankem Harnisch erscheinen kann, hinter's Licht führen lassen, sondern gemäß der Idee des Vertrags mit dem Geisterreich (II, 7, V. 374 folgd.) vor allem sorgfältig prüfen will, ob sie es auch mit einem Wesen von Fleisch und Blut zu thun hat. Lionel dagegen geht mit glühendem Kampfeseifer sofort auf Johanna los. „Verfluchte!" redet er sie an, wie weiland der Herzog von Burgund (II, 9). Er flucht ihr damit nicht, bezeichnet sie vielmehr, wie alle Engländer sie denken, als eine dem Fluche, d. i. der Verdammnis, Verfallene, weil eine Dienerin des Satans. Dann fordert er sie, bevor er zum Schwertschlag ausholt, nach echten Ritterbrauche auf, sich zum Kampf auf Leben und Tod zu bereiten (vergl. II, 7, V. 399 u. 403). Das Visier hat er geschlossen[1]), um auch seinerseits sofort kampfbereit zu sein, nicht aber, um seine Person ins Dunkel des Geheimnisses zu hüllen. Denn er gibt sich unbefragt alsbald (V. 649 folgd.) als den zu erkennen, der er ist: „Lionel, der letzte der englischen Heeresfürsten". Durch das Motiv, welches er dieser Kundgebung hinzusetzt: „Daß du wissest, wer dir Ruhm verleiht, er sterbe oder siege", ehrt er die Jungfrau und ehrt er sich selbst. Ruhm bringt jener der Sieg über einen solchen Helden, Ruhm auch der Tod von eines solchen Helden Hand, weil er sie des Kampfes mit ihm gewürdigt hat (vergl. II, 9, V. 471 folgd.). Und Lionel ehrt sich selbst damit, daß er der Heldengröße seiner Gegnerin alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er, obwohl der Stärke seines „noch unbezwungenen Armes" kühn vertrauend, doch die Möglichkeit (sich und ihr) gesteht, von ihrem Schwerte zu fallen (vergl. V. 643 folgd. u. V. 647 folgd.). Die ganze Ehrenhaftigkeit seiner hochherzigen Gesinnung aber offenbart er in der Treue gegen seine moralische Berufspflicht und Ritterwürde, worin er sich gedrungen fühlt, seinen getöteten Freund und Oberfeldherrn Talbot sowie alle die Besten seines Volkes, welche durch Johanna umgekommen[2]), entweder mit

---

[1]) Das geht aus Schillers Bemerkung zu V. 653 hervor: Johanna reißt ihm den Helm herunter, daß sein (vom Visier bisher verdecktes) Gesicht entblößt wird.

[2]) Er sagt: „Du hast die Besten meines Volks getötet, der edle Talbot hat die große Seele in meinen Busen ausgehaucht." Damit aber meint er nicht, wie die Anführung Talbots beweist (s. Sz. 9, V. 603 folgd.), daß Johanna alle jene Besten mit der eignen Hand getötet habe, sondern nur, daß sie die Ursache des Todes für alle geworden sei.

dem Blute dieser zu rächen oder gleich jenen selbst zu sterben. Es kann nicht anders sein, als daß so edle Gesinnungen auf jeden tiefer Fühlenden, sei er auch der entschiedenste Gegner, einen bedeutenden Eindruck machen.

Nachdem er seine Anrede geendigt, dringt er sogleich auf Johanna ein. Durch diesen Angriff, wie durch jedes Wort, das er gesprochen, hat er der Jungfrau sattsam bewiesen, daß er kein abgeschiedener Geist, sondern ein lebendiger Mensch, und daß er ihr von Gott entgegengeschickt ist. Sie setzt sich zur Wehr. Kurz nur währt das Gefecht, Johanna schlägt ihm das Schwert aus der Hand. Entwaffnet ist somit Lionel, überwunden aber gibt er sich nicht. Die Treulosigkeit des Glücks hat er erfahren, treu aber sind ihm noch seine Arme, und mit diesen sucht er die Feindin niederzuringen.

Bei dem Ringkampf, den wir ebenso, wie den Schwertkampf, nur kurz zu denken haben, gelingt es der Jungfrau[1]), dem Lionel auf die rechte Seite zu kommen und ihn so zu fassen, bezw. ihn etwas nach links hin so zu drängen, daß er seine Arme nicht gegen sie gebrauchen kann[2]). Sodann „ergreift sie ihn" mit ihrer linken Hand „von hinten zu" (= her) „am Helmbusch und reißt ihm gewaltsam", d. h. mit einem gewaltigen Ruck, der seinem Kopf eine etwas schiefe Richtung nach links gibt[3]), „den Helm" so weit „herunter, daß" das Visier in die Höhe geht und „sein Gesicht entblößt wird[4]),

---

[1]) Schillers eigne Worte haben wir durchgehends mit Anführungszeichen versehen, um sie von dem zu unterscheiden, was wir ergänzend hinzugefügt. Unsere Darstellung gibt dem Vorgang, wie wir überzeugt sind, erst die rechte Klarheit und zeigt, worauf wir besonders Gewicht legen, daß Johanna vor ihrem Falle nicht gezwungen war, dem Lionel ins Gesicht zu sehen.

[2]) Man denke die Vorderseite des Körpers nebst den Armen Lionels in etwas schräger Richtung nach links.

[3]) Diese Annahme ergänzt die erste, daß Johanna dem Lionel an der rechten Seite gestanden und ihn nach links gedrängt habe, insofern dieselbe es noch anschaulicher macht, warum Johanna dem Lionel nicht ins Antlitz zu sehen brauchte. Wie wir die Stellung Lionels denken, sah Johanna seinen Kopf auf der rechten, etwas schräg nach links gekehrten Seite.

[4]) Sein Gesicht, nicht sein ganzer Kopf. Der Helm fällt nicht zu Boden. Das hat der Dichter durch die Worte: „daß sein Gesicht entblößt wird" deutlich angezeigt, da dieser Zusatz bei „reißt ihm den Helm herunter" ganz überflüssig wäre, wenn der Helm zur Erde fiele. Hätte Schiller gemeint, was zum Schaden der Sache alle Erklärer, soviel mir bekannt, annehmen, daß der Helm zur Erde falle, dann würde er statt „daß das Gesicht" gesagt haben: daß der Kopf entblößt wird, oder geradezu: daß der Helm zur Erde fällt, wenn er überhaupt einen solchen Beisatz zu dem „Herunterreißen" für nötig oder wünschenswert erachtet hätte. Der Helm bleibt also auf dem Kopfe des Gegners, und Johanna, welche den Helm am Busche festhält, hat infolge davon den Kopf Lionels ganz in ihrer Gewalt, so daß er denselben nicht beliebig weiter nach links oder nach rechts drehen kann. Johanna

Johanna mithin den Todesstreich gegen dasselbe zu richten vermag. „Zugleich zückt sie" in dieser Absicht „das Schwert mit der rechten Hand" und spricht dabei oder unmittelbar darauf die Worte: „Erleide, was du suchtest, die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!"

Der Augenblick der Entscheidung ist da. Mit Himmelskraft, weil mit liebefreiem Herzen, hat Johanna den Lionel im Schwert- und Ringkampf schnell überwunden. Sein Leben ist jetzt von Gott in ihre Hand gegeben. Ein Schwertstoß gegen das Gesicht desselben geführt, und der letzte der englischen Heeresfürsten liegt entseelt zu ihren Füßen. Ungesäumt und ohne einen Blick in sein Antlitz zu thun, mußte Johanna ihm den Tod geben, und so würde sie, da sie es konnte, wirklich gethan haben, wenn sie in der Vorsicht der Demut gestanden hätte. Aber in der Selbsttäuschung ihrer Überweiblichkeit hinsichtlich der Liebe befangen und ihres Mutes sowie der Himmelskraft zu allem Vollbringen überschwenglich gewiß, begibt sie sich selbst in die stärkste Versuchung. Mit der Neugier des Wunsches, den gefeierten Helden, von dessen Vorderkopf sie nur die rechte Seite und auch diese nur in schräger Wendung nach links, also nur etwa die rechte Wange und Schläfe sieht, Auge in Auge zu schauen, blickt sie in dem Momente, wo sie das Schwert gezückt und jene Worte: „Erleide" u. s. w. gesprochen hat, demselben gerade ins Angesicht[1]). Der Anblick seiner Augen und Gesichtszüge, in denen sich ein Seelenadel spiegelt, dessen Gleichen ihr noch nie eines Mannes Antlitz gezeigt, ergreift sie auf der Stelle mit solcher Macht, daß sie „unbeweglich stehen bleibt[2]). Der ergreifende Ein-

braucht demnach dem Lionel keineswegs ins Gesicht zu sehen, um ihm dasselbe zu durchbohren, sie kann ihm den Todesstoß versetzen, indem sie seinen Kopf in der etwas schrägen Richtung nach links erhält, welche demselben durch den Ruck gegeben ist. Daß dem so ist, s. IV, 1, V. 47 u. 55 folgd., wo Johanna sagt: „Sollt' ich ihn töten? Konnt' ichs, da ich ihm ins Auge sah? Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn! Die Züge schaun des edlen Angesichts! Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an ... mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!" Sie macht sich also den Blick in Lionels Antlitz zum Vorwurf und sagt damit, daß sie ihn weder hätte anblicken *dürfen* noch anzublicken *brauchen*. Das „Warum mußt' ich" deutet nicht auf eine zwingende Notwendigkeit, sondern ist gesagt, wie man täglich hört: Warum mußt' ich so thöricht sein und das thun! Auch die Worte Schillers: „In diesem Augenblick *sieht* sie ihm ins Gesicht", zeigen, daß von keinem unausweichbaren oder zufälligen Sehen ins Gesicht die Rede sein kann. Hätte Schiller ein unvermeidliches oder zufälliges Sehen im Sinne gehabt, so hätte er dies durch einen Zusatz je nachdem von zufällig oder notwendig bei „sieht sie" ausdrücken müssen. Das Sehen in Auge und Angesicht ist Johannas eigenste, *freiste* That.

[1]) Indem sie entweder seinen Kopf nach rechts ihrem Gesichte zuwendet oder ihren Kopf nach seinem Gesichte hin vorbeugt. Letzteres ist wohl das Zutreffendere.

[2]) Absichtlich gebraucht Schiller hier denselben Ausdruck, wie III, 9, V. 634. Der Ritter bannt Johanna vorsetzlich durch die ihm als Geist eigene

druck wird im selben Augenblick zu einer Teilnahme an der Person, welche den triebkräftigen Keim der Liebe in die Seele Johannas legt, die Teilnahme wird Zuneigung des Herzens, die Zuneigung wird Liebe. „Langsam“ [1]), d. h. in allmählichem, den Werdeprozeß der Liebe begleitendem Verlauf, läßt Johanna ihren Arm sinken. Von der Allgewalt des neuen Gefühles übermocht, befindet sie sich außer stande, dem Lionel das Leben zu nehmen (IV, 1, V. 25. 47. 58). Mit der Liebe im Herzen ist sie unfähig, in eigner Kraft den Todesstreich gegen den Hilflosen zu führen, und Gott hat ihr seine Kraft, in der sie den Doppelsieg über Lionel gewann, sofort entzogen, als die Liebe zu dem irdischen Mann ihr das Herz berührte (IV, 1, V. 63).

Konnte sie vorhin den Ritter nicht töten, weil er ein Toter (Geist), so kann sie jetzt den Lionel nicht töten, ungeachtet er ein Lebender [2]). Ist sie dort (III, 9) über ihren Beruf hinausgegangen, indem sie den verfolgte, der vor ihr floh und damit bewies, daß Gott ihn nicht zum Töten ihr entgegengeschickt hatte, so bleibt sie hier hinter ihrem Berufe zurück, weil sie den verschont, der auf sie eindrang und auf diese Weise bekundete, daß er als Opfer der göttlichen Gerechtigkeit fallen sollte. Dort hat sie gegen eine der Bedingungen ihrer Mission verstoßen, hier verletzt sie beide Bedingungen derselben (töten und nicht lieben) und vereitelt solchergestalt, soviel an ihr, die Vollendung ihres Werkes. Ihr vermessen stolzes Wort: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn“ (III, 9, V. 640), hat sie somit schlecht eingelöst, und nicht der ganzen Hölle (das. V. 641), nur Lionels Augen und Mienen hat es bedurft, um ihren Mut und ihre Kraft zum Weichen zu bringen, der Dämon des Hochmuts in ihr, den in der Liebe die Bewerbung der fränkischen Ritter (III, 4), in allem Vollbringen (Töten und Vollenden) die Versuchung des Schwarzen auf die höchste Höhe getrieben, hat sie in die Tiefe des Unglücks gestürzt [3]).

Wir werden dem Vorgang ihres Verliebens bis in die ersten und letzten Gründe nachzuforschen haben, wollen jedoch zuvörderst prüfen, was der Satz Kotzebues auf sich hat: „Wessen Einbildungskraft ist wohl umfassend genug, um dem schnellen Wechsel von

---

Zauberkraft, Lionel bannt sie unbewußt durch den Zauber seines edlen Angesichts. Johannas Schuld ist beides.

[1]) „Langsam“ ist ein relativer Begriff. Aus der Natur der Situation ergibt sich von selbst, daß das Sinkenlassen des Armes innerhalb einer bis zwei Minuten erfolgt sein muß.

[2]) „Es war nichts Lebendes“ u. s. w. (III, 9, V. 635). Der Trost ist ihr jetzt geraubt. Des Ritters: „Töte, was sterblich ist!“ (V. 634) erscheint, gegen ihre jetzige Unfähigkeit zum Töten eines Sterblichen gehalten, als ein vorgreifender Hohn.

[3]) Viehoff S. 102: Dem bösen Geiste, der sie hatte verleiten wollen, auf ihrer Bahn stille zu stehn, hatte sie siegreich widerstanden, ihrem eignen Herzen erlag sie.

Johannas Empfindungen zu folgen, wenn sie, im bitterſten Kampf auf Leben und Tod, den Lionel eben zu durchbohren im Begriff ſteht, ihm zufällig[1]) den Helm abreißt und ſich auf der Stelle bis zur höchſten Schwärmerei in ihn verliebt?" Auch heute noch ſpricht man von dem blitzſchnellen Umſchlagen der Kampfeswut oder der ungeheuerſten Aufregung in ſchwärmeriſche Liebe; wir aber müſſen ſowohl gegen die Kampfeswut und die ungeheuerſte Aufregung wie gegen die ſchwärmeriſche Liebe die entſchiedenſte Verwahrung einlegen. Sehen wir uns die Dinge an, wie ſie ſind. Der wütende Vernichtungseifer, womit Johanna den ſchwarzen Ritter verfolgte, hat ſich bereits zu Ende der Szene III, 9 merklich abgekühlt. Der Ritter bannt ſie feſt durch Zauberkraft — ſie vermag ſich nicht zu rühren, nicht zu regen. Der Ritter verſinkt — ſie ſteht da in ſtummem Erſtaunen (III, 9, V. 634). Nachdem ſie ihre Faſſung wiedergewonnen, denkt ſie eine Weile nach über das, was ihr zugeſtoßen (Ebend. V. 635 f.). Jede Reflexion ſetzt ihrer Natur nach eine gewiſſe Sammlung des Gemütes von ſeiten des Reflektierenden voraus und fördert dieſelbe ihrerſeits. Inwieweit alles dies, was ich auf Grund der dichteriſchen Darſtellung angeführt, beruhigend auf Johanna eingewirkt, zeigt ſie beim Erſcheinen Lionels. Nichts von einem wüſten Losſtürzen auf ihn. Ruhig läßt ſie ihn ankommen, offenbar hat ſie den Vorſatz gefaßt, der zu ihren Schlußworten: „Siegreich vollenden will ich meine Bahn" u. ſ. w. trefflich ſtimmt, ſich nicht abermals von einem Höllengeiſt berücken zu laſſen. Schweigend hört ſie den Gegner an, ruhig läßt ſie ihn ausreden. Seine gerade, offene Sprache, die hochherzigen Geſinnungen, welche er äußert, ſeine würdevolle Haltung wie der ritterliche Heldenmut und Edelſinn, womit er ſeine fürſtliche ſowohl als menſchliche Hoheit bethätigt: dieſe großen Eigenſchaften können nicht verfehlen, einer für jedes Große und Edle ſo empfänglichen Seele, wie die Jungfrau es iſt, die reinſte Achtung vor der Perſon ihres Feindes aufzunötigen. Lionel macht ſodann den Angriff, nicht Johanna. Kurz iſt der Schwert-, kurz iſt der Ringkampf: leicht hat Johanna, getroſt der Gotteskraft, den Sieg in jenem wie in dieſem gewonnen. Bloß iſt Lionels Geſicht für Johannas Schwert. Sie zückt dasſelbe, aber vor dem Todesſtoße will ſie ihre Neugier befriedigen und des großen Gegners Antlitz ſehn. Die Thatſache dieſer Neugier würde es mir, wollte ich auch von allem, was ich bisher zum Beweis für Johannas Faſſung hervorgehoben, gänzlich abſehn, für ſich allein ſchon ſehr ſchwer machen, die Jungfrau in ungeheurer Aufregung und Kampfeswut zu denken. Wut der Leidenſchaft ſchlägt

[1]) Schiller ſagt: „Johanna ergreift ihn von hinten zu am Helmbuſch und reißt ihm den Helm gewaltſam herunter." Ein zufälliges Abreißen ſchließen dieſe Worte, welche wie das folgende: „Zugleich zückt ſie das Schwert", lauter Abſicht verraten, geradezu aus. Hätte der Dichter das Abreißen als bloßen Zufall darſtellen wollen, ſo würde er unſtreitig geſagt haben: Johanna reißt ihm den Helm zufällig (ſtatt gewaltſam) herunter.

zu, gönnt sich nicht die Zeit zu neugierigem Betrachten. Zu einem völligen Ungedanken aber wird für mich die Vorstellung der Kampfeswut im Lichte des Ausspruchs, den Johanna bei oder unmittelbar nach dem Erheben des Schwertes thut: „Erleide, was du suchtest, die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!" Wo ist da eine Spur von Wut, wo ein Ungeheures von Aufregung? Ich finde darin etwas wesentlich anderes.

Was denn hat Lionel gesucht? Rache für Talbot oder Tod für sich. Siegen über Johanna oder sterben durch sie, wie die Besten des Heeres, heißt seine Losung. Kurz ist der Kampf und er der Besiegte. So stirb denn, wie du gewollt, gibt ihm die Siegerin zurück in ihrem „Erleide" u. s. w. Du selbst hast dir dein Schicksal bereitet, nicht ich bin schuld an deinem Unglück. Die Verantwortung trägst du, nicht ich. Und so spricht sie nicht mit persönlichem Haß gegen die Person Lionels, sondern in dem Bewußtsein, den heiligen Ratschluß Gottes zu vollstrecken, der alles Lebende dem Tode weiht, das sein zulassender oder treibender Wille ihr entgegenführt. Das unumstößliche Zeugnis dafür, daß sie von persönlicher Leidenschaft wider die Person Lionels frei und sich bewußt ist, im Namen der Gottheit sowie in deren Kraft, nicht nach eignem Rat oder gar aus Lust am Blutvergießen demselben das Leben zu nehmen, gibt sie in dem Schlußsatz: „die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!", indem sie damit sagt: Was ich an dir thue, das thue in Wahrheit nicht ich, Maria thut es, ich bin nur ihr Werkzeug [1]). Wie eine Priesterin redet sie, die im Begriff steht, ihrer Berufspflicht gemäß der Göttin, welcher sie dient, ein von dieser ersehenes Opfer auf dem Altare darzubringen. Könnte Johanna mit gutem Gewissen so reden, wenn sie sich in ungeheurer Aufregung von persönlicher Wut gegen das Opfer der Heiligen fühlte?

Dabei übersehe man nicht, wie stark Johanna in ihrem Ausspruch: „die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich" die unbeschränkte Sicherheit durchglühen läßt, welcher sie bereits zu Ende der Ritterszene Ausdruck gegeben hat: „Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes? Siegreich vollenden will ich meine Bahn" u. s. w. [2]). Demnach war ein Sieg Lionels über sie, noch ehe der Angriff desselben geschah, für ihr Denken geradezu ein Unding, der bevorstehende Kampf mit ihm folglich in ihrer Idee kein „Kampf auf Leben und Tod". Denn bewaffnet mit dem Rachschwert Gottes, fürchtete sie keinen Gegner, ja die ganze Hölle nicht, und der feste Glaube beseelte sie, daß in ihr als dem Werkzeug Mariens die

[1]) Die Majestät der heiligen Jungfrau, der Königin des Himmels, stellt Johanna dem „Verfluchte", womit Lionel sie angeredet, sehr wirksam entgegen.

[2]) Die Bekenntnisse III, 9 und 10 ergänzen einander insofern, als dort Johanna mehr ihre Person, hier mehr die Gottheit hervortreten läßt, dort ihre Sicherheit mehr von der persönlichen Seite aus, hier mehr nach der göttlichen Seite hin darstellt.

Himmelskönigin selber dem Lionel gegenüberstehe, zumal sie thatsächlich sich von Himmelskraft getragen fühlte. Und daß *während des Kampfes* die Heldin nicht bis zur Wut aufgeregt worden ist, dafür bürgt einesteils der rasche und glückliche Verlauf desselben, andernteils ihr großes Wort: „die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich", aus welchem Johannas Stimmung im Kampfe deutlich zu erkennen ist, da sie es in dem Augenblick der höchsten Spannung spricht, wo sie sich anschickt, dem Lionel den Todesstoß zu geben. Dies tief empfundene Wort kann unmöglich in leidenschaftlicher Hitze, es will vielmehr in einer wenn auch nicht absoluten, doch relativen Ruhe und Fassung der Seele ausgesprochen sein. Die relativ ruhige Fassung aber, worin wir Johanna wie bei jenem Ausspruch, so während des Doppelkampfes denken müssen, begreift sich aufs leichteste aus ihrer Achtung vor der Persönlichkeit des gepriesenen Helden, aus der Thatsache ihrer bis zu den Höhen des Himmels hinanreichenden, von göttlichem Kraftgefühl durchglühten Sicherheit, jeden lebendigen Gegner zu töten, und aus der Ehrfurcht, womit sie dem Heilsrat ihrer erhabenen Gebieterin, nicht ihrem eignen Willen zu dienen sich bewußt ist.

In einer *relativ* ruhigen Fassung, haben wir gesagt, müssen wir Johanna denken. Denn wir sind nicht gemeint, eine gewisse natürliche Aufregung in Abrede zu stellen, nur gegen das *Ungeheure* derselben und die *Wut* des Kämpfens von seiten der Jungfrau erheben wir im vorliegenden Falle entschiedene Einsprache. Mäßig ist ihre Erregung, gemäßigt durch alles, worauf wir hingewiesen, und eine solche Gemütsverfassung, welche die Mitte hält zwischen den Extremen des Zuviel und Zuwenig, zwischen Überreiztheit und Apathie, ist gerade die geeignetste, um bedeutende Eindrücke, wie ein solcher der Heldin aus dem edlen Antlitz Lionels entgegenkam, sowohl schnell und lebhaft zu erfassen als auf die Dauer festzuhalten. Auch hören wir aus jenem „Erleide" u. s. w., womit sie, jede Selbstrache von sich ablehnend, den Lionel für sein Geschick verantwortlich macht und, dem Gedanken eigenmächtigen Verfahrens vorbeugend, sich lediglich als Organ der Himmelskönigin darstellt, eine Bewegung ihrer Seele zum Mitgefühl heraus, welche angesichts der unvermeidlichen Blutthat wie einst dem Montgomery, so jetzt dem Lionel gegenüber sehr erklärlich ist[1]).

---

[1]) Wie das Verhalten Johannas bei der Ankunft Lionels mich lebhaft an das korrekte, dem Vertrag mit dem Geisterreich II, 7, V. 374 folgd. entsprechende Benehmen derselben beim Anblick des Montgomery (II, 6, V. 341 f.) erinnert, so ruft mir das „Erleide, was du suchtest, die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich", manches aus den Anreden ins Gedächtnis, welche Johanna *unmittelbar vor* und *nach* dem „*kurzen*" Gefecht mit Montgomery an diesen wie an die Jungfrau Maria gerichtet hat. Ich mache aufmerksam auf II, 7, V. 428 folgd.: „Stirb', *Freund*! ... Erfülle dein Geschick ... Ich muß hier, ich *muß* — mich treibt die *Götterstimme*, nicht eignes Gelüsten — mir *nicht zur Freude* ... den Tod verbreiten." II, 8: *Dich*

Und wie steht es mit der höchsten Schwärmerei, bis zu welcher Johanna sich verliebt haben soll? Allerdings hat sie den Lionel tief ins Herz geschlossen, so tief, daß sie lieber selbst sterben als ihn töten oder von den Ihren getötet sehen würde (V. 664 f., 688—90 und IV, 1, V. 47—49) — aber Schwärmerei, höchste Schwärmerei? Auf seelischem Boden ist ihre Liebe entstanden und geht nie über den idealen Bereich der Gesinnung hinaus, zur Handlung wird sie nie, wenigstens nicht zu einer positiven. Johanna erklärt dem Lionel ihre Liebe nicht, sie folgt ihm nicht, so sehr er in sie dringt, und auf sein „Werd' ich dich wiedersehen? von dir hören?" hat sie nichts als ein bedingungsloses „Nie! Niemals!" Nur negativ bethätigt sie ihre Liebe, indem sie nicht kann, was sie soll, ihm das Leben nehmen[1]).

Kehren wir nunmehr zurück zu der Frage nach den tief liegenden Gründen, woraus das Verlieben Johannas sich erklärt.

Johanna steht in der Fülle ihrer Jugendblüte (Prol. 2, V. 55). Ihr Herz, dem Natur und Glaube eine männliche Energie und Thatkraft gegeben, ist voll echt weiblichen Mitleids und Zartgefühls[2]). Sie hat Sinn für Mutterglück, wie die Worte zeigen, womit sie die göttliche Offenbarung Prol. 4, V. 414 wiederholt: „Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust." Und daß sie der irdischen Liebe fähig, beweist (abgesehen von der Thatsache III, 10) indirekt die Kardinalbedingung, unter welcher die Himmelskönigin ihr das Gelingen der göttlichen Sendung verbürgte I, 10, V. 655: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht", und bestätigt direkt Gottes Verbot Prol. 4, V. 411: Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren u. s. w., worin der Allheilige ihr als unverbrüchliches Grundgesetz der Mission die Vorschrift erteilte, sich von all und jeder Geschlechtsliebe rein und unbefleckt zu erhalten, weil sein Werk nur in seinem Geist und seiner Kraft ausführbar sei und er seiner Kriegerin beides nur solange schenke, als das ganze Herz derselben ihm allein gehöre. Zugleich bezeichneten mit jenem Wenn und diesem Nicht darf die Himmlischen das Verlieben als eine Gefahr und zwar, weil

---

trug dein Fuß zum Tode ... Erhabne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir! Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft, dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du. In Mitleid schmilzt die Seele ... den blühnden Leib des Gegners zu verletzen. Doch wenn es not thut, alsbald ist die Kraft mir da u. s. w.

[1]) Römpler sagt S. 69: „Johanna gesteht ihre Liebe zu, und der Dichter beobachtet nur den ganz naturgemäßen Fortschritt vom Verschonen zum sehnenden Verlangen." Richtig, jedoch festzuhalten, daß sie dem Lionel ihre Liebe nicht direkt, sondern nur indirekt zu verstehen gibt, daß sie ihr sehnendes Verlangen (IV, 1, V. 19 folgd. u. 44 folgd.) nur sich selbst gesteht und — was die Hauptsache ist — ihre Liebe als Schuld (IV, 1, V. 24 u. 95), ja als Verbrechen weiß (IV, 1, V. 60—64).

[2]) Prol. 3, V. 195 folgd. u. V. 302—331. Prol. 4, V. 425 folgd. Akt II, Sz. 7 u. 8 u. s. w.

sie neben derselben keine andere erwähnten, als die einzige Gefahr, wovon Johannas Berufswerk bedroht sei[1]). Noch mehr that Gott. Auch auf die Zeit der Gefahr lenkte er das Auge Johannas, indem er von den beiden Hauptstücken der Aufgabe, welche ihr Maria in seinem Namen überbracht hatte: Vertilge die Feinde — Kröne den König in Reims, nur das letztere garantierte, statt des Vertilgens hingegen, welches in dem Befreiungskampf vor Reims zu Ende gebracht werden sollte, allein den Sieg gewährleistete, welcher den Einzug in Reims sowie die Krönung sicherte[2]). Damit war sichtlich auf die Zwischenzeit vom Siege vor Reims bis zum Einzug in die Stadt als eine kritische Zeit für das Vertilgen hingewiesen, und weil die Liebe die alleinige Ursache für die Störung oder gar Vereitelung der Mission bildet, zugleich auf die Möglichkeit des Verliebens aufmerksam gemacht, folglich die größte Behutsamkeit und äußerste Vorsicht geboten, damit die Möglichkeit nicht zur traurigen Wirklichkeit werde[3]).

Wie nun diese Lebensfrage für die Mission lösen?[4]) Die demütige Gesinnung, womit Johanna den himmlischen Auftrag entgegennahm, der sie von der Herde in die Waffen rief[5]), mußte sie auf ähnliche Weise auch in der Liebe bewähren, d. h. der göttlichen Auktorität gegenüber, welche sie der Liebe fähig erklärte, sich in Demut bescheiden, daß doch auch in ihr, weil sie Weib, etwas von weiblicher Liebesschwäche sein könne, obschon sie deren sich nicht bewußt sei. Was sie sodann in Bezug auf das Wie des Vollbringens durch den Kraftsegen erlebte, den Gott zugleich mit der Gabe des Helmes über sie ausgoß (Prol. 3 u. 4, letzte Str.), das hätte ihr als Vorbild und Fingerzeig auch für die Liebe gelten sollen. Gottes Verbot derselben beständig vor Augen und im Herzen, mußte sie bei jeder Begegnung mit Männern nicht bloß die ganze Widerstandskraft ihres Geisteswillens und Pflichtbewußtseins gegen jede mögliche Liebesversuchung zusammenfassen, sondern, um unbedingt sicher zu gehen, auch Gotteskraft vom Himmel wider die Liebe suchen. Und zwar that sie am besten, wenn sie ein solches Verhalten sich schon von

---

[1]) In betreff des Tötens besteht, solange Johanna von Liebe frei, bekanntlich keine Gefahr, weil Gott ihrem Willen die Kraft zum Ausführen seines Befehles erteilt.

[2]) Vergleiche zu dem Obigen und dem Folgenden, was wir gegen Ende des Prologs (Seite 72 bis 79) ausgeführt haben.

[3]) Daß auch die Offenbarung, Johanna werde nie Gattin und Mutter werden, unmittelbar nach dem Verbot des Liebens (Prol. 4, V. 411—414) einen Hinweis auf die Gefahr des Verliebens enthält, und daß die spätere Verkündigung ihres Schlachtentodes (II, 7, V. 433—442) die Möglichkeit des Verliebens zur höchsten Wahrscheinlichkeit steigert, haben wir zu Ende des Prologs und der Montgomeryszenen dargethan.

[4]) Das Ausführliche darüber s. Seite 77—79.

[5]) I, 10, V. 652: Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts.

Anfang ihrer Berufsthätigkeit zur unverbrüchlichen Regel machte, damit das Rechte durch die Gewohnheit ihr zur andern Natur werde; that sie es aber nicht gleich anfangs, so mußte sie es spätestens vor der bedrohlichen Schicksalsstunde oder äußerstenfalls vor der letzten Entscheidung thun, d. h. bevor sie auch nur mit einem einzigen Blick Lionels Gesicht sah, wofern sie nicht Gefahr laufen wollte, von einer Liebesversuchung übereilt und überwunden zu werden, ehe sie sich in den einzig zuverlässigen Verteidigungszustand gesetzt. Die schwersten Versuchungen sind nämlich nur durch die stärkste Konzentration des Geistes unter Aufblick nach Gottes Krafthilfe zu bewältigen, und vor jenen muß diese erfolgt sein, wenn der Geist Sieger bleiben soll. Denn der erste Augenblick ist bei einer solchen Versuchung fast ausnahmslos von durchschlagender Wichtigkeit. Läßt der Versuchte auch nur einen einzigen Moment die Versuchung gewähren, gibt er ihr im ersten Moment nur im mindesten freien Raum, so fällt er ihr in der Regel zum Opfer; wer derselben nicht gleich bei ihrem ersten Anlauf die eiserne Wehr geharnischten Widerstandes in eigner und göttlicher Kraft entgegensetzt, den macht sie meistenteils sofort zu ihrem Gefangenen. Um aber solchen Widerstand leisten zu können, wird der rechte Kämpfer allezeit den Feind im Auge behalten und bei dem geringsten Anzeichen einer vorhandenen, zumal großen Gefahr seine ganze Stärke zum Bestehen derselben sammeln, und da keiner, wäre er selbst der Beste, auch nur in einem Stück vollkommen ist, so wird jeder Vorsichtige, der seiner Sache thunlichst gewiß sein will, sich niemals genügen lassen an dem eigenen Vermögen, sondern immer zugleich nach Gottes Kraftfülle das Seelenauge erheben. Wie aber Johanna? Sie betrat in dem Glauben, von der weiblichen Liebesschwäche frei und deshalb jeder Liebesanfechtung aus eigenem Vermögen mächtig zu sein, das Feld ihrer Berufsthätigkeit. Der Hochmut dieses Selbstvertrauens wurde bereits vor Orleans zur Selbstgewißheit und gipfelte infolge der Versuchung zu Chalons (III, 4) in der Selbsttäuschung, eine Heilige und als solche über die Liebe erhaben zu sein. Der Mißerfolg gegen den Ritter führte sie nicht zur Demut der Erkenntnis, daß sie die noch nicht sei, die zu sein sie sich einbildete, und so stand sie denn in der Liebe (wie im Vollbringen) auf der höchsten Hochmutsstufe der Sicherheit, als Lionel plötzlich auf dem Schauplatz erschien. Der gefährlichste Standpunkt angesichts der gefährlichsten Versuchung! Nicht so vorbereitet war Johanna und nicht so geschult, wie sie sollte, weil sie ohne die rechte Selbstthut und ohne Gottesschutz war. Denn von Anfang an hatte sie in der Liebe sich zuviel zugetraut, hatte trotz Mariens „Wenn" und Gottes „Nicht Männerliebe darf" u. s. w. sich über die irdische Liebe, ja über das Weib hinaus gedacht und in der verwogenen Zuversicht, der Liebe eitlen Dienst nimmer zu kennen, die Gotteskraft gegen dieselbe nie begehrt, nicht einmal bei Anbruch der verhängnisvollen Stunde. Wird sie jetzt wider die Liebe Gottes Beistand suchen und zugleich ihre ganze Selbstkraft gegen dieselbe aufbieten? An gött-

lichen und menschlichen Antrieben fehlt es nicht. Lionels Auftreten kündigt die letzte, gerade betreffs der Liebe so gefährliche Entscheidung augenfällig an (s. Seite 260 f.), und von der allgemein bewunderten Schönheit des edlen Helden hat Johanna so gewiß gehört, wie sie die großen Eigenschaften desselben aus seiner Anrede kennt. Welche Mahnung zu doppelter Selbsthut und zur Aufschau nach Gottes Kraftschutz gegen die Liebe! Wird sie dennoch auf dem Hochmutswege der Sicherheit beharren? Ihre Thaten reden. Offenbar hat sich Johanna seit III, 4 keiner Liebesversuchung weiter versehen, und jetzt, wo ein Feind ihres Volkes und der göttlichen Sache ihr gegenübersteht, kommt es ihr noch weniger in den Sinn, daß ein solcher an ihr zum Versucher in der Liebe werden könne (IV, 1, 25—33). Begreiflich, wo aber die göttliche Gewähr? Mehr noch beweist sie ihre Sicherheit durch die Worte, welche sie zu dem wehrlosen Lionel sagt: „Erleide, was du suchtest, die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich." Als reine Jungfrau ist Johanna der heiligen Jungfrau Priesterin, und ihre über jeden Zweifel erhabene Gewißheit, das Opfer zu vollziehen, ist zugleich der sprechendste Ausdruck ihrer unbedingten Sicherheit, die reine Jungfräulichkeit zu bewahren. Die Krone aber setzt sie ihrer Sicherheit in der Liebe auf durch die Neugier, den gefeierten Helden Auge in Auge zu sehen, ungeachtet sie dies durchaus umgehen konnte. Die Vorsicht der Demut flieht jede Gelegenheit, in Anfechtung zu fallen, nur die Sicherheit des Hochmuts stürzt sich ohne Not in Versuchung.

Nehmen wir zu alledem die mäßige Aufregung, in welche der leichte Kampf mit Lionel Johanna versetzt und die natürliche Empfänglichkeit derselben für bedeutende Eindrücke noch gehoben hatte, ferner die Neugier, durch welche ihr ohnehin scharfes Auge noch mehr geschärft wurde, und das Mitgefühl, wozu sowohl die Achtung vor dem Edelsinn des ritterlichen Gegners als das bevorstehende Vergießen seines Blutes ihr von Natur mitleidiges Gemüt gestimmt hatte [1]), so müssen wir sagen, daß das ungeheure Schicksal, welches über sie hereinbrach, allein schon von ihrem Standpunkt aus betrachtet, nichts Befremdendes für uns hat.

Kaum hat nämlich Johanna die Worte ihrer jungfräulichen Liebessicherheit: „Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich", zu Ende gesprochen, so trifft sie wie ein Blitz der Liebe Strahl [2]). Sie sieht, ohne daß sie es muß, dem Lionel ins Antlitz, und plötzlich im

---

[1]) S. Prol. 3, V. 197 folgd.; Akt II, Sz. 7, V. 428 folgd. u. Sz. 8. Akt IV, Sz. 1, V. 50—57 enthält keinen Gegenbeweis. Das entscheidende Motiv für die Verschonung Lionels war allerdings nicht Mitleid, sondern Liebe.

[2]) Dieser plötzliche Übersprung ist im höchsten Grade pathetisch. Seines Gleichen hat derselbe nur IV, 10 u. 11. Sz. 10 sagt der König: „Hier steht die Gottgesandte ... Ihr Name soll dem heiligen Denis gleich sein, der dieses Landes Schützer ist, und ein Altar sich ihrem Ruhm erheben" — unmittelbar darauf klagt Sz. 11 der Vater sie an, „ihr unsterblich Teil dem Feind der Menschen verkauft, durch des Teufels Kunst König und Vaterland gerettet zu

Innersten ergriffen von seinem Anblick, bleibt sie unbeweglich stehen. Ihr tiefes Ergriffensein, wovon das unbeweglich Stehenbleiben das sichtbare Zeichen, wird auf der Stelle zu einer warmen, im Hinblick auf die blutige Katastrophe erhöhten Teilnahme an der Person Lionels und pflanzt eben damit den triebkräftigen Keim der Liebe in die Seele Johannas. Aus dieser Anteilnahme an der Person entsteht naturgemäß alsbald Zuneigung des Herzens und aus der Herzensneigung geht als reife Frucht die Liebe hervor. „Langsam" läßt Johanna ihren zum Todesstoß gehobenen Arm sinken. Die einzelnen Momente des allmählichen Sinkenlassens sind die äußeren Kennzeichen für die Entwickelungsstadien ihrer Liebe und geben zugleich den Beweis, daß sie der Liebe wenigstens einigen, wenn auch ganz ungenügenden Widerstand geleistet hat[1]). Ihres Mitleids mit Montgomery ist sie einst Herr geworden, dem stärkeren Gefühle der Liebe erliegt sie (IV, 1, V. 51—57). Sie kann das Gottesgericht des Todes an Lionel nicht vollstrecken, weil ihr dazu die eigne Kraft versagt und Gott mit seiner Kraft ihr seit dem Augenblick nicht mehr beisteht, wo der Keim der Liebe ihr ins Herz fiel (IV, 1, V. 51—64).

Was nun ist das, wodurch Lionels Angesicht auf Johanna beim ersten Blick einen so hinreißenden Eindruck machte? Lionel ist *schön*, wie Isabeaus sinnliches Wohlgefallen an ihm beweist, ein Held in *blühendem Mannesalter*. Doch hätte für sich allein die männliche Jugendschöne des Helden das Herz der Jungfrau sicherlich ebensowenig bezwungen, wie dies einem Dunois und La Hire gelungen war. Etwas Besonderes, Zaubermächtigeres mußte hinzukommen. Johanna nennt es IV, 1, V. 47 und 58: „Sollt' ich ihn töten? Konnt' ich's, da ich ihm ins Auge sah? .... Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn! Die Züge schaun des *edlen* Angesichts!" Ohne die Schönheit auszuschließen, bezeichnet sie das *Edle*, welches aus Lionels Antlitz und Auge leuchtete, als das für sie Herzbezwingende. Und dieses Edle ist seinem Ursprung nach nicht sinnlicher Natur[2]). Aus dem Innern, aus der Seele des Menschen stammt das Edle, welches sich im Gesichte desselben und ganz besonders in seinem Auge, dem Spiegel des Geistes wie des Herzens,

haben." Mit *ähnlicher* Wirkung hat Schiller dies Kunstmittel oft in unserm Stück angewandt.

[1]) Daß wir unter dem relativen „langsam" wohl nur eine bis zwei Minuten zu denken haben, sei nochmals bemerkt.

[2]) Vergl. Schiller über das Pathetische: *Gemein* und *edel* sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Anteil oder Nichtanteil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist *edel*, als was aus der Vernunft quillt; alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist *gemein* ... Wir nennen eine *Gesichtsbildung gemein*, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie *sprechend*, wenn der Geist die Züge bestimmte, und *edel*, wenn ein *reiner Geist* die Züge bestimmte.

Ausdruck gibt. Der Geistes- und Herzensadel, welcher die Schönheit des Heldenangesichts mit einer geistigen Verklärung übergoß, dergleichen Johanna nie in einem Mannesantlitz gesehen, war folglich der Zauber, welcher gleich im ersten Augenblick einen so gewaltigen Eindruck auf sie machte, daß sie auf der Stelle das Schwert anhielt[1]). Überall, wo in einem Menschenangesicht das Edle sich mit dem Schönen vermählt, da wirkt es auf empfängliche Gemüter mit der Macht eines Wunders, weil in diesem Verein geistiger und leiblicher Schöne sich die Herrlichkeit der Schöpfung mehr oder weniger zusammenschließt[2]). Und wer war für eine solche Wirkung empfänglicher als Johanna?

Da in ihrem Charakter das Edle einen Hauptgrundzug bildet, so mußte dasselbe, weil ihr geistesverwandt, sie sofort im höchsten Grade sympathisch berühren, zumal da es ihr aus dem Gesichte eines Helden entgegenkam, welchem sie in demselben Momente den Tod geben sollte[3]). Ihr edler Gegner, der durch seine Anrede bereits ihre Achtung gewonnen hatte, war durch den Seelen- und Herzensadel, der sich in seinen Augen und Mienen abdrückte, von Natur ihr Seelen- und Herzensverwandter! Wie mußte doch diese Wahrnehmung, welche ohne Zweifel sich der Jungfrau als unmittelbares Gefühl sogleich aufdrängte, dieselbe ergreifen und im Innersten bewegen — sie, die mit einer Tiefe des Gemütes und einer Lebendigkeit der Phantasie ohnegleichen ausgestattet war[4]).

---

[1]) Der Schmerz Lionels über sein Unglück gab sich im Gesichte desselben kund nicht als Entstellung der Züge, sondern in der Gehaltenheit heldenhafter Resignation, und dadurch trat der Seelenadel des Hilflosen noch mehr ans Licht. Denn Adel und Hoheit der Seele erscheinen in einem Menschenantlitz am herrlichsten, wenn der Tod seine kalte Hand nach diesem ausstreckt, weil sie dann im Gegensatz mit dem vergänglichen Leiden die Ewigkeit ihres Wesens am hellsten offenbaren und sich erhaben zeigen über Schmerz und Tod.

[2]) Vergl. Shakespeares Romeo I, 3: Doppelt teuer wird äußeres Schön als innerer Schönheit Schleier. Das Buch glänzt allermeist im Aug' der Welt, das goldne Lehr' in goldnen Spangen hält.

[3]) Johanna zeigt dies im Spiegel ihrer Worte IV, 1, V. 47: „Sollt' ich ihn töten? Konnt' ich's ... Ihn töten! Eher hätt' ich den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!"

[4]) Man vergleiche die Parallelstellen in Schillers Braut von Messina V. 1028 (Beatrice): „So erwuchs ich still am stillen Orte, in Lebens Glut den Schatten beigesellt, — da stand er plötzlich an des Klosters Pforte, schön wie ein Gott und männlich wie ein Held. O, mein Empfinden nennen keine Worte! Fremd kam er mir aus einer fremden Welt, und schnell, als wär' es ewig so gewesen, schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen". V. 686 (Manuel): „Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt entlang des Waldgebirges — da geschah's, daß die Verfolgung einer weißen Hindin mich weit hinweg aus Eurem Haufen riß. Das scheue Tier floh durch des Thales Krümmen, ... bis es zuletzt an eines Gartens Pforte mir verschwand. Schnell von dem Roß herab mich werfend, dring ich ihm nach, schon mit

Zudem ist Johanna Weib in vollem Sinn des Wortes, kein Mannweib. Weder hat in Domremy das Vorgefühl ihrer Bestimmung noch hat in Feld und Lager der Waffendienst ihre weibliche Natur zerstört. Beruf und Panzer haben ihr ebenso wenig das weiblich fühlende Herz als die Weichheit ihres Geschlechts geraubt (IV, 1, V. 77—88), auch ihre gottbezeugte Fähigkeit zu lieben bloß niedergehalten, aber keineswegs ertötet.

---

dem Speere zielend, da sah ich wundernd das erschrockne Tier zu einer Nonne Füßen zitternd liegen, die es mit zarten Händen schmeichelnd kost. Bewegungslos starr' ich das Wunder an, den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend — Sie aber blickt mit großen Augen flehend mich an. So stehn wir schweigend gegen einander — wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen, denn alles Maß der Zeiten war vergessen. Tief in die Seele drückt sie mir den Blick, und umgewandelt schnell ist mir das Herz." 1115 folgd. 1150 (Cesar): „Daß deine Seele wie dein Ursprung rein, hat mir dein erster Blick verbürget und beschworen, und wärst du selbst die Niedrigste geboren, du müßtest dennoch meine Liebe sein, die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren." 1467 (Cesar): „Ins klare Auge sah ich meiner Braut, ins Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut." Vergl. 1092—1096. 1526 (Cesar): „Als ich die Augen wandte, stand sie mir zur Seite, und dunkel mächtig, wunderbar ergriff im tiefsten Innersten mich ihre Nähe. Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's, nicht ihres Wesens schöner Außenschein, die Reize nicht, die auf der Wange schweben, selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt — es war ihr tiefstes und geheimstes Leben, was mich ergriff mit heiliger Gewalt, wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben — die Seelen schienen ohne Worteslaut sich ohne Mittel geistig zu berühren, als sich mein Atem mischte mit dem ihren; fremd war sie mir und innig doch vertraut, und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden, die ist es oder keine sonst auf Erden." 1543 (Manuel): „Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet, wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet, da ist kein Widerstand und keine Wahl, es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet."

Zu weiterer Feststellung der Parallele beachte man:

1. Vor dem Verlieben waren die drei Geschwister der Liebe fremd, bezw. abgeneigt:

V. 1020—1029 (B.): „So erwuchs ich still am stillen Orte (im Kloster), in Lebens Glut den Schatten (Nonnen) beigesellt." 684 (M.): „Nichts kannt' ich als der Waffen wilde Freuden und als des Waidwerks kriegerische Lust." Vergl. V. 639 folgd. 1483 (C.): „Dorten (in dem Haus des Todes = der Begräbniskirche) fand ich, die ich nicht gesucht. Gleichgültig war und nichts bedeutend mir der Frauen leer geschwätziges Geschlecht."

2. Unerwartet werden alle drei plötzlich von der Liebe überrascht. V. 1030 (B.): „Da stand er plötzlich an des Klosters Pforte . . . O, mein Empfinden nennen keine Worte." Vergl. V. 702—713 (M.): „Sie aber blickt mit großen Augen flehend mich an. So stehn wir schweigend gegen

Nichts erklärlicher demnach als die Mächtigkeit des Eindrucks, den das Seelenvoll-Edle in Lionels Angesicht auf Johanna ausübte. Sollte dieser Eindruck nicht augenblicklich das natürlich-weibliche Gefühl der Jungfrau ergreifen und ihr auf diese Weise den Keim der Liebe ins Herz legen, dann mußte dieselbe, bevor sie das Gesicht Lionels sah, angethan sein mit der göttlich-menschlichen Geisteskrüstung, welche wir vorhin (Seite 260 bis 262) beschrieben haben. In der Demut weiser Selbstbehütung mußte sie ihre ganze Geisteskraft zusammengefaßt und ihr Seelenauge um Beistand gen Himmel gerichtet haben, ehe noch der Kampf mit Lionel begann. Das aber war gerade alles, was Johanna fehlte. Sie stand nicht in der rechten Demut, sonst hätte sie den Kardinalfehler nicht begangen, dem Helden ins Gesicht zu sehn, obwohl sie es nicht brauchte, und sie besaß nicht die geistige Waffenrüstung, woran sich die Gewalt der Versuchung gleich beim ersten Entstehen würde gebrochen haben, wenn Johanna durch irgend welchen Zufall höherer Schickung wäre gezwungen worden, das Antlitz des Helden zu schauen. Sie stand vielmehr auf dem höchsten Gipfel der Liebessicherheit, weder in sich selbst noch in Gott gesammelt, als sie den Blick in Lionels Angesicht that, und völlig unvorbereitet traf sie, weil ganz unerwartet, der Eindruck seiner edlen Züge. Nur wenn recht gerüstet, wäre sie im stande gewesen, die Wirkung des Edlen innerhalb der Grenzlinie der Bewunderung zu halten und nicht zur Liebe werden zu lassen.

Wie aber, daß Johanna nicht in dem Momente, wo der Anblick des Edlen den tief ergreifenden Eindruck auf sie machte, ihre ganze Selbstkraft gegen die Liebe zusammennahm und nach Gottes Schutzhilfe aufblickte? Dazu war es zu spät. Das Edle wirkt, zumal in Verbindung mit dem Schönen, seiner dem Geist entstammenden Natur gemäß gleich wie der Blitz. Plötzlich zündet es, wie der elektrische Funke, plötzlich durchdringt es mit der Schnelle des-

---

einander — wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen, denn alles Maß der Zeiten war vergessen. Tief in die Seele drückt sie mir den Blick, und umgewandelt schnell ist mir das Herz." 1479 (C.): „Nicht, eine Braut zu suchen, ging ich aus, nicht, wahrlich, solches Eitle konnte mir zu Sinne kommen in dem Haus des Todes" ... 1520: „Und diesen festlich ernsten Augenblick (der Einsenkung des Sarges in das unterirdische Grabgewölbe) erwählte sich der Lenker meines Lebens, mich zu berühren mit der Liebe Strahl ... Als ich die Augen wandte, stand sie mir zur Seite, und dunkel mächtig, wunderbar ergriff im tiefsten Innersten mich ihre Nähe."

3. Schnell werden die drei von der Liebe überwunden:

V. 1034 (B.): „Und schnell, als wär' es ewig so gewesen, schloß sich der Bund." V. 707 (M.): „Umgewandelt schnell ist mir das Herz. Was ich nun sprach, was die Holdsel'ge mir erwidert, möge niemand mich befragen, denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen, an meiner Brust fühlt' ich die ihre schlagen, als die Besinnungskraft mir wiederkam." 1541 (C.): „Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden, die ist es oder keine sonst auf Erden."

selben die gleichgeartete Seele dessen, der es sieht. Sobald Johanna sich von seiner Machtwirkung ergriffen fühlte, war ihre Seele auch schon in dasselbe hingenommen, und da das Edle nicht als Statue oder Gemälde vor ihr stand, sondern aus dem Angesicht eines lebenden Menschen zu ihr sprach, so mußte es zugleich und im selben Augenblick eine innige Teilnahme an der edlen Person in ihr hervorrufen. Somit war sie eher von der Liebe berührt, als sie derselben mit Erfolg zu widerstehen vermochte.

Hat aber erst einmal die Versuchung Eingang in die Seele gefunden, hat der Naturwille auch nur im mindesten die Übermacht über den durch göttliche Offenbarung erleuchteten Geisteswillen erlangt, dann schreitet er zumeist unaufhaltsam und in raschem Gange dem Ziele seiner völligen Verwirklichung zu[1]). Bei Johanna vollzog sich der Entwickelungsprozeß der Liebe vom ersten Ansatz bis zum vollen Durchbruch innerhalb der kürzesten Frist. Nicht bloß wirkte der mächtige Eindruck, welchen das Edle gleich anfangs auf sie hervorgebracht hatte, ungemindert fort, derselbe wurde sogar noch verstärkt durch einen zweiten Kardinalfehler, worin sie den ersten fortsetzte. Hatte sie diesen damit gemacht, daß sie dem Lionel aus Neugier ins Gesicht sah, so beging sie den zweiten Hauptfehler dadurch, daß sie ihr Auge fortwährend auf Lionels edle Züge gerichtet hielt[2]). Außerdem wurde das Werden der Liebe noch beschleunigt durch die Gefühlsstärke ihrer starken Persönlichkeit, und seit die Liebe in ihr zu erwachen begann, durch die Natürlichkeit dieses echt weiblichen Gefühles sowie durch die Neuheit desselben. Denn Thatsache der Erfahrung ist es, daß bei starkfühlenden Naturen neue Gefühle um so stärker auftreten, je natürlicher sie sind und je länger sie durch besondere Lebensführung, Beruf u. s. w. niedergehalten waren.

Wir glauben das Verlieben der Jungfrau nach allen Seiten hin erklärt zu haben, und heben zum Schluß noch einmal die beiden Hauptpunkte hervor, die man niemals hätte übersehen sollen. Die nächste Ursache, welche der Liebe Johannas die Bahn gebrochen hat, ist die Sicherheit ihres Hochmuts in der Liebe[3]). Infolge

---

[1]) Ist der Naturwille einmal entfesselt, dann ist ein Niederzwingen desselben selten oder nie das Werk des nächsten Augenblicks. Es bedarf eines längeren Prozesses, damit (um biblisch zu reden) der Geist Herr werde über das Fleisch. Was Johanna betrifft, so muß sie zuvörderst von dem Grundschaden ihres Hochmuts vollständig erlöst werden, bevor sie von der irdischen Liebe gänzlich frei werden kann.

[2]) Vor Vers 655 bemerkt Schiller: „sie bleibt unbeweglich stehen." So unbeweglich bleibt sie, den Lionel festhaltend, stehen bis V. 657. Erst V. 658 gibt sie ihm „mit der Hand ein Zeichen, sich zu entfernen", und zwar mit der linken Hand, weil sie in der rechten das Schwert hält. Damit ist klar, daß sie beim Geben des Zeichens den Helden auf freien Fuß setzt. Ihr Auge aber bleibt demselben zugewandt bis V. 659, welchen sie „mit abgewandtem Gesichte" spricht.

[3]) In meiner Abhandlung vom Jahre 1870 habe ich, soviel mir bekannt,

derselben stand sie ganz unvorbereitet dem Lionel gegenüber und führte die Versuchung durch den Kardinalfehler herbei, daß sie ihm ins Gesicht sah. Die Möglichkeit ihres Verliebens beruht im letzten Grunde auf der gottbezeugten Fähigkeit zu lieben, und daß diese plötzlich zur Wirklichkeit ward, bewirkte das Edle, welches in nie gesehener Herrlichkeit ihr aus Lionels Antlitz entgegenkam [1]).

Anscheinend rettungslos in Johannas Gewalt, erwartet Lionel den Tod, und da jene zögert, fordert er ihn. Weil sein Ruhm dahin, so ist das Leben ihm kein Leben mehr, er „will nicht Schonung." Johanna, die Liebe im Herzen, kann ihn nicht töten, sie kann ihn auch nicht sterben sehn durch ihre Beschützer, Dunois und La Hire, welche sie in der Nähe weiß. Retten will sie, den sie liebt. Darum gibt sie ihm mit der linken Hand, in der sie das Schwert nicht hält, ein Zeichen, sich zu entfernen, wobei sie ihn wieder in Freiheit setzt [2]). Der Held aber weist die Flucht von sich. Er will sein Leben keinem Weibe danken, das Englands furchtbarste Feindin und seiner Meinung nach eine Dienerin des Teufels ist. Lieber will er sterben. Um so entschiedener dringt Johanna in ihn mit den ausdrücklichen Worten: „Rette dich!" und unterstützt dieselben durch das

---

zum erstenmal auf den Hochmut des übergroßen Selbstvertrauens aufmerksam gemacht, welchen die Jungfrau hinsichtlich der Liebe schon in Domremy hegte.

[1]) Dies Edle ist das unnennbare Etwas, wovon einige Erklärer reden: Schiller hat das Unnennbare genannt! Palleskes Hypothese: „Lionel ringt mit ihr. Sie erfährt seine Männerkraft in dieser Berührung, wie Brunhild die Kraft Siegfrieds", vermag ich mir ebensowenig anzueignen, wie der Ansicht derer beizutreten, welche Johanna schon III, 4 von Sehnsucht nach irdischem Liebesglück ergriffen denken. (Warum nicht, siehe zu der betreffenden Stelle). Der alte Schink schreibt, besser beraten, bereits 1827: „Daß große, edle, sprechende Gesichtszüge uns schnell treffen können, daß es Physiognomien gibt, die auf den ersten Blick unser Herz sympathisch ergreifen, ist weder etwas Außerordentliches noch Seltsames." Lord Beaconsfield geht noch weiter: „Nur eine wirkliche Liebe gibt es und zwar die, welche beim ersten Erblicken des geliebten Wesens uns plötzlich ergreift, und diese Liebe ist dann ein überirdisches Erzeugnis der lautersten Sympathie. Die wirkliche Leidenschaft bricht hervor wie der Blitz." Römpler, welcher a. O. S. 65—66 nachzuweisen versucht hat, daß (S. 69) „die Liebe im Herzen Johannas schon vor dem Blick in Lionels Auge prinzipiell erwacht war", fügt hinzu: „Es würde sich daher nur darum handeln, ob ein bloßer Blick genügt, die vorher unbewußt im Herzen schlummernde Liebe bewußt werden und den Willen beherrschen zu lassen. Das aber ist eine Frage, zu deren Beantwortung man getrost auf alltägliche Erfahrung verweisen kann." Hoffentlich wird Römpler nunmehr an Stelle seines „prinzipiell Erwachtseins der Liebe" die gottbezeugte Fähigkeit zu lieben setzen. Schillers eigne Ideen über diesen Punkt haben wir aus der Braut von Messina kennen gelernt.

[2]) Man beachte die Stufen: 1. Ein Zeichen, sich zu entfernen, 2. Rette dich! 3. Fliehe! 4. Fort! entfliehe! Malerische Bezeichnungen ihres immer dringenderen Verlangens.

freiwillige Versprechen, daß alles, was zwischen ihm und ihr sich begeben, für immer ihr unverbrüchliches Geheimnis bleiben werde. Auf diese Weise würde selbstredend sein Ruhm vor der Welt ungeschmälert fortbestehen. Mit abgewandtem Gesicht redet Johanna[1]). Warum? Aus weiblichem Schamgefühl, da sie der Liebe sich bewußt ist und sich sagen muß, daß Lionel dieselbe aus ihrem Thun (Verschonen) und Reden möglicherweise erkennen könne. Der Hauptgrund jedoch ist ein anderer. Das Schuldgefühl über ihre gottverbotene Liebe regt sich in ihr, sie will weiterer Versuchung aus dem Wege gehn, und deshalb wendet sie ihr Gesicht von ihm weg, um das seine nicht zu sehen. Zu spät. Sie hätte Lionels Gesicht gar nicht sehen sollen, da sie es unterlassen konnte, oder sie hätte in der rechten Seelenverfassung sein müssen, wenn sie es nicht hätte vermeiden können. Johannas Mahnung: „Rette dich" findet bei Lionel ebenso wenig Gehör, wie ihre Zusicherung unbedingter Verschwiegenheit. Je dringender Johanna, desto widerwilliger Lionel, je eifriger Johanna sich bemüht, ihn zu retten, desto hartnäckiger besteht Lionel darauf, zu sterben. Mit dem wiederholten: „Ich will nicht Schonung" (V. 662 folgd.), fordert er zum zweitenmal den Tod, und zwar mit größerm Nachdruck als das erste Mal (V. 657). Er bezeichnet nämlich seinen Willen durch stärkere Betonung des „(Ich) will" als unbeugsam und sucht überdies auf den Willen Johannas durch noch gewichtigere Gründe einzuwirken. Was er vorhin (V. 658) mit „Dir soll ich mein Leben verdanken?" bloß angedeutet hat, das sagt er jetzt mit den bestimmten Ausdrücken: „Ich hasse dich (als meines Volkes ärgste Feindin) und (hasse darum auch) dein Geschenk ... Töte deinen Feind, der dich verabscheut" (als Werkzeug des Satans). Noch mehr — ein neues, für sein Denken mächtigeres Motiv setzt er ein. Er ruft Johanna auf, ihre Schuldigkeit als Kriegerin an ihm zu thun und Gleiches ihm mit Gleichem zu vergelten: „Töte deinen Feind ... der dich töten wollte." So nichts ist ihm das Leben ohne den Ruhm, den er an ein Weib — an ein solches Weib verloren. Diesem Äußersten begegnet Johanna ihrerseits mit dem Äußersten: „Töte mich und fliehe!" Worte von viel umfassender und weit tragender Bedeutung. Gäbe Lionel ihr den Tod, so bliebe seine Niederlage nicht nur für alle Zeit dem Auge der Welt verborgen, sondern zu seinem alten Ruhme würde er noch den neuen, bei weitem größeren ernten, an ihrer Person das Unglück Englands gerächt zu haben (vergl. V. 645—648). Johannas Aufforderung an ihn, sie zu töten, ist mithin allein schon in diesem Betracht ein Zeugnis von Liebe[2]), ungleich sprechender als die Zusicherung unbedingten Verschweigens, daß sein Leben in ihrer Hand gewesen sei

[1]) Hier (V. 659) wendet sie das Gesicht ab, V. 665 verbirgt sie das Gesicht, eine Gradation, welche ihren gesteigerten Gefühlen entspricht.

[2]) Wir reden von unserm Standpunkte aus. Die Jungfrau ist weit davon entfernt, durch „Töte mich und fliehe!" ihre Liebe dem Lionel auch nur indirekt entdecken zu wollen.

(V. 660). Den stärksten Beweis aber für ihre Liebe zu Lionel, den stärksten, der überhaupt gegeben werden kann, viel stärker als Schonen (V. 657) und Schweigen (V. 660), gibt Johanna in jener Aufforderung durch die Bereitwilligkeit, lieber von seiner Hand selber zu sterben, als ihm das Leben zu nehmen, eine Gesinnung, welche sie nicht bloß hier mit „Töte mich" bekundet, sondern auf die sie der Hauptsache nach auch IV, 1, V. 48 beim Rückblick auf ihre gegenwärtige Gemütslage mit dem Gefühlserguß hinweist: „Ihn töten? Eher hätt' ich den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!" Offenbar ist der Held durch sein ritterlich edles, todverachtendes Benehmen je länger je mehr in der Achtung und Liebe Johannas gestiegen [1]). Und in gleichem Grade, wie ihr Gefühl für denselben gewachsen ist, hat auch ihre Sehnsucht zugenommen, ihn vor den Schwertstreichen der fränkischen Ritter zu bewahren. Daher „Und fliehe!" (V. 665) drängender als „Rette dich!" (V. 659). Der Sinn ihres Wortes „Töte mich" ist übrigens mit dem Gesagten nicht erschöpft, derselbe reicht noch weiter. Lionels Verlangen: „Töte deinen Feind, der dich töten wollte", ist für Johanna nicht ein bloßer Mahnruf, als Kriegerin und Vergelterin an ihm zu handeln, vielmehr ist das „Töte deinen Feind" für sie eine tief ins Gewissen greifende Erinnerung an ihre gottgebotene Vertragspflicht, „mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihr der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschicken werde" (II, 7, V. 376 folgd.). Ihr Pflichtbewußtsein, jedem Feind den Tod zu geben, den Gott ihr entgegenführt, ist damit wach gerufen und zugleich macht sich das Schuldgefühl ihrer gottverbotenen Liebe von neuem und zwar in vollem Maße geltend. Auf diese Weise mitten inne stehend zwischen Pflicht und Liebe, befindet sie sich in einem Zustand, der sie den Tod wünschen läßt. Wie Lionel nicht ohne Ruhm leben mag, so ist der Jungfrau ein Leben verleidet, das sie nicht leben kann ohne den Schmerz der Liebe im Herzen und den Stachel der Pflichtverletzung im Gewissen.

Die gefühlstiefen Worte der Jungfrau machen auf den Helden einen ebenso überraschenden als ergreifenden Eindruck. Er sieht aus der Entschlossenheit Johannas, lieber selbst zu sterben als ihn zu töten, daß ihr rücksichtsvolles Verfahren gegen ihn einen besonderen Grund haben muß und zwar einen solchen, der aus ihrem Herzen entspringt und sich speziell auf seine Person bezieht. Dieser Umstand, den er sich ebenso wenig zu erklären weiß, wie er die Art des Interesses durchschaut, das Johanna an ihm nimmt, ob dasselbe Achtung, Teilnahme, Erbarmen, oder was sonst es sei, versetzt ihn in ein verwundertes Erstaunen, welchem er in Ausruf und Frage: „Ha! Was ist das?" Ausdruck gibt [2]). Johanna, welche aus dem Tone, wie er

[1]) Es kann keine Frage sein, warum Lionel durch seine Niederlage in Johannas Augen nicht als Held verloren hat. Sie weiß ja, daß Gottes Kraftbeistand ihr wie jeden Sieg, so auch den über Lionel verschafft hat.

[2]) Die Frage ist eine rhetorische, welche Lionel unwillkürlich an sich selber stellt = Was soll ich davon denken? d. h. ich weiß nicht, was ich davon denken soll.

sein Befremden äußert, den möglichen Anfang einer Umstimmung zu sanfteren Gefühlen heraushört, verbirgt ihr Gesicht, und aus der Tiefe ihrer Brust entringt sich ein angstvolles „Wehe mir!" Begreiflich genug das eine wie das andere. Ihr Gesicht, das sie seit V. 659 nur abgewandt hat, verbirgt sie jetzt teils aus den (s. Seite 269) bekannten, durch die entwickeltere Lage noch gesteigerten Gründen, teils in der Absicht, durch bessern Schutz vor Lionels Blicken sich vor etwaiger Gegenliebe desselben sicherer zu bewahren. Das „Wehe mir!" aber zeigt, daß Lionels „Ha! Was ist das?" ihr das Schuldbewußtsein über die Verletzung des Liebesverbotes sowie über die Untreue gegen die Vertragspflicht (II, 7) noch tiefer ins Gewissen gedrückt hat. Nach beiden Seiten hin ruft uns das Wehe mir, welches hier die Gewissensqual ihr auspreßt, das Andenken an jenes Wehe mir! in die Seele zurück, welches sie einst bei der Versuchung zu Chalons (III, 4, V. 446) in dem verwogenen Hochgefühl aussprach, über die Liebe erhaben zu sein: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eiteln Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!"

Milder gestimmt, „tritt Lionel ihr näher", und richtet die Frage an sie: „Du tötest, sagt man, alle Engelländer, die du im Kampf bezwingst. — Warum nur mich verschonen?" Aus ihrem Munde hofft er genauen Aufschluß darüber zu erhalten, was es sei, das ihr das Herz zu schonender Rücksicht gerade gegen ihn bewege, während sie seine Waffenbrüder so schonungslos behandle. Johanna, deren Pflicht- und Schuldbewußtsein durch sein Nähertreten wie durch sein Staunen über ihr einzig dastehendes Verhalten gegen seine Person auf die Spitze getrieben ist, hat keine mündliche, nur eine thatsächliche Antwort für Lionel. Zu einem verzweifelten Anlauf rafft sie alle ihre Kräfte zusammen, um sowohl die Schuld ihrer Liebe, soweit jetzt noch thunlich, zu tilgen als die Pflicht gegen ihren Vertrag mit dem Himmel (II, 7, V. 376 folgd.) zu erfüllen und auf diese Weise die beiden Bedingungen ihres Berufes, die zu halten sie feierlich gelobt, noch nachträglich zu vollziehen. Mit einer raschen Bewegung gegen Lionel erhebt sie das Schwert, läßt es aber, wie (= sobald) sie ihn ins Gesicht faßt, schnell wieder sinken. (V. 668.) Ist dies Fassen ins Gesicht ein zufälliges oder ein solches, wozu die Liebe sie unwillkürlich treibt? Weder das eine noch das andere. Stand es früher (V. 654) in ihrer Macht, den rettungslos von ihr gefaßten Helden zu töten, ohne sein Gesicht zu sehen, so muß sie ihm jetzt, wo er in seiner vollen Rüstung frei aufrecht ihr gerade gegenüber steht und sie bei offenem Visier anblickt, scharf ins Gesicht schauen, um ihm den Tod zu geben. Der abermalige Eindruck seines edlen Angesichts wirkt auf sie sogleich mit „doppelter Stärke", und „schnell" läßt sie das Schwert sinken, das sie vorhin (V. 654) nur „langsam" sinken ließ. Ihn zu töten gebricht es ihr an eigener Kraft (II, 8 u. IV, 1, V. 47 folgd.), und Gottes Kraft ist von ihr gewichen, als beim ersten Blick in Lionels Angesicht

(V. 654) die Mannesliebe in ihr Herz einzog[1]). Ein natürliches, an und für sich berechtigtes Gefühl, namentlich ein so starkes, wie es die Liebe ist, läßt sich, wenn einmal erweckt, nicht sofort aus der Seele reißen, und mehr als menschliche Kraft gehört dazu, dasselbe zu bannen oder zu ertöten, wenn der gleiche Anreiz fortdauert oder sich erneuert. Hat sie ihn nicht getötet, als sie es konnte (vor dem ersten Blick), so kann sie ihn jetzt nicht töten, wo sie es will (nach dem zweiten Blick). Im Bewußtsein ihres Unglücks ruft Johanna mit zerrissenem Herzen: „Heil'ge Jungfrau!" Ein Schmerzensruf ist es, in den sie ihr ganzes Schuldgefühl ergießt, nicht ein Hilferuf um göttlichen Beistand. Dazu ist es jetzt zu spät. Vor den Kämpfen mit Lionel (V. 652 folgd.) hätte sie um Beistand gegen die Liebe zur Gottheit aufschauen müssen, dann würde sie den ersten Blick in Lionels Augen aus freien Stücken nicht gethan und die Gotteskraft zum Töten auch in dem Falle gehabt haben, wenn sie, durch die Lage gezwungen, den Blick nicht hätte unterlassen können. Welcher Kontrast zwischen dem Rufe: „Heil'ge Jungfrau" und der selbstgewissen Sicherheit V. 654: „Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!" Vor dem ersten Hineinschauen in Lionels Antlitz (V. 654) war sie heilig als Mariens priesterliche Dienerin und glaubte sich durchheiligt vom Geiste Gottes (III, 4, V. 453), jetzt ist jene (amtliche) und diese (persönliche) Heiligkeit dahin! Und Jungfrau? Sie war (reine) Jungfrau[2]), solange ihr Herz Gott allein gehörte, sie ist es nicht mehr, seitdem die irdische Liebe darin eine Stätte gefunden[3]).

Lionel, der noch immer in dem Wahn seiner Landsleute befangen ist, Johanna stehe im Dienste des Teufels, fragt sie voll Verwunderung, wie es komme, daß sie zu der Heiligen rufe, da dieselbe doch nichts von ihr wisse, der Himmel keinen Teil an ihr habe[4]). Diese Worte treffen die Schuldbewußte wie ein Gottesurteil, und

---

[1]) Römpler a. O. S. 70: Der sinnliche Eindruck ist stärker als ihre moralische Kraft.

[2]) Im Sinne unseres Dramas geredet.

[3]) S. IV, 1, V. 25—33. Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild in meinem (früher) reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen? Ich, meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin, für meines Landes Feind entbrennen. Darf ich's der keuschen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham? Ebend. V. 85. I, 10, V. 655—660. Prol. 4, V. 411 folgd.

[4]) Römpler bemerkt zu Lionels Frage: „Warum nennst du die Heil'ge?" S. 71: Nicht bloß rhetorische Frage im Sinne einer Anklage = Du hast kein Recht mehr, die Heilige zu nennen, sondern ernstgemeinte Frage des Staunens darüber, daß die für eine Teufelsdirne gehaltene Jungfrau überhaupt den Namen der Heiligen in den Mund zu nehmen wagt. Und die nachfolgenden Worte: Sie weiß nichts von dir u. s. w. enthalten den Grund, weshalb Lionel sich verwundert. Für Johanna freilich klingen die Worte als Vorwurf, bei dem sie in die ganze Tiefe ihres Vergehens hineinblickt.

„in der heftigsten Beängstigung" drängt sie die Gewissensnot über ihr Vergehen in den Klageruf zusammen: „Was hab' ich gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!" Während sie verzweifelnd die Hände ringt, ohne auf die Frage Lionels zu antworten, „betrachtet dieser sie mit Teilnahme und tritt ihr näher", näher als das erste Mal (V. 666).

Hier beginnt der zweite Hauptteil der Szene. Bevor wir zu demselben übergehen, wollen wir die Streitfrage beantworten: *Worin besteht Johannas Schuld?* In dem Bruch ihres Gelübdes, wie sie selbst sagt. *Und was hat sie gelobt?* Die ihr von der Gottheit erteilte Mission auszuführen, insonderheit die Bedingungen zu erfüllen, an welche das Gelingen des heiligen Werkes geknüpft war. Diese Bedingungen sind: Der irdischen Liebe widerstehen und jeden von Gott ihr entgegengeschickten Feind töten, kurz gesagt: töten und nicht lieben. *Inwiefern nun hat Johanna ihr Gelübde gebrochen?* Beide Bedingungen ihrer Mission hat sie verletzt und damit, soviel an ihr, die Vollendung des Gotteswerkes vereitelt. *Und welche von beiden Bedingungen ist die vornehmste?* Das Nichtlieben ist die Kardinalbedingung, gleichsam der Eckstein, worauf die Mission ruht. Denn mit Himmelskraft, ohne welche kein Töten und kein Vollbringen möglich, steht Gott nur solange seiner Gesandten bei, als diese ihr Herz der Liebe verschließt[1]). Wie nun? Ist die Liebe die **Hauptursache** oder, genau genommen, die einzige **Ursache** von Johannas Fall? Die Thatsachen zeugen dafür. Solange sie nicht liebte, siegte sie über Lionel mit Gottes Beistand, sobald sie aber von Liebe zu ihm ergriffen wurde, zog Gott seine helfende Hand von ihr zurück (IV, 1, V. 63), und allein auf sich selbst gestellt, war sie unvermögend, der Pflicht des Tötens zu genügen (II, 8)[2]). Auf diese Weise **fing mit ihrer Liebe der Bruch des Gelübdes an** und **vollendete sich unter der fortwirkenden Macht der Liebe** in dem Nichttöten des Helden. Unstreitig macht jeder sich einer schweren Sünde schuldig, der ein Gelübde bricht, das er hätte lösen können. Daß und wie Johannas Gelübde zu erfüllen gewesen wäre, haben wir gezeigt und

[1]) Insofern ist also die zweite Bedingung (das Töten) von der ersten (der jungfräulichen Reinheit) abhängig, doch hat jene auch ihren selbständigen Bereich. Das Nichtlieben ist und bleibt die Voraussetzung zum Töten, es zwingt jedoch nicht dazu. Auch mit liebefreiem Herzen kann die Gottgesandte das Töten unterlassen, z. B. aus Mitleid, Ungehorsam u. s. w. Der Gehorsam des Willens muß zur reinen Jungfräulichkeit hinzutreten, wenn die That des Tötens geschehen soll. Der Wille für sich allein aber ist machtlos, weil ohne Gottes Kraftbeistand, wenn das Herz der Jungfrau sich der irdischen Liebe erschließt.

[2]) Rationell, aber nicht poetisch, heißt das soviel: Ihre eigne Kraft wird durch die Liebe gelähmt, weil das religiöse Gewissen ihr sagt, daß Gott ihr nicht mehr mit seiner Kraft zur Seite stehe; umgekehrt wirkt die Überzeugung des Glaubens, daß Gott ihr Helfer sei, stärkend auf ihre natürliche Kraft.

werden es zeigen. Worin also liegt ihre Hauptschuld oder, bei Lichte besehen, ihre alleinige **Schuld?** In der Liebe. **Das Nichttöten ist bloß die unausbleibliche Folge des Liebens**, die Liebe die fortwirkende Ursache des Unvermögens zum Töten. Gott gab ihr das Gebot, die Liebe zu fliehen, damit er in ihr sein und sie mit seiner Kraft zu seinem Werke erfüllen könne. Daß sie auch mit der Liebe im Herzen töten solle, dies Unmenschliche, was Johanna nach Verlust der Himmelskraft vergebens versuchte, hat Gott ihr nicht auferlegt.

Hören wir nun zunächst, was Johanna dazu sagt. Sie nennt die Liebe ihre Schuld, ihre Sünde, ihr Verbrechen. IV, 1, V. 25—33: Ihr Herz schlägt einer irdischen Liebe. V. 34—37: Die Töne der Musik rufen ihr Lionels Stimme, zaubern ihr sein Bild (Antlitz) hervor. V. 73—80: Auf Erden ist ihr Hoffen d. h. ihre Liebe. IV, 2, V. 168 (bes. V. 172, 179, 181) bis Ende. IV, 3, V. 225—229: Mariens heiliger Name ist Jungfrau. IV, 1, V. 19—24: Ihr Herz ist ins britische Lager hingewendet. Darin, folglich in der Liebe, besteht die schwere Schuld ihres Busens. V. 91—96: Schuldlos war sie daheim, durch ihren Beruf ist sie in Schuld verfallen. V. 81—88: Maria möge, um ihre Macht zu verkünden, ihre Geister wählen, die von Sünden frei sind und rein, die nicht fühlen und nicht weinen (wie Johanna jetzt nach dem Fall V. 46 in Liebessehnen). V. 47—64: Nicht des Mitleids fromme Stimme (sondern die Liebe) trieb sie, dem Lionel das Leben zu lassen. Mit dem Blick in sein Gesicht fing ihr Verbrechen an, Gottes Schild verließ sie, sobald sie sah (vergl. III, 10, vor V. 655). Dieser hochmutssichere Blick, dieses selbstgewisse Sehen war nicht etwa nur der Anfang **zum** Verbrechen, sondern der Anfang **des Verbrechens selbst.** Denn mit dem ersten Funken der Liebe, den Johanna beim ersten Blick in Lionels Antlitz in ihr Herz aufnahm, brach sie die Kardinalbedingung ihrer Mission und machte sich dadurch zugleich untüchtig, die andere Bedingung derselben (das Töten) auszuführen. Die Liebe war mithin wie das A, so das O, wie der Anfang, so das Ende ihres Verbrechens.

Wie aber? Die Liebe, dies natürliche Gefühl, eine Schuld, eine Sünde, ein Verbrechen? Nicht an und für sich ist sie das, aber sie ist es auf Johannas Standpunkt, nach dem Charakter und den Voraussetzungen unseres Stückes. Maria hat den Widerstand gegen die irdische Liebe als die Grundbedingung der Mission bezeichnet (I, 10, V. 655 folgd.) und Gott ihr die Männerliebe förmlich untersagt (Prol. 4, V. 411). Ist die Verletzung eines solchen Verbotes Sünde? Gott selbst gibt den Thatbeweis dafür sowohl dadurch, daß er ihr sofort seine Kraft entzieht, als damit, daß er sie nicht eher wieder zu seinem Werkzeug annimmt, bis auch der letzte Rest von Liebe aus ihrem Herzen getilgt ist. Und ist etwa Johanna ohne ihre Schuld von der Liebe übermocht worden? War sie etwa dazu gezwungen, das Gesicht des Helden zu sehen? War sie jederzeit auf mögliche Liebesversuchung sowohl menschlich wie

göttlich in der rechten Weise vorbereitet? Sie wußte, daß Gottes Werk nicht ohne Gottes Kraft auszurichten sei, und daß Gott nur der liebereinen Jungfrau seine Kraft verleihe — hat sie den Kraftbeistand Gottes gegen die Liebe unablässig gesucht? Und hat sie beharrlich gethan, was Menschen möglich, um mit eignem Vermögen derselben Widerstand zu leisten? Weder hat sie die rechte Selbsthut angewandt, noch nach Gottes Hut und Stärke sich so umgesehen, wie sie sollte. Den einzig richtigen Weg selbstbescheidener Demut hat sie nicht eingeschlagen, den falschen Weg selbstgewissen Hochmuts ist sie gegangen und dergestalt selbst schuld geworden an ihrem Schicksal.

Kehren wir zu V. 672 zurück. Lionel betrachtet die in Verzweiflung ihre Hände Ringende mit Teilnahme, tritt ihr näher (als V. 666) und knüpft folgendes Zwiegespräch mit ihr an:

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich. (V. 672)
Du rührst mich, du hast Großmut ausgeübt
An mir allein; ich fühle, daß mein Haß
Verschwindet, ich muß Anteil an dir nehmen! (V. 675)
— Wer bist du? Woher kommst du?

Johanna.

Fort! Entfliehe!

Lionel.

Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir an das Herz[1]). Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's?
Komm! Komm! Entsage dieser gräßlichen (V. 680)
Verbindung — Wirf sie von dir, diese Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, sie zu führen!

Lionel. Wirf
Sie von dir, schnell, und folge mir!

Johanna (mit Entsetzen).

Dir folgen!

Lionel.

Du kannst gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber säume nicht. (V. 685)
Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich,
Und ein unnennbar Sehnen, dich zu retten —
(Bemächtigt sich ihres Armes).

[1]) Man beachte, wie Lionel den immer steigenden Drang seines Herzens auch formell darstellt durch die kurz abgestoßenen, rasch aufeinander folgenden, immer intensiveren Sätze, durch Fragen, Ausrufe, Bitten, durch die Gemination (Komm! Komm!) und durch die gehäuften Gradationen: 1. Dein Anblick dringt mir an das Herz. — Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um dich u. s. w. 2. Wirf sie von dir, diese Waffen. — Wirf sie von dir, schnell. 3. Das Retten spricht Lionel V. 679 als seinen Herzenswunsch, und nachdem er V. 684 für den Erfolg gebürgt, V. 685 als seinen festen Willen, V. 687 als sein unnennbares Sehnen aus. 4. Von der Bitte: Komm! Komm!

Vor V. 672 hat Lionel die Jungfrau so gut wie gar nicht angesehen, wenigstens hat er in der Blindheit der Leidenschaft (V. 643 f.) und der Verzweiflung (V. 653 f.) kein Auge für ihre Schönheit gehabt. Sodann wandte Johanna ihr Gesicht von ihm ab (V. 659 f.) und verbarg es (V. 665). Der kritische Moment aber, wo sie dasselbe ihm zukehrte, um ihm das Leben zu nehmen (V. 668), war nicht dazu angethan, seine Aufmerksamkeit auf ihre schönen Züge zu lenken. Erst nach ihrem vergeblichen Tötungsversuche, von dem an sie das Antlitz nicht wieder verdeckte, sieht er dieses in Wahrheit und sieht es von namenlosem Schmerz, von Angst der Verzweiflung bewegt. Sein edles Herz wird von Mitgefühl ergriffen, er ist gerührt, beklagt sie. Zunächst gelten Teilnahme, Rührung, Beklagen vorzugsweise dem Schicksal Johannas. Er glaubt sie ja im Dienst des Teufels und versteht demgemäß unter ihrem Gelübde ein der Hölle gethanes Gelöbnis, jeden Engländer zu töten, welches Johanna aus schonender Rücksicht gegen ihn gebrochen habe. Diese Großmut, die sie an ihm, an ihm allein geübt, erfüllt ihn mit Dankbarkeit. So schwindet sein Haß, an Stelle desselben tritt, wie es bei einem edlen Menschen nicht anders sein kann, ein warmer Anteil an ihrer Person[1]), und damit ist der Liebe der Weg in seine Seele gebahnt. Jetzt erst bekommt er das richtige Auge für ihren Jugendreiz, ihre Schönheit. Der Anblick solcher Weibesschöne, welcher seine Teilnahme an ihrer Person und ihrem Geschick aufs höchste steigert[2]), legt ihm die Liebe ins Herz und mit dieser das dringende Verlangen, sie zu retten, sie vor allem vom Teufel weg zu Gott hinzuführen[3]). Zu

V. 680 geht er V. 683 fort zu der dringenden Mahnung: Folge mir! und wiederholt dieselbe in dem noch inständigeren Folge mir! V. 684.

[1]) Die Fragen: „Wer bist du? Woher kommst du?“ sind Äußerungen des Anteils, den er an ihrer Person nimmt.

[2]) Schiller: „Sahst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens, niemals hast du die Schönheit gesehn.“ Scheffel: „Mitleid ist ein fruchtbar Erdreich für das Pflänzlein Liebe.“

[3]) Man übersehe nicht die verwandten Motive in dem Verliebungsprozeß Lionels und Johannas.

Vor dem Verlieben.

| Lionel. | | Johanna. | |
|---|---|---|---|
| Teilnahme an dem Schicksal der die Hände Ringenden. | | Mitgefühl für den Hilflosen, dem sie den Tod geben soll. | |
| Jugend<br>Schönheit<br>Großmut | Johannas. | Erste Stufe des blühenden Mannesalters<br>Schönheit<br>Das Edle | Lionels. |
| Der Anblick Johannas geht ihm ans Herz. | | Mit ihrem Blick geht ihr Verbrechen (die Liebe) an. | |

Nach dem Verlieben.

| | |
|---|---|
| Er will sie retten, V. 679, 685, 687. | Rette dich! V. 659. |
| Folge mir! V. 683, 684. | Fliehe! V. 665, 676, 658. |

dem Ende bittet er sie, der gräßlichen Verbindung (mit dem Teufel und dem Dauphin Karl, der, wie er wähnt, die Hölle zu seiner Hilfe gerufen hat[1]), zu entsagen, und dringt zu wiederholten Malen in sie, ihre Waffen (die sie seiner Meinung nach als Dienerin des Satans trägt, weil Gott dem Weibe das Waffentragen verboten hat) von sich zu werfen und ihm zu folgen.

Während demnach Lionels ursprünglicher Haß gegen Johanna sich seit dem verzweifelten Händeringen derselben schnell in Liebe umgewandelt hat und er seine Liebe der Jungfrau aufs deutlichste zu erkennen gibt, thut diese im Gegenteil seit dem beginnenden Umschwung seiner Gesinnung (V. 672) ihr Möglichstes, um die Liebe zu ihm, welche sie vom ersten bis zum zweiten Blick in sein Gesicht so vielfach, jedoch unabsichtlich und von ihm unbemerkt, bekundet hat, zu unterdrücken und nicht zum Vorschein kommen zu lassen[2]). Sehnlich wünscht sie, durch solches Verhalten sich der Gegenwart des Mannes zu entledigen, dessen Anblick für sie eine fortwährende Versuchung und ein lebendiger Vorwurf ihres Vergehens ist; um so sehnlicher wünscht sie das, als sie damit auch den Drang ihres Herzens, ihn zu retten, aufs beste zu befriedigen hofft. Ihre nächsten Worte zeugen dafür nach Form und Inhalt. Auf Lionels Frage, wer sie sei und woher sie komme, geht sie gar nicht ein, sondern fertigt ihn kurz ab mit dem schroffen: „Fort! Entfliehe!“[3]) Auf sein „Wirf sie von dir, diese Waffen!“ dient sie ihm mit der scharfen Zurechtweisung: „Ich bin unwürdig, sie zu führen!“ worin sie, unter Verurteilung ihres Gelübdebruches, die Göttlichkeit ihrer Mission behauptet und die Heiligkeit der fränkischen Sache im Gegensatz zu der englischen Vergewaltigung hervorhebt. Und sein „Folge mir!“ straft sie in ihrem „Dir folgen!“ mit dem ganzen Abscheu des Entsetzens vor solcher That, die für sie eine moralische Selbstvernichtung, weil ein förmliches Gottabsagen durch den Übertritt zu der gottfeindlichen Sache Englands bedeuten würde[4]). Lionel, der ihre Gedanken im Grunde gar nicht versteht, mißdeutet die Bewegung ihres Gemütes bei dem Ausruf „Dir folgen!“ Er meint, Johanna bezweifle die Möglichkeit, sie den Klauen des Teufels zu entreißen, und mißtraue der Aufrichtigkeit seiner Absicht, ihr zu helfen. Darum gibt er ihr den Trost, daß sie zu retten sei, und das Versprechen, daß er sie retten wolle. Ihr unseliger Zustand, so versichert er ihr schließlich, sei für ihn ein ungeheurer Schmerz und ihre Rettung sein unnennbares Sehnen.

---

[1]) II, 2, V. 146 (Isabeau) und II, 1, V. 20 (Burgund).

[2]) Man halte fest, daß Johanna dem Lionel niemals direkt, sondern nur indirekt und unwillkürlich ihre Liebe offenbart, und daß Lionel diese erst V. 690 aus ihrem „Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen“ erkennt. Römpler S. 71: „Erst liebt sie ihn trotz seines Widerstrebens und nun, da sie gegen diese Liebe kämpft, bringt er selbst ihr diese entgegen.“

[3]) Man denkt dabei an Lionels: „Entfliehen soll ich?“ V. 658.

[4]) Man erinnert sich bei „Dir folgen!“ an Lionels: „Dir soll ich mein Leben verdanken? Eher sterben!“ V. 658 folgd.

Der ungeheure Schmerz einer so unnennbaren Sehnsucht ist offenbar ein Schmerz der stärksten Liebe, wozu Lionels Gefühl für Johanna sich entwickelt hat. Kaum hat er sein letztes Wort „(dich) retten“ (V. 687) gesprochen und sich ihres Arms bemächtigt, um sie unverweilt von dannen zu führen, damit sie nicht durch längeres Zaudern von den Ihrigen überrascht und ihm zu folgen verhindert werde, so sieht Johanna den Grafen Dunois und La Hire herankommen. „Der Bastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich! Wenn sie dich finden —“ ruft sie dem Lionel zu, ängstlich besorgt um sein Leben und eifrig darauf bedacht, ihn zu eiliger Flucht anzutreiben[1]). Lionel denkt, sie sei für sich selbst besorgt, und glaubt ihr Mut einsprechen zu müssen durch den Trost: „Ich beschütze dich!“ Johanna durchschaut die Gefahr, worin er schwebt, sie hat soeben (V. 686 f.) aus seinem Schmerz um sie und aus seiner Sehnsucht, sie zu retten, die Größe seiner Liebe zu ihr erkannt und vernimmt jetzt das Ritterwort seiner Entschlossenheit, das eigne Leben zum Schutz des ihrigen einzusetzen — was Wunder, daß ihr mit Mühe zurückgedrängtes, bereits in ihrer vorhergehenden Äußerung (V. 688 folgd.) durchglühendes Gefühl für ihn von neuem und zwar im höchsten Grade wieder zu Tage tritt. Mit einer Art von unwillkürlichem Selbstvergessen stößt sie die Worte aus: „Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen.“ So kann nur die Liebe sprechen[2]). Lionel bemerkt dieselbe und bemerkt sie jetzt, wo er mit dem Auge nicht mehr des Hasses, sondern der Liebe sieht, zum erstenmal. Daher seine Frage: „Bin ich dir teuer?“ Johanna, in sich zusammenschreckend über die Wahrnehmung, daß Lionel ihr auf den Grund des Herzens geschaut habe, und dadurch an den Greuel ihrer Sündenschuld erinnert, erhebt ebenso, wie nach dem Scheitern ihres zweiten Tötungsversuches (V. 668) den Schmerzensschrei zu Marien: „Heilige des Himmels!“ Den wirklichen Sinn der Jungfrau begreift Lionel nicht, sondern betrachtet ihren Schmerzensruf, wie es scheint, als Angstschrei zum Himmel um Schutz und Hilfe für ihn wider die mit raschen Schritten sich nähernden Ritter, und da der Wille ihrer Liebe ihm den ungleichen Kampf mit beiden Gegnern verbietet, ohne Kampf aber mit denselben er, wie die Lage sich gestaltet hat, keine Möglichkeit ersieht, die Geliebte mit sich zu nehmen, so faßt er den Entschluß, dem so oft und so dringend geäußerten Verlangen Johannas gemäß, sich alsbald auf die Flucht zu begeben, und kündigt ihr dies in der Erwartung auf eine erfreuliche Antwort mit der Frage zarter Schonung an: „Werd' ich dich wiedersehen? Von dir hören?“ wobei er wahrscheinlich ihren Arm losläßt. „Nie! Niemals!“ erwidert ihm Johanna, welche auf

---

[1]) Man beachte auch hier die Form der Rede, in der sich Aufregung, Angst und drängende Hast spiegeln. Daß die Besorgnis der Liebe um sein Leben dasjenige ist, was sie dem Tapfern gegenüber aus schonender Rücksicht verschweigt (Aposiopesis = dann bist du des Todes), geht aus ihrer nächstfolgenden Äußerung V. 690 hervor.

[2]) Man denkt zurück an V. 664: „Töte mich — Und fliehe!“

Grund der Offenbarung Prol. 4, V. 413 weiß, daß sie nie eines Mannes Gattin sein werde (III, 4, V. 393), und am wenigsten jemals die Gattin eines Mannes zu werden denkt, der ein Feind ist ihres Volkes (IV, 1, V. 29 f.) und der Sache Gottes (I, 10, V. 649 f.). Lionels Liebe aber kann vom Glauben und Hoffen des Wiedersehens nicht lassen, und als Unterpfand, „daß er sie wiedersehe", entreißt er ihr das Siegesschwert, womit sie ihn entwaffnet hat, während er sein Unglücksschwert nicht von der Stelle aufhebt, wo Johanna ihm dasselbe aus der Hand schlug. „Rasender, du wagst es?" nur diese Frage des Entsetzens hat Johanna, um ihr Grauen auszudrücken über Lionels Wagnis, die heilige Waffe sich anzueignen, welche Gott ihr gegeben, um sein Werk auszurichten (I, 10, V. 710—723). Warum denn aber hat Gott solche That geschehen lassen? Und warum hat Johanna dieselbe nicht gehindert? Durch die Untreue gegen ihre himmlische Sendung hat sie sich unwürdig gemacht, Gottes Schwert ferner zu tragen, wie sie V. 682 selbst sagt. Weil sie ihr Herz an Lionel verloren, verliert sie das heilige Schwert, welches sie nur so lange besitzen kann, als allein Gott ihr Herz besitzt. Den Lionel an seinem Frevel zu hindern, hat sie nicht die Kraft, weil Gott ihr die seine benommen. Und Gott hat ihr dieselbe genommen, weil sie durch ihre irdische Liebe aufgehört hat, sein Werkzeug zu sein. „Ich seh' dich wieder!" in dies Wort der Glaubenszuversicht drängt Lionel schließlich trotz aller Proteste Johannas sein Liebeshoffen zusammen, indem er, „der Gewalt weichend", die Jungfrau verläßt. Er wird sie, sie wird ihn wiedersehn (V, 5. 6. 9), wie anders und unter wie andern Verhältnissen!

Die in den Offenbarungen Prol. 4, V. 411 (Nicht Männerliebe darf u. s. w.) und I, 10, V. 655 (Wenn die reine Jungfrau der irdischen Liebe widersteht) der Gottgesandten angedeutete Möglichkeit ihres Verliebens, welche durch die Verkündigung des Sterbens auf dem Schlachtfelde (II, 7, V. 433 f. u. II, 4, V. 295 f.) für uns zur Wahrscheinlichkeit wurde, ist durch Lionel zur Thatsache geworden. Die Prophezeiung des Königs, daß die Liebe nicht immer in ihrem gotterfüllten Busen schweigen werde (III, 4, V. 424 f.), hat sich bestätigt. Johannas vermessene Worte: Nimmer kennen werd' ich der Liebe eitlen Dienst ... Nenne mich nicht Weib! ... Ich schließe mich an kein Geschlecht der Menschen an ... Dieser Panzer deckt kein Herz (II, 7, V. 383 f. 395 f. III, 4, V. 441 f.), sind sämtlich lügengestraft, ihre Weheruf III, 4, V. 446 f. ist zum Selbstgericht, ihr Heiligkeitswahn III, 4, V. 452 f. völlig zunichte geworden. Lionels Weissagung (II, 3, V. 265 f.): ich trage sie auf diesen Armen herüber in das britannische Lager, hat sich insofern erfüllt, als er ihr Herz in ihrer Liebe mit sich nimmt. Diese Liebe, wodurch Johanna die Kardinalbedingung ihrer Mission gebrochen, hat sie unfähig gemacht, die andere Bedingung derselben, das Töten, auszuführen. „Töte, was sterblich ist!" hat III, 9, V. 634 der Ritter höhnend ihr zugerufen. Hat sie den Sterblichen (Lionel) getötet? Und wie steht es um die charakteristischen Aussprüche, welche

sie in der Ritterszene thut? „Ich führe mein Werk aus und löse mein Gelübde!" Gebrochen hat sie ihr Gelübde, die Vollendung ihrer Mission bis zu totaler Vernichtung der Feinde, soviel an ihr, durch Verlieben und Nichttöten unmöglich gemacht. „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt." Lionel hat ihr das heilige Schwert entrissen, die Niederlage der Engländer wird, da ihr Feldherr unversehrt geblieben, nicht so groß, daß dieselben nicht nochmals im stande wären, Frankreich zu bedrängen. „Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes? Siegreich vollenden will ich meine Bahn ... mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken!" Wohin ist das Schwert? wohin ihr Mut? Auch ihre Kraft ist hin[1]), die Sieges-Macht und Zuversicht von ihr gewichen, weil Gottes Kraft sie seit dem Verlieben nicht mehr stützt und trägt. Ihr Unglück ist das Verlieben, der Grund des Verliebens aber, mithin die letzte Ursache ihres Unglücks ist die Verstiegenheit ihres Hochmuts in der Liebe. Und so gewiß Thibaut hinsichtlich der Natur ihres Hochmuts sich in einem grundstürzenden Irrtum befindet, wahr bleibt, was er gesagt, daß sie Hochmut im Herzen nähre, und seine Ahnung, daß sie durch Hochmut einen tiefen Fall thun werde, ist in Erfüllung gegangen[2]). Nur halte man sich stets gegenwärtig, daß ihr Hochmut nicht aus niederen Trieben, sondern aus den edelsten religiös-patriotischen Motiven entsprossen ist[3]). In dem heißen Verlangen, Gottes gnädigen Willen an ihrem Vaterlande auszuführen, hat sie sich, unbekannt mit der weiblichen Liebesschwachheit, über ihre Widerstandskraft gegen die Liebe bis zu dem Wahne getäuscht, als Heilige über dieselbe erhaben zu sein. Daher ist sie in die schwere Prüfungsstunde, deren Bevorstehen nach dem Siege bei Reims ihr durch die Offenbarung angekündigt war[4]), weder im Geiste echter Selbstthut noch im Aufblick nach Gottes Beistand gegen die Liebe eingetreten und hat infolgedessen die Liebesversuchung, der sie sich unnötigerweise durch den Blick in Lionels edles Antlitz aussetzte, nicht bestanden.

Szene 11. Böses ahnend und für das Leben der Jungfrau fürchtend, sind die Ritter von der Todesstätte Talbots aufgebrochen (III, 8, V. 585). Jetzt, da sie Johanna finden, erhebt La Hire den Freudenruf: „Sie lebt! Sie ist's!" und Dunois eilt mit dem Trostworte auf sie zu: „Johanna, fürchte nichts! Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite." Sie sehen Lionel fliehen[5]), lassen ihn

---

[1]) S. IV, 1, V. 41 (Mut) und V. 60 folgd. (Kraft). Vergl. Prol. 4, letzte Strophe: „Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen und mich durchflammt der Mut der Cherubim" u. s. w.

[2]) Prol. 2, V. 123 und 130. S. die ganze Stelle V. 111—132 und 143—156. Akt IV, 1, V. 58—64.

[3]) S. Seite 141 folgd.

[4]) S. Seite 76—79.

[5]) So verwirklicht sich Lionels Weissagung II, 3, V. 264: „Vor des Bastards Augen .... trag' ich auf diesen Armen sie herüber ... in das

jedoch entkommen, weil sie Johanna wohl behalten glauben und sein Tod für sie keinen großen Wert mehr hat, da sie durch ihren glänzenden Sieg und die Übergabe der Krönungsstadt Englands Thron und Macht in Frankreich ein für allemal vernichtet denken. Auch kann Dunois dem Drange seiner Liebe nicht widerstehen, der Jungfrau sofort die frohe Botschaft dieses hochbedeutenden Erfolges zu verkündigen: „Johanna, die gerechte Sache siegt. Reims öffnet seine Thore, alles Volk strömt jauchzend seinem Könige entgegen." — Noch weiter will er sich über das segensvolle Ereignis verbreiten, um die Jungfrau zu beglücken und zu begeistern, aber La Hire unterbricht den Fluß seiner Rede [1]) mit den sorglichen Worten: „Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!" Vor dem Umsinken bewahrt sie La Hire, indem er sie aufrecht hält [2]). Dunois schließt daraus, daß sie verwundet sei, „reißt den Panzer auf", ruft er in der Hast seiner Beängstigung dem La Hire zu, und findet, nachdem dies geschehen, an ihrem Arm eine zu seinem Trost nur „leichte", ganz ungefährliche Wunde [3]). Das Bluten derselben hatte bisher die Armschiene teils durch den Druck aufgehalten, teils verdeckt [4]), jetzt, wo die Schiene entfernt ist, blutet die Wunde reichlicher. La Hire, den des edlen Blutes jammert, gibt seine Betrübnis laut in den Worten kund: „Ihr Blut entfließt!" worauf Johanna tief aufseufzend das Einzige spricht, was sie in dieser Szene für ihre Freunde hat: „Laßt es mit meinem Leben hinströmen!" und ohnmächtig in La Hires Arme fällt. Woher die Ohnmacht? woher das Schwindeln und Sinkenwollen V. 702? Ist der Blutverlust daran schuld? Der Blutverlust infolge der „leichten" Verletzung? Mag dieser Bluterguß etwas zum Hinschwinden der Kräfte Johannas beigetragen haben, der Hauptgrund ist er nicht. Sie wäre nicht die Heldin, die sie ist, wenn die leichte Verletzung ihr die Todessehnsucht ins Herz und auf die Lippen gelegt hätte. Was Johannas Kraft gebrochen hat, das ist der unermeßliche Seelenschmerz, der Doppelschmerz ihrer Liebe und ihres Schuldbewußtseins, welchen die

britann'sche Lager." Vor Dunois' Augen trägt er, wenn auch nicht sie selbst auf seinen Armen, doch ihr Herz in seinem Herzen hinweg.

[1]) Man übersehe nicht das Zeichen — der Unterbrechung.

[2]) Düntzer: Die szenarische Bemerkung, daß La Hire sie hält, sollte nicht fehlen.

[3]) Hat sie die Wunde empfangen durch Lionels Schwert, bevor sie ihm dasselbe aus der Hand schlug? Oder durch das eigne Schwert, sei es beim Ringkampf, sei es als Lionel ihr dasselbe (Sz. 10, V. 694) entwand? Letzteres dürfte das poetisch Beste sein. Die moralische Wunde hätte ihr das eigne Herz geschlagen, die physische Wunde ihr das eigne Schwert beigebracht.

[4]) Ich entnehme das dem Worte des Dunois. „Es ist der Arm" u. s. w. Hätte er vor dem Lösen des Panzers Blut am Arme fließen sehen, so hätte er auch gewußt, daß der Arm verletzt sei. Auch La Hire hat kein Blut bemerkt, bevor Dunois die Wunde entdeckte. Denn jetzt erst sagt er betroffen: „Ihr Blut entfließt!"

mit ihrem Herzeleide so scharf kontrastierenden Freudenrufe La Hires (V. 696), die Jubelberichte (V. 699) des Grafen und dessen ihr tief ins Leben schneidende Trostworte: „leicht ist die Verletzung“ (V. 704), aufs höchste gesteigert haben. Der Schmerz ihrer Liebe drückt sie zu Boden. Denn denkt sie auch nicht daran, Lionels Gattin zu werden, doch liebt sie ihn noch immer. Will sie ihn auch nicht wiedersehn, doch ist er der Gegenstand ihres stillen Sehnens (S. die betr. Stellen IV, 1, V. 17—24. V. 25—33. V. 42—46 u. s. w.). Und dazu lastet auf ihr der Riesenschmerz, daß sie die beiden Grundbedingungen ihrer Mission oder, was dasselbe ist, ihres Gelübdes verletzt und damit, soviel an ihr, die Beendigung ihrer heiligen Aufgabe vereitelt hat. Denn ist auch mit dem Siege vor Reims, dem die Krönung des Königs unmittelbar folgt, der vornehmste Teil ihrer Mission erfüllt, der andere Teil der Mission, das Vertilgen der Feinde, ist durch den Bruch des Gelübdes nicht nur nicht vor Reims vollendet, sondern nicht einmal so weit durchgeführt, als es nach der Verkündigung des Sterbens auf dem Schlachtfelde noch hätte geschehen können, soweit nämlich, daß die englische Armee außer stande wäre, Frankreich wiederum zu gefährden. Sollte dieses Ziel erreicht werden, so durfte ja der letzte englische Feldherr, Lionel, nicht am Leben bleiben. Um unter solchen Seelenschmerzen zusammenzubrechen, bedarf es in der That kaum noch einer Fleischeswunde.

So unscheinbar diese Szene, sie ist ein wahres Meisterstück dichterischen Schaffens. Jedes Wort ist gewogen, alles, was Schiller die Ritter sagen läßt, macht der Jungfrau ihren unseligen Zustand fühlbar. Sie ist's! und ist's auch nicht, ist nicht dieselbe, die sie war. Sie lebt! und lebt auch nicht, lebt nicht das Leben, das sie vor dem Zusammentreffen mit Lionel gelebt. Johanna, fürchte nichts. Nichts hat sie, beschützt durch das Schwert der Ritter, dermalen vom Feinde zu befürchten, aber wo ist das Schwert, auf welches hinblickend, sie III, 9, V. 639 sprach: Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes? Mächtig stehn die Freunde ihr zur Seite, aber Gottes Macht, sein Schutz und Schirm hat sie verlassen (IV, 1, V. 63 folgd.). Laß ihn (Lionel) entfliehn! sagt Dunois zu La Hire. Aber Johannas Sünde wider Gottes Gebot (II, 7, V. 374 folgd.) ist schuld, daß er entflieht. Ohne ihre Sünde wäre er bereits des Todes und mit dem Tode des letzten englischen Feldherrn jede Gefahr von seiten Englands beseitigt. Die gerechte Sache siegt. Wie aber steht es um die Gerechtigkeit der Person, welcher Gott die gerechte Sache anvertraut hat? Ist Johanna dem Willen Gottes gerecht geworden in der Stunde der Prüfung und vollendet sie den Sieg der gerechten Sache bis zu der Vernichtung der Feinde vor Reims? Daß Reims seine Thore öffnet, alles Volk seinem König jauchzend entgegenströmt, wird bei so bewandten Umständen für sie zu einer feurigen Predigt ihrer Schuld (IV, 1, V. 17 folgd., bes. V. 23 u. 24), unter der sie erbleicht, sinkt! Sie ist verwundet . . . Es ist der Arm, und leicht ist die Verletzung. Die Wunde des

Arms ist allerdings leicht. Aber schwer die Wunde ihrer Seele, schwerer ist dieselbe als der Tod, weil sie ihr innerstes Leben versehrt hat.

Groß ist Johannas Sünde. Doch nur menschlich hat sie gefehlt, ihrem Gott hat sie nicht abgesagt. Und darum gibt es eine Gnade für sie und Wiederannahme. Aussicht auf Gnade gewährt die Offenbarung zwar nicht direkt, wohl aber indirekt. Bei der Berufung hat Gott die irdische Liebe auf das bestimmteste verboten, jedoch für den Fall des Verliebens nicht mit Verwerfung gedroht. Die Verkündigung des Sterbens auf dem Schlachtfelde, wodurch das völlige Vertilgen der Feinde vor Reims zur Unmöglichkeit wird, ließ uns ein Verlieben der Jungfrau befürchten[1]), jetzt dagegen, wo ihr Fall durch Liebe eingetreten ist, läßt uns der verkündigte Schlachtentod auf ihre Begnadigung hoffen. Denn der Kampf, worin sie sterben soll, entbrennt erst nach der Krönung, da ihr die persönliche Gegenwart bei dieser göttlich verbürgt ist (Prol. 4, V. 424), und bis zum Wiederausbruch des Kampfes oder, falls derselbe in mehreren Treffen verlaufen sollte, vor der Beteiligung Johannas an einem, vielleicht dem letzten dieser Treffen, kann die unbedingte Voraussetzung ihrer Wiederannahme, nämlich die gänzliche Reinigung ihres Herzens von der Liebe erfolgt sein, sie mithin aufs neue kraft göttlicher Vollmacht vor dem Feinde stehen und die Befreiung des Vaterlandes sterbend zu Ende führen. Unsere Hoffnung ist freilich weit entfernt von Gewißheit, denn auch ohne Gottes Werkzeug zu sein, kann sich Johanna in den Kampf hinter Reims begeben und zu Anfang desselben, mag er in einer Schlacht oder in mehreren Treffen sich vollziehen, das Leben verlieren[2]), ohne Frankreichs Rettung selbst vollendet zu haben. Soviel steht ein für allemal fest: Nur unter dem Vorbehalt vollständiger Erneuerung wird die Jungfrau ihre göttliche Mission vollkommen erfüllen. Der Weg dazu liegt vor Augen. Die Schwäche ihres Hochmuts muß zur Kraft der Demut werden, denn nur in dieser kann sie ihre Liebe überwinden und die himmlische Liebe das Ein und Alles in ihr sein. Ein ständiger Gottesruf, sich zu demütigen, ist der Verlust des heiligen Rettungsschwertes. Der Flammenschmerz ihrer Seele, welcher sich (Sz. 10, V. 691) in dem Schreckensrufe:

---

[1]) Daß Johanna nicht auf dem Schlachtfelde vor Reims sterben könne, wußten wir aus der Verheißung Prol. 4, V. 424: „Du wirst Reims befrein und deinen König (in Reims) krönen." Sollte sie also auf einem Schlachtfelde sterben, so mußte es noch einen Kampf nach der Krönung geben, und dieser war nur unter der Voraussetzung denkbar, daß das Vertilgen (I, 10, V. 649), welches nach der ursprünglich geordneten Reihenfolge der Begebenheiten in der Krönungsschlacht durchgeführt werden sollte, vor Reims nicht völlig zu stande kommen würde. Der Grund, warum ein Verlieben daran schuld sein müsse, lag darin, daß die Offenbarung keine andere Gefahr, sei diese Verzögerung oder Vereitlung, für Johannas Mission kennt als das Verlieben.

[2]) Vergl. IV, 2, V. 127 folgd.: Jetzt soll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod will ich die Brust entblößen in der Schlacht.

„Heilige des Himmels!“ und in dem Zusammenbruch ihrer Leibeskräfte (Sz. 11, Ende) ausdrückt, sodann das „Nie! Niemals!“ (will ich dich wiedersehn), worin die Not ihres gegen die Liebe ringenden Gewissens sich spiegelt, und die durch die Liebe zu dem irdischen Mann keineswegs erloschene Ehrfurcht vor den himmlischen Mächten sind verheißungsvolle Zeichen, daß sie nicht unter dem Fall erliegen, sondern sich zu dem Gehorsam der Heiligung erheben wird, welcher sie befähigt, als Gottes Rüstzeug ihre Sendung ganz zu vollbringen und in die himmlische Herrlichkeit einzugehn.

## Der vierte Akt.

Szene 1[1]). Reims hat sich ergeben. Unter dem Jubel der Bürgerschaft ist Karl VII mit den Seinen in die Stadt eingezogen. Unmittelbar darauf sind alle Anstalten zur Krönung getroffen worden.

[1]) Der wechselvolle Inhalt dieses lyrischen Monologs bedingt einen Wechsel auch der Versmaße. Der erzählend-schildernde Anfang desselben ist in drei achtzeilige, nach dem Schema abababcc gereimte Jambenstrophen (Ottaven, Stanzen) gefaßt. Weiterhin erscheinen jambische Metren verschiedener Form in den *reflektierenden* Stellen und trochäische Maße mannigfacher Bildung zum Ausdruck der *wehmütigen* Gefühle. — Die psychologische Seite des meisterhaften Selbstgespräches charakterisiert in einer treffenden Übersicht Schink S. 85: „Mit dem Beginne des vierten Aufzuges sehen wir Johanna in einer höchst anziehenden Seelenlage. Ihr in Kummer versenkter Blick bei der allgemeinen Freude ...; ihr mit Vorwürfen belastetes Herz, indes alle Herzen um sie her von Dank und Frohgefühlen überwallen; das Gefühl ihrer Unwürdigkeit, indes das Volk sie eine Heilige und Gotterwählte preist; ihr Abscheu vor den bundbrüchigen Neugefühlen ihres Herzens, und dann wieder ihr unwillkürliches sich Hinneigen zu der schönen Sünde; ihre Selbstanklage und Selbstverteidigung; die Verirrungen ihrer von Liebe bewegten Seele zu beinahe lästernden Vorwürfen gegen die hohe Himmelskönigin und das ihr aufgelegte (?) unnatürliche Gelübde; ihre vom Bilde des Geliebten entzündete und dann wieder von den Schaudern der Entheiligung ergriffene Phantasie, gewähren uns einen ungemein lebendigen, Herz und Geist bewegenden Anblick.“ — Auf die äußere und innere Ähnlichkeit unserer Szene mit Schillers ziemlich gleichzeitigem Gedicht *Kassandra* haben nach Götzingers Vorgang besonders Viehoff und Kuenen aufmerksam gemacht. Letzterer stellt Kassandra als die *allein* Wissende neben Johanna als die *um sich* allein Wissende. Aber Johanna ist nicht bloß die einzige, welche um *ihr eigenes* Schicksal weiß, sondern sie weiß auch allein, daß infolge ihres Falles *den Ihrigen* noch ein weiterer Kampf bevorsteht. Vergl. die folgende Anmerkung.

Das Volk der Franken, seit lange durch die Doppelherrschaft in zwei feindliche Heerlager geschieden, ist durch die nationale Begeisterung der siegesstarken Gottesstreiterin wieder zum Bewußtsein seiner Stammeseinheit erwacht und sieht in der Krönung des eingebornen Thronerben sowohl den lebendigen Ausdruck dieser Einheitsidee als die thatsächliche Bürgschaft für das göttliche Gnadenwalten über dem geretteten Vaterland[1]). Aus allen Teilen des Reiches sind hochgemute Patrioten ohne Zahl nach Reims geströmt, um der heiligen Krönungsweihe beizuwohnen und dem angestammten König ihre Huldigung darzubringen. Die Krönungsfeier ist zu einem Volksfest des Gesamtreiches geworden. Ein Stolz geht durch alle Geister — der Stolz auf den Ruhmesglanz des wiedererstandenen Frankenreiches (I, 5, V. 362), ein Gefühl bewegt alle Herzen — das Hochgefühl der Freude über die erneute Herrlichkeit der alten Königskrone.

Und Johanna? Sie, die durch ihre Thatenwunder all dies Große geschaffen, ist bei der allgemeinen Freude allein freudlos, bei dem allgemeinen Glück ist sie allein nicht glücklich[2]). Wir finden sie in dem königlichen Palaste, wo die Großwürdenträger des Reiches um den Dauphin versammelt sind. Aus dem frohen Kreis derselben

---

[1]) Allgemein glaubt man den Krieg beendigt. IV, 2, V. 119 (Sorel): „Leg' diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr." V, 1, V. 17. Anders denkt Johanna. Sie antwortet der Sorel Sz. 2, V. 123: „Was forderst du von mir! ... Ich soll mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod will ich die Brust entblößen in der Schlacht!" Sz. 1, V. 38. Sie weiß (II, 1, V. 435 f.) aus der Verkündigung ihres Schlachtentodes, daß es auch nach der Krönung noch einen Kampf geben muß. Sie weiß, daß durch ihr Verlieben die Niederlage der Engländer vor Reims keine vernichtende geworden, daß Lionel lebt und der Mann dazu ist, sowohl die Reste seines geschlagenen Heeres als die englischen Garnisonen, welche nicht teil an dem Kampf bei Reims genommen haben, um sich zu sammeln (V, 5, bes. 6: Engländer u. s. w.) und den Krieg entweder defensiv oder offensiv fortzusetzen. Johanna weiß — und das ist die Hauptsache — daß sie mit dem Sieg vor Reims und der Krönung des Königs nur den vornehmsten Hauptteil, aber nicht das Ganze ihrer Mission vollendet hat. Mariens Auftrag (I, 10, V. 446) lautete bekanntlich dahin: „Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde" u. s. w. Der Vertilgungskampf steht noch aus, kommen aber wird er, denn Gottes Wille, Frankreich zu retten, ist unwandelbar. An diesem Kampf der Vernichtung wird Johanna, wenn auch nicht als Kriegerin Gottes, teilnehmen und darin ihr Leben verlieren. Das Wie zeigt der Schluß des Stückes von V. 11, V. 414 an.

[2]) S. Hoffmeister S. 365: „Der innere Widerstreit hat sogleich einen Gegensatz Johannas mit der Außenwelt zur Folge. Jetzt, in Reims am Ziele ihrer Wünsche (?), ist nur sie nicht glücklich. Mitten unter einem huldigenden Volke fühlt sie sich in einer menschenreichen Öde. Sie liebt den feindlichen Führer, welchen sie hassen soll. Auf der Mittagshöhe ihres Glücks sehnt sie sich nach ihrem niedern Stand, aus dem stolzen Fürstensaal in die väterliche Hütte ihres Dorfes zurück. Zwischen den Schaudern des Gewissens und den jungen Gefühlen

hat sie sich in einen entfernten Saal zurückgezogen, um nicht durch Mangel an Teilnahme ihren traurigen Seelenzustand zu verraten. Diesen offenbart sie uns, ihren unsichtbaren Zuhörern, durch ihr Selbstgespräch [1]).

Ihr ganzes Wesen ist aufs tiefste zerrüttet. Die Liebe hat sie in Zwiespalt mit sich selbst, mit Gott und der Welt gebracht. Ringend und schwankend steht sie nach wie vor zwischen dem natürlichen Gefühl ihrer Liebe und dem strafenden Bewußtsein ihrer Versündigung an dem göttlichen Liebesverbot [2]), und dieser innere Zwiespalt macht sich ebensowohl nach außen hin geltend, wie er von außen her beeinflußt wird. Die Entfernung Lionels hat Johannas Liebe zu ihm nicht verringert und ihr schuldbedrücktes Gewissen nicht erleichtert. Der Doppelschmerz ihrer Liebe und ihrer Sünde hat eher zu- als abgenommen. Mit dem Liebesweh um den Mann ihres Herzens, den sie zwar nicht besitzen, aber auch nicht vergessen kann, blickt ihr Seelenauge „ins britische Lager", während „die schwere Schuld" ihrer bundbrüchigen Liebe ihr brennend auf dem Gewissen liegt (Str. 3). Und zwar ist es gerade das von Johanna als das Hauptstück ihrer Mission so heiß ersehnte Krönungsfest, welches schon durch seine Vorfeier den Schmerz sowohl ihrer Liebe als ihrer Sünde neu belebt hat. Nichts drängt liebekranke und schuldbeladene Herzen so sehr in sich und ihren Gram hinein als Freudenrausch der Festeslust, und nichts erregt das Liebesleid und Schuldgefühl mehr als das Gepränge glänzenden Festschmucks oder Jubelgetön einer Musik [3]). Daraus erklärt sich die bis zur Abneigung gesteigerte Gleichgültigkeit Johannas gegen die ganze Festlichkeit und als Folge davon ihr sehnlicher Wunsch, sich sowohl dem Feste selbst als den mit demselben verbundenen Lustbarkeiten fern zu halten [4]). Demgemäß meidet sie soviel als möglich

---

der Liebe und zwischen beinahe lästernden Anklagen der hohen Himmelskönigin schwankt die Unglücklich-Beglückte hin und her, und zwei Welten streiten sich um ihren Besitz." Daß Johanna in Reims nicht am Ziele ihrer Mission stand, s. die vorige Anm.

[1]) „Ein Selbstgespräch ist im Leben nur wahr, wenn eine große Aufregung dem Menschen die Worte auf die Lippen treibt, und wenn kein Vertrauter da ist, gegen den er sich aussprechen kann. Nur in solchen Momenten ist der Monolog auch im Drama zulässig; denn die Bühne gibt nur das verschönerte Abbild des Lebens, und was dort wahr ist, ist es auch hier." Unser Monolog zeugt von der tiefen Seelenerregung der Jungfrau, die sie keinem Vertrauten offenbaren will. Vergl. II, 8.

[2]) Bekanntlich ist dieser Zwiespalt bereits nach dem ersten Blick in Lionels Angesicht eingetreten (III, 10, V. 654 f. IV, 1, V. 60) und hat sich seitdem immer mehr erweitert.

[3]) Der schneidende Gegensatz des Äußern und Innern bringt diese Wirkung hervor. Wie kontrastiert doch die Stimmung Johannas mit dem Schmuck des Saales und mit der Musik!

[4]) In grellem Widerspruch mit Gottes Wort (Prol. 4, V. 424): „Du wirst deinen König krönen."

die Freuden des Hofes wie der Stadt und bleibt in ihrem Saal allein. Aber die Einsamkeit tilgt die Liebe nicht, sie nährt im Gegenteil die Liebe[1]) und mit ihr zugleich den Schmerz der Liebesschuld. Letzterer macht sich der Jungfrau noch besonders fühlbar teils im Blick auf die erhabene Idee und Bedeutung der Krönungsweihe, der sie jetzt nicht mehr mit reinem Herzen beiwohnen kann, teils in anbetracht der Thatsache, daß dieser heilige Akt nach Gottes Willen ursprünglich den Schlußstein des patriotischen Rettungswerkes bilden sollte, daß aber nun durch ihr Verschulden noch weitere Kriegsdrangsal über das Vaterland kommen wird (Seite 285, Anm. 1). Überaus sündlich muß ihr vollends die Sünde ihrer Liebe erscheinen, weil ihr Geliebter der abgesagte Feind ihres Volkes und ihrer göttlichen Sache, folglich als solcher Feind Gottes ist. So wird alles in und außer ihr zu einer lauten Strafpredigt ihrer „schweren Schuld." In unmittelbarem Anschluß an letzteren Ausdruck bekennt Johanna die Größe ihrer Sünde auf eine Weise, welche nach Form und Inhalt die ganze Zerrissenheit ihres Innern zu Tage bringt:

„Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild (V. 25)
In meinem reinen Busen tragen?
Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,
Darf einer ird'schen Liebe schlagen?
Ich, meines Landes Retterin,
Des höchsten Gottes Kriegerin,
Für meines Landes Feind entbrennen?
Darf ich's der keuschen Sonne nennen,
Und mich vernichtet nicht die Scham?"

Sie kennt sich selbst nicht mehr, ist sich selbst ein Rätsel, ja sie erschrickt vor sich selbst. Denn sie ist eine andere als sie war, in der Hauptfrage ihres Lebens und Berufes ist sie geradezu das Gegenteil ihrer selbst geworden. Ihr Herz, (früher) rein — (jetzt) eines Mannes Bild darin! Ihre Seele, (bisher) Gottes und himmlischer Liebe voll — (jetzt) hingenommen in eines Mannes irdische Liebe! Kriegerin Gottes und Retterin des Vaterlandes[2]) — entbrannt für den Feind ihres Volkes! So ist sie durch ihre gottverbotene Liebe der schreiendste Widerspruch ihrer selbst und kann mit solcher Befleckung der Sünde sich der reinen, heiligen Wahrheit nicht unter das Auge stellen ohne das Schmerzgefühl, als müsse sie im Lichte derselben vor Scham vergehen, wie der Schatten vor dem Strahl der Sonne vergeht[3]).

---

[1]) Düntzer S. 232: „Die Liebe wird gerade durch die Einsamkeit genährt."

[2]) So darf sie sich nennen nicht bloß deshalb, weil sie ihr am Rande des Abgrundes stehendes Vaterland dem Verderben entreißen, sondern auch insofern, als sie durch ihre Siege das rechtmäßige Königtum wiederhergestellt hat, welchem der Vollbesitz des Reiches (früher oder später) göttlich gesichert ist.

[3]) Die Stelle ist von unübertrefflicher Naturwahrheit und Kunstschöne. Sie hat nur wenige ihresgleichen, am meisten erinnert sie an Goethes: Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein u. s. w. Man beachte besonders die Fragen,

Wir sehen, Johanna ist auf dem Wege zu einer gesunden Reue und Buße, das Schuldbewußtsein hat die Oberhand über das Liebesgefühl. Plötzlich aber geht die Musik hinter dem Saale in eine weiche Melodie über[1]), und der Schmelz der ergreifenden Töne[2]) dringt der Jungfrau dergestalt an das von Liebe noch immer erfüllte Herz, daß jeder Ton ihr wie Lionels Stimme lautet und den Zauber seines edlen Bildes erneut. Gern möchte sie des verführenden Eindrucks Herr werden, am liebsten in den Sturm einer Schlacht sich stürzen, um im Kampf der Waffen den alten Mut und die alte Tapferkeit zum Widerstand gegen die Liebe (III, 4) wiederzugewinnen, aber während sie, vom Gefühl ihrer Liebesschwachheit übermocht, sich fruchtlosen Wünschen überläßt, setzt die Musik ihr Werk an Johanna fort und die Töne derselben lösen schließlich alle Kraft, allen Mut der Jungfrau in weiches Liebessehnen und Thränen der Wehmut auf[3]). Diese weiche Stimmung des Herzens verleitet sie zu dem allen Schuldigen nahe liegenden Versuch der Selbstrechtfertigung[4]). Sie täuscht sich selbst damit, daß sie ihr Verschonen Lionels als eine That der Menschlichkeit und des Mitleids beschönigt. Doch nur eine kleine Weile siegt die Schwäche des Herzens über das bessere Selbst. Wahrhaftig und aufrichtig, wie sie ist, geht sie alsbald mit sich selbst ins Gericht und zeiht ihr „argistig Herz“[5]) der Lüge im Rückblick auf die Thatsache, daß sie trotz der Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit (II, 8 u. 7, V. 435 f.) sowohl dem zarten, um sein Leben flehenden Walliser als vielen andern Feinden den Tod gegeben.

---

die Asyndeta, die Gemination zu Anfang, ferner den mehrfachen Wechsel zwischen Infinitiv und Verbum finitum u. s. w. Wer? Ich? (Wer ist der, von dem das gilt, was ich sagen will?) Bin ich's? Bin ich noch ich selbst? noch die, die ich war, oder bin ich eine andere geworden? Dann die unversöhnlichen, unausgleichbaren Gegensätze. Anschaulicher kann man das Staunen und Befremden einer schuldbewußten Seele nicht darstellen, welche aufs tiefste von Verwunderung ergriffen ist, wie das Unmögliche wirklich, das Wirkliche möglich geworden.

[1]) Düntzer: „Daß hier an Flöten gedacht wird, zeigt die später folgende szenarische Bemerkung: „die Flöten wiederholen“. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob nicht etwa mit dem (V. 64): „die Flöten wiederholen“ (ohne die Hoboen, s. zu Anfang der Szene) auf eine Gradation hingedeutet ist.

[2]) H. Heine nennt den Flötenton geheimnisvoll schmachtend.

[3]) Das sind die Thränen, welche der König ihr III, 4, V. 430 geweissagt hat.

[4]) Die Selbstrechtfertigung geschieht vornehmlich auf zwei Weisen. Erstens dadurch, daß der Schuldige sein Vergehen in einem milderen Lichte darstellt und sich auf diese Art mehr oder weniger zu reinigen sucht. Zweitens dadurch, daß der Schuldige andere für sein Vergehen verantwortlich macht, indem er seine Schuld entweder geradezu oder im letzten Grunde auf andere schiebt. Der ersteren Weise begegnen wir in den folgenden Versen 47—51, der zweiten Weise von V. 65 an.

[5]) Des Herzens Argliſt hat sie dem Lionel gegenüber erfahren.

Nicht Mitleid war's, was sie zur Schonung Lionels bewog. Des Mitleids wäre sie ihm gegenüber ebenso mächtig geworden, wie sie, eingedenk ihrer gottgebotenen Pflicht, dasselbe im Kampf mit allen andern zum Schweigen brachte. Etwas anderes war es, was ihr den Arm lähmte und das Gewissen fesselte — sie sagt es nicht in einem Worte, um so bestimmter aber in einer ganzen Strophe, aus der zugleich erhellt, daß ihr Schuldbewußtsein wieder die Übermacht über das Liebesgefühl erlangt hat:

„Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn! (IV, 1, V. 58)
Die Züge schaun des edlen Angesichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche! Ein blindes Werkzeug fordert Gott,
Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen!"

Worte heiligen Tiefsinns. Johanna nennt es ihr Unglück, daß sie dem Lionel in die Augen gesehen, daß sie die edlen Züge seines Angesichts geschaut habe[1]). Denn ihr Sehn war Lieben, und Liebe war Verbrechen — ein Verbrechen gegen Gott, dessen Verbot der Männerliebe sie samt ihrem Gelübde verletzte; gegen sich selbst, indem sie, soviel an ihr, die himmlische Herrlichkeit verscherzte; gegen das Vaterland, weil sie ihre Mission in der Krönungsschlacht nicht vollendete und die Feinde nicht nur nicht vertilgte, wie ihr Maria befohlen (I, 10, V. 649), sondern nicht einmal so weit vernichtete, wie sie es — freilich ohne göttliche Gewähr — seit der Verkündigung ihres Schlachtentodes (II, 7, V. 441 folgd.) noch mit aller Zuversicht erwartete (III, 9, V. 621 folgd.), nämlich dieselben vor Reims dermaßen zu schwächen, daß sie sich außer stande befinden würden, Frankreich aufs neue zu bedrängen[2]). Nur mit blinden Augen hätte sie vollbringen können: Gott fordert ein blindes Werkzeug[3]).

Und die Blindheit, was versteht Johanna darunter? Ein blindes Werkzeug Gottes war sie, solange sie die Liebe nicht kannte, blind waren ihre Augen, solange sie, wie die körperlosen

[1]) Daß Johanna von ihrer Liebe spricht, versteht sich nach allem, was vorausgegangen, ganz von selbst. Das Wort Liebe braucht sie hier nicht zu nennen, sie hat es bereits IV, 1, V. 28 gethan.

[2]) S. Akt V, V. 200 folgd. Daß und warum Johanna seit der Verkündigung ihres Sterbens auf dem Schlachtfelde an ein völliges Vernichten der englischen Kriegsmacht vor Reims vernünftigerweise nicht mehr denken konnte, haben wir mehrfach dargethan.

[3]) „Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!" Mit dem Müssen meint sie nicht äußeren Zwang, sie hätte das Sehen in Lionels Augen, als sie zuerst das Schwert gegen das Haupt desselben zückte, unterlassen können und würde es unterlassen haben, d. h. ihm nicht Auge in Auge begegnet sein, wenn sie in betreff der Liebe auf ihrer Hut und nicht ihrer selbst sicher gewesen wäre. Das Wort ist gebraucht in der Weise, wie man zu sagen pflegt: Warum mußte ich so unüberlegt handeln, wie viel besser hätte ich gethan, wenn ich mit Bedacht zu Werke gegangen wäre.

— reinen Geister[1]), kein Gefühl für die Liebe hatte. Denn so lange besaß allein Gott ihr Herz, sein Geist führte sie auf seiner Bahn, und sie war einzig Gott und seinem Dienste zugewandt. Er war der Schütze, sie der Pfeil, der dahin flog, wohin des Schützen Hand ihn trieb (II, 4, V. 291). Er stärkte ihren Arm und Sinn zu seinem Werke, und sie leistete in blindem — unbedingtem Gehorsam auch das für sie Schwerste mit seiner Krafthilfe (II, 8). So mußte sie bleiben, um zu vollenden. Sobald dagegen Johanna sah — sobald mit dem Blick in Lionels edles Antlitz das Gefühl für Mannesliebe in ihr erwachte, sobald entzog ihr Gott den Beistand seiner Kraft, so daß sie nicht mehr konnte, was sie sollte. Denn mit der Liebe war eine irdische Neigung in ihr entstanden, eine Gottgesandte aber muß allein Gott dienen, und um das zu können, muß ihr Herz ganz Gottes sein, nicht geteilt darf es sein zwischen Gott und einem irdischen Mann (Prol. 4, V. 411 folgd. Akt III, 4, V. 392 folgd. u. V. 446 folgd.). Nur eine Liebe darf sie kennen, die Liebe zu Gott und zu dem Beruf, den er ihr gegeben; nur einen Willen darf sie haben, den Willen Gottes für den göttlichen Heilszweck. (Seite 35.)

Das ist es, was Johanna für jetzt noch unter der Blindheit und dem Sehen versteht. Aber damit ist der Sinn ihrer Rede nicht erschöpft. Ohne selbst es zu wissen, hat sie offenbarende Worte gesprochen, wie einst Kaiphas Ev. Joh. 11, V. 49—52, und tiefer müssen wir dringen, um den Gedankengehalt derselben zu ergründen.

Worin also besteht, im Grunde gefaßt, die Blindheit? In der Selbstbescheidung der Demut, die sich in keinem Stücke vollkommen dünkt, sondern ihres Abstandes von dem vorgesteckten Ziele, wie der menschlichen Schranke überhaupt, sich jederzeit bewußt ist, und deshalb in keiner Sache, welche mehr als gewöhnliche Menschenkraft erheischt, einer bloß persönlichen Sicherheit sich hingibt, sondern ohne Unterlaß Stärkung ihrer Kraft, Befestigung ihres Mutes, Ausdauer ihres Willens bei Gott dem Herrn und Licht der Erkenntnis aus seiner Klarheit sucht[2]). Wer so stets sucht, der findet stets, Gott läßt es ihm gelingen.

Dagegen besteht das Sehen in der Selbstgewißheit des Hochmuts. Die Keime des Hochmuts lagen in der Jungfrau, wie in jedem Menschen. Dieselben entwickelten sich unter begünstigenden Umständen im Laufe ihres Thatenlebens von Stufe zu Stufe[3]).

---

[1]) S. Akt II. 7, V. 384, vergl. IV, 1, V. 81—86.

[2]) In dem großen Apostel Paulus haben wir das Vorbild Philipper 3, V. 12: „Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen sei, ich jage ihm aber nach, ob ich's doch ergreifen möchte, nachdem ich auch von Christo Jesu ergriffen bin."

[3]) Johannas Hochmut hat bekanntlich seine Wurzel in der Liebe. In dieser stand sie, nochmals sei es gesagt, von jeher auf eigener Kraft. Gottes Kraft hat sie zum Schutze wider die Liebe nie gesucht, weil sie sich aus eigenem Vermögen dagegen zu schützen gedachte. Diese Zuversicht haben wir in Dom-

Als nun Johanna (III, 4, V. 436—453) sich über die irdische **Liebe** erhaben, weil ihren Geist vom Geiste Gottes durchwohnt — durchheiligt glaubte [1]), und aus dem unweiblichen Kriegsberuf, den Gott ihr gegeben, sowie aus den Wundern [2]), welche Gott durch sie gewirkt, den Thatbeweis entnahm, daß sie kein Weib (II, 7, V. 383), sondern mehr sei als Weib (III, 4, V. 443 f.); als sie sodann (III, 9) bezüglich des **Tötens** und **Vollendens** ihren Willen unentwegbar fest, ihren Mut selbst von der ganzen Hölle unbesiegbar dachte, mithin von ihrer Seite jede Bedingung des Gelingens erfüllt wußte, und dazu in dem Rachschwert ihres Gottes, das ihr, weil sie sicher in der Liebe, selbstverständlich für Gottes Kraft Bürge war, auch die himmlische Gewähr zu besitzen meinte, daß sie als Gottes Kriegerin niemand und nichts auf ihrer Berufsbahn zu fürchten habe (III, 9, Schluß): Da war sie, weil ihrer selbst und ihres Werkes schrankenlos sicher, auf dem Gipfel des Hochmuts angelangt und somit geistig-innerlich bereits eine Sehende. Der nächste Schritt führte sie, die in dem Kardinalpunkt der Liebe wegen ihrer Selbstgewißheit ohne die rechte Selbstthut und ohne Gottesschutz war [3]), zu dem leiblich-äußerlichen Sehen der bittersten Enttäuschung. Johanna, die sich nur himmlisch-heiliger Liebe für fähig gehalten [4]), verfiel beim ersten Blick in das Antlitz eines Helden, der wie kein anderer Held dazu geschaffen war, mit seinen seelenvollen Augen und edlen Gesichtszügen das Herz der Heldin zu bewegen,

---

remy als Selbstvertrauen, dem Montgomery gegenüber als Selbstgewißheit und die letztere in der vierten Szene des dritten Aktes auf der Höhe gesehen, von welcher wir im Text anheben. Von der Liebe übertrug sich Johannas Hochmut unter Zuwirken ihres Patriotismus und Heroismus auf alles Vollbringen, wie uns die Montgomery- und Ritterszene gezeigt haben, und zwar durch das Medium der Gotteskraft, für welche die Sicherheit in der Liebe Gewähr leistete.

[1]) Wir erinnern an den großen Unterschied zwischen „Geist (d. h. Gottes Geist) in mir" und „der Geist heißt mir, zeigt mir, führt mich, treibt mich" u. s. w. Mit den Worten: „den Geist in mir — Entheiligung", will Johanna ausdrücken, Gottes Geist sei ihr innerlich geworden und habe ihren Geist zu einem Gefäß des göttlichen Geistes oder, wie die heilige Schrift sagt, zu einem Tempel des göttlichen Geistes geheiligt. S. 1. Korinther 3, V. 16—17: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnet." Vergl. 2. Kor. 6, V. 16. Johanna vermeint, schon zu sein, was sie erst noch werden soll (vollkommen geläutert, geheiligt, eine fertige Heilige).

[2]) Ihre Wunder sind solche der That, der Rede (II, 10, V. 568—573), des örtlichen und zeitlichen Fernsehens, der Prophetie.

[3]) Ohne die rechte Selbstthut war sie, weil sie sich über das Weib und die weibliche Liebesschwachheit hinaus dünkte; ohne Gottesschutz, weil sie in dem Wahn, der Liebe aus eigener Kraft mächtig zu sein, der Gotteskraft wider dieselbe nicht benötigt zu sein glaubte und darum sie nicht suchte.

[4]) Ungeachtet der Gottheit untrügliches Zeugnis sie der Männerliebe für fähig erklärt hatte Prol. 4, V. 411 u. I, 10, V. 655—657.

plötzlich der Macht irdisch-sinnlicher Liebe[1]), und infolgedessen gewann die Hölle, gegen deren Anläufe sie soeben noch sich standfest gewähnt hatte, Gewalt über sie, denn Gott wich sofort von ihr mit seiner Kraft[2]), weil er, der Allheilige, das Herz seines Werkzeugs mit keinem sündhaften Menschen teilt, am wenigsten mit einem Feinde seines Volkes und seiner Sache[3]).

Dahin würde es mit Johanna nicht gekommen sein, wenn ihre Seele in der rechten Verfassung gewesen wäre. Hätte sie in Demut statt in Hochmut gewandelt, dann würde sie, eingedenk des Wortes Ev. Matth. 26, 41: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach", dem Lionel nicht ins Gesicht gesehen haben, um sich nicht selbst mutwilligerweise in Versuchung zu führen, da sie ihm, ohne sein Antlitz zu schauen, den Tod geben konnte; hätte sie aber notgedrungen ihn anblicken müssen, so würde ihr dieser Blick nicht zum Unheil geworden sein, weil ihre ganze Selbstkraft zum Widerstand gegen mögliche Liebesversuchung wäre gesammelt und ihr Seelenauge himmelwärts um Segenshilfe gerichtet gewesen. Gott würde sie mit der Macht himmlischer Stärke wider die Liebe gerüstet haben. Der Hochmut ward ihr zum Fall.

Kaum hat die Jungfrau in ihrem: „Sobald du sahst (liebtest), verließ dich Gottes Schild, ergriffen dich der Hölle Schlingen", die tiefste Tiefe ihres Unglücks aufgedeckt, so wiederholen die Flöten dieselbe schmelzende Melodie, welche sie nach V. 33 anstimmten, und

---

[1]) Um so rettungsloser und unaufhaltsamer, je weniger sie nach III, 4 auf eine nochmalige Liebesversuchung, zumal durch einen Obersten des Feindesheeres gefaßt war. Das Genauere über den Vorgang haben wir zu III, 10 auseinandergesetzt.

[2]) Der Schild Gottes ist der Kraftschutz Gottes, welcher Johanna, ehe sie den Lionel liebte, davor bewahrte, das Gebot des Tötens nicht ausführen zu können, d. h. er ist die Kraft, womit Gott sie solange zum Töten befähigte, bis sie in Liebe zu Lionel entbrannte. Da erst wich dieselbe von ihr. S. II, 8 u. Prol. 3, V. 324 folgd.

[3]) Daß unsere Auffassung dem Dichter aus der Seele genommen ist, dafür dürfen wir uns auf ihn selbst als den besten Gewährsmann berufen. Er sagt in seinem sinnvollen, das Glück überschriebenen Gedichte:

„Nicht der Sehende wird von ihrer (der Götter) Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut.
Gern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheid'ne Gefäß schließen sie Göttliches ein.
Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freien herab" u. s. w.

Vergl. überdies unsere ausführliche Erklärung der Lionelszene (III, 10) nebst den Parallelen, welche wir daselbst aus Schillers Braut von Messina angeführt haben, und die angeblichen Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus des Dichters Munde, Fielitz S. 86: „Immer sind die Menschen auf der höchsten Stufe stehend gefallen" u. s. w.

erweichen anfangs den Seelenschmerz Johannas zur Wehmut des Wunsches (V. 65):

„Frommer Stab! O, hätt' ich nimmer
Mit dem Schwerte dich vertauscht!
Hätt' es nie in deinen Zweigen,
Heil'ge Eiche, mir gerauscht!
Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin![1])
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin!"

Sie bedauert demnach, von der Gottheit zur Rettung des Vaterlandes berufen und dem heiligen Rufe ihrerseits gefolgt zu sein, ja sie leistet im Schmerzgefühl ihrer Liebesschwäche, welche sie zum Bruch des Gelübdes gebracht, förmlich Verzicht auf die Krone himmlischer Herrlichkeit, die ihr Maria einst als Gnadenlohn für den Gehorsam strengen Dienstes verhieß (I, 10, V. 670 f.). Wie schwer indessen ihr dieser Verzicht wird, womit sie des Höchsten sich begibt, dem je ihr Sehnen gegolten, offenbart sie in den Wehmutslauten, welche sie aus innerstem Innern hervorseufzt (V. 73):

„Ach, ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht!
Doch auf Erden ist mein Hoffen,
Und im Himmel ist es nicht!"[2])

Die Herrlichkeit des Himmels und seiner seligen Geister hat sie gesehen, und dennoch ist, seitdem Mannesliebe ihr ins Herz gedrungen, ihr Sinn der Erde und nicht dem Himmel zugewandt. So klagt sie sich selber an, und weiter nichts als die von ihr eingestandene Thatsache, daß sie nicht gezwungen war, dem Lionel ins Antlitz zu sehen, hätte sie sich recht lebhaft zu vergegenwärtigen brauchen, um die ganze Schuld ihres Unglücks in sich selbst zu finden und auf diese Weise zu einer echten Reue und Buße zu gelangen; aber das Übermaß des Leidens wandelt plötzlich ihre Wehmut in Unmut und treibt sie zu einem zweiten Versuch der Selbstrechtfertigung, verzweifelter als der erste war. Sie erhebt gegen ihre göttliche Gebieterin den bitteren Vorwurf, einen Beruf ihr auferlegt zu haben, so furchtbar, daß sie denselben nur dann hätte erfüllen können, wenn das für sie Unmögliche ihr möglich gewesen wäre, nämlich das fühlende Herz, welches der Himmel ihr gegeben, zur Gefühllosigkeit zu verhärten. Im Tone schroffer Zurechtweisung erklärt sie sodann der

[1]) V. 67 f. geht auf die Gottesoffenbarung Prol. 4, V. 401 f.; V. 69 f. bezieht sich auf die Marienerscheinung Akt I, 10, V. 640 f. S. Seite 28, Anm. 1. Man übersehe nicht die Form der Apostrophe, womit Johanna sich und uns sehr lebhaft in die Zeit vor ihrem Abschied von der Heimat zurückversetzt.

[2]) Vergl. I, 10, V. 640 f., besonders V. 660 f. IV, 2, V. 116. V, 4, V. 142 u. 5, V. 195 f.

Himmelskönigin, wenn sie ihre Macht der Welt offenbaren wolle, so möge sie das durch ihre unsterblichen Geister thun, welche, frei von Sünden und irdischen Gefühlen fremd [1]), irdischer Liebesschwachheit nicht unterliegen, nicht aber solle sie dazu eine zarte Hirtenjungfrau wählen, in deren Brust ein weiblich weiches, menschlich fühlendes Herz wohne [2]). Mit andern Worten: Eine Mission, wie die ihr aufgetragene, eigne sich nur für ein himmlisches Wesen, nicht für ein liebeschwaches Erdenkind. Indirekt macht sie hiermit für ihr Verbrechen die heilige Jungfrau verantwortlich, schließlich aber thut sie es sogar direkt und zwar in einer Weise, welche nicht anders als lästerlich genannt werden kann, V. 90 folgd.:

„Schuldlos trieb ich meine Lämmer
Auf des stillen Berges Höh'.
Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach, es war nicht meine Wahl!"

So ungerecht macht das Unglück (II, 2, V. 130). Unter der Wucht ihres Seelenleides denkt Johanna nicht daran (V. 58 f.), daß sie den Lionel in Mariens göttlicher Kraft überwunden hatte und ihn in derselben Gottkraft hätte töten können, da sie den verhängnisvollen Blick in sein Angesicht nicht zu thun brauchte; noch weniger kommt es ihr in den Sinn, daß sie, um dem göttlichen Verbot der Männerliebe unfehlbar zu genügen, nicht bloß eignem Vermögen habe vertrauen dürfen, sondern, um auf jede Eventualität gefaßt zu sein, zugleich nach himmlischem Beistand habe aufschauen müssen, worauf Gott durch seine Kraftmitteilung bei der Gabe des Helms sie wenn auch nicht direkt, doch deutlich genug indirekt hingewiesen [3]). Nicht „verhärten" sollte sie ihr Herz zur Gefühllosigkeit, vielmehr dasselbe durch den steten Aufblick nach göttlicher Kraftunterstützung zum Werke Gottes stärken und festigen, und dies um so gewissenhafter, als die Bewahrung der jungfräulichen Reinheit die Kardinalbedingung für ihre ganze Mission war. Warum unterließ sie, was auch ohne ausdrückliches Gebot Gottes die Natur ihrer himmlischen Sendung sie lehren mußte und was schon deshalb That ihres freien Entschlusses sein sollte? Weil sie gerade in dem Hauptpunkte der Liebe über Weib und weibliches Empfinden hinaus zu sein wähnte (II, 7,

[1]) Sie fühlen nicht und weinen nicht, wie Johanna V. 46.

[2]) Ähnlich einem Geiste des Himmels dachte sich Johanna II, 7, V. 383 f.:
„Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein
Auf ird'sche Weise, schließ ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz."
„Ich weiß (V. 396)
Nichts von der Liebe Bündnis, das du mir beschwörst,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst."

[3]) S. das Ausführliche zu Ende des Prologs.

V. 383). In jedem Betracht war folglich das Verlieben ganz allein ihre eigene, nicht Mariens Schuld. Und wie steht es mit der vom Schmerz der Sünde ihr ausgepreßten Anklage: „Doch du rissest mich ins Leben . . ., mich der Schuld dahin zu geben"? War das der Zweck, zu dem Maria sie berief? Konnte es die Absicht der Heiligen sein, Johanna zu Falle zu bringen und zwar durch die Liebe, welche sie derselben so ernstlich verboten hatte? Vielmehr sollte Johanna für Gott auf Erden zeugen (Prol. 4, V. 408), ihr Vaterland vom Verderben erretten, selbst aber durch strengen Dienst geläutert werden, um im Himmel dermaleinst groß zu sein. Gibt es eine erhabenere Aufgabe, einen höheren Lohn? (I, 10, 649 f. u. V. 672 f.). Was endlich berechtigt sie zu dem Schlußseufzer wider Maria: „Ach, es (mein Beruf) war nicht meine Wahl"? Allerdings ist Johanna nicht aufs Geratewohl, nicht auf bloß eignen Rat in den Krieg gezogen. Auch ist sie nicht auf den ersten Ruf der Gottheit gegangen, nicht einmal hat Mariens Zorn beim dritten Erscheinen derselben sie zu sofortigem Eingehen in den göttlichen Willen bewogen, ja selbst Gottes Verkündigung seines unwandelbaren Ratschlusses hat das nicht über sie vermocht. Warum übernahm sie, deren ständiges Gebet die Befreiung Frankreichs war, nicht alsbald die himmlische Sendung? Nicht ihre innerste Gesinnung, sondern einzig der Gedanke hinderte sie, daß ihr die dazu erforderliche Körperkraft und Kriegskunde abgehe (I, 10, V. 652 f.). Als aber die „Götterkraft", womit das verheißene Zeichen des Helmes sie durchdrang, sie zu der Einsicht führte, daß sie des Himmels Werk auch mit Kräften des Himmels vollbringen solle, da ward ihr Bedenken und Zögern im Nu zur Flamme der glühendsten Begeisterung (Prol. 3, V. 287—365. Sz. 4, V. 425 f.), der sie den weihevollsten Ausdruck in den tief empfundenen Worten gab (V. 324):

„Der Herr wird mit ihr (= mir) sein, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!"

Gleich danach schloß sie den Vertrag mit dem Geisterreich (II, 7, V. 376 folgd.) und legte sodann das feierliche Gelübde ab, den göttlichen Auftrag mit seinen beiden Bedingungen vollständig zu erfüllen. So ist der Wille Gottes, dem sie im Grunde des Herzens von Anfang an nicht abhold war, zu ihrem sehnlichsten Verlangen, ihr Eintritt in den Kampf für König und Vaterland zu ihrer freieigenen That geworden. Hat sie gegründete Ursache, sich über ihre heilige Beschützerin zu beschweren? So gewiß nicht, wie es gewiß ist, daß sie ihre göttliche Aufgabe gelöst haben würde, wenn sie wider die Liebe sich selbst besser bewahrt und den Beistand Gottes erbeten hätte.

Johanna hat sich durch ihre zweite Selbstrechtfertigung der höchsten Gnaden entäußert, deren die Gottheit sie gewürdigt. „Zug um Zug hat sie sich ihrer erhabenen Würde entkleidet und ist herabgestiegen zu der niederen Menschlichkeit, die sie mit ihresgleichen

teilt“ [1]). In ihrem vermessen trotzigen Worte (V. 89 folgd.): „Kümmert mich das Los der Schlachten, mich der Zwist der Könige?“ sinkt sie bis auf den philisterhaft beschränkten Standpunkt Thibauts zu Ende der dritten Szene des Prologs hinunter. Von der göttlichen und vaterländischen Begeisterung, welche sie früher zu fast übermenschlichem Aufschwung beseelte, ist in unserer Szene nichts mehr zu sehen. Ein grundstürzender Irrtum jedoch würde es sein, wollten wir daraus den Schluß ziehen, daß alles patriotische Gefühl in ihr erstorben, jedes Band mit dem Himmel gebrochen sei. Wäre dem so, dann würde nichts mehr für sie zu hoffen, an ein Wiederwerden nicht zu denken sein. Aber nur zeitweilig ist unter dem Sündenweh das Höhere in ihr zurückgetreten, weder hat sie den Himmel verloren, noch ist sie der Gesinnung nach zur Engländerin geworden, allein der Person des englischen Helden gilt ihre Liebe, nicht dem englischen Volke, noch weniger der englischen Sache. Dafür, daß noch patriotisches Gefühl in ihr lebt, zeugt die zweite Eingangsstrophe sowie der Anfang der dritten: „Doch mich, die all dies **Herrliche** vollendet“, desgleichen V. 29: „Ich meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin für meines Landes Feind entbrennen?“ und V. 64: „Sobald du sahst (liebtest) . . . ergriffen dich der Hölle Schlingen.“ Ihre verborgene Sehnsucht nach Gott hin beweist sowohl der Schmerz, daß Gottes Schild sie verlassen (V. 63), als die Wehmut, womit sie der verheißenen Krone entsagt, und vor allem der Seelendruck, daß ihr von Himmelsglanz erfülltes Herz einer irdischen Liebe schlage (V. 25—28), daß ihr Hoffen auf Erden und nicht im Himmel sei (V. 73—76) [2]) — lauter Ergüsse des Jammers und Herzeleids, so zerreißend, wie über den Verlust der Seligkeit eines Paradieses.

Alle diese Zeichen der tiefsten Herzensbewegung sind ebensoviele Hoffnungssterne, welche Aussicht auf Johannas Erneuerung eröffnen. Auch schimmern noch andere Sterne in nicht minder verheißendem Licht. Am hellsten leuchten ihre Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit. Nur momentan gibt sie der Versuchung Raum, ihr Verschonen Lionels als That des Mitleids zu entschuldigen, im nächsten Augenblick jedoch gesteht sie sich, daß nicht Mitleid, sondern Liebe ihr das Herz bezwungen. Und diese Liebe, wodurch sie sich an Gott und Vaterland versündigt hat, nennt sie unumwunden mit den rechten

---

[1]) Städler S. 120, welcher fortfährt: „Und doch ist dies dieselbe Menschlichkeit, die uns in der Person der Sorel so schön, so anmutig und liebenswürdig erscheint. Aber Agnes Sorel hat auch nichts Höheres bedeuten sollen und wollen; Johanna dagegen hatte einen göttlichen Beruf übernommen und jedem Anspruche auf irdisches Glück entsagt. Obwohl ihre menschliche Neigung darum nicht an sich Sünde ist, so wird sie dies doch an ihrem göttlichen Berufe. An ihr und ihrem göttlichen Berufe ist eine Liebe, wie die Sorels, gleich einer sündigen Schuld und einem finsteren Verbrechen.“

[2]) Wie anders stand es um ihr Hoffen, als sie III, 4, V. 327 zu Dunois sagte: „Das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters.“

Namen Sünde, Schuld, Verbrechen. Ihre Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit haben sie von der ersten Verkehrtheit der Selbstrechtfertigung schnell zurückgebracht, dieselben Tugenden ihres Charakters werden voraussichtlich für sie die Brücke sein, um auch die Verirrung ihrer zweiten Selbstrechtfertigung baldigst zu überwinden, d. h. all und jede Schuld ihres Vergehens einzig und allein sich selbst beizumessen. Um so zuversichtlicher dürfen wir das erwarten, je entschiedener ihr Schuldbewußtsein die Oberhand über das Liebesgefühl gewonnen hat. Die Gottheit aber, welche noch immer ein Aufsehn hat über die Gefallene, wird ihr die Wege dazu anbahnen.

Wir knüpfen hieran eine Bemerkung, wozu uns eine Stelle in Schillers Brief an Goethe vom 3. April 1801 den nächsten Anlaß gibt: „Meine Heldin steht im letzten Akt auf sich allein und ist im Unglück von den Göttern deseriert." Was vom fünften Akte gilt, gilt ebenso vom vierten. Wie aber ist das Verlassensein zu verstehen? Man sollte denken, Gott habe seine Hand gänzlich von ihr abgezogen. Und allerdings erfährt Johanna die Nähe und Gegenwart der Gottheit nicht mehr durch außerordentliche Gnadenwunder, weder Maria noch Engel erscheinen ihr, keine Kraftergüsse der Himmlischen stärken ihr Herz und beleben ihren Mut auf dem Dornenpfade der Trübsal. Damit ist sie indessen noch nicht von aller Huld des Himmels ausgeschlossen. Wir ersehen vielmehr aus dem Verlauf der Begebenheiten, daß Gottes Barmherzigkeit über ihr waltet und alles dergestalt zu ihrem Besten leitet und lenkt, daß sie auch ohne sichtbaren und fühlbaren Beistand von oben sich aus der Tiefe wieder zur Höhe emporzuringen im stande ist. Schon unsere Szene ist ein Thatbeweis dieses göttlichen Gnadenwaltens. Denn was würde aus ihr geworden sein, wenn sie zu Anfang oder am Ende der Szene durch eine unerwartete Verkettung der Ereignisse, etwa infolge eines plötzlichen Überfalls von Reims durch die Engländer, gleich jetzt wieder mit Lionel zusammengetroffen wäre? Deutlicher jedoch sprechen die folgenden Szenen für Gottes Heilsrat über sie.

Szene 2. Soll Johanna sich von ihrem Fall erheben, so muß sie zu gründlicher Reue und Buße gelangen[1]). Dazu ist die unbedingte Voraussetzung, daß sie, all und jeder Selbstrechtfertigung entsagend, einzig und allein sich selbst schuldig erkenne und bekenne. Und wie kann das am sichersten geschehen? Sie bezeugt selbst, daß ihre Liebe ein Verbrechen ist (IV, 1, V. 24—31; V. 60 u. 75 folgd.), und daß sie das Verlieben durch ihre Neugier selbst verschuldet hat, weil sie den Lionel nicht anzusehen brauchte (IV, 1, V. 58 f.). Wird das Bewußtsein ihrer Liebesschuld aufs stärkste angefacht, so muß sie dahin kommen, statt mit der Gottheit zu hadern, vielmehr sich selbst zu verklagen, und sich zu richten statt zu rechtfertigen. Am

[1]) Die Vorboten der Reue und Buße haben wir schon III, 10 u. 11 sowie IV, 1, gesehen. Sie zeigten sich in dem Schuldbewußtsein Johannas, in der Anerkenntnis, daß ihre Liebe Sünde sei, sowie in der Angst und dem Schmerz darüber.

natürlichsten und schnellsten wird die Steigerung des Schuldbewußtseins erfolgen und sich daraus der Umschwung ihrer Herzensstellung vollziehen,

wenn ihr zuvörderst um des Außerordentlichen willen, das sie als reine, nur von himmlischer Liebe beseelte Jungfrau in Gottes Kraft vollbracht hat[1]), aus dem edelsten Frauenherzen eine fast übermenschliche Verehrung entgegenkommt, welche gerade durch diese Überschwenglichkeit ihr den Gegensatz der Thatsache in die Seele ruft, daß sie das Gottesverbot der Männerliebe überschritten, ebendamit der Himmelskraft sich verlustig gemacht und darum nicht, wie sie sollte, vor Reims die Engländer gänzlich vernichtet hat;

und wenn ihr sodann die treuaufrichtigen Geständnisse jener liebeseligen Verehrerin, welche diese über sich selbst ablegt, die selbstische Natur der irdischen Liebe mit vollster Lebenswahrheit, weil in persönlicher Gegenwart, vor die Augen stellen.

Ohne es zu ahnen, wird Sorel nach allen Seiten hin die Vermittlerin[2]). Während der Krönungszug sich bereitet, erscheint sie in der doppelten Absicht, der Jungfrau aufs innigste zu danken und dieselbe zur Liebe des Grafen Dunois zu stimmen. Dazu hält sie den rechten Augenblick eben jetzt für gekommen, weil den Krieg für beendigt (vergl. III, 4, V. 370 folgd.). In lebhafter Rührung fällt sie der Freundin um den Hals, besinnt sich jedoch plötzlich und kniet nieder vor ihr, wie vor einem höheren Wesen. Johanna, für welche dies peinlich ist, heißt sie aufstehen mit dem Bemerken: „Du vergissest dich und mich." Sorel aber erwidert: „Laß mich, es ist der Freude Drang, der mich zu deinen Füßen niederwirft — ich muß mein überwallend Herz vor Gott ergießen, den Unsichtbaren bet' ich an in dir. Du bist der Engel, der mir meinen Herrn nach Reims geführt und mit der Krone schmückt. Was ich zu sehen nie geträumt, es ist erfüllt. Der Krönungszug bereitet sich" u. s. w. Diese treu gemeinten Preisergüsse sind für die Jungfrau ebensoviele Schläge ins Herz und Gewissen[3]). Den Unsichtbaren bet' ich an in dir — Johanna weiß, daß Gott sie mit seiner Kraft und seinem Geist verlassen hat (Sz. 1, V. 63)! Du bist der Engel — Jo-

---

[1]) Erfüllung des Marienwortes I, V. 655: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht."

[2]) Disposition der Szene: Erster Hauptteil von Anfang V. 97—112. Übergang V. 113—122. Zweiter Hauptteil V. 123—179. Übergang zum Schluß V. 180—184. Schluß V. 185 folgd. Viehoff I, S. 110 macht auf die bewundernswürdige Kunst aufmerksam, womit der Dichter diese Szene ausgeführt hat, und hebt namentlich hervor, wie schön und ungezwungen die Übergänge sind, wie hier jede Spur der Absichtlichkeit ausgelöscht und die Kunst zu einer zweiten, höheren Natur gereift ist. Wir fügen hinzu, daß die Übergänge nicht bloß zwischen den Hauptteilen, sondern auch innerhalb der letzteren aus dem angegebenen Gesichtspunkte zu betrachten sind.

[3]) Es ist ein psychologischer Meisterzug Schillers, daß er der Jungfrau ihr Vergehen mit seinen Folgen durch alles, was Sorel sagt, ohne daß diese es merkt und will, mittels des in der Lage beider begründeten Gegensatzes in-

hanna war, bevor sie liebte, als Gottes Gesandte wie ein Engel des Himmels, seitdem sie liebt, ist sie Gottes Gnadenwerkzeug nicht mehr und hat infolge davon ihre heilige Mission nicht vollendet! Du bist die Göttin dieses Festes, der König selbst mit seiner Krone strahlt nicht herrlicher als du (V. 148 folgd.). — Johanna dürfte sich als die Göttin des Festes betrachten, wenn sie dasselbe als Heilige Gottes feierte. Der Glanz der Erdenkrone auf des Königs Haupte würde ihr die verheißene Himmelskrone aufs neue verbürgen. Die Liebe aber hat sie der Hoffnung auf solche Herrlichkeit beraubt[1]).

Ehe noch Sorel ihrer unbegrenzten Freude über die unmittelbar bevorstehende Krönungsfeier das letzte Wort gegeben, wird sie nach dem begeisterten Ausruf: „O dieses Glückes Fülle trag' ich nicht!" von Johanna dadurch unterbrochen, daß diese sie sanft in die Höhe hebt. Dabei sieht Sorel „der Jungfrau näher ins Auge", und dieses zeigt ihr im Gegensatz zu der eignen Glücks- und Freuden-Seligkeit einen Ernst und eine Strenge, welche sie zu der Äußerung veranlassen:

„Doch du bleibst immer ernst und streng; du kannst (V. 113)
Das Glück erschaffen, doch du teilst es nicht.
Dein Herz ist kalt, du fühlst nicht unsre Freuden, (V. 115)
Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn, (vergl. I, 10, V. 660 u. 674 f.)
Die reine Brust bewegt kein irdisch Glück."

Die drei ersten Verse erinnern an Johannas Worte IV, 1, V. 17 f.: „Doch mich, die all' dies Herrliche vollendet, mich rührt es nicht das allgemeine Glück; mir ist das Herz verwandelt und gewendet, es flieht von dieser Festlichkeit zurück." Die glänzende Folie, welche Sorel in den beiden letzten Versen der Kälte und Teilnahmslosigkeit Johannas gibt, kontrastiert mit dem Ausspruch der letzteren IV, 1, V. 18: „Ins brit'sche Lager (zu dem Feinde) ist es (das Herz) hingewendet", und ruft uns zugleich die Klagen derselben IV, 1, V. 25 ins Gedächtnis: „Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen?" desgleichen V. 73—76: „Ach, ich sah den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht! Doch auf Erden ist mein Hoffen, und im Himmel ist es nicht!" Alles das malen uns ebenfalls Johannas Bewegungen mit der Hand, indem sie „die Hand Sorels mit Heftigkeit ergreift, dieselbe aber schnell wieder fahren läßt." Johanna ergreift der Freundin Hand mit Heftigkeit, als wolle sie derselben ihr Leid darüber klagen, daß sie die allgemeine Festfreude, welche sie als durchaus berechtigt anerkenne, nicht von Herzen zu teilen vermöge.

---

direkt vorhalten läßt. Denn jede Schuld fällt uns doppelt schwer aufs Herz, wenn wir an dieselbe aus befreundetem Munde unwillkürlich und unabsichtlich gemahnt werden.

[1]) Sz. 1, V. 71 folgd.: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Krone, nimm sie hin." Viehoff I, S. 110: „Indem Sorel vor Johanna ihre grenzenlose Ehrfurcht ausspricht, erinnert sie diese auf eine schreckliche Weise an die Himmelskrone, die ihr verheißen war, und die sie nun durch Bundbrüchigkeit verwirkt zu haben fürchtet."

Schnell aber läßt sie die Hand wieder los, weil sie erstens sich sogleich darauf besinnt, daß sie die Ursache ihrer Kälte und Teilnahmslosigkeit nicht zu entdecken in der Lage sei, und weil zweitens Sorels Worte (reine Brust, der Himmel Herrlichkeit u. s. w.), welche in schneidendem Widerspruch mit dem Schuldgefühl Johannas stehen, ihr wie Schwerter durch die Seele dringen, so daß sie sich nicht würdig glaubt, Sorels Hand länger in der ihrigen zu halten[1]). Sorel versteht Johanna im Grunde gar nicht, sie sieht jedoch in den Handbewegungen derselben ein bewegtes Herz und daraus schöpft sie den Mut, sofort auf ihr höchstes Ziel überzugehen. Thatsächlich möchte sie der Jungfrau vergelten, möchte dieselbe zum Lohn für ihre Großthaten an König und Vaterland so glücklich machen, wie sie selber es ist, glücklich durch das höchste Erdenglück, welches sie kennt, durch das Liebesglück. Um so zu lieben, wie Sorel es meint, muß Johanna sich ganz als Weib fühlen, und um dahin zu kommen, vor allem die Waffenrüstung ablegen. Jenes wie dieses hält Sorel für ebenso natürlich als geboten, weil sie den göttlichen Auftrag Johannas vollbracht glaubt[2]). Daher ihr sehnlicher Wunsch:

„O könntest du ein Weib sein und empfinden! (V. 118)
Leg' diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr,
Bekenne dich zum sanfteren Geschlechte! (V. 120)
Mein liebend Herz flieht scheu vor dir zurück,
Solange du der strengen Pallas gleichst"[3]).

„Was forderst du von mir!" entgegnet Johanna, offenbar verwundert darüber, daß Sorel ihr zumutet, schon vor der Krönung die Rüstung abzulegen, in der sie wie ihre Siege überhaupt, so insbesondere den Krönungssieg erfochten. Sorel läßt sich hierdurch nicht beirren, erneuert vielmehr noch dringender ihre Anliegen:

„Entwaffne dich!
Leg' diese Rüstung ab! Die Liebe fürchtet, (V. 124)
Sich dieser stahlbedeckten Brust zu nahn. (V. 125)
O sei ein Weib, und du wirst Liebe fühlen![4])

---

[1]) Vorspiel des Schlusses (V. 185). „Johanna entreißt sich mit Heftigkeit Sorels Armen" u. s. w.

[2]) In diesem Sinne hat der Bischof III, 4, V. 394 folgd. die Jungfrau zu belehren gesucht und der König ihr ebend. V. 422 zugeredet.

[3]) Tief ins Gewissen greifen der Jungfrau auch diese mit ihrem Schuldbewußtsein aufs schärfste kontrastierenden Äußerungen Sorels. Johanna hat dem Lionel gegenüber erfahren, daß sie *ein Weib* ist und *als Weib* empfindet. Ähnliches gilt von V. 124: „Die Liebe fürchtet, sich dieser stahlbedeckten Brust zu nahn. O, sei ein Weib, und du wirst Liebe fühlen!" Die Liebe hat sich *sogar ihrer stahlbedeckten* Brust genaht. Johanna hat echt weibliche Liebe zu Lionel gefühlt und fühlt sie noch immer. Daß des Kriegs noch kein Ende und zwar allein durch ihr Vergehen, weiß sie aus der Verkündigung ihres Sterbens auf dem Schlachtfelde.

[4]) Sorel ist überzeugt, solange Johanna den Panzer trage, könne keine Liebe in ihrer Brust aufkommen, in der Mannesrüstung werde sie dem zarteren

Mit großer Vorsicht und Feinheit behandelt Sorel den Hauptpunkt der Liebe. V. 121 redet sie von der Liebe *ihres eignen* Herzens, welches scheu vor der Stahlgerüsteten zurückfliehe; V. 124 spricht sie von der Liebe *überhaupt*, welche (als Abstraktum personifiziert) sowohl Freundschafts- als Geschlechtsliebe sein kann. Daß sie vorzugsweise an die letztere denkt, zeigt die Ermahnung (V. 126): „O sei ein Weib und du wirst Liebe fühlen!" Aber erst V. 131 tritt Sorel mit der *bestimmten* und zwar geschlechtlichen Liebe einer *bestimmten Person* hervor, nachdem Johanna die zweite Forderung derselben (V. 123), sich zu entwaffnen, folgendermaßen zurückgewiesen:

„*Jetzt* soll ich mich entwaffnen! Jetzt! dem Tod (V. 127)
Will ich die Brust entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o, möchte siebenfaches Erz
Vor Euren Festen, vor mir selbst mich schützen!" (V. 130)

Daß der Krieg nicht zu Ende ist, sondern nach der Krönung nochmals entbrennen wird, weiß Johanna aus der Offenbarung ihres Schlachtentodes. Aus derselben Offenbarung weiß sie ebenfalls, daß sie an dem Kampfe, wenn auch nicht als Gottes Streiterin, teilnehmen, mithin des Panzers sich *nicht* entledigen, vielmehr darin sterben soll (V, 14, V. 493). Somit ist einesteils die schroffe Entschiedenheit erklärlich, womit sie Sorels Ansinnen zurückweist, sich schon jetzt, d. h. noch vor dem Wiederausbruch des Kampfes zu entwaffnen, der möglicherweise gleich nach der Krönung erfolgen kann, anderenteils verliert sich dadurch der Anschein frevler Vermessenheit, welchen auf den ersten Blick ihr Ausspruch hat: „Dem Tod will ich die Brust entblößen in der Schlacht!" Nehmen wir dazu noch die Gewissensbisse, welche die bundesbrüchige, alles Unheil verschuldende Liebe ihr verursachen, sowie die Thatsache, daß das Gefühl dieser Liebe noch tief in ihrem Herzen wurzelt, so kann es uns nicht befremden, daß sie vor den Festfreuden der Ihrigen[1]) und vor sich selbst, d. h. gegen die Gefühle und Vorwürfe des eignen Herzens mit siebenfachem Erze geschützt sein möchte[2]). Sorel freilich, welche von dem, was Johanna bedrückt, nichts ahnet, findet in der Liebe, welche für sie selbst das Ein und Alles ist, auch für die Freundin das beste Schutz- und Heilmittel, besser als siebenfaches Erz. Sie stellt ihr die Liebe des Grafen Dunois vor (s. III, 4, V. 344) und sucht sie mit den edelsten Beweggründen zur Gegenliebe des hochherzigen Helden zu begeistern[3]):

---

Geschlechte immer entfremdet bleiben, nie sich als Weib, sondern stets als Kriegerin fühlen; sobald sie dagegen den Panzer ausgezogen, müsse die weibliche Natur mit ihren sanfteren Gefühlen sich geltend machen. Vergl. III, 4, V. 425 folgd. und V. 397 folgd. In anderm Sinne hat Lionel III, 10, V. 681 folgd. die Jungfrau aufgefordert: „Wirf sie von dir, diese Waffen!" Er wollte Johanna der Hölle entreißen, in deren Dienste er sie wähnte.

[1]) Siehe V. 115 und was wir zu Sz. 1, V. 17 f. gesagt haben.

[2]) Horat. carm. I, 3, V. 9 f.: Illi robur et aes triplex circa pectus erat.

[3]) Man übersehe nicht, wie auch in dem zunächst und weiter Folgenden fast jedes Wort Sorels ohne deren Wissen und Wollen aufs empfindlichste die

„Sein edles Herz, (V. 131)
Dem Ruhm nur offen und der Heldentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl. (Vergl. III, 1, V. 33 f.)
O es ist schön, von einem Helden sich geliebt
Zu sehn — es ist noch schöner, ihn zu lieben!"

Schöner warum? Weil die Liebe zu einem Manne, der ein Muster jeder Heldentugend (normale Verhältnisse vorausgesetzt), ebensowohl den Seelenadel der Liebenden bekundet, als die Seele derselben adelt. Mit Abscheu wendet sich Johanna hinweg. Weshalb? Sie liebt, und für eine wahrhaft Liebende ist jedes weitere Liebeswerben schon an und für sich ein Greuel, für die Jungfrau ist es der Antrag Sorels um so mehr, weil gerade die Liebe ihre Versündigung an Gottes Verbot. Sorel deutet den Abscheu nicht als „Haß" gegen die Person des Grafen, sondern als Widerwillen gegen die Liebe überhaupt, und wiederholt in dieser Überzeugung ihren Wunsch, daß das ruhige (kalte V. 115) Herz Johannas zu einem „fühlenden", für die sanften Gefühle des Weibes empfänglichen werde. Johanna hat darauf nur die kurze, für Sorel im Grunde unbegreifliche Antwort: „Beklage mich! Beweine mein Geschick!" Wir verstehen das Mißgeschick der Jungfrau. Sie liebt wider Gottes Verbot und liebt den größten Feind ihrer heiligen Mission! Eine Liebe fühlt sie, die sie nicht fühlen sollte und nicht fühlen will, aber noch immer nicht bannen kann! „Was könnte dir", fragt Sorel, „zu deinem Glücke mangeln?" und zum Beweis, daß ihr nichts (außer Liebe) zum Glück mangle, zeigt sie ihr das Glück, daß sie ihrem in Chinon gegebenen Versprechen gemäß (I, 10, V. 690 f.) Frankreich befreit[1]) sowie den König durch ihre Siege nach Reims geführt und solcherweise einen Ruhm erlangt habe, in dessen Glanze sie als Göttin des Krönungsfestes ebenso herrlich strahle, wie selbst der König in seiner Krone. Diese Erwähnung des Thatenruhmes, welcher sie als Vaterlands-

---

Jungfrau trifft. Nur einiges wollen wir hervorheben, das andere, was sich teils selbst, teils aus dem bisher Gesagten erklärt, nicht besonders berühren. „Graf Dunois" — Johanna hat ihn, den Hort des Vaterlandes, III, 4, V. 385 f. u. 418 f. pflichtgehorsam zurückgewiesen, dem Feinde Frankreichs dagegen gottvergessen ihr Herz geöffnet! „Es ist schön, von einem Helden sich geliebt zu sehn, es ist noch schöner, ihn zu lieben" — Lionel! V. 139: „Dir ist keiner der Geliebte" — Lionel! V. 143: „Du hast dein Wort gelöst, Frankreich ist frei" u. s. w. — Mariens Gebot: „Vertilge meines Volkes Feinde" hat Johanna nicht erfüllt, Frankreich ist noch weiterer Kriegsdrangsal bloßgegeben! V. 156: „Zu deiner Heldenstärke" — Auch dem Lionel gegenüber? V. 157: „Zu deiner Hoheit" — Wie tief ist doch Johanna gefallen! V. 158—167: „Sorels Schwäche, schwaches Herz" — Wo ist Johannas Stärke, wo ihr starkes Herz geblieben? u. s. w.

[1]) Dem Willen der Vorsehung gemäß sollte mit der Krönung in Reims die Mission Johannas erfüllt, Frankreich frei sein. Johanna war in Chinon gewiß, diese Aufgabe zu lösen, Sorel glaubt dieselbe wirklich gelöst. Weshalb der himmlische Auftrag unvollendet geblieben, wissen wir wie Johanna.

Befreierin bei der heutigen Festfeier nicht weniger verherrliche, als die Krone den König, mahnt Johanna an die durch ihre unselige Liebe zu dem feindlichen Heerführer verschuldete Nichtvollendung der göttlichen Mission, so daß sie statt Göttin des Festes zu sein, Verbrecherin an Gott wie am Vaterland geworden ist und die Krone des Lebens verwirkt hat. Vor Scham und Schmerz darüber errötend, schlägt sie die Augen nieder, indem sie ausruft: „O könnt' ich mich verbergen in den tiefsten Schoß der Erde!" [1]) Der herzzerreißende Ausdruck dieses schmerzbewegten Schamgefühls ist für Sorel geradezu rätselhaft. Was ist dir? so sagt sie, . . . Wenn du an diesem Segens- und Ruhmestage vor Schamröte niederblicken willst, — du, all der Herrlichkeit Schöpferin, wer soll dann seine Augen frei aufheben? Nicht an dir, an mir ist es, vor Scham zu erröten, die ich mich so klein neben dir fühle, weil ich weder zu deiner Heldenstärke noch zu deiner Hoheit, d. h. Seelengröße, mich emporschwingen kann. Unter „deiner Hoheit" versteht Sorel offenbar Johannas Erhabenheit der Seele, welche sie auf die Herrlichkeit des Himmels (V. 116) und das Heil des ganzen Vaterlands gerichtet denkt, im Gegensatz zu der eignen Kleinheit, d. h. zu der egoistischen Beschränktheit, die „in dem allgemeinen Glücke nur das Glück des Einen, des Geliebten, fühlt." „Denn", so lautet ihre eigene Erklärung:

„soll ich meine ganze Schwäche dir (V. 158) [2])
Gestehen? — Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erneute Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beschäftigt dieses schwache Herz. Es ist
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen,
Er ist der Meine, der Geliebte ist's."

In jedem dieser vom natürlichen Egoismus der irdischen Liebe durchglühten Worte schildert Sorel das Vollglück ihrer Liebe, in deren einzigem Gefühl ihr ganzes Innere zu harmonischer Einheit zusammenstimmt. Johanna, welche in Gedanken ihr Mißgeschick mit dem Glücke Sorels vergleicht, indem diese den allverehrten König, sie dagegen den allverhaßten Feind liebt, wird durch die hinreißende Liebesbegeisterung der Freundin aufs tiefste bewegt und preist das selige Los derselben, den zu lieben, den alle lieben, und ihr Entzücken der Welt offenbaren zu dürfen, in einer schwungvollen Weise, welche je länger je mehr sich zu einem förmlichen Jubelhymnus auf

[1]) S. die Parallelstelle Sz. 1, V. 25: „Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? . . . Ich, meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin, für meines Landes Feind entbrennen? Darf ich's der keuschen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham?" Zu dem Glanz der Jungfrau vergl. auch die Traumvision Thibauts Prol. 2, V. 114—125.

[2]) Vergl. IV, 1, Str. 2 u. 3.

die irdische Liebe überhaupt erhebt, so daß dieser Herzenserguß aufs deutlichste Johannas eignes Liebegefühl abspiegelt:

„O du bist glücklich! Selig preise dich! (V. 168)
Du liebst, wo alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken (V. 170)
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!
Dies Fest des Reichs ist deiner Liebe Fest.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauern flutend drängen,
Sie teilen dein Gefühl, sie heil'gen es; (V. 175)
Dir jauchzen sie, dir flechten sie den Kranz,
Eins bist du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebst das Allerfreuende, die Sonne,
Und was du siehst, ist deiner Liebe Glanz!“ [1])

In so reizenden, so wahrheitstreuen Farben kann nur der die Liebe preisen, der die Liebe kennt und selbst Liebe fühlt. Sorel, die beste Kennerin des weiblichen Gemütes, durchschaut sofort das liebewarme Herz der Jungfrau, und fällt derselben in dem guten Glauben, sich mit ihr auf den Fuß völligen Vertrauens setzen und das Werben für Dunois wiederholen zu können, mit den Freudenworten um den Hals:

„O, du entzückst mich, du verstehst mich ganz! (V. 180)
Ja, ich verkannte dich, du kennst die Liebe,
Und was ich fühle, sprichst du mächtig aus.
Von seiner Furcht und Scheue löst sich mir
Das Herz, es wallt vertrauend dir entgegen“ —

Hier entreißt sich Johanna mit Heftigkeit Sorels Umarmung, deren sie sich nicht mehr für wert erachtet, und ruft mit einer an Verzweiflung grenzenden Erregtheit:

„Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke (V. 185)
Dich nicht mit meiner pesterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh! Mich laß in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen“ —

Die Krisis ist da. Wie wir gesehen (V. 158), hat Sorel der Jungfrau gestanden, daß allein das egoistische Gefühl für den König in ihrem Herzen Raum habe. Ebendamit berührte sie „die verwandte Saite im Busen“ Johannas, und diese feierte (V. 168) in einer Art von trunkenem Selbstvergessen die irdische Liebe, bezw. das selbstische Wesen derselben mit so idealen Zügen, daß Sorel sie getrost als Kennerin der Liebe und Seelenverwandte begrüßte (V. 180). Nunmehr erkennt Johanna aus ihrem eignen Preis der Liebe und Sorels

[1]) Düntzer S. 223 bemerkt: „Am Schlusse der Rede der Jungfrau strich die Theaterbearbeitung die beiden letzten Verse, welche aussprechen, daß Sorel den hoch über allen Stehenden liebe und an diesem Tage überall gefeiert sehe.“

Entzücken darüber, wie tief die Liebe noch in ihr haftet, und daß sie durch dieselbe auf den gewöhnlichen Standpunkt des Weibes herabgesunken ist[1]; jetzt erkennt sie aus fremdem und eignem Munde mit thatsächlicher Klarheit die irdisch-selbstische Liebe, welche dem Manne anhängt, als den Gegensatz der himmlischen Liebe, die allein Gott sucht und das, was Gottes ist; jetzt erkennt sie sich selbst als das Widerspiel ihrer göttlichen Mission, welche jedes selbstische Interesse ausschließt und die ungeteilte Hingabe des Herzens an Gottes Willen und Werk erfordert. Daher denn der Ausbruch ihres herzzerreißenden Schmerzes (V. 185)[2]: „Verlaß mich! ... Mich laß in tiefster Nacht mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen verbergen."[3]) — Ihr Unglück ist das Verlieben, ihre Schande die Liebe als Versündigung an Gottes Verbot, an der Sache Gottes und seines — ihres Volkes; ihr Entsetzen ist sie selbst als der lebendige Widerspruch mit der Idee ihres Berufes, welcher die jungfräuliche Reinheit und mit ihr Gottes Alleinbesitz des weiblichen Herzens im Gegensatz zu dem Egoismus der irdischen Liebe unbedingt erheischt. Sorel, ohne Ahnung des wahren Sachverhaltes, vermag es nicht zu fassen, inwiefern ihre Worte: „Du kennst die Liebe" u. s. w. das heilige Herz der Jungfrau, das Zartgefühl der reinen Seele erschreckt haben. Johanna aber nennt Sorel die Heilige, die Reine, sich selbst dagegen die Feindin, die Verräterin:

„Du bist die Heilige! Du bist die Reine! (V. 194)
Sähst du mein Innerstes, du stießest schaudernd
Die Feindin von dir, die Verräterin!"

Hat Johanna recht, Sorel im Gegensatz zu ihr als die Heilige und Reine, sich selbst im Vergleich mit Sorel als nicht rein, nicht heilig zu bezeichnen? (vergl. IV, 1, V. 81 folgd.). Vollkommen, obwohl Sorel, die irdische Liebe allein für sich betrachtet, keineswegs höher als Johanna steht. Von Sorel gilt nämlich, was III, 4, V. 394 der Erzbischof sagt: „Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist das Weib geboren — wenn sie der Natur gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!" Sorel hat nie etwas anderes als das liebende Weib sein wollen und sollen, Johanna dagegen ist von der Gottheit zu einem außerordentlichen Dienst am Vaterland berufen und hat sowohl durch die Übernahme desselben als durch ein feierliches Gelübde sich verpflichtet, die Bedingungen des himmlischen Auftrags, insbesondere die Kardinalbedingung, sich frei zu halten von Mannesliebe, auf das strengste zu erfüllen. Durch die Liebe aber hat sie die jungfräuliche Reinheit und mit ihr die heilige Weihe wie die göttliche Befähigung für ihren Beruf verloren. Zur Feindin ist sie und zur Verräterin am Vaterland geworden. Denn sie hat dem

[1]) Daß dieser Standpunkt in Johannas Augen Sorel nicht zum Vorwurf gereicht, werden wir bald hören.

[2]) Man bemerke die Häufung der asyndetischen Ausrufe als Kennzeichen schmerzlichster Erschütterung.

[3]) Man beachte die Steigerung im Vergleich mit V. 141 und bes. V. 150.

Obersten der Feinde ihr Herz gegeben, hat sich dadurch außer stand gesetzt, ihre himmlische Aufgabe (vor Reims) zu Ende zu führen, und auf diese Weise den ärgsten Verrat am Vaterland begangen, weil dasselbe durch ihre Sünde in neues Kriegsleid gestürzt [1]). Solchen Verbrechen gegenüber, die einzig der irdischen Liebe zur Last fallen, welche Johanna jetzt in der vollsten, schärfsten Beleuchtung selbstischer Widergöttlichkeit erblickt, schweigt all ihr Grollen mit der Himmelskönigin, schwindet jede Spur der Selbstrechtfertigung, welche sie bisher (IV, 1) nicht zu einer wahren Reue kommen ließ. Jetzt nimmt sie im Gegenteil ihre Schuld voll und ganz auf sich und empfindet die tief-schmerzlichste Reue über das, was sie gethan.

Szene 3. Somit ist sie weit genug vorgeschritten, um die Energie der göttlichen Heiligkeit als Zorn über ihre Bundbrüchigkeit zu erfahren [2]). Dunois, Du Chatel und La Hire kommen, um der Jungfrau im Namen des Königs zu melden, sie solle im Krönungszuge als Nächste vor ihm die heilige Fahne tragen. La Hire will dieselbe ihr überreichen, sie aber bebt davor zurück, und als er die Fahne auseinanderrollt, um ihr an dem Bilde der Himmelskönigin zu zeigen, daß die Fahne die nämliche sei, unter deren geweihtem Zeichen sie ihre Siege erfochten, gerät sie beim Anblick der Göttlichen völlig außer sich. Mit einem Entsetzen, welchem sie in dem Rufe: „Sie ist's! Sie selbst!" sprechenden Ausdruck gibt, sieht sie die Himmlische gerade so, wie sie ihr einst unter der Wundereiche bei Domremy erschien, „die Stirne faltend und zornglühend aus den finstern Wimpern schauend" [3]). In solcher Schreckenslage hat Johanna für den Zuspruch der Sorel, das Bild der Fahne sei nur das „irdisch nachgeahmte" der Jungfrau Maria, die Heilige selber „wandle in den Chören des Himmels", weder Ohr noch Acht, sondern ruft der Furchterscheinung in reuevollster Zerknirschung zu:

„Furchtbare, kommst du, dein Geschöpf zu strafen? (V. 225)
Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze,
Und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt.
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
Gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen!"

---

[1]) „Die Neigung, die sie, an ihrem erhabenen Berufe festhaltend, den edelsten Söhnen ihres Vaterlandes standhaft verweigert hat, die hat ein Feind des Vaterlandes ungefordert und mühelos davongetragen, und sie erscheint als eine ärgere Verräterin als selbst jener Herzog war, den sie aus dem Feindeslager zu seiner Pflicht zurückgeführt." Städler S. 118.

[2]) Man vergesse den Boden der Dichtung nicht, worauf wir stehen. Dunois und La Hire sehen das Bild auf der Fahne so, wie es in Wirklichkeit ist, Johanna sieht dasselbe in visionärer Umbildung, aber, wie wir zu denken haben, unter dem Einfluß der Gottheit, welche auf ihre Seele und durch diese auf ihr Auge wirkt, um sie auf der Bahn des Heils weiter zu führen.

[3]) S. Akt I, 10, V. 668: „Als sie in der dritten Nacht erschien, da zürnte sie und scheltend sprach sie" u. s. w.

Heilige Jungfrau wird Maria genannt. Den heiligen Jungfrau-Namen Mariens hat Johanna entweiht, geläſtert durch ihre Liebe. Maria hatte ihr die reine Jungfräulichkeit geboten, Johanna ſich zur Bewahrung derſelben durch unverbrüchliches Gelübde verpflichtet. In Chinon, in Chalons, überall ſtellte ſie das Gebot der Maria als das Kardinalgeſetz ihrer heiligen Miſſion dar, in allen Schlachten trug ſie nach Vorſchrift Mariens die Fahne mit dem Bilde der jungfräulichen Himmelskönigin und erkämpfte alle Siege unter dem Panier und in der Himmelskraft der jungfräulichen Heiligen. Durch das Verletzen des Liebesverbotes brach ſie demnach ihr Gelöbnis der Jungfräulichkeit und entweihte auf dieſe Weiſe den heiligen Namen ihrer jungfräulichen Gebieterin; zugleich aber war der Bruch jener Hauptbedingung, nicht zu lieben, auf welcher die himmliſche Miſſion wie auf ihren Angeln ruhte, auch der Bruch der andern Bedingung, nämlich des Tötens, und damit der Bruch ſowohl der ganzen Miſſion als des ganzen Gelübdes, welches auf dem Grunde der jungfräulichen Reinheit die Vollendung der göttlichen Aufgabe in allen ihren Teilen umfaßte.

Am Schluß der Unterredung mit Sorel (IV, 2) ſprach Johanna, wie wir geſehen, ihr tiefſtes Schuldbewußtſein und in dieſer Form zugleich die damit verbundene, ebenſo tiefe Reue aus, jetzt thut ſie der Marienerſcheinung gegenüber nicht bloß das Gleiche, ſondern geht noch einen bedeutenden Schritt weiter, indem ſie ſich ohne allen Vorbehalt der äußerſten Strafe wert erklärt, ja den Tod ihres Leibes als Strafgericht Mariens auf ſich herabruft, um durch ſolche Buße ihre ſchwere Schuld zu ſühnen.

Kaum haben die Ritter den Eindruck, welchen der Vorgang auf ſie gemacht, mit einander ausgetauſcht [1]), und hat La Hire der Jung-

[1]) Dabei thut Du Chatel auf La Hires Befragen: „Begreift ihr dieſe ſeltſame Bewegung?“ die Äußerung: „Ich ſehe, was ich ſeh'. Ich hab' es längſt gefürchtet .... Was ich denke, darf ich nicht ſagen“ u. ſ. w. Was hat er längſt gefürchtet? Düntzer antwortet: „Du Chatel, der bisher ſtumm gebliebene nächſte Freund Karls, deutet auf La Hires Frage an, er habe ſchon längſt geahnt, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe. Seine Eiferſucht auf den ſteigenden Einfluß der Jungfrau hat ihn gleich von Anfang an gegen ſie eingenommen, und ſo iſt es nicht zu verwundern, daß bei ihren Wunderthaten der im Glauben der Zeit liegende Verdacht hölliſcher Einwirkung ſich in ihm regte, den ſelbſt ihre für ihn ſo glückliche Vermittlung der Verſöhnung mit dem Herzog von Burgund nicht hat verſcheuchen können“. Unſeres Erachtens iſt bei der Beurteilung deſſen, was Du Chatel ausſpricht, zweierlei feſtzuhalten. Erſtens der Glaube der Zeit, welcher allem Außerordentlichen mit dem Argwohn dämoniſchen Einfluſſes begegnete, und zweitens die Thatſache, daß Du Chatels ganze Liebe der König iſt. Je größer aber die Liebe, deſto größer die Sorge um den Geliebten. Die Wunder der Jungfrau haben Du Chatel gleich anfangs die Befürchtung in die Seele geflößt, dieſelben könnten mit dämoniſchen Kräften vollbracht und dem König zum Verderben werden. Durch Johannas Verhalten und Reden angeſichts der Fahne

frau nochmals zugeredet, so läßt die Musik des Krönungsmarsches sich hören und mahnt zur höchsten Eile, worauf die drei Abgesandten des Königs der Jungfrau die Fahne aufdringen, welche diese mit heftigem Widerstreben ergreift.

Mit dem heißesten Bußverlangen im Herzen und der bußpredigenden Fahne in der Hand geht Johanna

Szene 6 im Krönungszuge nach der Kathedrale, gleich hinter dem das Kruzifix tragenden Erzbischof und vor dem unter einem Thronhimmel schreitenden König, sie hat also den Ehrenplatz zwischen den höchsten kirchlichen und staatlichen Mächten des Reiches. In der Kathedrale steht sie während der Salbung und Krönung des Königs am Hochaltar mit ihrem geheiligten Siegesbanner. Schon das festliche Gepränge des Krönungszuges samt der ungemeinen Ehre, die ihr allerseits widerfährt, sowie die Schauer, womit das Tragen der Fahne sie durchbebt, erschüttern sie im Innersten und drücken ihr sowohl den Sündenschmerz als das Sühnebedürfnis der Buße immer tiefer in die Seele, wie sie durch das Gehen mit gesenktem Haupte und ungewissen Schritten bekundet[1]); vollends aber macht ihr die heilige Handlung der Krönungsweihe den Seelenzustand, worin sie sich befindet, geradezu unerträglich. (Sz. 8, V. 329 u. 9 zu Anfang.) Die Krönung sollte als Schlußfeier die göttliche Rettungsthat im Hause Gottes besiegeln — durch den Bundesbruch ihrer Liebe droht dem Vaterland neue Kriegsgefahr! Die Orgeltöne müßten ihr wie Paradiesesjubel der Engelchöre über das vollendete Gotteswerk erklingen (vergl. I, 10, V. 662 f.) — durch ihre Liebessünde erschallen sie ihr wie die grollenden Donner der beleidigten Gottheit! Die Gewölbe des Domes müßten ihr wie der Himmel selbst erscheinen, dessen Herrlichkeit sich wölbe über ihrer Gottesthat — durch ihre Sündenschuld ist ihr zu Mute, als stürzten die Gewölbe des heiligen Baues über ihr zusammen! Wir sehen: So, wie es ist, kann es mit Johanna nicht bleiben, Buße muß sie haben, Buße sucht sie (Sz. 3, V. 226) — wird sie und wie wird sie die Buße finden?

---

ist ihm seine Befürchtung zur peinlichen Überzeugung geworden, welche in dem Erguß seiner Liebesangst gipfelt: „Wollte Gott, es wäre vorüber, und der König wär' gekrönt!" Der vertraute Freund des edlen Königs ist kein gemeiner Egoist. Was Dunois V, 7, V. 209 folgd. in der Verstimmung seines Unmuts äußert, darf uns nicht beirren, sagt er doch in unserer Szene, die ihm offenbar vorschwebt, V. 230: „Weh uns! Was ist das? Welch' unsel'ge Reden!" S. Seite 5.

[1]) Das Gepränge, die Musik, die Volksbegeisterung u. s. w. stehen im Verhältnis der Gradation zu Sz. 1. Johanna geht gesenkten Hauptes insbesondere auch aus dem Grunde, um das Fahnenbild nicht zu sehen, schon das Berühren des Fahnenschaftes bewegt sie aufs schmerzlichste. Sz. 6. Sz. 7, V. 283 sagt Louison: „Sie sah zur Erde und erschien so blaß, und unter ihrer Fahne ging sie zitternd." Sz. 8, V. 318 thut Thibaut die Frage an Raimond: „Bemerktest du, wie ihre Schritte wankten, wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war!"

Szene 4. 5. 7. 8. Wesentlich gefördert wird Johannas Sehnsucht nach Buße durch ihre Begegnung mit den Geschwistern, die Buße selbst wird vermittelt durch ihren Vater. Jene haben sich mit ihren Männern und Bertrand nach Reims aufgemacht, um der Krönungsfeier beizuwohnen und die Schwester wiederzusehen [1]). Vor einem Hause am Notre-Dame-Platze finden sie glücklicherweise eine Stelle, von der aus sie den Krönungszug genau betrachten können. Mit geteilten Empfindungen erblicken sie Johanna im Festzuge — die eitle Margot mit selbstgefälligem Stolze auf der Schwester Glanz und Herrlichkeit [2]), die demütige Louison mit betrübtem Herzen über das blasse Aussehen und den zitternd-schwankenden Gang derselben. Dieser unerfreuliche Anblick erinnert Louison an die ängstlichen Traumgesichte des Vaters (Prol. 2, V. 112 f.), es bekümmert sie, Johanna so hochgestellt zu sehen, und am liebsten möchte sie ohne weiteres nach ihrem Dorfe zurückkehren [3]). Doch geht sie schließlich mit den andern

---

[1]) Das Historische s. Johanna d'Arc S. 206 der kl. und S. 239 der gr. Ausgabe.

[2]) Man übersehe nicht, daß sie V. 280 u. 286 beidemal unsere Schwester sagt, wie Sz. 5, V. 268 u. 271.

[3]) Alles, was der Dichter Sz. 4. 5. 7. 8. 9 die beiden Schwestern sagen läßt, ist für dieselben höchst charakteristisch. S. Viehoff I, S. 113: „In jedem Worte Louisons spricht sich tiefes, inniges Gefühl und zartschonende Liebe aus, während Margot als ein rüstigerer, weniger sanfter und gemütlicher, aber mutiger, dem Leben und der That zugewandter Charakter erscheint ... Louison harrt dem Augenblick des Wiedersehens der Schwester mit pochendem Herzen entgegen, Margot drückt nur freudigstolze Hoffnungen aus; Louison erkennt beim Anblick Johannas im Krönungszuge alsbald die Last, die auf dem Busen derselben liegt, Margot hat nur Auge für die Herrlichkeit der Schwester; Louison will sich demütig in die Heimat zurückziehen, Margot hat Lust, sich im Glanze der Schwester zu sonnen." Über das Verhalten der Schwestern beim Zusammentreffen mit Johanna (Sz. 9) bemerkt Kuenen S. 44 f.: „Louison eilt mit Schwesterliebe Johanna entgegen, unbekümmert um ihre glänzende Stellung, während Margot nur auf den Glanz und die Herrlichkeit der Schwester sieht (und nichts Eiligeres zu thun hat, als derselben zu sagen: „Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt, der deinen Namen trägt auf allen Zungen, hat uns erweckt in unserm stillen Dorf und hergeführt zu dieses Festes Feier. Wir kommen deine Herrlichkeit zu sehn" ...). Als Johanna sich über ihren plötzlichen Weggang ohne Abschied von Hause anklagt, entschuldigt die zartfühlende Louison sie mit den Worten: „dich führte Gottes dunkle Schickung fort". Sie gibt sich Mühe, die Schwermut des Vaters vor der bekümmerten Schwester zu verbergen, während die gefühllosere Margot rücksichtslos gleich alles aufdeckt. Gleich sucht Louison, die fühlt, wie tief diese Mitteilung Johanna ergreift, dieselbe durch den Hinweis auf den melancholischen Charakter des Vaters zu trösten, während Margot, unberührt von dem Seelenzustande Johannas, nur daran denkt, wie glücklich dieselbe sein muß, da sie so hoch geehrt ist. Darum flüchtet Johanna in tiefer Wehmut an die treue Schwesterbrust Louisons, die, als jene in schmerz-

zur Kirche hin. Auch Thibaut hat sich und zwar ohne Vorwissen seiner Angehörigen, nur von Raimond begleitet, nach Reims begeben. Durch Johannas heimliche Entfernung von Domremy ist die Schwarzsichtigkeit des Alten in Schwermut übergegangen, durch die Siegeswunder der Tochter seine Befürchtung, daß dieselbe mit höllischen Zaubergeistern Verkehr pflege, zur Gewißheit geworden. Was wird demnach wo nicht der alleinige, doch der Hauptzweck seiner Reise sein? Retten will er sein Kind, wenn irgend möglich. Selbstverständlich hält er seinen Plan geheim. Wir treffen ihn, schwarz gekleidet in der Nähe der Kathedrale, wo er, wie die Seinen, jedoch getrennt und ungesehen von ihnen, einen günstigen Standpunkt gewonnen und von da aus sein Schmerzenskind im Krönungszuge sehr scharf beobachtet hat. Nachdem letzterer vorüber, schickt Thibaut sich an, nach der Kirche hinzugehen. Raimond, der seine Schwermut kennt und den traurigen Eindruck bemerkt hat, den die Erscheinung Johannas auf ihn gemacht, sucht weiterem Übel durch den wohlgemeinten Rat vorzubeugen: „Fliehn wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten." Vergebens. Johannas bleiches, verstörtes Antlitz, ihre wankenden Schritte sind für Thibaut gewisse Zeichen, daß sie ihren unseligen Zustand fühle und von Reue darüber gefoltert werde. Gerade diese Seelenstimmung der Tochter aber erscheint ihm als der gewiesene Zeitpunkt für ihre Rettung, und unerschütterlich ist er entschlossen, denselben alsbald zu nutzen. Überraschen will er Johanna, sie von der eitlen Höhe ihres Glückes herabstürzen, und wenn es sein muß, sogar mit Gewalt sie zu ihrem Gott, dem sie entsagt habe, zurückführen. Alles das teilt er nunmehr seinem Begleiter mit. Raimonds angst- und schmerzbewegte Bitte: „Ach! erwägt es wohl! stürzt Euer eigen Kind nicht ins Verderben", lehnt er mit Worten ab, die, so hart sie klingen, von seinem im Grunde ebenso edlen als liebevollen Vaterherzen Zeugnis geben: „Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben." In diesem Augenblick „stürzt Johanna ohne ihre Fahne aus der Kirche" [1]). Thibaut, der sowohl ihre übereilige Hast als ihre Gesichtsblässe wahrnimmt, deutet beides von der Angst, welche sie als Dienerin der Hölle aus dem gottgeweihten Heiligtum treibe, und erkennt darin das sich an ihr bereits offenbarende Strafgericht Gottes. Um so stärker fühlt er sich gedrungen, seinen Vorsatz unverzüglich ins Werk zu setzen. Raimond, der weder eine Möglichkeit ersieht, ihm seinen Entschluß auszureden, noch Zeuge des zu erwartenden Auftritts sein will, sagt dem Alten ein schmerzliches Lebewohl und entfernt sich mit

---

lichem Verlangen den Wunsch äußert, nach der Heimat zu fliehen, in freudiger Erregung in die Worte ausbricht: „O komm! komm mit uns!"

[1]) Es ist anzunehmen, daß Johanna nicht eher die Kirche verließ, bis der Salbungs- und Krönungsakt selbst vorüber war. Die Fahne kann sie auf den Hochaltar gelegt oder neben denselben gestellt haben. Übrigens sind das lauter unhistorische Dinge. Die präparative Bedeutung der Sz. 8 für die Sz. 11 springt in die Augen. In ähnlicher Weise bereiten die 4. und 5. Szene auf die siebente und alle drei auf die neunte Szene vor.

der traurigen Vorahnung, zum zweitenmal die zu verlieren, die zu lieben er nie aufgehört hat.

Szene 9[1]). Johanna, anfangs durch das sie umdrängende und gleich einer Heiligen verehrende Volk zurückgehalten, erwehrt sich desselben allmählich und kommt vorwärts. Zuvörderst vernehmen wir von ihr, warum sie nicht (über den Akt der Krönung hinaus) in der Kirche geblieben. Es war und ist ihr, als werde sie von Geistern gejagt — die Gewissensqual hat sie aus dem Gotteshaus getrieben. Die Fahne ließ sie darin zurück, nie, nie mehr soll ihre Hand dieselbe berühren — das Banner der Heiligen mit ihren unheiligen Händen je wieder auch nur anzurühren, glaubt sie sich hinfort weder würdig noch berechtigt[2]). Auf dem Domplatz kam es ihr so vor, als sähe sie die Schwestern im Gedränge des Volkes an sich vorübergleiten. Wie Traumbilder erschienen sie ihr[3]). Noch jetzt hält sie, was sie wirklich gesehen, für eine Sinnestäuschung und durch ihr „Ach! . . . Fern sind sie, fern und unerreichbar weit wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!" verrät sie, daß jene Erscheinung die Sehnsucht nach den Schwestern und nach der Jugendzeit ihrer Unschuld mächtig in ihr angefacht hat[4]). Kaum hat Johanna das Wort

---

[1]) „Von seiner heroischen Seite hat uns der Dichter Johannas Charakter in verschiedenen Stellungen gezeigt, die sanften, weiblichen Regungen ihres Herzens deckte er offener erst in der Anfangsszene dieses Aktes auf; hier hebt er nun noch stärker das Weiche und Elegische in ihrer Natur hervor, und wir beginnen jetzt erst den Kampf in seiner ganzen Stärke zu ermessen, den ihr Beruf in einem solchen Gemüte entzünden mußte. War früher Bewunderung, Gefühl des Erhabenen der herrschende Eindruck, den ihr Anblick in uns erregte, so gewinnt hier Mitgefühl und Neigung im Herzen des Zuschauers das Übergewicht und steigert den Anteil und die Spannung, womit wir in den folgenden Auftritten Zeugen der großartigen Buße des heldenmütigen Mädchens sind." Soweit Viehoff I, S. 115. Offenbar hat die Sonne der Liebe ihre weiblichen Gefühle gezeitigt.

[2]) Der Gedankenstrich nach „berühren" zeigt, daß sie, von diesem Gedanken aufs tiefste bewegt, in ihrer Rede eine Weile anhält. Die Fahne ist ja das Symbol ihres göttlichen Berufes, jene niederlegen heißt von diesem scheiden. Wie anders V, 14, V. 481 f., wo Johanna angesichts des Todes die Fahne wiederfordert. Nachdem man ihr dieselbe gereicht, hält sie „die Fahne in der Hand", bis im Sterben diese „ihr entfällt" und „sie tot darauf niedersinkt".

[3]) Der Gedankenstrich hinter „gleiten sehen" deutet an, daß Johanna darüber nachdenkt, ob das, was sie gleich einem Traum gesehen, nicht doch etwas Wirkliches sein könne. Das folgende Ach! macht den Übergang zu dem Resultat ihres Nachdenkens, daß die Erscheinung nichts als eine Sinnestäuschung gewesen.

[4]) S. V. 377—383. Düntzer S. 230: „Sie hält (die Erscheinung) nur für eine Täuschung ihres nach der Heimat, wo sie so glücklich war, sich sehnenden Herzens." Daß die Liebe zur Heimat und zu den Ihrigen nie aus dem Herzen Johannas gefallen ist, beweist II, 7, V. 433 f.

„meiner Unschuld Glück“ ausgesprochen, so kommen beide Schwestern ihr entgegen, zuerst Margot, aus der Volksmasse hervortretend, mit dem Rufe stolzer Freude: „Sie ist's! Johanna ist's“ [1]), sodann Louison, mit dem Herzensergusz reinster Geschwisterliebe auf sie zueilend: „O meine Schwester!“ Johanna, froh, durch die Wirklichkeit ihren Wahn widerlegt zu sehen, nimmt beide mit der Inbrunst der edelsten Schwesterliebe an ihr Herz. Beglückt durch die Liebe, welche dieselben zu ihr nach Reims getrieben, beschuldigt sie ihrerseits sich selbst der Lieblosigkeit, ohne Abschied von ihnen die Heimat verlassen zu haben [2]), worüber Louison sie durch das Trostwort beruhigt: „Dich führte Gottes dunkle Schickung (= unergründlicher Ratschluß) fort.“ Und nicht bloß das Schwester-, auch das Kindesgefühl der Jungfrau bringt der Anblick der Ihrigen in Fluß. Margots Bemerkung, sie seien nicht allein aus Domremy gekommen, erweckt in Johanna sofort den freudigen Gedanken, auch der Vater sei mit ihnen, sie werde ihn wiedersehn, er ihr vergeben, sie segnen, und die echteste Kindesliebe ist es, welche sowohl jenen Gedanken ohne weiteres zu der thatsächlichen Gewißheit für sie erhebt: „Der Vater ist mit Euch!“ (V. 364) als ihr die drängenden Fragen in den Mund legt: „Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?“ (V. 365). Um so härter wird sie von Margots plumper Antwort betroffen: „Der Vater ist nicht mit uns!“ „Nicht?“ fragt Johanna. „Er will sein Kind nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?“ Offenbar denkt sie, der Vater sei allerdings in Reims, wolle sich aber ihr nicht zeigen, sie weder sprechen noch segnen, weil er aus Unwillen über ihre heimliche Entfernung von Hause sein Herz gänzlich von ihr abgewandt habe [3]). Louison sucht den Eindruck, welchen Margots Worte auf Johanna gemacht, durch die Versicherung abzuschwächen: „Der Vater weiß nicht, daß wir hier sind.“ Damit aber macht sie nichts besser. Wahr in ihrem Sinn ist, was sie sagt, wahr auch, was Margot gesagt hat. Thibaut ist nicht mit ihnen nach Reims gewandert, und sie haben ihm ihr Reisevorhaben verschwiegen. Das konnten sie leicht, da sie seit ihrer Verheiratung in eignen Häusern wohnten (Prol. 1, V. 36 folgd.), auch durften sie den Alten wohl auf kurze Zeit verlassen, wenn sie ihn in der nötigen Pflege und Obhut wußten. Ihn mit nach Reims zu nehmen, mochten sie wegen seiner Schwermut für bedenklich halten und von ihrer Absicht, zu reisen, sagten sie ihm vermutlich darum nichts, weil sie befürchteten, daß die Mitteilung derselben ihn heftiger aufregen würde als die Thatsache der wirklichen Abreise, auf die zu verzichten, ihnen zu schwer war. Daß Thibaut nach ihnen mit Raimond in Reims eingetroffen, ist ihnen unbekannt geblieben. Johanna weiß die eigentliche Ursache nicht, warum die Schwestern den

---

[1]) Vergl. Seite 309, Anm. 2.

[2]) Welche Bewandtnis es hat mit dem, was Johanna ihre Lieblosigkeit nennt, haben wir gegen Ende des Prologs Seite 69 erörtert.

[3]) Vergl. V. 355: „Ihr zürnt der Schwester nicht, die lieblos ohne Abschied Euch verließ!“

Vater nicht mitgebracht, und kann deshalb nicht an die Richtigkeit dessen glauben, was sie ausgesagt haben. Sie denkt so: Wollten die Geschwister reisen, so wußten sie, daß die Reise dem Vater kein Geheimnis bleiben könne, und waren sie abgereist, so konnte der Vater nicht zweifeln, wohin sie ihren Weg gerichtet. Gerade jetzt, wo alles nach der Krönungsstadt unterwegs war, mußte das Wohin für ihn unzweifelhaft sein. Warum also hätten die Geschwister ihren Entschluß zu reisen, warum das Ziel ihrer Reise dem Alten verhehlen sollen? Daher Johannas Befremden: (Der Vater) „weiß es nicht (daß ihr hier seid)!" und die ebenso kurze als bündige Frage derselben: „Warum (weiß es der Vater) nicht?" Den wahren Grund mögen die Schwestern ihr nicht entdecken, deshalb werden sie verwirrt, verlegen und blicken schweigend zur Erde. Johanna sieht in diesem Verhalten ihre bereits V. 364 geäußerte Überzeugung bestätigt, der Vater sei mit ihnen in Reims, und wiederholt daher ihre unmittelbar darauf (V. 365) gethane Frage: „Wo, wo ist er?" in der sehr gemessenen Form: „Sagt, wo ist der Vater?" Kein Zweifel, die Kindesliebe treibt sie, den Vater schleunigst aufzusuchen, um sich mit ihm zu versöhnen, sein Herz um jeden Preis wiederzugewinnen und seinen Segen zu empfangen, an dem ihr zumal unter dem Geistesdruck, welcher sie dermalen niederbeugt, unendlich viel gelegen ist. Nunmehr können nach dem wiederholten und schärferen Andringen Johannas die Schwestern den wirklichen Grund, warum der Vater nicht mit ihnen gekommen sei, nämlich den Seelenzustand desselben, füglich nicht länger der Jungfrau verheimlichen. Die allzeit mundfertige Margot ist wieder die erste, welche ihrer Zunge freien Lauf läßt, und wieder in höchst ungeschickter, unzarter Weise. „Seitdem du weg bist" — hebt sie V. 371 an. Louison, welche sogleich auf die Unüberlegtheit aufmerksam wird, womit dieselbe im letzten Grunde Johanna zur Urheberin des Gemütsleidens macht, in welches der Vater verfallen ist, mahnt sie durch den bedeutsamen Wink „Margot!" zur Behutsamkeit, worauf diese in ihrer derben Art kurzweg fortfährt: „Ist der Vater schwermütig worden." Johanna hat nur den Seufzer: „Schwermütig!", um ihren Schmerz darüber auszudrücken, den Louison durch den Trost zu stillen sucht (V. 373): „Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele! Er wird sich fassen, sich zufrieden geben, wenn wir ihm sagen, daß du glücklich bist" [1]). An die letzten Worte knüpft die Eitelkeit der oberflächlichen Margot unmittelbar die Frage: „Du bist doch glücklich?" und bejaht diese ebenso schnell selbst mit An-

[1]) Wie anders Louison verfahren hätte, sehen wir aus ihrem Winken V. 371 und ihrem Trost V. 372 f. Sie würde das „Seitdem du weg bist" nicht über die Lippen gebracht und den Seelenzustand des Vaters entweder mit einem milderen Ausdruck als mit „schwermütig" oder, wenn mit diesem, nicht ohne begleitenden Trost, ähnlich wie V. 373 f. bezeichnet haben. — Der V. 372 ist zu skandieren:

„Schwĕrmütig worděn. Schwĕrmütig! Tröstě dich", also mit der zweimaligen Tonverschiebung auf Schwĕrmütig und mit dem Anapäst im dritten Fuße.

gabe des in ihrer Idee zwingenden Grundes: „Ja, du mußt es sein, da du so groß bist und geehrt!", eine Selbstcharakteristik, wie sie sprechender kaum gedacht werden kann. „Ich bin's", versetzt Johanna, beglückt bin ich (nicht weil ich so groß bin und geehrt, sondern) weil ich Euch wiedersehe und Eure Gegenwart mich an die väterliche Flur erinnert. In der Heimat war ich glücklich, als ich (schuldlos) die Herde trieb auf die (stillen) Bergestriften, glücklich (damals) wie im Paradies[1]). Kann ich nicht (jetzt)[2]) wieder ebenso glücklich werden, nicht wieder daheim, nicht wieder Hirtin sein? Wie die Erscheinung der Schwestern (V. 343 f.) in ihr die Sehnsucht nach denselben und nach der Unschuld der Jugend stark angeregt hat, so belebt in ihr das Zusammensein mit den Schwestern sowohl das Familien- und Kindesgefühl als den Heimatssinn und das Verlangen nach der Beschäftigung ihres früheren Standes[3]). Aus allem dem aber leuchtet ein weibliches Fühlen und das Werden einer Demut hervor, welche Aussicht auf die gründlichste Buße gewähren. Überwältigt vom Schmerz über ihr Schicksal wie vom Sehnsuchtsdrang nach der Heimkehr, verbirgt sie ihr Gesicht an der Brust der gemütvollen Louison. Margot hat für Johannas Seelenleid kein Auge, sie sieht nur und zwar mit Genugthuung, daß die Schwester trotz Ehren und Würden nicht stolz ist, und ruft in Freude darüber ihren Mann, Schwager und Bertrand herbei, welche sich bisher in bescheidener Ferne gehalten. Diese kommen herzu und wollen der Jungfrau die Hand reichen. Letztere aber „sieht sie mit starren Blicken an und fällt in ein tiefes Staunen." Beim Anblick der heimischen Jugendbekannten glaubt sie plötzlich, da zu sein, wohin sie sich sehnt. Es ist ihr, als habe sie ihr Geburtsdorf nie verlassen, befinde sich gar nicht in Reims, sondern sei unter dem Zauberbaum bei Domremy eingeschlafen, und nichts als ein langer Traum sei alles das gewesen, was sie bei ihrer Berufung erlebt und sodann als Streiterin Gottes geleistet hat[4]). Louison, welche nicht von fern die unheilschwere

---

[1]) Vergl. IV, 1, V. 91: „Schuldlos trieb ich meine Lämmer auf des stillen Berges Höh." — Der Gedankenstrich hinter Paradies — bezeichnet ihr Nachdenken über das, was sie mit „Kann ich's nicht wieder sein" u. s. w. als Frage hinstellt.

[2]) Die eingeschlossenen Wörter sollen den Seelenzustand Johannas besser zum Verständnis bringen.

[3]) Daß weder das Heimats- noch das Familiengefühl in ihr erstorben war, sei nochmals bemerkt, s. Prol. 4, Str. 1 u. 2; besonders Akt II, 7, V. 430—439.

[4]) Prol. 2. 3. 4. Akt I, 10, V. 633 f. — Das „hieher" V. 399 statt dahin oder dorthin versteht Düntzer S. 247, Anm. * elliptisch: „Bei der Frage (Wie käm' ich selbst hierher?) wird wohl gedacht: „wenn hier Reims wäre." Zu künstlich scheint ihm Vollmers Erklärung: „In dem augenblicklich umschleierten Geisteszustand der Jungfrau spielten die Vorstellungen der Orte Reims und Domremy ineinander, und sie spreche bald von dem einen, bald von dem andern als dem, wo sie sich befinde." Ich neige mich der Ansicht

Thatsache ahnet, welche dem ganzen Traumgerede Johannas ursächlich zu Grunde liegt, und am wenigsten deren letzte Worte: „Gesteht mir's offen" (daß ich Domremy nie verlassen) „und erfreut mein Herz", nach ihrem wesentlichen Gehalte sich zu erklären weiß, hofft der Schwester einen Liebesdienst durch die Versicherung zu erzeigen, daß sie sowohl die Thaten, welche sie für bloße Traumtäuschungen halte, wirklich vollbracht habe als auch gegenwärtig sich in Reims befinde, und fordert sie auf, zum Beweise dessen ihre glänzend goldne Rüstung zu befühlen. „Johanna fährt darauf mit der Hand nach der Brust, besinnt sich und erschrickt" vor der handgreiflichen Wirklichkeit, deren Qualen sie soeben in einen traumähnlichen Zustand versetzt hatten. Bertrand und Claude Marie sind beide hinsichtlich der Ursache von Johannas Gemütsstimmung in derselben Ungewißheit, wie Louison, und suchen demgemäß der Jungfrau in ähnlicher Weise, wie Louison, zu Hilfe zu kommen. Bertrand unterstützt nämlich den Thatbeweis des Panzers durch Hinzeigen auf den Helm, den sie aus seiner Hand empfangen habe (s. Prol. 3), und Claude Marie stellt den objektiven Beweisen Louisons und Bertrands seine subjektive Überzeugung bekräftigend zur Seite: „Es ist kein Wunder, daß Ihr denkt zu träumen, denn was Ihr ausgerichtet und gethan, kann sich im Traum nicht wunderbarer fügen." Je näher solchergestalt die Wirklichkeit an Johanna herantritt, desto tiefer flößen ihr die Schrecken derselben, welche sie seit kurzem so reichlich erfahren hat (bes. III, 10, u. IV, 3), die Sehnsucht ein, der sie umgebenden Wirklichkeit sich durch sofortige Rückkehr in die Heimat zu entziehen. „Kommt, laßt uns fliehn!" ruft sie mit hastiger Eile den Ihrigen zu. „Ich geh' mit Euch, ich kehre in unser Dorf, in Vaters Schoß zurück!" „O komm! komm mit uns!" antwortet ihr frohlockend Louison. Was Johanna darauf sagt: „Diese Menschen alle erheben mich weit über mein Verdienst ... Ihr liebt mich, doch Ihr betet mich nicht an," ist nur ein Nebenumstand, weshalb sie sich nach Hause zurücksehnt. Den Hauptgrund will sie aus Schamgefühl ihres Schuldbewußtseins sowenig den Schwestern, wie sonst jemandem entdecken. Mit staunendem Befremden fragt die eitle Margot: „Du wolltest allen diesen Glanz verlassen?" wogegen Johanna den ebenso entschiedenen als inhaltschweren Ausspruch thut:

„Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck[1]),
Der Euer Herz vom meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich Euch dienen,
Und büßen will ich's mit der strengsten Buße
Daß ich mich eitel über Euch erhob!"

---

Vollmers zu und halte es für wahrscheinlich, daß Schiller das Durcheinander von Domremy und Reims benutzt hat, um Johannas Verwirrung auch auf diese Art malerisch zu veranschaulichen.

[1]) Glanz (V. 415) und Schmuck (V. 416) sind nicht dasselbe. Jener ist allgemein, dieser speziell. In dem Glanz faßt Margot dreierlei zusammen:

Inwiefern, so fragen wir zunächst, hat sie eitel sich über die Schwestern erhoben? Hat sie etwa auf eignes Gutdünken die Rettung des Vaterlandes unternommen? Dreimal hat Maria in Gottes Namen sie zur Rettung Frankreichs berufen. Dreimal ohne Erfolg, weil Johanna aus weiblicher Schwachheit und gänzlicher Unkenntnis des Kriegswesens sich leiblich und geistig unvermögend fühlte, eine solche Aufgabe zu lösen (I, 10, V. 645 folgd.). Sogar dem Befehle Gottes ist sie nicht ohne weiteres nachgekommen (Prol. 4, V. 401 folgd.). Erst mußte das gottverheißene Zeichen des Helmes, welches mit Himmelskraft sie berührte, ihr die thatsächliche Bürgschaft geben, daß sie den überweiblichen Beruf mit übermenschlicher Gottkraft ausführen solle (Prol. 4, Schlußstr.), bevor sie in dem Glauben, der Herr werde mit seiner Stärke und seinem Geiste bei ihr sein und seine Allmacht durch ihre Schwachheit verherrlichen (Prol. 3, V. 324), voll der heiligsten Begeisterung in den göttlichen Gnadenrat einging und das Vollbringen des himmlischen Auftrags mit seinen Bedingungen (Nichtlieben — Töten) feierlich gelobte. So gewiß von früher Jugend an die Befreiung des Vaterlandes der Gegenstand ihres ständigen Sehnens und inbrünstigen Betens war, so gewiß kann zumal nach so langem Sträuben und Bedenken die Übernahme des gottbefohlenen Befreiungswerkes an und für sich nicht die eitle Selbstüberhebung über die Schwestern sein, welche Johanna aufs strengste verbüßen will.

Wie nun? Hat etwa die Jungfrau beim Eingehen in den Gottesruf sich bestimmen lassen durch das eitle Trachten nach irdischem Ruhme und irdischer Größe, welches Thibaut (Prol. 2, V. 112 bis Ende) auf Grund beängstigender Träume bei ihr voraussetzt? Johanna versichert dagegen Prol. 4, V. 399 folgd.: „So ist des Geistes Ruf an mich ergangen, mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen." Daß dem so, dafür zeugt das ganze Drama, keine Spur von eitlem Trachten nach Erdenruhm und Erdengröße findet sich darin (siehe Seite 71). Die Annahme des Ritterschlages III, V. 330 folgd. kann nicht als Zeichen von Ruhmsucht und Ehrbegier betrachtet werden, wie wir zu der Stelle von V. 330—394 bewiesen haben. Worin also wird Johannas eitles Selbstüberheben bestehen? In dem, worin sie gefallen ist. Die Liebe ist es, worin sie fiel, die Liebe ist es, worin sie sich über die Schwestern erhob. Wie wir gesehen, hielt in Domremy der patriotische Eifer Herz und Auge Johannas für die geschlechtliche Liebe verschlossen und führte sie zu dem übergroßen Selbstvertrauen, dem göttlichen Verbot der Männerliebe aus eigenem Vermögen ohne Gottes Mit-

---

Die Herrlichkeit des königlichen Hofes, die hohe Stellung Johannas bei Hof und an der Spitze des Heeres (I, 10, V. 696—705 folgd. und 725 folgd., II, 4, V. 281 folgd. und 291 folgd.), die äußere Erscheinung derselben in der „glänzend goldnen Rüstung" (IV, 9, V. 404) u. s. w. Der Schmuck, welcher Johannas Herz von den Schwestern trennt, bezieht sich hingegen bloß auf die strahlende Rüstung.

hilfe jederzeit genügen zu können. Diese hochmütige Zuversicht wuchs in den Montgomeryszenen zu der selbstgewissen Sicherheit, „den eitlen Dienst der Liebe nimmer zu kennnen", „nicht Weib zu sein" (wie die andern Weiber), „sich gleich den körperlosen Geistern keinem Geschlechte anzuschließen." Akt III, Sz. 4 stieg der Sicherheitshochmut Johannas bis zu dem Heiligkeitswahn, über die Liebe erhaben zu sein, und gipfelte III, 10 dem Lionel gegenüber in dem Ausspruch: „Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich", wobei sie sich gleich ihrer himmlisch-heiligen Gebieterin von irdisch-unheiliger Liebe unanfechtbar dachte. Kaum war jener Ausspruch gethan, so ward sie selbst das Opfer ihrer Selbstgewißheit in der Liebe, eines Hochmuts, auf dessen erster Stufe sie bereits in Domremy sich über die Hauptschwäche des Weibes, mithin über ihresgleichen, die Schwestern nicht ausgenommen, hinausglaubte[1]), und der auf seiner höchsten Stufe für sie beim ersten Blick in Lionels edles Antlitz den Bruch ihres Gelübdes zur Folge hatte. Und nicht bloß ein Teil ihres Gelübdes war es, welchen Johanna durch ihr Verlieben brach, sondern in und mit dem Teil brach sie das ganze Gelübde, insofern dasselbe, wie die ganze Mission, auf der reinen Jungfräulichkeit als der Grundbedingung alles Vollbringens ruhte, und Gott, der nur in einem jungfräulich reinen Herzen wohnt, ihr seine Kraft zur That benahm, sobald sie der irdischen Liebe das Herz erschloß (IV, 1, V. 58 folgd.). Daß die Sicherheit im Töten und Vollbringen, welche Johanna während ihres Siegeslaufes offenbarte, die Folge der Liebessicherheit und nicht diese die Folge jener war, ist allein schon aus dem Ausspruch ersichtlich, womit Maria die Bedenken Johannas gegen die Übernahme ihres Berufes zu beseitigen suchte: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht" u. s. w. Den augenfälligen Beweis aber liefert das Stück selbst, indem es die absolute Sicherheit Johannas in der Liebe III, 4 der absoluten Sicherheit derselben im Töten und Vollbringen III, 9 u. 10 vorausgehen läßt, nicht diese beiden jener voranstellt.

Ist es nach allem dem möglich, das eitle Selbstüberheben, dessen sich Johanna zeiht, für etwas anderes zu halten als für ihren Sicherheitshochmut in der Liebe, dessen Wurzeln bis in ihr Heimatsleben zurückreichen, wo sie gerade im Punkte der Liebe bereits über ihren Schwestern zu stehen vermeinte?

In und mit der Erkenntnis, daß ihre Liebessünde im letzten Grunde auf eitler Selbstüberhebung, d. h. auf Hochmut beruhe, hat

---

[1]) Siehe besonders Seite 73 und 80. Vergl. die Verlobungsszene der Schwestern Prol. 1, V. 35 folgd., außerdem 2, V. 43—64 und Prol. 4, V. 411: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust." Das sind freilich Gottesworte, die Treue aber, womit Johanna dieselben wiedergibt, zeigt unverkennbar, daß sie mit ganzem Herzen den Worten Gottes zustimmt.

Johanna einen höchst bedeutenden Fortschritt gemacht auf dem Wege zu ihrer Erneuerung und Wiederherstellung.

Der Bußdrang der Jungfrau hat sich durch die Begegnung mit den Schwestern zu dem Entschluß gesteigert, die Waffen von sich zu werfen [1]) und mit den Ihrigen nach Domremy zurückzukehren, um wieder Hirtin zu werden, den ihr zugewiesenen häuslichen Dienst gleich einer niederen Magd, also in der Demut der tiefsten Unterwürfigkeit, zu verrichten und mit der strengsten Buße die Sündenschuld des Hochmuts zu sühnen, aus dem ihr Unglück entsprungen ist. So begreiflich dieser Entschluß, gerechtfertigt ist er nicht. Derselbe setzt in höherem Grade fort, was Johanna mit der Fahne gethan [2]). Sie hat die Fahne in der Kirche zurückgelassen, weil sie sich nach ihrem Fall III, 10 und der Erscheinung Mariens IV, 3 nicht mehr als Gottes Werkzeug betrachtet. Das schließt nicht aus, daß sie [3]) an dem noch bevorstehenden Kampfe sich beteilige. Zu weit aber geht sie schon mit dem Vorsatz: „Nie, nie soll diese Hand die Fahne mehr berühren." Liegt denn die Zukunft aufgedeckt vor Johannas Augen? Ist Gottes Rat ihr offenbar? Hat Gott das Urteil unbedingter Verwerfung ihr angekündigt, falls sie sein Verbot der Mannesliebe verletzen werde (Prol. 4, V. 411 folgd.)? Und nun gar das halb unmutsvolle, halb schmerzerpreßte Vornehmen: „Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck ... eine Hirtin will ich wieder werden" u. s. w. Damit hebt sie, soviel an ihr, die Möglichkeit der Teilnahme an dem weiteren Kampfe auf und bleibt nicht in dem, was Gott ihr vorgeschrieben Prol. 4, V. 409: „In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren" u. s. w. Hat Gott ihr den Befehl zum Niederlegen der Waffen gegeben und sie damit für alle Zeit seines Dienstes entlassen? Hat Gott die Verkündigung ihres Schlachtentodes zurückgenommen, ihr den Rücktritt in den Hirten- und Hausdienst geheißen? Ohne Zweifel hat ihr von Reuschmerz gemartertes und von Bußverlangen verdüstertes Herz sich vorübergehend zu dem Gedanken verirrt, Gottes Gebot, „ihre zarte Brust mit Stahl zu bedecken", habe für sie aufgehört, seine Offenbarung, sie werde auf dem Schlachtfelde sterben, gelte für sie nicht mehr. Aber der Herr, dessen Hand schwer auf ihr liegt, hat sie keineswegs verstoßen. Gedanken des Friedens und Erbarmens hat er über dem Werkzeug seiner Gnade. Er wird Johanna nicht zur Rückkehr nach Domremy gelangen lassen, Buße wird er ihr geben, nicht die eigenmächtig von ihr selbst gewählte, sondern eine bessere und diese sehr bald, noch ehe sie zu Hause eintreffen könnte.

Für die Schwestern ist die eitle Selbstüberhebung, welche Johanna sich zum Vorwurf macht, ihrem eigentlichen Grunde nach durchaus nicht verständlich. Nur soviel können sie daraus entnehmen,

---

[1]) Dazu hat Lionel III, 10, V. 681 u. 683, desgleichen Sorel IV, 2, V. 119 u. 123 folgd. sie bereits vergebens aufgefordert.

[2]) Sz. 8, vor V. 329 u. Sz. 9, V. 341 folgd.

[3]) Sz. 1, V. 38 folgd. u. Sz. 2, V. 127 folgd.

daß Johanna sich anklage, das über ihren Schäferstand und weiblichen Beruf hinausgehende Rettungswerk des Vaterlandes aus den niederen Motiven der Eitelkeit und Ruhmbegier vollbracht zu haben.

In dem Augenblick, wo die Jungfrau ihre letzten Worte: „mich eitel über Euch erhob", gesprochen, erschallen Trompeten zum Zeichen, daß der König im Begriff steht, mit seinem Gefolge die Kirche zu verlassen.

Szene 10[1]). Der König tritt im Krönungsschmuck aus der Kirche und kommt unter dem allgemeinen Jubelruf: „Es lebe der König, Karl der Siebente!" bis zu der Stelle des Domplatzes, wo Johanna sich befindet. Hier dankt er seinem guten Volke, insbesondere allen denen, die ihr Blut für ihn eingesetzt, und verzeiht allen denen, die im Bunde mit England ihm Widerstand geleistet haben. Sein ganzes Volk will er in Frieden vereinigen, als Friedensfürst dasselbe regieren und beglücken; wie Gott ihm Gnade gegeben, so soll seine erste Königsthat Gnade sein[2]). Das gute Volk antwortet dem guten König mit dem Lebehoch auf Karl den Gütigen[3]). Darauf spricht er mit vollem Herzen seinen eignen und seines Volkes Glauben aus:

„Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden, (V. 433, vergl. V. 424
Empfangen Frankreichs Könige die Krone",[4])

und verbindet damit das Bekenntnis:

„Wir aber haben sie sichtbarer Weise (V. 435)
Aus seiner Hand empfangen",

---

[1]) Die Bedeutung dieser Szene besteht nicht bloß darin, „daß sie den König mit seinen Begleitern, soweit sie im nachfolgenden unentbehrlich sind, in ganz naturgemäßer Weise wieder auf die Bühne führt und die Heldin als den Mittelpunkt der ganzen Handlung des Stückes erscheinen läßt", sondern die Szene bildet in der Handlung des Stückes ein notwendiges Glied und hat als solches, wie wir sehen werden, ihre Wichtigkeit sowohl in sich selbst als für die zunächst vor wie nach ihr liegenden Szenen.

[2]) Vergl. I, 5, V. 354 folgd. Sorel: „O! nicht umsonst hat dich ein gnädig Schicksal aufgespart, von deinen Brüdern allen dich, den jüngsten, gerufen auf den ungehofften Thron. In deiner sanften Seele hat der Himmel den Arzt für alle Wunden sich bereitet, die der Parteien Wut dem Lande schlug. Des Bürgerkrieges Flammen wirst du löschen, mir sagt's das Herz, den Frieden wirst du pflanzen, des Frankenreiches neuer Stifter sein."

[3]) Vorhin nannte ihn das Volk Karl den Siebenten.

[4]) Ich erinnere an das, was ich Seite 66 gesagt habe. Der König des Himmels, welcher aus besonderen Gnaden Frankreich zum Paradies der Länder gemacht, der das französische Volk zu seinem Volke erwählt hat, ist auch der eigentliche König von Frankreich. Sein ist die Krone, wie sein das Reich. Durch die Hand des Erzbischofs salbt und weiht er in Reims mit dem heiligen Öle, welches einst zur Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel gebracht, den durch die Geburt Erbberechtigten zu seinem Sohn und gibt ihm die Krone als seinem Stellvertreter und Lehnsträger auf Erden.

indem er die Gottesthat seiner Krönung auf Grund der wunderbaren Mission Johannas als einen sichtbaren Gnadenbeweis des Höchsten preist. Dann zur Jungfrau als Trägerin der außerordentlichen Gnade Gottes sich wendend, fährt er fort:

„Hier steht die Gottgesandte, die Euch
Den angestammten König wiedergab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen."

Die Handlung des Stückes stellt in der Befreiung Frankreichs vom Joche Englands ein besonderes Gnadenwerk Gottes an dem rechtmäßigen Thronerben, an dem Volk und Land der göttlichen Liebe[1]) dar. Diese Idee verlangt unbedingt, daß nach der Krönung, welche den Höhepunkt der göttlichen Heilsthat bildet, der König seinen Dank Gott dem Herrn und der von Gott gesandten Heilsbringerin aufs feierlichste ausdrücke, den Getreuen seines Volkes durch das Gelöbnis eines segensvollen Friedens die Erkenntlichkeit seiner Liebe verbürge und seinen Widersachern durch Verzeihen ihrer Verirrung den Weg zu seinem Herzen eröffne. Das Bekenntnis des Glaubens, welches er thatsächlich vor der Welt dadurch abgelegt hat, daß er der Jungfrau den Ehrenplatz im Krönungszuge anwies, hat er jetzt auch mündlich vor allem Volke ausgesprochen[2]) und durch solches Zeugnis sich des großen Wunders würdig gezeigt, das der Herr der Herrlichkeit an ihm wie an den Seinen gethan.

Und nicht bloß der Gegenwart, auch aller Zukunft will Karl die Gnade, welche ihm widerfahren ist, durch Verherrlichung der Jungfrau bezeugen — sie soll fortan dem heiligen Denis, dem Schutzpatron Frankreichs, gleich geachtet und ein Altar ihrem Ruhm zum Gedächtnis erbaut werden[3]).

---

[1]) S. I, 10, V. 643 folgd.: „Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert und Fahne tragend, aber sonst, wie ich, als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir: „Ich bin's. Steh' auf Johanna. Laß die Herde. Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft! Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde, und führe deines Herren Sohn nach Reims, und krön' ihn mit der königlichen Krone!" Prol. 3, V. 315—365.

[2]) Wie er dies vor den Hofleuten gethan IV, 3, V. 197 folgd., desgleichen Sorel vor der Jungfrau IV, 2, V. 100 f.

[3]) Römpler S. 74: Denis französische Form für Dionysius. Dionysius von Paris, Schutzheiliger Frankreichs, einer von den sieben Missionaren, welche zu der Zeit der Decianischen Christenverfolgung (249—251) von Rom nach Frankreich kamen. Seit Ludwig dem Frommen ward er für denselben ausgegeben, der den Namen Dionysius Areopagita führt und von dem Apostel Paulus selbst in Athen zum Christentum bekehrt worden ist. Man vergleiche, was Shakespeare (Heinrich VI. 1. Teil, Akt 1, Szene 6) Karl sagen läßt:

„Nicht wir, 's ist Jeanne, die den Tag gewann,
Wofür sie meine Krone teilen soll;
Und alle Mönch' und Priester meines Reichs
In Prozession soll'n ewig ihr lobsingen.

„Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!“ ruft das Volk, die Heilsträgerin feiernd und sein herzinniges Einverständnis mit dem Beschluß des Königs darthuend [1]).

Schweigend steht die Jungfrau da. Der König, welcher offenbar eine Kundgebung Johannas über sein Vorhaben, sie dem heiligen Denis gleichzustellen, erwartet hat, befindet sich durch ihr Schweigen im Zweifel, ob die von ihm gewählte Weise, ihr zu vergelten, ihrem Wesen und Wünschen vollkommen entspreche, und sucht deshalb angelegentlichst die rechte Klarheit über Ursprung und Natur seiner Retterin zu erlangen, um zu wissen, wie er eventuell sie noch weiter beglücken oder noch würdiger verehren soll. Daher fordert er Johanna dringend auf:

„Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir,
So sage, welches Glück dich kann erfreuen [2]);
Doch, wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhüllst,
So nimm das Band hinweg von unsern Sinnen
Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.“

Wir sehen, der König schwankt, ob er sie für ein zur Heiligen gewordenes Menschenkind oder für ein inkarniertes Himmelswesen, für einen Engel in Menschengestalt halten soll. Gehört sie ihrer Abkunft nach der Erde an, so will er von ihr erfahren, welche besondere Wohlthat neben der Herrlichkeit, dem Schutzheiligen Frankreichs als heilige Reichsbefreierin gleichzustehen, sie noch erfreuen könne; ist sie jedoch himmlischer Natur und vom Himmel hergekommen, so bittet er sie die angenommene Erdenhülle abzustreifen, ihm und den

---

Ich bau' ihr eine stolz're Pyramide
Als die der Rhodope zu Memphis war,
Und zum Gedächtnis soll nach ihrem Tode
Ihr Staub in einer Urne, köstlicher
Als der Juwelenkasten des Darius,
Bei hohen Festen umgetragen werden
Vor Frankreichs Königen und Königinnen.
Wir rufen ferner nicht Saint-Dionys!
Nein, Jeanne soll die Heilige Frankreichs sein.
Kommt, laßt uns durch ein königlich Gelag
Beschließen diesen goldnen Siegestag.

[1]) Düntzer S. 236: Mit Absicht tritt bei der Heiligen statt: Es lebe (V. 427 u. 432) der Ruf Heil! Heil ein.

[2]) Schon früher hat der König sich gedrungen gefühlt, ihr zu lohnen, s. III, 4, V. 273 und 329—343.

Seinigen das Auge für das Himmlische zu öffnen[1]) und sich im Lichtglanz ihrer Himmelsgestalt ihnen zu zeigen, worauf alle sie im Staube anbeten würden[2]).

Bezüglich der Verehrung Johannas durch den König steht unsere Szene im Verhältnis der Gradation zu dem für Johanna leidigen Adorieren durch das Volk (Sz. 8, Bem. vor V. 329), welches sie Sz. 9, V. 414 ein Anbeten nennt. Dagegen steht unsere Szene im schärfsten Gegensatz mit der vorhergehenden neunten und der nachfolgenden elften. In jener (Sz. 10) erklärt der König Johanna für heilig in dem Grade und der Weise des heiligen Denis und bekennt sich wie die Seinen bereit, sie im Staube anzubeten, wenn sie in himmlischer Glorie sich sehen lasse. Einen wie schroffen Kontrast bildet dieses Heiligsprechen, ja eventuelle Halbvergöttlichen mit Johannas Entschluß (Sz. 9), heimzukehren in ihr Dorf, um wieder Schafe zu hüten und den Schwestern als niedere Magd zu dienen! welche Kluft liegt doch zwischen heiligsein, wohl gar angebetet werden und Buße, strengste Buße thun! Noch schneidender aber ist der Kontrast der zehnten Szene mit der elften, geradezu zerreißend das Pathos des plötzlichen Übersprungs von der höchsten Höhe (Sz. 10) zu der tiefsten Tiefe (Sz. 11): Die Heilige — des Teufels! die Himmlische — der Hölle verkauft! Gegensätze, so gewaltig erschütternd, wie kaum III, 10 der Gegensatz und plötzliche Übergang vom Tötenwollen zum Verlieben.

Die maßlose Verherrlichung von seiten des Volkes und des Königs steigert den Sündenschmerz Johannas zur höchsten Höhe und treibt ihren Bußdrang, der hinter dem Schweigen sich verbirgt, auf die äußerste Spitze. Eben dieser Seelenzustand aber ist die beste Vorbereitung für sie, um die von der Vorsehung über sie verhängte Buße im rechten Geiste hinzunehmen und zu bestehen. Je heißer ihr

---

[1]) I, 10 berührte Maria die Augenlider der Jungfrau und machte diese dadurch fähig, die Engel des Himmels und sie selbst als Himmelskönigin im Sonnenglanz zu schauen.

[2]) Vergl. Sorel IV, 2, V. 103: „Du bist der Engel" u. s. w. — Düntzer S. 236: „Der Zweifel, ob sie eine Sterbliche oder ein Engel des Himmels sei, stimmt wohl zu den mittelalterlichen Anschauungen, aber nicht zu der bisherigen Behandlung Johannas von seiten des Königs und den eigenen von ihr dem Könige gegenüber gethanen Äußerungen." Wir geben indessen zu bedenken, daß die Rettungsschlacht bei Reims, der Einzug in die Krönungsstadt und die Salbung wie die Krönung des Königs, worauf dieser ausdrücklich Bezug nimmt (von V. 423 an), zwischen III, 4 und IV, 10 liegen. Johanna strahlt in Reims (s. Sorel IV, 2, V. 99—106) in weit höherem Glanze als in Chalons, so daß Karl versucht sein konnte, sie für ein inkorporiertes Himmelswesen anzusehen (vergl. die Analogie IV, 1, V. 81 f.). Römpler: „Der König hat eine, man möchte fast sagen, doketische Ansicht von der Jungfrau." Zuviel gesagt. Er steht unentschieden zwischen dem Entweder einer Heiligen von irdischer Abstammung und menschlichem Geblüt und dem Oder eines im Fleisch erschienenen Geistes aus dem Himmel.

Sehnen nach Buße, desto schneller erkennt sie die Hand der Gottheit, welche sie durch den Gehorsam der Demut zum Heile führen will.

Während alle Versammelten ihre Augen auf sie gerichtet haben und „mit immer wachsender Spannung" einer Erklärung von ihr entgegensehen, bemerkt Johanna plötzlich ihren Vater in der Volksmenge und schreit bei seinem Anblick laut auf: „Gott! Mein Vater!" ein Aufschrei, der dem König als Antwort auf seine Frage gelten kann, und der alles in sich faßt, was das Herz Johannas dermalen in Leid und Liebe, in Bangen und Sehnen bewegt.

Szene 11[1]). Aus der Menge hervortretend, stellt Thibaut sich seiner Tochter gerade gegenüber und bestätigt den Aufschrei derselben sowie den Ausruf mehrerer Stimmen „Ihr Vater!" durch das Wort der tiefsten Bekümmernis, in welchem er zugleich den Zweck seines Erscheinens kundgibt: „Ja, ihr jammervoller Vater, der die Unglückliche gezeugt, den Gottes Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen." Dies hören und unbedingt glauben, daß Gott ihr jetzt die heißersehnte Buße schicke, ist für Johanna eins, und damit steht zugleich unumstößlich für sie fest, daß sie alles, was der Vater wider sie vorbringen werde, in der Demut schweigenden Gehorsams hinnehmen müsse[2]). Der charakterschwache Burgund, welcher sie einstens für eine Teufelsdirne u. s. w. gehalten, später wie eine Heilige, einen Engel betrachtet hat, weiß vor Verwunderung nicht, was er sagen soll; Du Chatel dagegen ist sofort überzeugt, daß seine stets gehegte Befürchtung sich jetzt aufs schrecklichste bewahrheiten werde[3]).

Inzwischen nähert sich Thibaut dem König mit der höhnenden Frage: „Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?" worauf er selbst ohne weiteres die schauerliche Antwort gibt, welche den Hauptinhalt seiner Anklage in Kürze zusammenfaßt: „Betrogner Fürst! Verblendet' Volk der Franken! Du bist gerettet durch des Teufels Kunst." „Mit Entsetzen treten alle zurück." Nur Dunois läßt sich nicht im mindesten erschüttern, sondern tritt für seine Geliebte, deren

---

[1]) Die Szene zerfällt unseres Erachtens in drei eng verbundene Teile. Der erste, einleitende Teil geht bis zu V. 459, der zweite von V. 460—498, der dritte Teil enthält den Schluß von V. 499—512. Die folgenden Auftritte, zwölf und dreizehn, sind als Ausläufer unserer Szene zu betrachten.

[2]) Falscher Auffassung gegenüber wird es gut sein, die Aufschlüsse teilweise hierher zu setzen, welche Johanna V, 4, V. 95—107 u. V. 116 f. über die Gründe erteilt, welche sie vom ersten Klageworte des Vaters an, also lange bevor der Himmel durch den Donner sprach, zum Schweigen bewogen haben. V. 96 (Raimond): „Vor dem König, wo es zu reden galt, verstummtet Ihr!" V. 98 (Johanna): „Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick, das Gott, mein Meister, über mich verhängte." Vergl. V. 107. V. 116: „Verdient' ichs, die Gesendete zu sein, wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?" Daß die Anklage des Vaters der Wille Gottes gewesen, betont sie V. 101: „Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott."

[3]) Burgund: Akt II, Sz. 1, V. 20. Sz. 9 u. 10 öfters. III, Sz. 3, V. 203. Sz. 4, V. 254 f. 291. Du Chatel: IV, 3, V. 232—235.

„Engelsmajestät“ (III, 1, V. 33—44) sein Herz ganz erfüllt, mit der Frage, die für ihn keine ist, in die Schranken: „Rast dieser Mensch?“, womit er Thibauts Beschuldigung der Jungfrau „als Ausgeburt des Wahnsinns“ [1]) kennzeichnet. Thibaut jedoch läßt sich dadurch nicht einschüchtern, sondern schleudert den Vorwurf der Raserei auf den Grafen, auf „den weisen Bischof“ und alle zurück, welche in dem Wahnglauben befangen seien, daß der Herr, dem die Himmel dienen, seine Herrlichkeit durch eine „schlechte Magd“ (eines Hirten niedre Tochter, I, 10, V. 616) [2]) offenbare, und verlangt, um die Gerechtigkeit seiner Anklage über jeden Zweifel zu erheben, im Namen des „Dreieinen“ (vor welchem Namen sogar die Geister des Abgrunds keiner Lüge sich erdreisten) von der Tochter Antwort auf die Frage: „Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ Die „allgemeine Stille, während deren aller Blicke auf Johanna gespannt sind“, unterbricht Sorel, „da jene unbeweglich steht“, mit dem Ausruf liebreich-schmerzlicher Besorgnis: „Gott, sie verstummt!“ [3]) „Verstummen muß sie“, sagt Thibaut, „vor dem furchtbarn Namen, der in der Hölle Tiefen selbst gefürchtet wird“ [4]). Das Schweigen Johannas ist in seinem Sinne gleichbedeutend mit dem Eingestehen ihres V. 459 kurz als „des Teufels Kunst“ von ihm bezeichneten Verbrechens, das ihm auch bei dem ironischen „Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ vorschwebte, und welches er nunmehr V. 472 in dem krassen Zerrbilde seiner kranken Phantasie des breiten ausführt: „An verfluchter Stätte ward es ersonnen, unterm Zauberbaum, wo schon von alters her die bösen Geister den Sabbat halten. — Hier verkaufte sie dem Feind der Menschen ihr unsterblich Teil, daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche“ [5]). Um seine Behauptung durch den Thatbeweis eines sinnfälligen Merkmals zu unterstützen, setzt Thibaut hinzu: „Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte, womit die Hölle sie gezeichnet hat!“ Auf jeden Fall ist auch diese Aussage nichts als Einbildung seiner Schwarzseherei [6]). Doch bleiben die Anschuldigungen

[1]) So richtig Düntzer S. 237.

[2]) Vergl. Prol. 2, V. 122: Wie kommt ein solcher Glanz in meine Hütte? u. s. w. Dagegen halte man Johannas Äußerungen Prol. Sz. 3, V. 324 f.; Sz. 4, V. 401 f.; Akt I, 10, V. 643 f.

[3]) Erinnert sich Sorel dabei etwa an Johannas Selbstanklagen IV, 2, bes. V. 185 bis Ende, desgl. Sz. 3, bes. V. 219 f. u. V. 225 f. sowie V. 242?

[4]) Düntzer bemerkt dazu S. 237: Das Verstummen ist hier ein glücklich dem Dichter zu statten kommender, freilich der mittelalterlichen Ansicht fremder Zug. Nach dieser wagt der im Besessenen oder in dem Zauberer wirkende Teufel den äußersten Widerstand und läßt sich durch die bloße Nennung des Namens Gottes nicht zum stummen Geständnis bringen.

[5]) Prol. 2, V. 80 bis Ende enthält die Grundlage für die Entstehungsgeschichte seines Irrwahns. S. dagegen I, 10, V. 630—639 und Prol. 2, V. 109.

[6]) Wäre man seinem Rate gefolgt, so würde man, wenn nicht wahrscheinlich Muttermale, schwerlich etwas anderes als die unverfänglichen Narben der

nicht ohne jeden Erfolg. Burgund kann denselben trotz ihrer Entsetzlichkeit den Glauben nicht versagen, weil der Vater es ist, der wider seine eigne Tochter zeugt. Dunois geht im Gegenteil von dem Grundsatz aus, daß die Schande, welche ein Vater seinem Kinde anthut, des Vaters eigne Schande ist. Demgemäß findet er durch Thibauts immer von neuem und immer heftiger anhebendes Verklagen der Tochter die Geisteszerrüttung desselben, welche er gleich anfangs annahm, mehr als bestätigt und folgert daraus die gänzliche Unglaubwürdigkeit des Alten. Einen besonderen, in gewissem Betracht mittleren Standpunkt nehmen Sorel und La Hire ein. Beide können sich's noch nicht vorstellen, daß Johanna des ihr vorgeworfenen Verbrechens schuldig sei, beide aber dringen gleichwohl aufs inständigste in sie, ihre Unschuld vor aller Welt zu erklären. Sorel bittet sie, mit einem Wort ihr Schweigen zu brechen, mit dem einzigen Wort: Ich bin unschuldig, die gräßliche Beschuldigung zu vernichten[1]). La Hire, der sie noch liebt, wie ehedem, begehrt nicht einmal ein Wort, nur den Blick bittet er sie aufzurichten, mit dem Siegerblick ihrer heiligen Tugend und Unschuld die Verleumdung niederzublitzen. Johanna spricht kein Wort, erhebt ihren Blick nicht vom Boden. Unbeweglich bleibt sie stehn. Wie Sorel, so tritt auch La Hire „mit Entsetzen von ihr zurück, die allgemeine Bewegung vermehrt sich." Dunois allein läßt sich nicht außer Fassung bringen. Voll Unmut über das Zagen und Zittern des Volkes wie der Fürsten, verbürgt er sich, sich selbst (persönlich) für die Unschuld der Geliebten mit seiner Fürstenehre und wirft in echter Ritterweise seinen Handschuh jedem hin, der „es wagen" sollte, sie eine Schuldige zu nennen. Der Himmel wagt es, sie durch seines Donners Stimme schuldig zu nennen. „Alle stehen entsetzt." Dunois wankt auch jetzt nicht im Glauben an das Weib seiner Liebe. Für Thibaut aber ist die Sprache des Himmels („des Gottes, der droben donnert") eine laute Aufforderung, seine Anklage der Teufelei in gedrängter Form gegen Johanna zu wiederholen. „Sprich, du seist schuldlos", heischt er, an Dunois' „unschuldig" anknüpfend, „leugn' es, daß der Feind" (er meint den Teufel) „in deinem Herzen ist, und straf' mich lügen!" Johanna schweigt. Ein zweiter, noch stärkerer Donnerschlag erfolgt. „Das Volk", welches Gottes Urteil, daß Johanna des angeschuldigten Verbrechens schuldig sei, in dem Donner zu hören

Wunden gefunden haben, welche Lionels Schwert ihr schlug, s. III, 11, V. 703 folgd.

[1]) Auf die Frage Raimonds V, 4, V. 104: „Wie? Ihr konntet mit einem Wort Euch reinigen, und ließt die Welt in diesem unglückselgen Irrtum?" entgegnet Johanna: „Es war kein Irrtum, eine Schickung war's." Sichtlich bezieht sich diese Antwort, wie jene Frage, auf Sorels Bitte IV, 11, V. 486: „Ein Wort aus deinem Munde, ein einzig Wort soll uns genügen" und gehört deshalb speziell hierher. Daß übrigens die betreffende Äußerung Johannas neben jener speziellen Beziehung auch allgemeine Gültigkeit hat, brauchen wir nur anzudeuten.

glaubt, „entflieht nach allen Seiten“ auseinander. Dem Herzog von Burgund pressen „die fürchterlichen Zeichen“ den Angstruf aus: „Gott schütz' uns.“ Du Chatel, dem es vor allem um des Königs Würde und Ansehn zu thun ist, bittet ihn: „Kommt, kommt, mein König! Fliehet diesen Ort!“ Der Erzbischof versucht, seiner Pflicht getreu, noch das Letzte und Äußerste. Als der höchste Amtsträger der Kirche fragt er sie „im Namen Gottes“: „Schweigst du aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld? Wenn dieses Donners Stimme für dich“ (d. h. für deine Unschuld) „zeugt, so fasse dieses Kreuz[1]) und gib“ (auf diese Weise) „ein Zeichen!“ Sie gibt das Zeichen ihrer Unschuld nicht, der Himmel gibt das Zeichen ihrer Schuld durch neue heftige Donnerschläge[2]), während Johanna unbeweglich dasteht. Der König entfernt sich samt seinem Gefolge. Dunois ist der Einzige, welcher standhält in unentwegtem Vertrauen auf Johannas engelgleiche Reinheit[3]).

Was nun bezeugt der Himmel durch seine Donner? Nur daß Johanna schuldig (Lionel!), aber nicht, daß sie des Verbrechens schuldig sei, dessen der Vater sie bezichtigt. Die Schwarzseherei Thibauts bestätigt der Himmel nicht. Wieso nicht? Die Donner sind durchweg Strafzeichen des Himmels und bedeuten überall das Schuldurteil desselben. Hätte der Himmel die Anklage, daß die Jungfrau mit des Teufels Kunst das Vaterland gerettet und ihre unsterbliche Seele um den Preis vergänglicher Erdenherrlichkeit dem Satan verschrieben habe, zur Wahrheit stempeln wollen, so würde er über diese Greuelthaten Johannas sofort die Donnerstimme seines Strafgerichts erhoben und den Alten solcherweise unterstützt haben (V. 457 folgd. u. V. 471 folgd.). Wann aber läßt der Himmel seine Donnerzeichen erschallen? Erst seitdem Dunois (V. 499) in tiefster Entrüstung sich zum Bürgen für die Unschuld Johannas aufwirft und als Verteidiger derselben jeden zum Kampfe ruft, der sich

---

[1]) Ohne Zweifel das Kruzifix, welches er unmittelbar vor der Jungfrau her im Krönungszug zur Kirche hintrug, s. Sz. 6.

[2]) Heftigere braucht es keineswegs zu heißen, im Plural neue heftige Donnerschläge liegt die Steigerung.

[3]) III, 1, V. 36 nennt er Johanna eine Braut der reinen Engel, vergl. IV, 12, V, 7, bes. V. 225: „Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit.“ Daß Dunois sie sogar dem Donner zum Trotze für unschuldig hält, ergibt sich allein schon aus IV, 12 gegen jeden Widerspruch. — Auf Raimonds Äußerung V, 4, V. 103: „Der Himmel“ (d. h. der Donner) „selbst bezeugte Eure Schuld“, erwidert Johanna: „Der Himmel sprach, drum schwieg ich.“ Daß sie damit nur ihr Schweigen dem Donner gegenüber rechtfertigt, sollte doch jedem klar sein. Der betr. Ausspruch bezieht sich speziell nur auf den Schlußteil der Szene (IV, 11) V. 499—512, vorzugsweise auf V. 503—512. Ihr Schweigen im allgemeinen sowie vor dem König, seinem Gefolge, vor Thibaut und dem Volke erklärt sich durch ihre sonstigen Aussagen darüber V, 4, V. 94—102. 104—107. 116 folgd., vergl. was wir zu V. 453 f. und V. 484 folgd. unserer Szene beigebracht haben.

erkühne, ihre Schuld zu behaupten. Nun erst zeugt der Himmel mit dem Donner gegen ihre Unschuld und bekundet ihre Schuld. Danach fordert bei dem Gott, der vom Himmel donnere, Thibaut sie auf, sich für unschuldig zu erklären, wenn sie den Mut habe, zu leugnen, daß der Feind in ihrem Herzen sei. Johanna schweigt, der Himmel spricht durch noch heftigeren Donner abermals gegen ihre Unschuld und erhärtet ihre Schuld. Der Erzbischof endlich dringt im Namen Gottes in sie, falls die Stimme des Donners ihre Unschuld beweise, zum Zeichen dessen das Kruzifix zu berühren. Johanna berührt das Kruzifix nicht, mehrere starke Donnerschläge geben demgemäß das Endurteil des Himmels wider ihre Unschuld und für ihre Schuld. Also bezeugt, wir wiederholen es, die Gottheit durch den Donner, daß Johanna schuldig, aber nicht bezeugt die Gottheit, daß Johanna der Satanerie schuldig sei, deren Thibaut sie zeiht. Wie? Hat es denn nicht gedonnert, als Thibaut ihr den Vorhalt that, daß der Feind in ihrem Herzen sei? Allerdings ließ der Donner sich vernehmen und zwar als Zeuge ihrer Schuld, aber nicht als Zeuge der von Thibaut vermeinten teuflischen Schuld, sondern ihrer ob auch schweren, doch menschlichen Sünde, daß sie irdische Liebe und diese sogar zu dem feindlichen Heerführer im Herzen habe. Nur Johanna weiß das, aber keiner der Versammelten[1]).

Gerade in diesem Umstand, daß von Johannas wirklichem Vergehen niemand auch nur die entfernteste Kenntnis hat, liegt die Grundursache, warum alle mit einziger Ausnahme des Grafen Johanna schließlich des Verbrechens für schuldig halten, welches Thibaut ihr schuld gibt. Es ist ja von keiner anderen Schuld die Rede als von der ungeheuren, daß sie mit höllischen Zauberkünsten ihre Siege erfochten. Was Wunder, daß man an keine andere Schuld denkt? Selbst der Himmel, der Johanna schuldig spricht, welche andere Schuld kann er in den Augen der Versammelten mit seinem Donnerwort bekunden? Bestätigt er nicht scheinbar, daß sie den Feind, unter dem jeder, wie Thibaut V. 476, „den Feind der Menschen" (den Teufel) versteht, im Herzen trage? Nun gar Johannas Schweigen und beschämtes Niedersehn. Wer schweigt der Anklage eines so furchtbaren Verbrechens gegenüber, wenn er sich von demselben frei weiß. Der Schein ist durchweg gegen Johanna und für Thibauts falsche Beschuldigung[2]).

---

[1]) Auch wir wissen es als die ungesehenen Beobachter dessen, was III, 10 geschah.

[2]) S. V, 4, V. 114 (Raimond): „Konnt ich träumen, daß ein menschlich Herz das Ungeheure schweigend würde tragen!" Ebendaselbst Sz. 7, V. 235 (Erzbischof): „Eins von den beiden haben wir verschuldet! Wir haben uns mit höll'schen Zauberwaffen verteidigt oder eine Heilige verbannt!" Er glaubt mithin auch da noch für den Fall des schuldig an keine andere Schuld als an die der teuflischen Zauberei. Vergl. V. 212: „Wer ward nicht irr an ihr und

Szene 12. Der bei Johanna allein zurückgebliebene Dunois versucht nun ein Letztes. Er versichert ihr, sie sei das Weib seines Herzens, beim ersten Blick habe er an sie geglaubt (I, 10, V. 683) und glaube an sie auch jetzt noch, mehr glaube er ihr als allen jenen Zeichen, mehr sogar als dem Donner des Himmels. Er drückt ihr seine Überzeugung aus, daß sie schweige allein aus edlem Zorn, und weil sie im Bewußtsein ihrer Unschuld, an der er nie gezweifelt, es unter ihrer Würde erachte, so schändlichen Verdacht zu widerlegen. Er verlangt kein Wort, wie Sorel, kein Aufblicken, wie La Hire, zur Vernichtung der gräßlichen Anklage, nur ihr Vertrauen auf seinen ritterlichen Schutz und ihre gute Sache bittet er sie durch Darreichen ihrer Hand ihm auszudrücken. Damit „reicht er ihr seine Hand hin, sie aber wendet sich mit einer zuckenden Bewegung von ihm hinweg; in starrem Entsetzen bleibt er stehen."

Szene 13. Unterdessen kommt Du Chatel zurück und überbringt die königliche Botschaft: „Johanna d'Arc! Der König will erlauben, daß Ihr die Stadt verlasset ungekränkt. Die Thore stehn Euch offen. Fürchtet keine Beleidigung. Euch schützt des Königs Frieden." Dann ersucht er den Grafen, ihm zu folgen, da er keine Ehre davon habe, länger hier zu verweilen. Mit dem Ausruf: „Welch ein Ausgang!" entfernt er sich. Dunois fährt aus seiner Erstarrung auf (Sz. 12 Ende), wirft noch einen Blick auf Johanna und geht von dannen[1]). Die Jungfrau steht einen Augenblick ganz allein. Endlich erscheint Raimond, welcher ohne Zweifel unter der Volksmenge sich befunden hatte, bleibt eine Weile in der Ferne stehen und betrachtet die Geliebte mit stillem Schmerz. Dann tritt er auf sie zu, ermahnt sie inständig, den gegenwärtigen Augenblick, wo die Straßen leer, sofort zu ergreifen, und erbietet sich ihr als Führer. Bei seinem Anblick gibt Johanna das erste Zeichen der Empfindung, sieht ihn starr an und blickt zum Himmel. Darauf ergreift sie, die dem Grafen die Hand nicht gereicht, den Freund ihrer Jugend bei der Hand und geht ab[2]).

---

hätte nicht gewankt an diesem unglückselgen Tage, da alle Zeichen gegen sie bewiesen! Wir waren überrascht, betäubt; der Schlag traf zu erschütternd unser Herz. — Wer konnte in dieser Schreckensstunde prüfend wägen? Jetzt kehrt uns die Besonnenheit zurück; wir sehn sie, wie sie unter uns gewandelt, und keinen Tadel finden wir an ihr. Wir sind verwirrt — Wir fürchten, schweres Unrecht gethan zu haben" u. s. w. Die Plötzlichkeit der Anklage, die Überraschung, welche das prüfende Wägen unmöglich machte, hinderte mehr noch, auf eine andere Verschuldung als auf die ihr von Thibaut vorgehaltene zu schließen.

[1]) Ist er im tiefsten Grunde des Herzens überführt von ihrer Schuld oder nur vorübergehend übermocht von Entsetzen? Wie dem auch sei, die Liebe bekommt bald wieder die Oberhand und gibt ihm das Vertrauen auf Johannas Unschuld ungeschwächt zurück, s. V, 7.

[2]) Viehoff I, S. 123: „Eine schöne Gradation hat Schiller in das Verhalten der drei Liebhaber Johannas gelegt. La Hire tritt zuerst entsetzt zurück;

Schauen wir zurück auf Sz. 11, um die Motive, auf welche dieselbe gebaut ist, in der Tiefe zu ergründen. Zunächst die Frage: Woraus ersieht Johanna, daß das Strafleiden der Buße von Gott über sie verhängt ist? Unmittelbar gewiß macht sie dessen ihr Bußbedürfnis, thatsächlich sicher der Umstand, daß der Vater es ist, der sie verklagt. Der Vater ist ihrer religiösen Anschauung gemäß Gottes Organ. Gleich das erste Wort Thibauts, daß Gottes Gericht ihn hertreibe, die eigne Tochter anzuklagen, überhebt sie jedes Zweifels (V, 4, V. 101). Dazu kommt am Ende der Szene V. 499—512 das Himmelszeichen des Donners (V, 4, V. 104), welches ihr das Walten Gottes sowohl überhaupt als besonders darin zeigt, daß der Donner sie zwar schuldig, aber nicht der Teufelssünde schuldig spricht, welche der Vater ihr vorwirft. Die gleiche Gewähr gibt ihr die Zweideutigkeit der Frage V. 468: „Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?“ und vor allem der Doppelsinn der Forderung V. 505: „Sprich, du seist schuldlos. Leugn' es, daß der Feind in deinem Herzen ist“ u. s. w., da außer ihr nur Gott um die wirkliche Sünde ihres Verliebens und noch dazu in den englischen Heeresfürsten weiß. An ein geheimes, selbst dem Vater verborgenes Zuwirken Gottes muß sie bei jener Frage Thibauts wie bei dieser Forderung desselben denken, an bloßen Zufall denkt sie dabei nicht, da Gott zufallen läßt, was zufällt. — Daran reiht sich von selbst die Frage: Hat Thibaut die Tochter nach Gottes treibendem oder zulassendem Willen verklagt? Nach Gottes Willen unstreitig, denn ohne seinen Willen kann nichts geschehen, aber keines besonderen Antriebes, bloß der Zulassung von oben bedurfte es für Thibaut zu seinem Handeln, Gott brauchte ihn nur nicht zu hindern, so that er von selbst, was er gethan, indem er sich zum Vollstrecker des göttlichen Gerichts machte, dessen Vorausverkündigung er bereits Sz. 8, V. 329 an Johannas hastigem „Stürzen“ aus dem Gotteshause wahrzunehmen glaubte. Übrigens versteht es sich von selbst, daß Gott, indem er Thibaut den Willen ließ, doch auf seine Macht über ihn und über die Anwesenden nicht verzichtete, sondern so oft und so weit es seinen Heilsabsichten entsprach, unvermerkt die Zungen und Herzen aller lenkte oder mit erschütternder Donnerstimme den Ernst seiner richtenden Majestät offenbarte.

Warum nun schweigt Johanna zu allem, was der Vater ihr schuld gibt, warum schweigt sie auch zu dem ganz falschen und grundlosen Teufelsspuk, den die Schwarzsichtigkeit dem Vater vorspiegelt?

---

Dunois bewahrt noch das Vertrauen, obgleich Volk und Fürsten zittern, ja selbst nachdem der Himmel geredet; doch verläßt er sie zuletzt, wie La Hire; nur Raimond bleibt trotz seiner Überzeugung von Johannas Schuld (s. V, 4, V. 112 folgd.) ihr im Unglück treu und wird ihr Begleiter. So erkennt der Dichter auch hier nicht der heftigen und feurigen, sondern der stillen, entsagungsreichen, innigen Liebe den Preis zu.“ — Man vergleiche den Eindruck, den der Anblick der Landleute IV, 9, V. 387 auf Johanna hervorbrachte: „Johanna sieht sie mit starren Blicken an und fällt in ein tiefes Staunen.“

Fielitz antwortet S. 92: „Durch unschuldiges Leiden denkt sie die schwere Schuld des Busens zu sühnen, darin das Gegenteil von Maria Stuart, die erst am Schluß des Dramas zu der Erkenntnis geführt wird:

„Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe, schwere Blutschuld abzubüßen."

In gleichem Sinn äußert Viehoff II, Tl. 3, S. 170: „Sie nimmt freiwillig die Bürde des schwärzesten Verdachtes auf sich, um eine allen verborgene Schuld ganz anderer Art zu büßen." — Vorsichtiger urteilt Städler S. 122 f.: „Ihre Schuld ist eine andere als der Vater wähnt, eine andere als irgend einer der Umstehenden weiß oder begreift; aber eine Schuld ist es nichtsdestoweniger, und im Bewußtsein derselben — entschlossen, die wohl erkannte, ja erflehte Strafe in ihrer ganzen Härte zu erdulden, verstummt sie u. s. w.... Der Feind ist leider in ihrem Herzen, obschon nicht der, an den der Vater denkt. Aber reumütig nimmt sie den schweren Vorwurf willig an" u. s. w. — Bei weitem mehr aus der Tiefe gegriffen sind jedoch Johannas Bekenntnisse V, 4, V. 98—107 folgd. u. V. 116 folgd.: „Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott." „Ich unterwarf mich schweigend dem Geschick, das Gott, mein Meister, über mich verhängte." „Verdient' ich's, die Gesendete zu sein, wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?" „Der Himmel sprach, drum schwieg ich." „Es" (der Irrwahn der Menschen, sie sei eine Zauberin) „war kein Irrtum, eine Schickung war's." Unstreitig besteht die Buße, welche Gott über die Jungfrau verhängt hat, in einem Strafleiden, die sühnende Kraft eines solchen aber liegt keineswegs in der Strafe an und für sich, auch dann nicht, wenn letztere mit dem Bewußtsein, das angeschuldigte Verbrechen nicht begangen zu haben, in der Absicht hingenommen wird, für eine andere das Gewissen belastende Sünde büßend genugzuthun; die Sühnkraft des Strafleidens liegt vielmehr in dem rechten Geist, in der echten Bußgesinnung, worin dasselbe ertragen wird. So bei Johanna. Ohne Murren, das wider die Liebe, ohne Zweifeln, das wider den Glauben wäre, unterzieht sie sich angesichts des göttlichen Waltens dem schmachvollen Verdacht der greulichsten Sündenschuld in der Demut des blinden (unbedingten) Gehorsams gegen Gott, in der gewissen Zuversicht des Glaubens an Gottes väterlichen Liebeszweck, in der Geduld getroster Hoffnung, daß Gott zu seiner Zeit ihre Sache zurecht bringen werde (V, 4, V. 131 folgd.). Und erst aus diesen Gesichtspunkten betrachtet, erscheint das Schweigen, welches Johanna von Anfang bis Ende beobachtet, in wahrhaft ergreifender Erhabenheit.

So gewiß nun der Glaube Johannas, daß des Vaters Auftreten gegen sie eine Heimsuchung von seiten Gottes sei, ihr das Schweigen gleich vom ersten Worte Thibauts an zur heiligen Pflicht und unumgänglichen Gewissenssache machte, so gewiß ist es anderenteils, daß ein offenes Geständnis ihrer Liebessünde, wenn auch nicht unmöglich für sie, doch in hohem Grade erschwert

war. Inwiefern dies, wollen wir, soviel thunlich, aus ihrem eignen Munde vernehmen.

Johanna ist eine keusche Jungfrau und teilt mit jeder edlen Jungfrau die sittsame Scheu vor einem Liebesgeständnis. Doch ist dies das Geringste. Die Gottheit aber hat ihr, wie sie in Chinon erklärte, die irdische Liebe untersagt und die jungfräuliche Reinheit als Kardinalbedingung der heiligen Mission vorgezeichnet. Gestand nun Johanna ihr Verlieben, wenn auch ohne Angabe der Person, so offenbarte sie sich eben damit als Übertreterin der göttlichen Vorschrift [1]).

Mit dem allerstärksten Nachdruck hat sie später in Chalons wider die Liebesanträge der beiden Ritter die reine Jungfräulichkeit als das Grundgesetz ihrer göttlichen Sendung betont (III, 4, V. 381—453) und für den, wie sie damals dachte, so gut als unmöglichen Fall des Verliebens das furchtbarste Selbsturteil über sich ausgesprochen: „Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes in Händen führte und im eiteln Herzen die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann! Mir wäre besser, ich wär' nie geboren! Kein solches Wort mehr, sag' ich Euch, wenn Ihr den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten! Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung." [2]) Angesichts dieses Selbstgerichtes wie hätte Johanna dagestanden vor dem König, vor dem ganzen Hof, insbesondere vor den Rittern, welche vergebens um ihre Liebe geworben — wie hätte sie auch dann dagestanden, wenn sie weiter nichts bekannt hätte, als daß sie liebe? [3]) Aber Johanna liebt nicht bloß, sie liebt den ärgsten Feind ihres

[1]) Was Johanna dem Montgomery II, 7, V. 383—398 gesagt hat, lassen wir, so bedeutsam es an sich auch ist, hier außer Betracht, weil niemand darum weiß.

[2]) Vergl. IV, 1, V. 25 folgd.: „Ich? Ich eines Mannes Bild in meinem reinen Busen tragen? Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt, darf einer ird'schen Liebe schlagen? Ich, meines Landes Retterin, des höchsten Gottes Kriegerin, für meines Landes Feind entbrennen? Darf ich's der keuschen Sonne nennen, und mich vernichtet nicht die Scham?" IV, 3, V. 225: „Furchtbare, kommst du, dein Geschöpf zu strafen? Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze, und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt. Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht, gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen."

[3]) Schwerlich jedoch würde man sich mit dem bloßen Bekenntnis, daß sie liebe, zufrieden gegeben, man würde nach der Person geforscht haben, welche sie liebe. Und war Johanna nicht moralisch verpflichtet, dem König auf Befragen den Mann ihrer Liebe zu bezeichnen? Gesetzt aber, sie weigerte sich dessen, so fehlte es selbst an Spuren nicht, welche auf Lionel wiesen. Die Ritter wußten um Johannas Zusammentreffen mit dem schönen Helden und hatten sicherlich das seltsame Verhalten derselben nach der Flucht Lionels nicht vergessen (III, 11). Der Sorel mußte ihre Unterredung mit Johanna IV, 2 einfallen, an deren Ende diese sich Feindin und Verräterin nannte, der Sorel und den Rittern überdies der wunderliche Auftritt IV, 3, V. 225 folgd. und 241 folgd. wieder in die Gedanken kommen, wo die Jungfrau in betreff des Fahnenbildes

Volkes. Die Folgen dieser groben Versündigung stehen ihr schwarz vor Augen. Sie weiß, daß der Krieg wieder ausbrechen, wahrscheinlich sehr bald wieder ausbrechen wird, und daß sie durch Schonung Lionels die neue Trübsal für ihr Vaterland geschaffen hat. Wie konnte sie bei solcher Voraussicht ihr Verlieben in den feindlichen Heeresfürsten entdecken? Mochte sie aber mit oder ohne Angabe der Person ihre Liebe kundthun, so wie so mußte sie als Verbrecherin an Gottes Verbot, als Verbrecherin an der Gottessache ihrer heiligen Mission, als Verbrecherin an ihrem Vaterland erscheinen. Und damit wäre ihr Schicksal ein für allemal entschieden gewesen, weil alles Vertrauen zu ihr mit einemmal vernichtet. Nie mehr hätte sie als Gottgesandte bei Hof und im Lager auftreten, nie mehr als Werkzeug des Himmels in der Schlacht die Krieger begeistern, nie mehr, weil sie nicht mehr lieberein, die Fahne der jungfräulichen Himmelskönigin in die Hand nehmen können. Kurz, sie würde weder ihr irdisches Berufswerk vollbracht haben, das Gott ihr aufgetragen, noch der himmlischen Herrlichkeit teilhaftig geworden sein, welche Maria ihr als Lohn der Treue verheißen. Ganz anders hingegen stand die Sache, wenn sie schwieg. So sehr der Schein gegen sie zeugte, so wenig war doch ihr Schweigen ein sicheres Zustimmen, mithin die Möglichkeit durchaus nicht abgeschnitten, daß der falsche Verdacht früher oder später seine Widerlegung fand (V, 7. u. 8). Geschah aber dies und nahm Gott sie auf Grund einer herzumwandelnden Bußheiligung wieder in seinen Dienst auf, so gab es für sie kein Hindernis mehr, das Rettungswerk ihres irdischen Vaterlandes vollständig auszuführen und in das himmlische Vaterland des Gottesreiches einzugehen. Das Beste hat Johanna somit gethan, was sie thun konnte, geschwiegen hat sie in stiller Ergebung des Glaubens und Hoffens[1]).

Und nun die Strafe Johannas (IV, 13). Ist dieselbe gerecht oder ungerecht? Johanna hat die Gerechtigkeit der Strafe im voraus

---

die bedenkliche Äußerung that: „Den Freunden ist es hold und auf die Feinde sendet es Entsetzen" (vergl. V. 218 Johannas Entsetzen).

[1]) Unschuldig, wie Sorel so sehnlich wünschte, konnte natürlich Johanna sich nicht nennen, weil dies gegen die Wahrheit gewesen wäre, und — was die Hauptsache — sie dadurch die ganze Buße vereitelt haben würde. Sich schuldig bekennen, aber die fragliche Zauberſünde leugnen, durfte sie ebensowenig, wenn sie nicht zugleich ihre wirkliche Sünde angeben wollte. Denn sonst würde sie, wenn man aus übergroßem Vertrauen die Angabe ihrer Schuld nicht begehrt hätte (wie Sorel IV, 2, V. 192 mit den Worten: „Wer möcht' es fassen, was dein heilig Herz, der reinen Seele Zartgefühl erschreckt!"), ebenwohl ihre Buße verhindert und folglich den Willen Gottes gekreuzt haben, oder sie würde, wenn man auf ein Bekenntnis ihrer Schuld entschieden gedrungen, sie aber nähere Auskunft standhaft verweigert hätte, jedem, selbst dem schmählichsten Verdachte verbotener Liebe Thor und Thür aufgethan und sich auf diese Weise für alle Zeit zum heiligen Dienst Gottes am Vaterland gerade so untüchtig gemacht haben, wie durch offenes Geständnis ihres Vergehens.

mehr als anerkannt und zwar IV, 2, V. 196 in Bezug auf das Vaterland[1]), IV, 3, V. 226 in Hinsicht auf die Gottheit[2]). Dadurch, daß sie den Feind ins Herz genommen, hat sie vor Reims ihre Mission nicht vollendet und sich möglicherweise für alle Zeit unfähig gemacht, dieselbe zu Ende zu führen, auf jeden Fall aber Frankreich eine neue Gefahr und weiteres Blutvergießen bereitet. Auf diese Art ist sie zur Feindin und Verräterin des Vaterlandes geworden (IV, 2) und wird mit Recht von Hof und Heer verbannt.

Aber der Feind, dem sie ihr Herz gegeben, ist der Feind der heiligen Gottes- und Marienfache, der Feind des Marien- und Gottesvolkes, mithin in diesem Sinne Gottes und Mariens Feind, und so entschuldbar, vom weiblich-natürlichen Standpunkt aus betrachtet, Johannas Liebe zu dem edlen Helden erscheint, — von der Idee aus gesehen, welche unserm Drama zu Grunde liegt, ist diese Liebe der Jungfrau, weil ein Verrat an ihrem gottgegebenen Beruf sowie an ihrem gottgeliebten Lande und Volke, sogar ein Verrat an der Gottheit selbst (IV, 3). Auch jede andere Mannesliebe, selbst die edelste zu dem besten Sohne Frankreichs, würde bekanntlich eine Verletzung des göttlichen Liebesverbotes, der Bruch ihres Gelübdes in seinen beiden Hauptbedingungen, ein Entweihen, Lästern des jungfräulichen Mariennamens (IV, 3, V. 228—229) gewesen sein, und Johanna würde auch durch eine solche Liebe Gott aus ihrem Herzen gewiesen (IV, 1, V. 19 folgd., beſ. 58—64), folglich ihr Werk wenigstens vor Reims, wenn nicht für immer, unvollendet gelassen haben; aber die Liebe zu dem Feldherrn der Feinde, den sie als Widersacher Gottes verabscheuen und hassen soll (V, 9, V. 299 f.), ist doch, weil ein doppelter Widerspruch mit der Idee, eine bei weitem schreiendere Versündigung. Somit haben wir das königliche Straferkenntnis, rein nach dem objektiven Thatbestand gemessen, ein äußerst rücksichtsvolles und nicht im mindesten härteres zu nennen, als es ihre wirkliche Sünde verdient[3]).

Aber der Wahn der Zauberei! Gott läßt ihn zu, ja er unterstützt ihn dem Anschein nach und zwar aus mehr als einem Liebesgrunde. Gerade die Verbannung ist für Johanna das sicherste Mittel zur Erneuerung und Heiligung, mithin zur Vollendung ihres Werkes wie ihrer Person. Ein rückhaltloses Bekenntnis ihres Verliebens in Lionel hätte sie, wie bereits gesagt, für immer des Heiligenscheins jungfräulicher Reinheit beraubt und sie untauglich gemacht, sowohl ihre Mission als sich selbst in und mit derselben zu vollenden. Gott, der das Herz des Königs so lenkte, daß dieser nicht die Strafe der

[1]) Sähst du mein Innerstes, du stießest schaudernd die Feindin von dir, die Verräterin. S. IV, 1, V. 17—33.

[2]) „Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt. Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht, gelästert hab' ich deinen (Mariens) heil'gen Namen." Die Blitze V, 1 erinnern an diese Stelle.

[3]) Daß der König von dem wirklichen Vergehen Johannas keine Kenntnis hat, ändert nichts an der Sache, da alles unter Gottes Leitung geschieht.

Zauberei, sondern eine mildere Strafe über sie ergehen ließ, wird ebenso den bösen Schein der Zaubersünde von ihr nehmen, wenn sie auch fürderhin den rechten Bußgeist der Demut und des Gehorsams bewahrt; sorgen wird Gott, daß einerseits ihre Unschuld an dem fälschlich gegen sie vorgebrachten Verbrechen zu Tage komme, und daß anderseits ihre wirkliche Liebesschuld verborgen bleibe, damit sie im Sterben vollkommen rein dastehe vor den Ihrigen und heilig wie ein Engel des Himmels [1]).

Selbstredend muß die Entfernung Johannas vom fränkischen Heere den gesunkenen Mut der Engländer wieder aufrichten und abermals Siegeshoffnungen in ihnen wachrufen. Ihr thatkräftiger Anführer wird die Krisis so schnell, als irgend möglich, zu nutzen wissen und den Krieg aufs nachdrücklichste erneuern (V, 1, V. 14 f.; 2, V. 47 folgd. u. 7, V. 197 folgd.). Daher ist die Strafe Johannas zugleich eine Züchtigung für den König sowie für die Großen seiner Umgebung und zwar eine wohlverdiente, da sie III, 4 die Jungfrau trotz der Marienoffenbarung (I, 10, V. 655 folgd.) zur Liebe, mithin zum Bruch ihres Gelübdes zu verleiten gesucht haben.

## Der fünfte Akt.

Szene 1. 2. 3. 4. Das Büßleiden Johannas hat mit des Vaters Klage und des Königs Straferkenntnis erst seinen Anfang genommen, aber keineswegs seine Endschaft schon erreicht. Es kann und darf das nicht anders sein, wenn Johanna je wieder Gottes Werkzeug werden soll. Denn um der irdischen Liebe willen hat Gott sie mit seiner Kraft verlassen und nicht eher kann er sie in seinen Dienst zurücknehmen, bis von irdischer Liebe *nichts* mehr in ihr ist. Um diese gänzlich zu entwurzeln, ist die völlige Heiligung ihres inwendigen Menschen unbedingt erforderlich, und nur auf dem Boden beständiger Bußdemut kann eine solche Durchheiligung erwachsen. Dazu aber bedarf es eines längeren Werdeprozesses, worin Buße und Heiligung, jene diese tragend und fördernd, Arm in Arm gehen, bis in der Reinheit vollkommener Entsündigung von der Liebe die Buße zum Abschluß gelangt. So in unserm Drama. Der Bußgang Johannas findet sein Ziel erst V, 9, wo sie als Gefangene

[1]) V, 14, V. 474. Was Fielitz S. 92 sagt: „Das zweite, worauf der schwarze Ritter hindeutete, tritt ein" u. s. w., erledigt sich von selbst durch das, was wir zu der Stelle III, 9, (V. 623—628) bemerkt haben.

dem Lionel gegenüber die Liebe vollständig überwindet und auf diese Weise ihre Freiheit von dem Liebesbann als vollendet bewährt[1]).

Drei Tage lang ist Johanna, den Anblick der Menschen fliehend, mit ihrem Gefährten in dem Ardennerwald[2]) umhergeirrt. Nur von wilden Wurzeln haben sich beide genährt. Die Donnerschläge IV, 11 waren die Vorboten eines entsetzlichen Unwetters gewesen, dessen schwarzes Gewölk seit der Verbannung Johannas „den Tag in stockfinstre Nacht verwandelte", während unter Donnerskrachen und Blitzesflammen heulende Windstöße die Erde beben machten und solchergestalt die Natur durch wilden Aufruhr das furchtbare Ereignis der Menschenwelt mit sympathetischer Symbolik begleitete. Zwischen das Getose der empörten Elemente fiel der Geschützesknall der beiden Heere, welche, nur durch den Wald getrennt, zu neuem Blutwerk bereit standen. Fürwahr eine Mark und Bein durchschauernde Lage, zumal für eine schuldbewußte Büßerin. Alles predigt ihr die Fortdauer des göttlichen Strafgerichts IV, 11. Jeder Hall des Donners erinnert sie an die Schreckenszeichen, womit der Himmel sie in Reims schuldig sprach, jeder Schuß des Geschützes bringt ihr die Liebessünde vor die Seele, welche den nochmaligen Ausbruch des Krieges verursacht. Gegen Abend (Sz. 2, V. 44) des dritten Tages kommen die Irrenden vor eine Köhlerhütte, deren mitleidiger Eigner ihnen Obdach und alles anbietet, was sein armes Haus vermag. Zugleich legt sich der Sturm, der Himmel klärt sich auf zu heiterer Helle und friedlich strahlend neigt sich die Sonne dem Untergang zu[3]). Auch in diesem Vorgang erscheint die Natur als Spiegel des Geisterreichs. Sinnbildlich stellt dieselbe der Jungfrau die Gnade und den Frieden Gottes in Aussicht, wenn sie auch fernerhin auf ihrem Bußpfade den rechten Bußgeist der Demut bewahrt. Und selbst bei den treuherzigen Köhlern stehen ihr, ohne daß jene es wollen, herbe Demütigungen bevor. Letztere knüpfen sich zunächst an die Rüstung Johannas. Die Köhlerin wundert sich zwar, „die zarte Jungfrau in Waffen zu sehen, findet dies jedoch begreiflich in einer Zeit, wo sogar die Königin Isabella bewaffnet sich im englischen Lager sehen lasse"[4]) und „eines Schäfers Dirn" für den eingeborenen König gefochten habe. Die Jungfrau, welcher Gott befohlen, die Waffen für seine göttliche Sache zu tragen — zu-

[1]) Das Bußleiden hat mithin im letzten Grunde den Zweck, ein Läuterungs- und Heiligungsleiden zu sein, und es wird dies für Johanna durch den Geist, worin sie dasselbe erträgt.

[2]) Sz. 2, V. 26 und Sz. 8, V. 254, 264.

[3]) Daß die Sonne nicht gerade im Untergehen begriffen ist, wie man aus den Worten V. 42 folgd.: „Der Sturm hat ausgetobt und friedlich strahlend geht die Sonne nieder", schließen könnte, ersieht man aus dem Ende der Szene 4: „Siehst du dort die Sonne am Himmel niedergehen — So gewiß sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit" u. s. w.

[4]) Vergl. II, 2, V. 151 folgd.: „Ein sieghaft Mädchen führt des Feindes Heer, Ich will das Eure führen, ich will Euch statt einer Jungfrau und Prophetin sein."

sammengestellt mit dem gottvergessenen Buhlweibe, welches dem Gesetz Gottes zuwider in Waffen steht für die gottlose Feindessache! Was die Köhlerin ganz ohne Arg thut, ist für die durch gottverbotene Liebe Verschuldete ein Dolchstich ins Herz. Der Köhler schließt aus dem Umstand, daß Johanna in Waffen reist, sie wolle zu des Königs Heer, und mahnt sie zur Vorsicht, damit sie nicht in die Gefangenschaft der Engländer gerate, welche scharenweise den Wald durchstreifen. Treu gemeint, jedoch die Jungfrau tief schmerzend. Hin zu König und Heer sollte ihr Weg gehen und — weg von Heer und König sucht die Verbannte eine Straße! In allen Schlachten sind die Engländer vor ihr geflohen, jetzt muß sie vor ihnen auf der Flucht sein, um nicht in die Hände derselben zu fallen! Uns aber, die wir das geheimnisvolle Walten und Weben der Vorsehung so oft aus den leisesten Andeutungen vorausgesehen haben, ergreift die Ahnung, daß Johannas Leidensgeschick sie sogar in eine feindliche Gefangenschaft führen möge, weil sie dem englischen Heerführer ihr Herz gegeben hat. Raimonds Angst vor den englischen Streifscharen sucht der Köhler durch das Versprechen zu beschwichtigen, daß sein „Bub" (Sohn), den er stündlich aus der Stadt zurückerwarte, ihn und die Jungfrau auf verborgenen Pfaden führen solle. Besonders im Blick auf Johannas Rüstung ist Raimond besorgt. Er bittet sie deshalb: „Legt den Helm ab und die Rüstung, sie macht Euch kenntlich und beschützt Euch nicht." Helm und Rüstung, die Gott ihr wider die Engländer zu tragen geboten[1]), und worin sie die Engländer fortwährend geschlagen hat, soll sie ablegen aus Furcht vor den Engländern! Das heilige Schwert, womit sie sich beschützen und die Feinde vertilgen sollte[2]), hat sie von dem feindlichen Feldherrn sich entreißen lassen! Mit Kopfschütteln lehnt sie Raimonds ebenso wohlmeinenden als demütigenden Rat ab[3]).

Um einen Becher zur Erquickung Johannas zu holen, ist die Köhlerin auf Geheiß ihres Mannes in die Hütte gegangen, jetzt kommt sie daraus mit dem Labetrunk zurück und reicht ihn der Jungfrau mit einem „Mög's Euch Gott gesegnen". In diesem Augenblick trifft der Köhlerbub von Reims ein, faßt die Gerüstete, welche um so schneller seine Aufmerksamkeit erregt hat, weil er sie in derselben Rüstung vermutlich am Krönungstage gesehen, sofort scharf ins Auge, erkennt sie[4]) und reißt ihr den Becher, den sie eben an den Mund setzt, mit dem Rufe: „Das ist die Hexe von Orleans!"

---

[1]) Prol. 4, V. 409 folgd.

[2]) S. I, 10, V. 648 folgd. II, 7, V. 374 folgd.

[3]) Eine andere ist Johanna jetzt als IV, 9 zu Ende, wo sie die Worte sprach: „Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck", d. h. die glänzende Rüstung. Sie hat sich so weit in Gott gefunden, daß sie sich außer stande fühlt, ohne Gottes bestimmt kundgegebenen Willen ihre Waffen von sich zu thun.

[4]) Es zeigt sich hier und V, 5, daß Raimond recht gehabt: „Die Rüstung macht Euch kenntlich" u. s. w.

vom Munde weg[1]). Unter dem Angstschrei: „Gott sei uns gnädig!“ eilen die frommen Leute, sich bekreuzend, davon. So hat man denn keinen Trunk mehr für die Verbannte, welche man vor kurzem noch vergötterte; Hoch und Niedrig flieht die früher wie ein Engel des Himmels Verehrte! (IV, 2, V. 103. 8, V. 328 szenar. Bem. 10, V. 441 bis Ende).

Johanna hat die ihr auferlegten Bußleiden bis jetzt in glaubensfester Beugung unter Gottes Willen getragen. Eine bessere Schule des inneren Wachstums konnte ihr nicht werden als die Schule der Trübsal und der Einsamkeit, in welche die Verbannung sie brachte. Die Wucht der Trübsalsnot und das unheimliche Gefühl der Vereinsamung drängen beide jeden ernst gestimmten Menschen zur Einkehr in sich und weisen ihn hin auf die Prüfung seines Seelenzustandes[2]), und da er in sich selbst keine zureichende Wehrkraft gegen die Gewalt der Naturmächte oder die Schläge des Schicksals findet, so zieht ihn das Bewußtsein seines Unvermögens hin zu Gott, der als Schöpfer auch Herr ist über alles und allein der rechte Helfer aus aller Not. Je gründlicher nun die Selbstprüfung, desto tiefer dringt die Selbsterkenntnis, und je stärker der Zug zu Gott, desto höher steigt die Hoffnung auf ihn. Jene aber wie diese leitet den aufrichtig Büßenden von Demut in Demut, welche aller Heiligung Mutter, weil alles Hochmuts Tod ist. Inwieweit die Masse des Leidens, welche von allen Seiten her Johanna umdrängte, die edle Büßerin in der Heiligung und im Vertrauen auf Gott gefördert hat, darüber wird uns die Generalbeichte derselben Sz. 4 belehren.

Offenbar hat Johanna auch in der Waldöde, worin ihr Bußleiden fortdauerte, das Schweigen bewahrt. Jetzt, wo die Flucht der Köhler ihr zeigt, daß des Leidens noch kein Ende, öffnet sie den Mund zu der Aufforderung an ihren Begleiter (Sz. 4), für sich selbst zu sorgen und sie zu verlassen. Raimond kann das nicht übers Herz bringen. Was er erwidert, beweist die Treue seiner Fürsorge sowohl für das leibliche als für das geistige Wohl seiner Geliebten. Er will ihr Begleiter bleiben, will sie schützen vor Tieren und Menschen. Nahrung will er ihr suchen, sie pflegen, wenn sie krank und elend werden sollte. Die ruhig-ergebene Fassung, welche Johanna in ihren Antworten verrät, ermutigt Raimond, ihr auf eine ebenso zart-schonende als dringende Weise dasjenige ans Herz zu legen, was ohne Zweifel seine Hauptsorge um sie, auf jeden Fall nebst seiner Liebe der Hauptgrund ist, weshalb er sie in die Verweisung begleitet hat. Sie bei der Hand nehmend, fragt er: „Wollt Ihr nicht in Euch gehn? Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schoß der heil'gen Kirche reuend wiederkehren?“ Ein harter Schlag für Johanna, so hart, wie seit

[1]) Mit den einleitenden Worten: „Mutter! Mutter! was macht ihr? wen bewirtet ihr?“ will Anet sagen, daß einer Hexe weder Trank noch Speise gereicht werden dürfe.

[2]) Die Vereinsamung ist nur eine Art (Spezies) der Gattung (des Genus) Trübsal.

ihrer Verbannung sie noch keiner getroffen hat. Sogar das einzige Wesen, welches ihr treu geblieben, während alle Welt sie ausgestoßen, hält sie für eine von Gott Abgefallene, für eine Zauberin, des Satans Dienerin! „Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?" fragt sie mit schmerzbewegtem Staunen. „Muß ich nicht? Euer schweigendes Geständnis" — versetzt Raimond, dem es schwer genug geworden, dem es jetzt noch schwer ist, an die Schuld der Geliebten zu glauben (V. 113 folgd.)[1]). Das weitere Gespräch, welches sich daran schließt, enthüllt uns Zug um Zug das Seelenbild der Dulderin von der Katastrophe IV, 11 an bis zum gegenwärtigen Augenblick[2]).

Gott ist ihr Meister, Johanna seine Gesendete. Er gebietet unbedingt über sie, sie folgt ihm blind (unbedingt). Er hat das Strafleiden der Buße über sie verhängt (IV, 11), sie dasselbe in schweigendem Gehorsam getragen. Auf daß die Buße sie völlig heilige und entsündige[3]), setzte Gott dieselbe durch die Verbannung fort, welche er ihr auferlegte; Johanna hat die Verbannung bis zur Stunde still erduldet und will das so lange, als es Gott gefällt[4]), dessen Gnade sie auch da erfahren hat, wo er ihr Leid geschickt. Denn soviel Trübsal die Bußzeit der Verbannung über sie gebracht, im Grunde ist ihr dieselbe zu Heil und Segen gewesen, wie sie dem Freunde versichert:

„Ich bin nicht so elend, als Du glaubst. (V. 118)
Ich leide Mangel, doch das ist kein Unglück
Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig, (V. 120)
Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen.
Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,
Da war der Streit in meiner Brust; ich war
Die Unglückseligste, da ich der Welt
Am meisten zu beneiden schien. — Jetzt bin ich (V. 125)
Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,
Der ihr das Ende drohte, war mein Freund,
Er hat die Welt gereinigt und auch mich.
In mir ist Friede — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!" (V. 130)

Diese Rede der Jungfrau will bis ins einzelne erwogen sein. Im allgemeinen sei jedoch voraus bemerkt: Keinen Schatten von

---

[1]) Man beachte die malerische Aposiopese V. 85.

[2]) Ihre Liebessünde entdeckt sie Raimond nicht, was sie darüber V. 116 bis 130 andeutet, verstehen nur wir, nicht er. Daher gehen wir in unserer Darstellung über Raimonds Verständnis hinaus. Er bedarf nicht mehr zu seiner Beruhigung als Johannas Aussage, daß sie ihre Siegeswunder in Gottes Kraft verrichtet und von aller Sünde der Zauberei rein sei, um Sz. 8 zu thun, worauf es allein ankommt.

[3]) Daß sie dies als Zweck denkt, ist zu ersehen aus V. 118 bis 130.

[4]) Wahrscheinlich bis an den Tag der Wahrheit, der sie vor der Welt rein und heilig darstellen wird, s. V. 135 und 147. Ihre Geduld leuchtet hervor aus V. 131 bis Ende der Szene.

Grollen oder Hadern mit der Gottheit zeigen die Worte, vielmehr spricht uns aus denselben aufs wohlthuendste das Bestreben an, den Schein übergroßer Härte von den Himmlischen abzuwehren und — was die Hauptsache — ein Geist demutsvoller und hoffnungsfroher Ergebung in Gottes Walten atmet in ihnen, welcher einen bedeutenden Fortschritt zum Ziele der Erneuerung bekundet. Mangel leidet sie, doch das fällt Leuten ihres Standes nicht schwer. Das Wenige, was sie zum Leben bedarf, findet sie leicht in der Natur, denn sie kennt alle Kräuter, alle Wurzeln (V. 75) u. s. w. Was sie weiterhin (V. 120 folgd.) sagt, bezieht sich durchweg auf die Liebe. In der Öde hat sie sich erkennen gelernt (vollends erkannt). Zu der Erkenntnis, daß ihre Liebe im letzten Grunde auf dem Hochmut eitler Selbstüberhebung beruhe, war sie zwar bereits IV, 9 gelangt, diese Erkenntnis aber hat sich seitdem mehr und mehr vertieft[1]) und, wie Johanna glaubt, in der Waldeinsamkeit vollendet. Mit der Selbsterkenntnis ihres Hochmuts in der Liebe hat der Kampf gegen die Liebe selbst gleichen Schritt gehalten, und Johanna ist überzeugt, dieselbe überwunden zu haben. Wie der Gewittersturm die Natur reinigte, welche er mit dem Untergang zu bedrohen schien, so hat er auch Johannas Herz von der irdischen Liebe gereinigt, dadurch daß er den Ernst des göttlichen Strafgerichts über ihr Liebesverbrechen beständig ihr vor Augen hielt. „So lange der Ehre Schimmer sie umgab, war der Streit in ihrer Brust." Abgesehen von dem natürlichen Mitleid, welches sie empfand, so oft die Pflicht ihr gebot, einem Gegner das Leben zu nehmen[2]) — ihr ganzes Berufsleben war eine fortlaufende Kette von schweren Liebesversuchungen, und so gewiß sie vor III, 10 in keiner unterlag, eine jede wollte doch überstanden sein[3]). „Die Unglückseligste aber war Johanna, als sie der Welt am meisten zu beneiden schien", in Reims nämlich war sie das, wo nach dem Krönungssiege Fürst und Volk sie als Heilige verehrten, während der Kampf des Liebegefühles mit dem Schuldbewußtsein der Liebessünde ihr das Herz zerriß. Jetzt ist sie (in ihrer Idee) geheilt. Der Streit (Kampf) mit der Liebe hat aufgehört. Friede ist in ihr, der Friede des von irdischer Liebe reinen Herzens. Gott wird ihr, wie sie ahnend voraussieht, zu seiner Zeit eine Prüfung zuschicken (V. 102), damit sie die auf ihrem Bußgang erreichte Völligkeit der Heiligung und Entsündigung bewähre; getrost sieht Johanna dieser Prüfung entgegen. Denn wie Gott IV, 11 dadurch, daß ihr Vater die Anklage gegen sie erhob, letztere als seine (Gottes) Schickung bekundete, so erwies er (Gott) sich in der Person des Klägers (des

[1]) Vertieft sowohl in der Liebe selbst als von dieser aus in allen Teilen ihrer Berufspflicht (Töten, Vollenden), da letztere samt und sonders, wie die ganze Mission, in Abhängigkeit von der Liebe stehen.

[2]) Sz. II, 7, V. 435 folgd. Sz. 8. IV, 1, V. 50 folgd.

[3]) Sz. II, 7, V. 387 folgd. III, 3, V. 207 und bes. III, 4, V. 341 bis Ende der Szene. Über die versuchlichen Elemente in der letzteren Versuchung, s. S. 172, Anm. 3.

Vaters Thibaut) ihr als Vater, und daraus schöpft sie die Zuversicht, daß auch in der voraussichtlich ihr bevorstehenden Prüfung Gott sich ihr als Vater erzeigen, d. h. sie nicht über ihr Vermögen prüfen werde[1]). Und wie auch immer die Prüfung beschaffen sein möge, sie ist sich keiner Schwachheit mehr bewußt[2]). Raimond begreift von allem dem sehr wenig. Genug, daß er sieht, sie ist keine Zauberin, keiner Schwachheit sich bewußt, ihre Thaten sind in Gott gethan. „Kommt", ruft er in seinem Überglück, „kommt, laßt uns eilen, Eure Unschuld laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!"[3]) Johanna hat keine Eile. Tag und Stunde stellt sie Gott anheim, der allein die rechte Zeit kennt. Sie weiß, daß ohne Gott kein Haar von ihrem Haupte fällt, daß nichts sie treffen kann, als was zu ihrem Heil sie treffen muß (V. 71), und daß der Tag der Wahrheit, der ihre Unschuld betreffs der Zauberei aller Welt aufklärt (V. 135), so gewiß kommen wird, als morgen die Sonne in ihrer Klarheit wiederkehrt, die gerade in diesem Augenblick untergeht (V. 144 folgd.).

Szene 5. 6. Isabeau kommt von Melun (II, 2, V. 228), um den daselbst in Garnison stehenden Engländern den Weg ins britische Lager zu zeigen[4]). Als die Soldaten Johanna bemerken, taumeln sie erschrocken zurück; auch Isabeau, welche sich durch den haltenden Zug drängt, fährt beim Anblick der Jungfrau zurück, faßt sich aber schnell und tritt ihr mit den Worten entgegen: „Ergib dich! Du bist meine Gefangene!" „Ich bins", erwidert Johanna, worauf Isabeau mit beißendem Spott den Kriegern befiehlt, „die Mächtige, Gefürchtete" in Ketten zu legen. Johanna erkennt in diesem Widerfahrnis die göttliche Prüfung, welche sie voraus geahnt, und reicht mit gelassener Ergebung den Soldaten ihren Arm zum Fesseln hin[5]), während Raimond unter Zeichen der

---

[1]) „Väterlich wird auch die Prüfung sein", sagt Johanna V. 102 im Anschluß an das V. 101 vorhergehende: „Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott". Vergl. Hebr. 12, 4—11: . . . . Mein Sohn, achte nicht gering die Züchtigung des Herrn und verzage nicht, wenn du von ihm gestraft wirst; denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. So ihr die Züchtigung erduldet, so erbeut sich euch Gott als Kindern; denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget? . . . . Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünket nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach gibt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Vergl. Jak. 1, 12.

[2]) Johanna wird gewahr werden, daß keiner Schwachheit sich bewußt sein nicht dasselbe ist, als keine Schwachheit mehr haben, von aller Schwachheit frei sein.

[3]) Man beachte die Malerei der doppelten Gemination, deren erste durch „laßt uns eilen", die zweite durch „vor aller Welt" noch unterstützt ist.

[4]) Daß die Soldaten Engländer sind, ist nicht allein aus dem, was Isabeau V, 5, V. 148 (engelländ'sches Lager) und V. 168 folgd. sagt, sondern auch aus Johannas Ansprache Sz. 6, V. 179—190 (Engländer — engelländ'sches Blut) und Raimonds Bericht Sz. 8, 266 unbestreitbar gewiß.

[5]) Die Gefangennahme ist die gesteigerte Fortsetzung ihrer Buße und leitet die eigentliche Prüfung ein, welche V, 9 erfolgt und den Bußgang Johannas abschließt.

Verzweiflung entflieht. Nur wenn die Königin sie fragt, redet Johanna, und auch dann so wenig als sie irgend kann. Nicht erbittern läßt sie sich durch Isabeaus Giftworte, kein Höhnen, Schmähen, Schimpfen erschüttert ihren Duldermut. Ins englische Lager geführt, als Furchtgespenst in Banden der Armee gezeigt zu werden (V. 168 folgd.), so schrecklich dies, sie hört es mit Fassung, aber als die Königin den Kriegern befiehlt: „Bringt sie zu Lionel — das Glück der Franken send' ich ihm gebunden; gleich folg' ich selbst", da gerät sie geradezu außer sich. Daß auch das sie treffen könnte, hat sie nicht gedacht, als sie Sz. 4, V. 125 sprach: „Jetzt bin ich geheilt (von der Liebe). Der Sturm hat die Welt gereinigt und auch mich. Komme, was da will, ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt"[1]. Nunmehr sieht sie angesichts der ungeheuren Prüfung, welche über sie kommen wird, daß sie sich in der Liebe überschätzt hat, daß ihr Gefühl für Lionel noch nicht total erloschen, und welche Kluft befestigt ist zwischen Gedanke und Thatbewähr. Das Staunen ihrer Überraschung legt sie in die Frage: „Zu Lionel?" (soll ich gebracht werden). Ihre Angst vor der gewaltigen Prüfung drückt sie aus in dem Begehren: „Ermorde mich gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest!"[2] Und das ist ihr voller Ernst. Lieber sterben als noch einmal dem schönen Helden in das edle Antlitz blicken und dadurch in die Gefahr geraten, noch einmal gegen Gott und sein Liebesverbot, gegen Vaterland und sich selbst zu sündigen. Da Isabeau das Verlangen Johannas mit schnöder Verachtung von sich weist, so bietet diese nach Entfernung jener alles auf, um Sz. 6, V. 181 folgd. die Krieger zur Rache an ihr aufzureizen: „Zieht Eure Schwerter, taucht sie mir ins Herz, reißt mich entseelt zu Eures Feldherrn Füßen! Denkt, daß ich's war, die Eure Trefflichsten getötet (vergl. III, 10, V. 645), . . . die ganze Ströme engelländ'schen Bluts vergossen. . . . Nehmt eine blut'ge Rache! Tötet mich! Ihr habt mich jetzt, nicht immer möchtet Ihr so schwach mich sehen" —[3]. „Thut, was die Königin befahl!" unterbricht sie der Anführer, worauf Johanna in unbeschreiblicher Seelennot V. 191 die Worte hervorstößt:

„Sollt ich
Noch unglückseel'ger werden als ich war!
Furchtbare Heil'ge! Deine Hand ist schwer![4]
Hast du mich ganz aus deiner Huld verstoßen?
Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen."

[1]) Sz. III, 10, V. 692—695 (Lionel): „Werd' ich Dich wiedersehen? . . . . (Johanna): Nie! niemals! (Lionel): Ich seh Dich wieder!"

[2]) Man denkt bei dem „Ermorde mich" unwillkürlich an III, 10, V. 664 (Johanna): „Töte mich — und fliehe!" desgl. an IV, 1, V. 47: „Ihn töten! Eher hätt' ich den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!"

[3]) Die Jungfrau spricht auch diese Drohworte, um die Soldaten gegen sie aufzustacheln; uns, die wir das Ende des Stückes kennen, lauten dieselben wie eine unbewußte Weissagung dessen, was Sz. 12 geschehen wird.

[4]) Vergl. IV, 1 die Schlußstrophen und Sz. 3, V. 218—229. 239.

Sodann folgt sie den Kriegern auf dem Weg ins englische Lager[1]). Es ist, als sei Johanna plötzlich umgewandelt. Statt (wie Sz. 4) unbedingte Hingabe an Gott und seinen heiligen Willen, statt Zuversicht der Hoffnung auf Gottes väterliches Gnadenwalten, das nichts ihr zuschicken werde, was nicht zu ihrem Heil sie treffen müsse, statt Friede der Seele in dem Glück, sich keiner Liebesschwäche mehr bewußt zu sein — Klage Johannas über das Schicksal, noch unglücklicher zu werden, als sie seit III, 10 und besonders seit IV, 11 folgd. es war! Klage wider die „furchtbare Heilige" (Maria), von der ganz verstoßen zu sein sie fürchtet! (vergl. IV, 3). Klage wider den Himmel, der keine Engel, keine Wunder mehr für sie hat! So wenig diese Klagen zu rechtfertigen, so sehr sind sie zu entschuldigen. Johanna hat geglaubt, von der Liebe, welche ihr unsägliches Elend gebracht, endlich erlöst zu sein, und nun findet sie sich von der denkbar schwersten Gefahr eines Rückfalls in die Liebe bedroht, welcher ihr zeitliches und ewiges Heil unausbleiblich zerstören würde! Eine Prüfung, so schwer, wie sie dieselbe Sz. 4, V. 102 nicht gedacht, eine Versuchung, welche menschliches Vermögen beinahe übersteigt, steht plötzlich vor ihrem Seelenauge! Von außen angesehen, erscheint der Zustand Johannas sehr besorglich, in der Tiefe betrachtet, mindert sich jedoch das Bedenkliche um ein bedeutendes. Denn was will sie im Grunde? Ganz ledig sein möchte sie der Liebe, von der sie einen bedrohlichen Rest noch in sich spürt. Weshalb der Vorwurf gegen Maria? Es graut ihr vor der gräßlichen Möglichkeit, zum zweitenmal das Opfer der Liebe zu werden. Woher das Murren des Unmuts, daß Mariens Huld und Gnade sie so ganz verlassen habe? Sie sehnt sich nach himmlischer Führung und Kraftthilfe, um der Liebe in sich und außer sich Herr zu werden. Für uns sind das vielversprechende Zeichen, daß die Krisis, worin Johanna sich befindet, ein gutes Ende nehmen werde. Weg ist ihr Glaube, den Sieg über die Liebe vollständig gewonnen zu haben, und weg damit auch der letzte Rest ihres Hochmuts in der Liebe. An Stelle des Hochmuts ist die Demut der Anerkenntnis getreten, daß die Liebe noch immer Macht über sie hat,

[1]) Viehoff I, S. 128 folgd.: „Was bezwecken die Szenen 5 und 6? Nicht etwa bloß den Schrecken, den Johanna um sich verbreitete, noch einmal in dem Eindruck zu versinnlichen, welchen sie selbst in ihrer Wehrlosigkeit auf die Soldaten und sogar auf Isabeau macht; es galt etwas Bedeutenderes. Johanna hat uns zwar gesagt, es sei wieder Friede in ihrem Busen, sie sei sich keiner Schwachheit mehr bewußt. Allein, wenn der Zufall (?) sie Lionel wieder gegenüberstellte, würde auch dann noch ihr Herz seinen Sieg behaupten? Daß der Zuschauer recht hat, diesen Zweifel in sich aufkommen zu lassen, beweist Johannas Angst, da sie zu Lionel geführt werden soll. Der Dichter verweilt in der Darstellung der Angst, damit wir nachher (Sz. 9) den völligen Triumph besser zu würdigen verstehen." — Besser, d. h. (um mit Fielitz zu reden S. 92) „als einen schwer errungenen Sieg" über ihre Liebe. Übrigens wird das Folgende die hohe Wichtigkeit beider Szenen in noch anderer Beziehung ans Licht stellen.

die Demut der Herzensnot, daß sie nicht stark genug sich fühlt, um einer Versuchung durch Lionel siegreich zu widerstehen, die Demut der Sehnsucht nach göttlicher Hut und Hilfe, um dem äußersten Liebesunheil nicht zu erliegen. Soviel ist jedenfalls gewiß, sie wird dem Lionel nicht wieder mit der hochfahrenden Sicherheit entgegentreten, wodurch sie sich III, 10 ins Verderben gestürzt hat.

Zu tief ist Johanna gegründet, als daß ihr nicht, sobald die Bestürzung des ersten Eindrucks vorüber, die Glaubenslichter wieder aufstrahlen sollten, welche ihren Weg durch die Trübnisse des Bußkampfs (IV, 11 bis V, 4) erhellt haben: „Ohne Gott fällt kein Haar von meinem Haupte (IV, V. 143), nichts wird mich treffen, als was sein muß" (IV, 71). Aus dem Glauben, den sie selbst am Rande der Verzweiflung nicht verlor (V, 6, V. 191 folgd.), daß Gott (Maria) ihr die Prüfung schicke (V, 4, V. 101 folgd.), muß sie schon auf den nächsten Schritten den Trost gewinnen, daß gerade diese Art der Prüfung die allein rechte (ihrem Vergehen einzig entsprechende) und, so hart dieselbe scheine, eine wahrhaft väterliche (gnädige) sei (Sz. 4, V. 102), der sie sich mit willigem Gehorsam zu unterziehen habe[1]). Daß Gott (Maria) sie nicht verstoßen hat, sondern daß er mit allem, was er thut oder geschehen läßt, ihr Bestes will, ist klar wie die Sonne, und Johanna zu klaren Geistes, als daß sie das nicht sehen sollte, sobald sie sich vom ersten Schrecken erholt hat[2]). Unstreitig fordert es die Gerechtigkeit, daß Johanna in die Gewalt der Feinde gegeben werde, weil sie dem Feldherrn derselben ihre Liebe geschenkt hat, ebenso gewiß aber ist Isabeaus bösgemeinter Befehl eine Gnade von Gott, dem auch die Gottlosen dienen müssen. Durch das „Bringt sie zu Lionel" wird Johanna sich bewußt erstens der Thatsache, daß noch Liebe in ihr ist, und daraus muß sie zweitens schnell ihre Pflicht begreifen, den Kampf gegen die Liebe aufs neue, und weil sie auf göttlichen Beistand nicht rechnen kann (Sz. 6 zu Ende), mit erneuter Energie wieder aufzunehmen, um vor der Ankunft im englischen Lager soweit in der Heiligung vorzuschreiten, daß sie die

---

[1]) Zugleich damit wird ihr das „Ermorde mich gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest" (Sz. 5, V. 176, desgl. Sz. 6) als eine sündhafte Eigenmächtigkeit ähnlicher Art erscheinen, wie IV, 9, V. 416: „Ich werf' ihn von mir, den verhaßten Schmuck" (die Rüstung), da Gott ihr jenes so wenig, wie dieses geheißen.

[2]) S. was wir zu Ende der Sz. 1, Akt IV gesagt haben über die Stelle aus Schillers Brief an Goethe vom 3. April 1801: „Meine Heldin steht im letzten Akt auf sich allein und ist im Unglück von den Göttern deseriert." Das Alleinstehen und Deseriertsein ist relativ zu nehmen. Gott hat Johanna zwar insofern verlassen, als er sich ihr (vor V, 11 Ende) nicht mehr durch übernatürliche Gnadenwunder offenbart, aufgegeben, verstoßen aber hat er sie keineswegs, sondern behält sein Aufsehen über sie und ordnet alles so, daß es ihr zum Heil werden kann, sofern sie sich im rechten Geiste dazu stellt.

Prüfung vor Lionel zu bestehen vermag[1]). Ohne Isabeaus Befehl wäre Johanna in der Täuschung geblieben, von Liebe rein zu sein, mithin nicht auf den Gedanken gekommen, den Kampf gegen die Liebe fortzusetzen. Und was würde geworden sein, wenn sie, wie III, 10, unerwartet-plötzlich dem herrlichen Helden gegenüber gestanden hätte? Sie selbst sagt es uns sehr deutlich in ihrem „Ermorde mich gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest". Wie aber? Ist es denn durchaus notwendig, daß Johanna vor Lionel erscheine? Soll sie gründlich gereinigt werden von ihrer Liebe, so kann sie das nur vor dem edlen Angesicht des hochherzigen Lionel. Erst dann ist sie vollkommen rein von Mannesliebe, wenn sie Auge in Auge dem Manne gegenüber, bei dessen Anblick sie III, 10 der Liebe anheimfiel, alle Anfechtungen der Liebe standfest überwunden hat, welche das edle Antlitz und die nicht minder edle Seele desselben ihr unzweifelhaft bringen werden — und erst dann, wenn sie den Thatbeweis geliefert, daß ihr Herz von irdischer Liebe gänzlich frei, mithin allein Gottes eigen ist, kann Gott sie wieder in seinen Dienst aufnehmen, damit sie ihre Mission vollende und die Krone des Lebens ererbe.

Und warum soll sie ohne Gottes fühlbaren, sicht- und hörbaren Beistand den Sieg über ihre Liebe erringen?

Nie hat sie Gott um Unterstützung gegen die Liebe gebeten.

Sie würde die Krone nicht verdienen, des Rücktritts in ihre Mission nicht wert sein, wenn sie nicht selbständig ihre gottverbotene Liebe besiegte, wofern es irgendwie in ihren Kräften steht.

Um ganz lieberein zu werden, muß sie ihre Liebe dem Lionel gegenüber ganz allein überwinden.

Der Hauptgrund aber ist der: Da sie wider Gottes ausdrückliches Liebesverbot gesündigt und ihr feierliches Gelübde, rein zu bleiben von Mannesliebe, gebrochen hat, so muß sie, um der Idee und dem Wesen des heiligen Rechtes zu genügen, ohne Gottes außerordentlichen Beistand ihre Liebe niederkämpfen und auf diese Weise ihre Sünde tilgen. Dabei wird, wie gesagt, vorausgesetzt, daß sie leisten kann, was sie leisten soll[2]). Es bleibt also nur die Frage: Kann sie es? Sie wird es können.

---

[1]) So gewiß sie Sz. 9 ihre Liebe besiegt, so gewiß ergibt sich aus dieser Thatsache, daß sie den Willen Gottes verstanden und in der Zwischenzeit wider ihre Liebe gerungen hat.

[2]) Vor dem Fall, wo es galt, das göttliche Liebesverbot nicht zu verletzen, hätte sie Gott um seine Hilfe bitten dürfen, wofern sie selbst mit ihrer ganzen Menschenkraft der Liebe widerstand. Hatte sie dergestalt das menschlich ihr Mögliche gethan, dann war sie, weil sie treu gedient, nach Vollendung ihrer Mission des himmlischen Gnadenlohnes würdig. Nach dem Fall aber muß sie (aus den oben angeführten Gründen) ohne göttliche Hilfe ihre Liebe und in dieser sich selbst bezwingen, wenn ihr die Möglichkeit dazu gelassen ist. Daß Johanna, wofern sie die Versuchungen zur Liebe während ihres Berufes mit Gottes Thathilfe bekämpft und überwunden hätte, eine mehr epische als dramatische Heldin sein würde, ist klar, berührt aber die Frage nicht, was sie hätte

Johanna ist eine andere geworden, als sie damals war, wo sie dem Lionel zum erstenmal gegenüberstand, und mehr noch wird sie es sein, wenn sie nach weiterem Kampf gegen die Liebe dem Lionel wieder vor die Augen tritt. Auch die Umstände sind jetzt ganz andere als die früheren es waren. Als Johanna dem Lionel das erste Mal begegnete, kannte sie die Liebe nicht, glaubte, dieselbe nimmer zu kennen, über die Liebe erhaben, mehr als Weib, wie die himmlischen (körperlosen) Geister zu sein. Ihrer selbst und ihres Werkes schrankenlos sicher, erwartete sie keine Liebesversuchung mehr, am wenigsten durch den Feldherrn des feindlichen Heeres. Ohne die rechte Selbsthut, unvorbereitet sah sie dem Helden ins Antlitz, ungeachtet sie dazu nicht genötigt war. Die edlen Züge desselben, deren Gleichen sie nie gesehen, ergriffen ihre weibliche Natur plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt, die Mächtigkeit des Eindrucks riß sie auf den ersten Blick zur Liebe hin. Jetzt wie anders alles! Johanna *kennt* die Liebe, kennt sie als ihr Unglück, als ihren größten Feind. Kein Hochmut der Sicherheit ist mehr in ihr; sie bescheidet sich in Demut, ein Weib gleich den andern und von Liebe nicht frei zu sein; mit heißem Verlangen sehnt sie sich, gänzlich befreit zu werden von der Neigung zu dem irdischen Mann. Und wie sehr wünschte sie jetzt, das Angesicht des edlen Briten nicht-sehn zu *müssen*, das sie einst aus *Neugier* sah, *ohne* daß sie es mußte. Nicht unerwartet-plötzlich kommt ihr der Anblick seiner edlen Züge. Sie weiß, daß sie vor Lionel geführt werden wird. Isabeau hat es ihr gesagt. Vollkommen ist sie der schweren Prüfung sich bewußt. Die Gnade Gottes gibt ihr Frist, sich zu sammeln und in der Zwischenzeit bis zum Erscheinen vor Lionel sich noch mehr zu bereiten, als sie während ihrer Buß- und Leidenszeit schon bereitet ist (V, 4). Auf diese Weise soll sie im Blick auf Gottes Liebesverbot und ihr Gelübde, dasselbe zu erfüllen, sowie im Blick auf die verheißene Herrlichkeit im Himmel soweit heranwachsen in der Heiligung und Erneuerung, daß sie den Prüfungskampf gegen die Liebe vor Lionel durchzukämpfen und damit die Liebe selbst zu entwurzeln im stande ist, wenn anders sie ihre ganze, bis zur entscheidenden Stunde gewonnene Stärke zur äußersten Kraftanstrengung zusammenfaßt. Nichts Ungerechtes also, nicht zuviel fordert Gott von ihr. Kein Zweifel, daß sie alles thun wird, was sie soll. Der Standpunkt des unbedingten (blinden) Gehorsams gegen Gottes offenbaren Willen (V, 4, V. 98—117) ist für sie kein abgethaner, sondern nur momentan erschwert, und ihr Charakter bürgt dafür, daß sie bis aufs Blut wider die Liebe kämpfen wird, da zumal es das Höchste für ihre Person gilt, nämlich die Entscheidung ihres Schicksals für Zeit und Ewigkeit (s. S. 343 u. 344 mit der Anm. 1).

---

thun müssen, um stets der Liebe *unfehlbar* mächtig zu sein. Und diese Frage war es allein, um die es sich zu Ende des Prologs handelte. Ohne Zweifel that Schiller, der ein Drama schreiben wollte, sehr wohl daran, daß er den Weg einschlug, den er gegangen ist.

Szene 7. 8. Die Verbannung Johannas hat für beide Krieg führende Heere große Folgen gehabt. Entmutigt sind die Franken, ermutigt die Engländer, jene von diesen aufs neue bedrängt. Allgemeine Trauer herrscht im fränkischen Lager. Man stellt der Anklage teuflischer Zaubersünde den tadellos-frommen Wandel der Verbannten entgegen und fürchtet, weil beides nicht zu vereinigen, sie zu schnell verurteilt, ihr mithin schweres Unrecht angethan zu haben. Der König bereut die Übereilung, der Herzog klagt sich an, La Hire weiß sich nicht zu trösten. Dunois, der sich von seiner Erstarrung (IV, 13, V. 524 u. 530) längst erholt und seinen Glauben an die Unschuld der Geliebten vollkommen wiedergefunden hat, ist über das Straferkenntnis leidenschaftlich aufgebracht und steht im Begriff, den König und das Lager zu verlassen[1]). Um das zu verhüten, hat Karl den Erzbischof und Du Chatel an ihn abgeschickt. Er aber gibt dem Bischof auf dessen Bitte, sich nicht vom König und der allgemeinen Sache zu trennen, den bündigen Bescheid: „Die Retterin habt Ihr verbannt, nun rettet Euch selbst! Ich aber will das Lager nicht wiedersehen, wo sie nicht mehr ist“ [2]). Den Du Chatel, welcher ihm zuredet: „Nehmt bessern Rat an, Prinz! Entlaßt uns nicht mit einer solchen Antwort!“ fertigt er mit schneidender Schärfe des Hasses und der Verachtung ab: „Schweigt, Du Chatel! Ich hasse Euch, von Euch will ich nichts hören. Ihr seid es, der zuerst an ihr gezweifelt“ [3]). Der Prälat sucht den Grafen zu begütigen und das Verfahren gegen Johanna zu entschuldigen: „Wer ward nicht irr an ihr und hätte nicht gewankt an diesem unglückselʼgen Tage, da alle Zeichen gegen sie bewiesen! Wir waren überrascht, betäubt; der Schlag traf zu erschütternd unser Herz. — Wer konnte in dieser Schreckensstunde prüfend wägen? Jetzt kehrt uns die Besonnenheit zurück! Wir sehn sie, wie sie unter uns gewandelt, und keinen Tadel finden wir an ihr. Wir sind verwirrt.“ — Daß er selbst keineswegs im klaren ist, obschon er sowenig den christlichen Wandel wie die speziellen Tugenden der Jungfrau verkennt, welche Dunois noch besonders geltend macht, drückt er in dem Wunsche aus: „Der Himmel schlage durch ein Wunder sich ins Mittel und erleuchte dies Geheimnis, das unser sterblich Auge nicht durchdringt“ [4]). Im selbigen Augenblick wird, wie ein Bote des Himmels, ein junger Schäfer,

---

[1]) Schon einmal hat er sich, allerdings aus anderen Gründen als jetzt, von dem König trennen wollen, s. I, 5 zu Ende.

[2]) Klingt wie Vorahnung. Er und Johanna sehen beide das Lager nicht wieder; beide, er wie sie, sterben im Kampf (Sz. 11, V. 401. Sz. 14).

[3]) Man erinnere sich an IV, 3, V. 232 folgd. und IV, 11, V. 456 und 508. Auch vergesse man nicht, daß Dunois die Jungfrau zwar endlich mit schwerem Herzen verlassen, aber ihre Bestrafung nicht mitberaten hat, s. IV, 13. Vergl. unsere Note zu Sz. 13.

[4]) Das Geheimnis liegt in dem Gegensatz der christlichen Frömmigkeit u. s. w. Johannas mit der Anklage des Teufelsdienstes, welche der Himmel anscheinend bestätigt hat.

welcher angibt, von der Jungfrau zu kommen, dem Grafen von einem Edelmann angemeldet[1]). Eile! Bring ihn herein! ruft Dunois, dem Anmeldenden ins Wort fallend, und eilt dem eintretenden Schäfer entgegen. Wo ist sie? Das ist für ihn die einzige Frage, die er noch viermal wiederholt. Für des Schäfers salbungsvolle Grußworte hat er kein Ohr, das Zeugnis desselben bei Gott und allen Heiligen, daß Johanna keine Zauberin, sagt ihm nichts Neues, weil etwas für ihn Selbstverständliches, nur das Wo sie sei will er wissen, um sie zu finden, und als er hört: Bei den Engländern — gefangen, da bricht der Riesenschmerz seiner heißen Liebe und seines patriotischen Ehrgefühls in den Heldenruf aus: „Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln, führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet, die Krone, das Palladium entwendet. Setzt alles Blut, setzt Euer Leben ein! Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet!“[2]) Die Frage seines Bleibens bei der allgemeinen Sache ist gelöst. Das Ungestüm seiner Tapferkeit versetzt das ganze Heer in Kriegsfeuer und schleunigst greift dasselbe zu den Waffen (s. Sz. 10), um die Retterin zu retten.

Szene 9. 10. Mittlerweile ist Johanna im britischen Lager angekommen. Wir finden sie dem Lionel gegenüber in einem Wart-

---

[1]) Auch das eigentliche Wunder wird nachträglich in dem Kettenbrechen (Sz. 11 zu Ende) kommen und in der Rettungsthat (Sz. 12), womit Johannas Mission abschließt. — Viehoff (I, S. 130) bemerkt zu Sz. 7 und 8: Der Dichter hat ohne Zweifel nicht gern dem Zuschauer den Sprung ins französische Lager zugemutet, allein es war nötig, die Veränderung, welche dort in den Meinungen von Johanna bereits (Sz. 7) begonnen hatte, und die gänzliche Rückkehr des Vertrauens (Sz. 8) zu veranschaulichen, damit die Schlußszene (V, 14), ohne vorhergehende Erörterungen, sogleich vom reinsten Hauche der Liebe und Hingebung durchweht sein konnte. (Es haben demnach beide Szenen präparative Bedeutung für die Schlußszene des Dramas.) Auch hat Schiller seine beliebte Gradation angewandt, indem der siebente Auftritt uns die Gemüter schon ruig und zur Besonnenheit wiederkehrend zeigt, der andere den Rückschwung der Gefühle vollendet. Die Schlußverse des letzteren sind, im Munde eines guten Schauspielers, von der hinreißendsten Gewalt (V. 269 folgd.).

[2]) Die Krone, das Palladium ist die Jungfrau, weil Frankreichs Hort und Heil. Trefflich gewählt sind die Bilder. Die Krone, jedes Reiches größter Schatz, das Symbol seiner Herrlichkeit, erinnert an die Königskrone, welche Johanna dem angestammten Erben erkämpft hat (IV, 10, V. 433). Palladium hieß das der Sage nach vom Himmel gefallene Pallasbild, welches in dem Tempel der Göttin zu Troja als höchstes Heiligtum bewahrt wurde, weil an den Besitz desselben das Bestehen der Stadt geknüpft war (Virgils Äneide II, V. 162 folgd.). Nachdem Odysseus und Diomedes das Bild geraubt hatten, ward Troja erobert. Johanna ist die vom Himmel gesandte Retterin, welche ihr Vaterland zum Siege geführt hat. Mit ihrer Verbannung sind die Bedrängnisse zurückgekehrt, mit ihrem Wiederauftreten (V, 12) wird der Endsieg Frankreichs verbunden sein.

turm[1]). Der Anblick beider kündigt uns auf der Stelle die Katastrophe an, welche über das Schicksal Johannas wie ihrer Mission entscheiden wird, und versetzt uns ebendamit in die größte Spannung. Mit Besorgnis gedenken wir des traurigen Seelenzustandes, worin sie uns (V, 5. 6) verließ; ihr verzweifeltes: „Ermorde mich gleich hier, eh' du zu Lionel mich sendest" (V, 5, V. 176) tritt ebenso erschütternd in unsere Erinnerung, wie ihr trostloses: „Furchtbare Heilige! . . . hast du mich ganz aus deiner Huld verstoßen? . . . kein Engel zeigt sich mehr . . . . Der Himmel ist verschlossen" (V, 6, V. 193). Um so sehnlicher verlangt uns zu wissen, ob sie, wie wir gehofft, alsbald nach der Gefangennahme sich wieder in Gottes heiligen Willen (V, 4) gefunden und während der Zwischenzeit bis zur Ankunft bei Lionel den Kampf gegen die Liebe im Blick auf Gott, Verheißung, Vaterland mit dem Aufwand aller ihrer Menschenkraft fortgesetzt habe[2]). Daß dem so, wird nach beiden Seiten hin das Resultat der Versuchung zeigen, welches ohne beides nicht möglich wäre; daran dürfen wir indessen nicht denken, daß Johanna bereits vor dem Eintreffen bei Lionel ihrer Liebe total mächtig geworden sei. Denn sonst würde die Versuchung keine Versuchung sein. Es glimmt vielmehr, wie Fielitz richtig sagt, noch immer ein Funke von Liebe in ihrem Herzen.

Lionel begegnet der Heldenjungfrau, deren Elend sie ihm doppelt teuer macht, mit dem ganzen Edelsinn seiner großen Seele, das Heer dagegen ist durch das Unglück der Erzfeindin zur äußersten Rachsucht erhitzt. In Eile bringt Fastolf die Kunde, wütend verlange das Volk, daß die Jungfrau sterbe. Dringend fordert er Lionel auf, sie zu töten und ihr Haupt von den Zinnen des Turmes zu werfen, da nur ihr Blut (nicht die bloße Gefangenschaft) das Heer beruhigen werde. Gleich darauf kommt Isabeau mit der noch drängenderen Nachricht, man setze bereits Sturmleitern an das Schloß, und begehrt von Lionel, er solle das Heer dadurch zufriedenstellen, daß er demselben die Jungfrau hingebe, die er ja doch nicht beschützen könne. „Wollt Ihr", so fragt sie ihn im Tone schneidenden Vorwurfs[3]), „erwarten" (mit dem Zufriedenstellen der Krieger warten) „bis sie den ganzen Turm in blinder Wut umkehren und wir alle mit verderben?" „Laßt sie anstürmen! Laßt sie wütend toben!" erwidert unerschrocken der todverachtende (III, 10, V. 655 folgd.) Held, „dies

[1]) Lionels Abschiedswort: „Ich seh' dich wieder" (III 10, V. 695) ist erfüllt.

[2]) Wir sagen Menschenkraft, wobei es sich von selbst versteht, daß alles, was Johanna in Gottes Schule an Heiligung und Wachstum ihres inneren Lebens gewonnen hat, in demselben Sinne als ihr Eigentum anzusehen ist, wie z. B. die intellektuelle und moralische Bildung, welche ein Schüler in seiner Lehranstalt sich angeeignet hat, als dessen Eigentum betrachtet wird.

[3]) Bei allem, was Isabeau sagt, muß man im Auge behalten, daß sie nicht bloß auf seiten Englands steht, sondern daß sie schon lange den schönen Lionel liebt (II, 2, V. 228 folgd.) und aus dessen Verhalten gegen Johanna seine Gefühle für diese erkannt hat.

Schloß ist fest, und unter seinen Trümmern begrab' ich mich, eh' mich ihr Wille zwingt" [1]). Dann zu Johanna sich wendend bittet er sie mit einer Liebe, welche durch das Drangvolle der Situation überhaupt, insbesondere durch die über der Geliebten schwebende Gefahr aufs höchste gesteigert ist: „Sei die Meine, und gegen eine Welt beschütz' ich dich." Isabeaus „Seid Ihr ein Mann?" würdigt er keiner Beachtung, sondern fährt in seinem Bemühen fort, die Jungfrau mit den herzergreifendsten Gründen zur Gegenliebe zu vermögen:

„Verstoßen haben dich die Deinen; aller Pflichten bist du ledig für dein unwürdig Vaterland."

„Die Feigen, die um dich warben, sie verließen dich; sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre. Ich aber gegen mein Volk und das deine behaupt' ich dich" [2]).

„Einst ließest du mich glauben, daß dir mein Leben teuer sei! Und damals stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber, jetzt hast du keinen Freund als mich!" [3]).

Verbinden wir nun, um die Größe der Versuchung zu bemessen, welche über Johanna ergeht, die uns bekannten Hauptzüge der thatsächlichen Verhältnisse zu einem überschaulichen Gesamtbilde. Weder Maria noch Engel erscheinen der Jungfrau [4]); die Ihrigen haben sie verbannt, von dem Umschwung der Stimmung am fränkischen Hofe weiß sie sowenig, wie von dem Versuche Raimonds, sie zu retten; gefangen und gefesselt ist sie in das Lager der Engländer geführt, die Siegerin in die Gewalt der Besiegten gegeben, racheschnaubend verlangen diese das Blut ihrer Überwinderin. In dieser grauenvollen Lage, wo die Welt sie verstoßen und verworfen, wo auch der Himmel keine Wunder für sie hat, steht nur ein Mensch in unverbrüchlicher Treue zu ihr, und dieser Eine ist der Einzige, den sie je geliebt hat, für den auch jetzt noch eine Stimme der Liebe in ihrem Herzen spricht. Sie sieht ihm in dasselbe Auge, in dasselbe Antlitz, dessen

---

[1]) So vergilt er der Jungfrau die Schonung, welche sie III, 10 ihm angedeihen ließ.

[2]) Daß Dunois seinen Ritterhandschuh jedem hingeworfen hat, der es wage, Johanna eine Schuldige zu nennen (IV, 11, V. 500 folgd.), ist nicht zur Kenntnis Lionels gekommen.

[3]) S. III, 10, V. 664: „Töte mich — und fliehe!" V. 690: „Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen" (des Dunois und La Hire). — Viehoff S. 131: „Damit Johannas Sieg (über ihre Liebe) um so größer erscheine, stellte der Dichter den Lionel von der begeistertsten, hingebungsvollsten Liebe beseelt dar. Den natürlichsten Anlaß zum energischen Ausdruck dieser Liebe giebt der drängende Moment, das stürmende Volk, Fastolfs und Isabeaus Zureden."

[4]) „In Versuchungsleiden", sagt ein großer Theologe, „tritt Gott uns ferne, zieht sich zurück, läßt uns allein stehen und überläßt es uns selbst, auszudauern und Glauben zu halten, des fern scheinenden Gottes unter langem Warten auf Hilfe zu harren."

edle Züge sie einst unwiderstehlich zur Liebe hingerissen (IV, 1, V. 58 folgd.); sie sieht das große Herz, das lieber mit ihr sterben, als sie morden oder zum Morden ausliefern will. Er erinnert sie auf die zarteste Weise, daß sie ihn einst geliebt, ungeachtet er ihr Feind gewesen, während er jetzt ihr Freund und zwar ihr einziger sei; er bietet ihr Schutz wider alle Feinde, bietet ihr Ehre statt Schande, Leben statt Tod, statt Haß Liebe. — Fürwahr „riesengroß" ist die Versuchung. Johanna aber bezwingt auch die letzte Regung ihres Liebegefühls und antwortet ihm:

„Du bist der Feind mir, der verhaßte, meines Volks, nichts kann gemein sein zwischen dir und mir. Nicht lieben kann ich dich" [1]).

Johannas Verlieben (III, 10) hat den tragischen Knoten geschlungen, ihr Sieg über die Liebe löst ihn. Sie hat ihre Liebe, und da der Mensch seine Liebe ist, so hat sie in ihrer Liebe sich selbst, ihr ganzes Ich, Gott und der heiligen Sache ihres gottgeliebten Vaterlandes geopfert. In und mit ihrem Selbstopfer hat sie Gott den vollkommensten Gehorsam geleistet und durch diesen Gehorsam der tiefsten Selbstentäußerung die Thatbewähr ihrer gänzlichen Erneuerung und Herzensreinheit geliefert. Auf solche Weise hat sie die von Gott über sie verhängte, ihre Buße abschließende Prüfung bestanden, mithin dem göttlichen Rechte genuggethan, die Sühne für ihre Liebessünde, soweit es Menschen möglich, vollbracht, die Bedingung für ihre Wiederannahme zur Vollendung sowohl ihrer Mission als ihrer Person erfüllt. Und dieser Sieg der höchsten Selbstüberwindung ist eine That der reinsten Freiheit, der stärksten Charakterkraft, der vollsten Selbständigkeit.

Eine That der reinsten Freiheit ist dieser Sieg Johannas über sich selbst. Denn war auch der Wille Gottes ihr vor die Augen gemalt [2]), so war sie doch keineswegs gezwungen, den Willen Gottes zu thun. Sie konnte durch das bloße: „Ich bin unschuldig", sich der Buße gleich anfangs entziehen und konnte durch das Eingehen in Lionels Liebesantrag Gottes Heilsabsicht auch zuletzt noch vereiteln.

Eine That der stärksten Charakterkraft ist ihre Selbstüberwindung. Nur ein starker Charakter übersteht eine solche Buße, eine solche Versuchung. Die Anklage teuflischer Zauberei mit einem einzigen Worte in ihr Nichts zurückwerfen können und dennoch, um Gottes Wege nicht zu kreuzen, den Schein der Satansdienerei geduldig auf sich nehmen; vor der Welt Augen von den Höhen der Vergötterung in die Tiefen der greulichsten Verketzerung hinabsteigen; ja sogar von der Mordgier einer wuttollen Soldateska sich bedroht sehen und trotzdem jedes Gefühl von Liebe zu dem einzigen Menschen

[1]) Verhaßt also ist er ihr, weil er Feind ihres Volkes und, setzen wir hinzu, weil er Feind ihrer göttlichen Sache ist.

[2]) Durch die Anklage seitens des Vaters, durch das Zeugnis des Donners (IV, 11), durch Isabeaus: „Bringt sie zu Lionel" (V, 5).

in sich ertöten, welcher Hand und Herz um den Preis der gleichen Gegengabe bietet und Rettung aus aller Not, aus Ketten und Banden in gewisse Aussicht stellt: dazu gehört unter allen Umständen die Naturgabe einer gediegenen Willenskraft, welche bei Johanna sich in der Schule Gottes zu felsenfester Charakterenergie entwickelt und gestählt hat.

Eine That der vollsten Selbständigkeit ist Johannas Sieg über sich selbst. In der Liebe hat sie stets allein auf sich selbst gestanden. Weil sie nämlich sich stark genug glaubte, das göttliche Verbot der Männerliebe (Prol. 4, V. 411. I, 10, V. 655 folgd.) aus eignem Vermögen zu halten, deshalb hat sie nie Kraft von der Gottheit gegen die Liebe begehrt, auch nie Kraft vom Himmel gegen die Liebe empfangen. Sonst wäre sie III, 10 nicht gefallen. Ein Sehnen nach göttlichem Beistande zeigte sie erst, als ihr das zweite Zusammentreffen mit Lionel angekündigt war (V, 6 Ende), Hilfe von oben aber konnte ihr nicht zu teil werden. Denn ihr Sehnen war kein Bitten, und ihr Sieg über die Liebe mußte selbsteigne That sein, damit sie sowohl völlig rein werde von der Liebe als dem göttlichen Rechte Genüge leiste und auf diese Weise die Krone des Lebens verdiene (s. S. 344). So blieb sie selbständig in der Liebe, wie sie es immer gewesen; nur der Unterschied besteht zwischen jetzt und einst, daß in unserer Szene (V, 9) ein viel höherer Grad von Selbständigkeit hervortritt als in Chalons (III, 4) zu Tage trat, weil die dermalige Liebesversuchung durch Lionel eine ungleich größere ist als es die ehemaligen Heiratsanträge der fränkischen Ritter waren [1]), mithin das selbständige Überwinden jener eine weit bedeutendere Selbstkraft als das Zurückweisen dieser voraussetzt. Zu solchem Mehr selbsteigener Kraft ist Johanna durch ihre im rechten Geiste geleistete Buße erstarkt [2]).

---

[1]) Daß übrigens die Versuchung durch die Ritter keine Spiegelfechterei, sondern eine wirkliche Versuchung für eine der Liebe fähige Jungfrau war, haben wir seinerzeit durch Zusammenstellen der versuchlichen Elemente bewiesen, das geringste Weichen Johannas würde zum Unterliegen geworden sein.

[2]) Schiller schreibt in seinem mehr erwähnten Briefe an Goethe vom 3. April 1801: „Von meinem letzten Akt auguriere ich viel Gutes, er erklärt den ersten“ (der Prolog ist gemeint), „und so beißt sich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin“ (A. V) „auf sich allein steht, und im Unglück von den Göttern deseriert ist, so zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher.“ (Deutlicher als im Prolog, zu dem ergänzend auch I, 10, V. 620—678 gehört.) Schiller spricht durch den Komparativ aus, daß Johanna auch schon in Domremy ihre Selbständigkeit und ihren Charakteranspruch auf die Prophetenrolle zeige, beides aber im V. Akte (sagen wir von der Buße IV, 11 an) noch deutlicher bekunde, weil sie darin auf sich allein stehe. Was das Deseriertsein Johannas von den himmlischen Mächten betrifft, so haben diese ihr in Domremy bei der Berufung (Prol. 411, V. 4 folgd. u. I, 10, V. 640 folgd.) das Verbot der Männerliebe mit dem Zusatz gegeben, sie werde nie Gattin, nie Mutter sein,

Johanna hat dem Lionel aufs bestimmteste erklärt, sie könne zu ihm keine Liebe haben, aus seiner Liebe zu ihr aber sucht sie Heil

---

weitere Offenbarungen aber betreffs der Liebe oder wirkliche Kraftmitteilungen zum Widerstand gegen die Liebe sind ihr vom Himmel weder in der Heimat noch im Kriege jemals zu teil geworden, weil sie nie darnach verlangt hat. Was sie sagt IV, 1, V. 27: „Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt"; V. 73: „Ach, ich sah den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht'"; V, 4, V. 142: „Ich habe das Unsterbliche mit Augen gesehen": alles das bezieht sich auf die Erscheinungen der Maria und des Himmels mit seinen Engelscharen, welche sie unter dem Wunderbaume bei Domremy gehabt hat (I, 10. V. 640 u. 660 folgd.). Auch in den Schmerzensergüssen Johannas bei der Gefangennahme V, 6, daß kein Gott ihr erscheine, kein Engel sich mehr zeige, der Himmel verschlossen sei, spiegeln sich ihre Erlebnisse in der Heimat. Und warum machen wir darauf aufmerksam? Um daran zu erinnern, daß Johanna in der Liebe nicht erst seit dem Fall, sondern von jeher auf eigenen Füßen gestanden hat, daß folglich das „Deseriertsein" für die Liebe nicht bedeuten kann, die Gottheit habe ihr den himmlischen Beistand seit III, 10 entzogen, sondern nur besagen will, die Gottheit habe sie nicht mit Kraft aus der Höhe gerüstet, um sie zum Standhalten wider Lionels Versuchung V, 9 zu befähigen. — In betreff des Vollbringens liegt die Sache anders, indem die Jungfrau schon in Domremy (Prol. 4, Schluß) und sodann (abgesehen von der Ritterszene) bis zum Waffensieg über Lionel (III, 10) durch die Gottheit mit Himmelskraft an Geist und Leib begnadigt worden ist, um ihre mehr als weibliche Aufgabe zu übernehmen und zu lösen. Erst als die Liebe zu Lionel sie ergriff (III, 10, V. 655), benahm ihr Gott seinen Beistand zum Töten. Er „deserierte" sie also im eigentlichen Sinne des Wortes, da er ihr bis dahin mit Krafthilfe zum Vollbringen allezeit nahe gewesen war und ihr menschliches Vermögen physisch und seelisch ergänzt hatte. Bloß Maschine aber ist Johanna niemals gewesen. Wo sie den Willen Gottes im Einzel- wie im Schlachtenkampf ausgeführt, hat sie denselben, auch wenn es ihr schwer wurde, stets zu dem ihrigen gemacht, zum Verrichten ihrer gottgebotenen Heldenthaten stets ihren angeborenen Mut, ihre ganze Naturkraft eingesetzt. Und das hat sie namentlich auch dem Montgomery gegenüber gethan, wo sie zum erstenmal Blut vergießen sollte. Allerdings bedurfte es hier ganz besonderer göttlicher Mithilfe, um ihren Arm zu stärken und ihr Mitleid zu zügeln (II, 8), daß aber Johanna nach beiden Seiten hin ihre ganze Eigenkraft aufgeboten hat, zeigen ihre Reden, ihr Drängen zum Zweikampf, ihr Widerlegen der Gründe, womit der Jüngling sie zu seiner Schonung zu vermögen suchte. S. auch II, 4, V. 278 folgd. u. 291 folgd. Die Thatkraft, welche sie schon in Domremy bewährte (Prol. 3, V. 194 folgd.), ist unter den Waffen je länger je mehr gewachsen und dem schwarzen Ritter gegenüber (III, 9) sogar bis zu ungestümer Leidenschaft gestiegen. Der Übergang zu voller Selbständigkeit auch im Vollbringen ist demnach gebahnt, es wird sich zeigen, wie derselbe erfolgt. — Wir sehen, daß unser Drama nicht lose zusammenhängt, sondern nach der Seite der Liebe sowohl als des Vollbringens fest gefügt ist. Fielitz' Ansicht, das Stück „falle in zwei Teile auseinander" (S. 93), beruht im letzten Grunde auf dem leidigen Irrtum (S. 81), das Schicksal habe das Verlieben Johannas (III, 10) ohne ihre Schuld gefügt, damit sie die Krone durch Selbstüberwindung

für beide Völker zu stiften. Sie bietet ihm nämlich Frieden in ihres Königs Namen unter der Bedingung, daß er sein Heer aus Frankreich wegführe, die eroberten Städte frei gebe, allen Raub vergüte, die Gefangenen ausliefere und den Friedensvertrag durch Geiseln verbürge. Das sind die gleichen Friedensbedingungen, die sie einst den Reichsverwesern (I, 11, V. 776 folgd.) im Namen ihres Königs stellte. Sie darf dieselben jetzt auch dem britischen Feldherrn stellen ohne des Königs Auftrag, denn sie kennt dessen friedfertige Gesinnung. Ernstlich ermahnt sie den Lionel, beizeiten und freiwillig zu thun, was sie ihm rate, da er es sonst gezwungen thun müsse (er wird es als Gefangener Sz. 12, V. 446). Nimmer werde Frankreich die Fesseln Englands tragen, eher werde es das Grab für Englands Heere sein (vergl. II, 7, V. 415 folgd.). Das Grab auch für sein (Lionels) Heer (Sz. 12 u. 13), wenn er nicht auf sichere Rückkehr bedacht sei. Um so mehr müsse er dies, da die Besten seines Volks gefallen (vergl. III, 10, V. 645), der Ruhm Englands in Frankreich ein für allemal verloren, seine Macht für immer dahin sei. Letzteres weiß Johanna, weil sie weiß, daß durch die Krone ihrem König der Besitz von ganz Frankreich göttlich garantiert ist. Ihr prophetisches Beizeiten bestätigt sich alsbald.

Ein Hauptmann meldet nämlich (Sz. 10) das Anrücken der Franken und mahnt den Feldherrn dringend zu sofortigem Aufstellen des Heeres. Johanna vernimmt die Kunde mit Begeisterung und ruft in sicherer Zuversicht auf den Sieg der Ihrigen: „Jetzt, stolzes England, heraus ins Feld! Jetzt gilt es, frisch zu fechten“ [1]).

---

verdiene, weil die Beobachtung des Gebotes, keinen Mann zu lieben, ein anerkennenswertes Verdienst erst werden könne nach einer voraufgegangenen Übertretung. Dem ist nicht so. Das größte Verdienst besteht im Halten des Gebotes allen, auch den schwersten Versuchungen gegenüber, um dem heiligen Willen Gottes Gehorsam zu leisten. Wäre das Fallen Johannas ein Muß und das Verlieben nicht ihre Schuld, wessen Schuld würde es sein? Wes sonst als der Gottheit? Stände das Mittel zu dem an sich guten Zweck (dem Verdienen der Krone) im Einklang mit der göttlichen Heiligkeit? In welchem Lichte erschiene Gottes „Nicht (Männerliebe) darf“ und Mariens „Wenn“, womit der Jungfrau die Liebe direkt und indirekt verboten wird? Und nun gar die entsetzliche Buße Johannas, das göttliche Bezeugen ihrer Schuld durch Donner, Blitz und Wetter, durch das Geben in Feindes Hand? Die Jungfrau weiß von Anfang an, daß das Verlieben ihre Schuld und nur ihre Schuld ist (III, 10, V. 671. IV, 1, V. 19—64; Sz. 2, V. 185 bis Ende; Sz. 3, V. 225—229), und wir wissen, daß der Hochmut ihrer Selbstgewißheit in der Liebe sie in diese Schuld gestürzt hat. Da Fielitz sowenig wie Düntzer den Hochmut Johannas gesehen, so sind sie beide in grundstürzende Irrtümer geraten.

[1]) S. Viehoff S. 131: Dem Lionel gegenüber erscheint Johanna wieder mit ihrem ganzen Herzen dem Vaterlande zugewandt; und ihren Patriotismus läßt der Dichter im folgenden zu einer Begeisterung aufflammen, von der wir

Fastolf, der sie in tiefster Seele haßt, donnert sie an mit „Unsinnige, bezähme deine Freude! Du wirst das Ende dieses Tags nicht sehn.“ Es wird geschehen, wie er prophezeit[1]). Johanna entgegnet ihm: „Mein Volk wird siegen, und ich werde sterben! Die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr.“ Aus der Offenbarung ist sie gewiß (I, 10, V. 649), daß das feindliche Heer vernichtet werden wird (durch Tod und Gefangennahme), da ihr Anerbieten des Friedens allem Anschein nach erfolglos bleibt; was ihr „Ich werde sterben“ anbelangt, so hat sich die Verkündigung ihres Schlachtentodes (II, 7, V. 438 folgd. und Sz. 4, V. 295 folgd.) unter den bewandten Umständen dahin für sie gestaltet, daß der Endsieg ihres Volkes das Ende auch ihres Lebens sein werde. Johannas „Mein Volk wird siegen“ ohne Widerrede zu lassen, verbietet dem Lionel der Stolz auf seine eignen und seines Volkes frühere Ruhmesthaten, aber um die auch jetzt noch Geliebte zu schonen, richtet er seine Entgegnung nicht direkt, sondern indirekt an sie, indem er zu Fastolf sagt: „Ich spotte dieser Weichlinge. Wir haben sie vor uns her gescheucht in zwanzig[2]) Schlachten, eh' dieses Heldenmädchen für sie stritt! Das ganze Volk veracht' ich bis auf Eine, und diese haben sie verbannt. — Kommt, Fastolf! Wir wollen ihnen einen zweiten Tag bei Crequi und Poitiers bereiten.“ Bis das Treffen sich entschieden, soll Isabeau unter dem Schutz von 50 Rittern die Jungfrau in dem Turme bewachen. Fastolf sieht mit vollem Rechte eine große Gefahr darin, „die Wütende“ im Rücken zu lassen; er hält es für das einzig Vernünftige, derselben auf der Stelle den Tod zu geben (vergl. Sz. 9, V. 277). Johanna aber nimmt die Gelegenheit wahr, dem Lionel seinen Spott über ihre Landsleute indirekt (wie er gethan) durch die Frage an Fastolf zurückzugeben: „Erschreckt dich ein gefesselt Weib?“[3]) Um jede Befürchtung zu beseitigen, begehrt Lionel von Johannas ihm zweifelloser Wahrhaftigkeit bloß ihr Wort, sich nicht zu befreien. Johanna rechtfertigt Lionels Vertrauen durch die Aufrichtigkeit des unumwundenen Geständnisses, sich zu befreien sei ihr einziger Wunsch. Isabeau gibt darauf Befehl, ihr dreifache Ketten von Zentnerschwere um Leib und Arme zu legen, und setzt das eigne Leben zum Pfand, daß sie nicht entfliehen solle. Lionel schiebt der Jungfrau die Ver-

sogleich fühlen, daß sie die Neigung zum Feinde des Vaterlandes bis auf den letzten Rest vertilgt haben müsse.

[1]) Zuverlässig erwartet er, es werde ihm, nachdem das Anrücken der Feinde gemeldet sei, noch gelingen, den Feldherrn zum Töten der Heldin zu bestimmen.

[2]) Vergl. Talbot II, 5, V. 315 folgd. Zwanzig ist eine runde Zahl, deshalb nicht zu pressen.

[3]) Mag Lionel dabei an seine eigenen Worte II, 1, V. 14 denken: O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhmes! Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands. Beschimpfend lächerliche Niederlage! Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit! Die Sieger bei Poitiers, Crequi und Azincourt gejagt von einem Weibe!

antwortung für diese ihm schmerzliche Maßregel zu und macht noch einen letzten Versuch, die Heldin für seine Person und für sein Volk zu gewinnen. Um den Preis des Übertritts von der fränkischen zur englischen Sache bietet er ihr die Freiheit und das Höchste, was er ihr bieten kann: dieselbe Stellung beim englischen Heere, welche sie bei dem fränkischen gehabt. Fort, fort, mein Feldherr! drängt Fastolf teils im Hinblick auf den raschen Anmarsch der Feinde, teils aus Besorgnis, die Unglückliche könne, um ihr Leid zu enden, auf Lionels Vorschlag eingehen. Davon ist Johanna freilich himmelweit entfernt. „Spare deine Worte!" bedeutet sie mit sichtlichem Unwillen den Lionel und gibt ihm den demütigenden Rat, dieweil die (tapfern V. 328) Franken anrücken, auf nichts als Verteidigung alles Ernstes bedacht zu sein. Der Feldherr sieht, daß er nichts für sich, nichts für England von Johanna zu gehoffen hat, und eilt, während Trompetensignale die Annäherung des Feindes verkündigen, der Walstatt zu. Die Entfernung Lionels benutzt Fastolf, um in Gegenwart Johannas der Königin auf eine feine Weise vorzustellen [1]), was sie zu thun habe, wenn das Waffenglück sich gegen England entscheide [2]). Isabeau, deren Grimm gegen Johanna durch die von Fastolf geäußerte Möglichkeit einer englischen Niederlage aufs höchste gereizt ist, läßt ihn nicht ausreden, sondern zieht ihren Dolch, den sie in der gefahrvollen Zeit vermutlich für jeden Notfall bei sich trägt, mit den Worten: „Sorget nicht, sie soll nicht leben, unsern Fall zu sehn." (Vergl. V. 344 folgd.). So getröstet, begibt sich auch Fastolf auf den Kampfplatz, jedoch nicht, ohne noch den höhnenden Zuruf an die Jungfrau zu richten: „Jetzt erflehe Glück für die Waffen deines Volkes! Du weißt (ja nun), was dich erwartet" (wenn seine Waffen siegreich).

Szene 11. 12. 13. Wie die Schule der Buße für Johanna der Weg zum Siege über ihre Liebe war, so ist unsere Szene (11) die Vorschule zum Vollenden ihres heiligen Missionswerkes. Daß weder ihr Vaterlandsgefühl noch ihr Heldenmut in der Verbannung erstorben ist, zeigte sie sofort dem Lionel gegenüber durch ihren Friedensvorschlag (Sz. 9, V. 302—Ende) und durch die Begeisterung, womit sie sowohl das Anrücken der Ihrigen begrüßte als den Sieg derselben verkündete [3]). Dieser Begeisterung gibt der fränkische Kriegs-

[1]) Die Feinheit liegt in der Wendung: „Ihr wißt, was Ihr zu thun habt, Königin!" Er spricht nicht in präzeptivem Tone, will ihr vielleicht gar nicht einmal zumuten, die Heldin mit eigener Hand umzubringen, da der Königin zum Morde der allgemein Verhaßten dienstwillige Hände übergenug zu Gebote stehen. An eine frühere Verabredung Isabeaus mit Fastolf ist nicht zu denken.

[2]) Lionel hat diesen Fall V. 336 folgd. nicht vorgesehen. Er ist siegesgewiß (V. 329 folgd.), da Johanna, weil gefangen, nicht mehr, wie er glaubt, für Frankreich zu streiten in der Lage sei. An ein Ermorden Johannas denkt er unter keiner Bedingung.

[3]) Sz. 10, V. 323 folgd. und 327. Fastolfs „Jetzt" (da du weißt, daß der Sieg deines Volkes dir das Leben kostet) „erflehe Glück für die Waffen

Marsch und Gesang, den ihr feines Ohr aus der Ferne vernimmt, weitere Schwung- und Flügelkraft, und mit dem Feuer patriotisch-heroischer Leidenschaft ruft sie V. 361: „Verderben über England! Sieg den Franken! Auf, meine Tapfern! Auf! ... Mut, Mut, mein Volk! Es ist der letzte Kampf! Den einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder“ [1]). Jedoch vermag sie in den Banden der Gefangenschaft sich fürs erste noch nicht zu dem Gedanken zu erheben, sie selbst werde an der Spitze des Heeres Frankreich den Endsieg der Freiheit erkämpfen, nur im Geiste glaubt sie bei den Ihrigen sein zu können (V. 362 folgd.). Aber Gott, dem sie mit ihrer Liebe ihr ganzes Ich geopfert, hat für sie in jeder Beziehung das Höchste versehen, was ihr auf Erden und im Himmel werden kann. Unter seiner Gnadenführung wird Johannas Vaterlandsliebe und Kriegergeist den gottgewollten Weg entdecken, um ihre hehre Aufgabe auf dem Schlachtfelde zu lösen.

Isabeau gebietet einem Soldaten, auf die Turmwarte zu steigen, welche die Aussicht nach dem Feld hin gewährt, und von da aus ihr zu sagen, wie die Schlacht verlaufe [2]). Mit höchster Spannung

---

deines Volks!“ straft sie mit dem todesverachtenden „Das will ich! Daran soll niemand mich verhindern“ (Sz. 11, V. 357).

[1]) Das ist zugleich die thatsächliche Antwort auf Fastolfs „Jetzt erflehe Glück“ u. s. w., die jener allerdings nicht hört, wohl aber seine Verbündete (Isabeau).

[2]) Viehoff I, S. 133: „Die elfte und zwölfte Szene erinnern durch den Kunstgriff, mittels dessen der Dichter uns zu Zeugen des außerhalb der Szene gelieferten Treffens macht, an einen Auftritt im dritten Akte des Götz von Berlichingen, wo der durch eine Wunde gefesselte Selbitz sich ebenfalls durch einen auf die Warte gestiegenen Knecht das draußen vorfallende Gefecht beschreiben läßt. Wahrscheinlich diente diese Szene unserm Dichter als Vorbild, wenigstens stimmt sie mit den vorliegenden selbst in manchen Zügen überein“ u. s. w. S. 132: „Die Situation ist äußerst glücklich erfunden; die Spannung des Zuschauers kann kaum einen höheren Grad erreichen als hier. Vor unserm leiblichen Auge Johanna, gefesselt, unter Isabeaus blutgierigem Dolche; vor unserm innern Auge eine gewaltige Schlacht, die uns so lebhaft vergegenwärtigt wird, als sähen wir sie wirklich, und mit deren Ausgang in doppelter Art Johannas Schicksal verknüpft ist, so daß wir nicht wissen, wem wir den Sieg wünschen sollen. Siegen die Franken, so stirbt sie von der Hand der Königin; siegen die Engländer, so wird sie ein Raub des grimmigsten Seelenschmerzes. Und wie energisch führt uns diese Situation das Bild der früheren schlachtenmutigen Heldin vor, deren Seele sich aus den weichen Banden der Liebe losgewunden hat, wenngleich ihren Leib noch schwere Fesseln hemmen! Ihr krampfhaftes Greifen in die Ketten bei Dunois' Verwundung, die leidenschaftlichen Bewegungen, womit sie die Schilderung von des Königs Gefangennahme begleitet, ihr glühendes Gebet am Schluß des elften Auftrittes veranschaulichen mehr als alles Frühere die Kampfglut der Gottesstreiterin.“ — Kuenen S. 36: „Durch das Auf- und Niederschwanken der Wage des Kampfes, die hierdurch hervorgerufene Seelenstimmung der Jungfrau und die jedesmal entgegengesetzte

folgt Johanna den Worten des Soldaten und begleitet dieselben teils mit erklärenden[1]) Äußerungen, teils mit Ergüssen ihres patriotischen Heroismus, welche die Sehnsucht durchblicken lassen, ihrem Volke, wie früher, Führerin im Kampfe zu sein[2]). Anfangs scheint das Glück die Franken zu begünstigen. Der Soldat ruft mit Schrecken hinunter: „Unser Feldherr ist umzingelt!" und bereits zuckt Isabeau den Dolch auf Johanna. Plötzlich aber tritt durch Fastolfs Tapferkeit ein gänzlicher Umschwung des Schlachtenglückes ein. Froh meldet der Soldat die Befreiung Lionels, infolge deren Isabeau den Dolch zurückzieht, und unmittelbar darauf berichtet er in raschem Nacheinander die Flucht der Franken, die schwere Verwundung des Dunois, des Königs Sturz unter das sich überschlagende Pferd und die Umzingelung desselben durch die Engländer[3]). Mit fester Zuversicht hat Johanna den Sieg Frankreichs erwartet (S. 354), um so härter wird sie von der Niederlage betroffen. „Gott! Gott!" ruft sie, „so sehr wirst du mich nicht verlassen!"[4]) Sie kann es nicht fassen, daß Gott seine Hand von ihr und ihrem Vaterlande, mit dem sie sich eins weiß, in solcher Weise abziehen sollte. Bestätigt wird das Unglück Frankreichs durch die Kunde von Dunois' Schicksal[5]), welche die Thatkraft der Heldin zu einer „krampfhaften Anstrengung" befeuert, ihre Ketten zu zerreißen. Umsonst. Die Vergeblichkeit des übermenschlichen Versuchs erpreßt ihr den patriotischen Schmerzensruf: „Und ich bin" (während so Ungeheures sich begibt) „nichts als ein gefesselt Weib!" das nicht helfen, nicht retten kann. Nun vollends die Gefahr des Königs, an dem Johannas Herz, weil Frankreichs Wohl und Wehe hängt. Die Not um ihn steigert ihr Herzeleid zu der Klage, welche eine indirekte Bitte an die Himmlischen ist, einen rettenden Engel zu senden: „O hat der Himmel keine Engel mehr?" Aber kein Engel erscheint[6]). Was bleibt ihr noch allein in diesem Unglück? Die direkte Bitte an Gott, sie selbst in Gnaden wieder anzunehmen als seine Gesandte, als Retterin des Königs und Vaterlandes. Und das eben will Gott, sie soll ihre Wiederannahme in seinen heiligen Dienst von ihm erbitten, damit dieselbe (die Wieder-

---

Isabeaus wird der Zuschauer in die höchste Spannung versetzt, so daß kaum etwas in der dramatischen Kunst die Schönheit dieser Szene übertrifft."

[1]) V. 372—375 (Barberroß = Berberroß. Gendarmen, gens d'armes, war die allgemeine Bezeichnung für Schwerbewaffnete) und V. 406—407.

[2]) V. 405. 391: „Könnt' ich nur durch der Mauer Ritze schauen, mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!" Bloß mit ihrem Blick, früher durch ihre Gegenwart. Gradation von V. 362 folgd.

[3]) Die schnelle Folge der Ereignisse und die Gradation derselben vermehrt die Wucht des Eindrucks.

[4]) Der Ausruf ist mit Veränderung des Sinnes nachgebildet der Frage des Herrn am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Matth. 27, 46. Mark. 15, 34.

[5]) Der Soldat kennt den Grafen durch Johanna (V. 374).

[6]) Johanna wird der rettende Engel sein.

annahme), soweit es in Menschenmacht steht, ihre eigne That sei. In der höchsten Not ihrer patriotischen Liebe „stürzt sie“ auf die Kniee und betet zu Gott mit „gewaltsam“ (stürmisch) „heftiger Stimme“:

„Höre mich Gott, in meiner höchsten Not![1])
Hinauf zu dir in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinngewebs
Stark machen, wie die Taue eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln. —
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Turmwand spaltet sich. — Du halfst[2])
Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —[3]).

Das Gebet besteht aus zwei Teilen. Zuerst bittet sie Gott, durch ein Wunder seiner Allmacht ihre Ketten zu sprengen und die Turmwand zu spalten, damit sie den Ihrigen zu Hilfe eilen könne. Noch erhört Gott sie nicht. Da hält sie Gott das Beispiel Simsons vor, der auf ihn (auf die göttliche Hilfe) vertrauend, die Kerkerpfosten mächtig anfaßte und so das Gebäude stürzte. Ehe sie noch geendet, jubelt der Soldat: „Triumph! Triumph! der König ist gefangen!“ Johanna versteht den göttlichen Wink, sie solle thun, wie Simson gethan, und nicht von Gott fordern, daß er allein alles thue, sondern, vertrauend auf Gottes Kraftbeistand, solle sie auch die eigne Kraft gebrauchen, um die Ketten zu brechen. Auf springt sie und mit dem Gebetsruf: „So sei Gott mir gnädig!“ faßt sie im Vertrauen auf Gottes Wundermacht mit beiden Händen kraftvoll ihre Ketten und zerbricht dieselben mit übernatürlicher

---

[1]) Gleichviel, ob Johanna die Hohnworte Isabeaus: „Jetzt ist es Zeit! jetzt, Retterin, errette!“ (V. 413) überhört hat oder nicht, das wahre Motiv ihres Handelns bezeichnet sie selbst mit: „in meiner höchsten Not.“ Diese ist es, welche ihren heroischen Patriotismus auf die Spitze treibt. Man vergleiche das Gespött der Juden Matth. 27, 42. Mark. 15, 31. Luk. 23, 35.

[2]) S. das Buch der Richter 16, 21 bis Ende. Schiller hat wohl seiner Dichtung zuliebe das Gebäude, welches Simson zum Einsturz brachte, zum Kerker desselben gemacht. Gefesselt ist Johanna, wie Simson (21); verspottet ward sie von Isabeau (V. 413), wie Simson von den Philistern (25); blind ist sie insofern, als sie hinter der Turmwand, an der man ihre Ketten befestigt hat (V. 391), die Schlacht nicht mit eignen Augen sieht. Dem Simson hatten seine Feinde die Augen wirklich ausgestochen.

[3]) Welcher Unterschied zwischen einst und jetzt! Hier bittet Johanna aufs dringendste um Rücktritt in ihren Beruf, dort (in Domremy) sperrte sie sich lange gegen den Eintritt in ihren Beruf u. s. w.

Stärke[1]). In demselben Augenblick entreißt sie dem nächststehenden Soldaten sein Schwert und eilt aus der Thür, während alle mit starrem Erstaunen ihr nachsehen[2]).

Es war Gottes Wille, Johanna durch das Läuterungsfeuer strenger Buße zum Überwinden ihrer Liebe zu leiten (I, 10, V. 672), und nachdem sie in der schwersten Prüfung die Sünde ihrer Liebe durch die Thatbewähr vollkommener Liebesreinheit gesühnt, sie wieder in ihren Beruf einzusetzen. Das Wunder des Kettenbruchs, welches Gott durch sie vollbracht, ist das sprechende Zeugnis, daß er durch die von ihr V, 9 geleistete Sühne versöhnt sei und sie wieder zu seinem Werkzeug angenommen habe. Und selbst dies Größte kommt nicht allein. Die in dem Wunder enthaltene Bürgschaft der Liebe und Gnade Gottes läßt den Patriotismus sowie die Thatkraft Johannas zu höchster Stärke aufglühen und gibt sowohl der physischen als der moralischen Energie der Heldin einen solchen Aufschwung himmlischer Weihe, daß sie die Fähigkeit erlangt, das Werk ihrer heiligen Mission ohne Gottes besondere Kraftmitteilung in freier Selbständigkeit zu vollenden[3]). So ist sie zuletzt auch im Vollbringen selbständig, wie sie es von jeher in der Liebe war.

Wie von Engelsflügeln getragen, eilt Johanna die Turmtreppe hinunter und stürmt mit Blitzesschnelle dem nahen Walplatz zu (Sz. 12). Der Soldat sieht sie mit Staunen bereits mitten unter den Kämpfenden. So rasch läuft sie, daß er ihr mit seinen Augen nicht folgen kann. Er erblickt sie bald hier bald dort und glaubt wegen ihres flugschnellen Durchrennens der Scharen sie zugleich an vielen Orten zu sehen. Die englischen Heerhaufen, auf welche sie zunächst trifft, weil dieselben dem Turm am nächsten stehen, stieben, der Furchterscheinung weichend, haltlos auseinander, die Franken dagegen, zu denen sie kurz darauf hingelangt, werden durch ihren Anblick dergestalt ermutigt, daß sie sich aufs neue stellen und gegen die Engländer vorgehen. Mit Staunen und Schrecken hört Isabeau, welche des Sieges schon sicher war, von dem Soldaten dies Entsetzliche, und gleich nachher muß sie Schlag auf Schlag das noch Entsetzlichere vernehmen: „Unsere Völker werfen die Waffen von sich, unsere Fahnen sinken. Grad auf den König

---

[1]) Man beachte ja genau die Parallele mit Simson, deren Hauptpunkte wir, den Worten Schillers folgend, durch Sperrschrift ausgezeichnet haben. Unstreitig zerbricht Johanna die Ketten mit übernatürlicher Krafthilfe, das Kettenbrechen ist demnach und bleibt ein Wunder Gottes, welches er durch sie verrichtet hat. Mit bloßer Menschenkraft die zentnerschweren Ketten zu zerreißen, hat sie V. 405 erfolglos angestrebt.

[2]) Düntzer S. 271: „Alle sind, wie es bei solchen Wundern geschieht, wie von einem elektrischen Schlage betäubt." Ich habe an Goethe gedacht: „Wenn ganz was Unerwartetes geschieht, steht unser Geist auf eine Weile still, wir haben nichts, womit wir das vergleichen." S. Sz. 12 zu Anfang (Isabeau nach einer langen Pause): „Was war das? Träumte mir?" u. s. w.

[3]) Berücksichtigen wir dabei sowohl die abergläubische Furcht der Engländer vor ihr als die Idee, welche die Franken von ihr hegen.

dringt die Jungfrau an — Sie hat ihn erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf — Lord Faſtolf ſtürzt — der Feldherr (Lionel) iſt gefangen". Genug für Iſabeau und übergenug; um nicht noch mehr zu hören, heißt ſie den Soldaten herunterſteigen. Er gehorcht, ruft ihr jedoch zuvor noch zu: „Flieht, Königin! Ihr werdet überfallen. Gewappnet Volk dringt an den Turm heran." Iſabeau denkt nicht an Flucht, ſondern zieht das Schwert, um ſich zu verteidigen, und fordert, ihren Soldaten Feigheit vorwerfend (vergl. V, 5, V. 151), dieſelben auf, ſich ebenfalls zur Wehr zu ſetzen. Kaum geſagt, ſo kommt La Hire (Sz. 13) mit Gewappneten. Bei ſeinem Eintreten in den Turm ſtrecken die Krieger der Königin, Ritter (Sz. 10, V. 338) und Soldaten, die Waffen. Ehrerbietig naht er ihr und ermahnt ſie, da Widerſtand unmöglich, ſich der Allmacht (dem Ratſchluß des Allmächtigen) zu unterwerfen und den Ort zu beſtimmen, wohin ſie unter ſeinem Geleit ſich begeben wolle. Jeden Ort erklärt ſie ihr genehm, wo ſie ihrem Sohne nicht begegne, den ihr Haß nach wie vor Dauphin nennt (vergl. V, 5, V. 162) trotz Salbung und Krönung, die er, wie ſie weiß (V, 5, V. 165), in Reims empfangen. Dann gibt ſie ihr Schwert dem La Hire und folgt demſelben mit ihren Soldaten.

Das engliſche Heer iſt vernichtet. Wer dem Tod entgangen, fällt der Gefangenſchaft anheim. Kein Engländer kommt lebendig über das Meer zurück (II, 7, V. 422—426). Der Auftrag, welchen Maria im Namen Gottes der Jungfrau zu Domremy gegeben (I, 10, V. 649): „Mit dem Schwert vertilge meines Volkes Feinde", iſt ſonach erfüllt.

Auch Johanna iſt des Schwertes Opfer. Es verwirklicht ſich an ihr die Offenbarung, daß ſie auf dem Schlachtfelde das Leben verlieren werde (II, 7, V. 438 folgd. Sz. 4, V. 295 f.). Während ſie den König aus dem Kampfe riß (V, 12, V. 445), hat ſie die Wunde empfangen, an der ſie den Ehrentod ſterben wird für König und Vaterland[1]).

Szene 14. Das Schlachtfeld bildet die Schlußſzene der Tragödie. Den Hintergrund erfüllen Soldaten mit fliegenden Fahnen. Vor ihnen ſehen wir den König und den Herzog von Burgund, die Repräſentanten des durch die Jungfrau wieder geeinten Frankreichs. In den Armen beider liegt tödlich verwundet Johanna, ohne Zeichen

[1]) Ich begreife nicht, wie es zugegangen, daß man darauf noch nicht aufmerkſam geworden iſt. Fände ich die Thatſache nicht in den Worten des Königs Sz. 14, V. 457: „Ich bin's" (bin befreit) „um dieſen Preis", ſo würde allein ſchon die poetiſche Idee mich zu der Annahme drängen. Sie, die für ihren König alles gethan, ihm Krone und Reich gerettet, ſtirbt ſchließlich als Retterin ſeines Lebens aus Todesgefahr. Bedeutungsvoll iſt außerdem der Umſtand, daß ſie nicht fällt, von einem ihr im Kampf Auge in Auge gegenüber ſtehenden Gegner beſiegt, ſondern, wie die Situation ergibt, durch eine im Rücken oder in der Seite ihr beigebrachte Wunde.

des Lebens. Während die Fürsten langsam vorwärts schreiten, kommt Agnes Sorel in höchster Eile herbei. Die Nachricht von dem Unfall, der den König betroffen, hat sie unwiderstehlich nach dem Schlachtfeld getrieben[1]). Vier Hauptpersonen des Stückes sind nicht gegenwärtig: der schwerverwundete Dunois, der die Königin Isabeau begleitende La Hire, der mit der Jungfrau nie befreundete Du Chatel, endlich der Erzbischof, den sein Beruf dem Schlachtfeld fern hält.

Sorel und Burgund glauben, die Jungfrau liege im Sterben, der König hält sie bereits für tot. Anders aber ist es in Gottes Liebesrat beschlossen. Gott fristet ihr noch eine Weile das Leben, um ihr vor dem Scheiden den reichsten Segen zufließen zu lassen, der ihr auf der Welt noch werden kann[2]).

Gott gibt ihr die Gnade

Erstens, die Reinheit ihrer Person von der Sünde der Zauberei auf das bestimmteste zu versichern, V. 473: „Nein, ich bin keine Zauberin! Gewiß, ich bin's nicht"[3]).

Zweitens, die Göttlichkeit ihrer Mission und die Treue, womit sie dieselbe ausgeführt, aufs feierlichste zu bezeugen. Sie verlangt nach dem Symbol ihrer göttlichen Sendung, nach der Siegesfahne mit dem Sinnbild ihrer himmlischen Beschützerin, V. 481: „Wo ist sie (die Fahne)? Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen; von meinem Meister ward sie mir vertraut, vor seinem Thron muß ich sie niederlegen; ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu." Deutlicher

---

[1]) Ihr ist, wie der Jungfrau, der König alles, mit dem Unterschied, daß er es für sie ist als der Geliebte (IV, 2, V. 159 folgd.), für Johanna als der König (s. Prol. 3, V. 344—365).

[2]) Aus tiefer Ohnmacht, durch den Blutverlust herbeigeführt, richtet sie sich allmählich empor. Man beachte die drei Stufen: 1) wird sie von dem König und dem Herzog getragen, 2) steht sie ganz aufgerichtet V. 470. Das schließt nicht aus, daß die beiden Fürsten sie stützen, damit sie nicht falle. Das Stützen macht schon ihr Zustand des Halbwachens wie der Erschöpfung wahrscheinlich und geht meines Bedünkens aus Schillers Bemerkung zu V. 486 bestimmt hervor: 3) „Sie steht ganz frei aufgerichtet, die Fahne in der Hand." Vor Empfang der Fahne stand sie also zwar ganz aufgerichtet, aber nicht ganz frei aufrecht. Ist dem so, dann sind des Königs Worte V. 472: „In deiner Freunde, deines Königs Armen", allerdings im eigentlichen und nicht im uneigentlichen Sinn zu nehmen. Die Gradationen von V. 471 zu V. 472 und zwischen den beiden Hälften des letzten Verses: in deiner Freunde, deines Königs Armen" liegen auf der Hand. — Auch das Sehen verläuft in dreifacher Stufenfolge: 1) schaut sie sich um und den König lange starr an (V. 473), 2) blickt sie heiter lächelnd umher (V. 476), doch fragt sie sich noch (V. 476 folgd.), ob denn das, was sie sieht und hört, auch wohl wirklich sei, 3) erst V. 479 erkennt sie alles deutlich wieder.

[3]) Früher (IV, 11) konnte sie das nicht aussprechen, ohne die ihr auferlegte Buße zu vereiteln, jetzt darf und soll sie es.

kann sie nicht sagen, daß sie ihren Beruf von Gott habe und daß sie zu Gott gehe[1]).

Voll Reue und Schmerz (s. V. 467) spricht der König und mit ihm Frankreich, dessen Mund er ist, die Heldin von jedem Verdacht des Zauberwesens frei und nennt sie heilig, wie es die Engel sind (V. 474 fl.). Um so heller leuchtet Johannas Engelreinheit, da infolge des Schweigens, welches sie dem göttlichen Strafgerichte gegenüber bewahrte, niemand um ihre einstige Liebe zu dem feindlichen Heerführer weiß. Alle Schuld ihrer Verbannung schreibt der König seiner eignen und der Verblendung der Seinigen zu (V. 475. Sz. 7, V. 215 folgd.). Die Fahne läßt er ihr reichen und bethätigt damit seinen und seines Volkes Glauben an die Gottgesandtschaft der Vaterlandsretterin[2]).

Nunmehr hat Johanna von der Welt weiter nichts zu fordern, weil sie vor derselben gerechtfertigt dasteht, und die Welt hat von Johanna nichts mehr zu fordern, weil ihr irdisches Tagewerk vollbracht ist.

Der Vollendung ihres Werkes folgt die Vollendung ihrer Person. Die Anwesenden sehen den Himmel von einem rosenfarbigen Schein beleuchtet, mehr sehn sie nicht. Anders Johanna[3]). Sie sieht einen Regenbogen, das Bundeszeichen, in welchem Gott seine Gnade und seinen Frieden der Welt offenbart[4]); sie sieht die goldnen Himmelsthore sich öffnen, sieht die Himmelskönigin im Glanz des Himmels dastehen, vom Chor der Engel umgeben. Den ewigen Sohn, den Heiland und Erlöser der Welt, an der Brust haltend, streckt die Göttliche mit huldvoll-freundlichem Lächeln die Arme ihr entgegen, um sie aufzunehmen in die Herrlichkeit des Himmelreichs, welche sie ihr einst als Gnadenlohn für treuen Dienst verhieß. Somit besitzt Johanna, noch ehe sie scheidet, die thatsächliche Gewißheit der seligen Verklärung, welche ihrer im Himmel wartet[5]).

---

[1]) Gott ist ihr Meister (s. V, 4, V. 117). Maria thut alles in Gottes Namen (s. I, 10, V. 646—651 und V. 725—730). Johanna hatte die Fahne in der Kathedrale zu Reims zurückgelassen, weil sie schuldbewußt sich nicht würdig glaubte, dieselbe je wieder zu berühren (s. IV, 9, V. 341 folgd.); IV, 3 mußten die Retter ihr die Fahne aufdrängen, damit sie dieselbe im Krönungszuge vor dem König trage, s. Sz. 6.

[2]) Wie tief erschüttert er ist, zeigt er durch das Abwenden seines Gesichts bei den Worten: „Gebt ihr die Fahne!" Aus der Art, wie Johanna ihr Verlangen nach dem von Gott ihr verliehenen Berufsbanner motivierte, hat er entnommen, daß sie den Augenblick in nächster Nähe sieht, wo sie abscheiden und bei Gott sein wird.

[3]) Vergl. V, 4, V. 140: „Du" (Raimond) „siehst nur das Natürliche der Dinge, denn deinen Blick umhüllt das ird'sche Band. Ich habe das Unsterbliche mit Augen gesehen."

[4]) S. 1. Mos. 9, 11—17. Offenbarung Joh. 4, 3.

[5]) S. über das Wesen der Visionen Seite 24 folgd., Anm. 5. Was Johanna sieht, ist nicht als subjektive Täuschung zu denken, sondern als objektive Wirklichkeit göttlicher Thatsachen (natürlich im Bereiche unserer Dichtung). Daß

Kaum hat sie diese Thatgewähr ihres ewigen Heils empfangen, so ist ihr, als höben leichte Wolken sie empor und der schwere Panzer werde an ihr zum leichten Flügelkleide. „Hinauf — hinauf!“ (in die Arme Mariens) jauchzt sie dem Himmelsruf der heiligen Mutter entgegen, während sie die Erde schnell unter ihren Füßen zurückweichen fühlt[2]). Damit ist der Augenblick gekommen, wo sie die Zeitlichkeit verlassen soll. Sie scheidet mit Worten, in denen sie Zeit und Ewigkeit zusammenfaßt:

„Kurz ist der“ (Erden-) „Schmerz, und ewig ist die“ (Himmels-) „Freude!“[3])

---

die Vision unserer Szene unter demselben Gesichtspunkte zu betrachten ist, wie es die andern sind, lehrt der Vergleich:

I, 10, V. 660 folgd.: „Und sie berührte mein Augenlid, und als ich aufwärts sah, da war der Himmel voll von Engelsknaben“ .....

V. 675 folgd.: „Als Königin der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen, und goldne Wolken trugen sie hinauf“ ....

V. 673: „Wer hier gedienet, ist dort oben groß.“

Vergl. IV, 1, V. 73: „Ich sah den Himmel offen und der Sel'gen Angesicht.“

V, 4, V. 144: „Ich habe das Unsterbliche mit Augen gesehen.“

6, V. 195: „Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr, die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen.“

V, 14, V. 488 folgd.:

„Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da .....
Die Arme streckt sie lächelnd mir entgegen ..... (Erfüllung von I, 10, V. 673)
Leichte Wolken heben mich — Hinauf — hinauf.“ (Nach dem Vorbild der Maria I, 10, V. 677.)

Wahrscheinlich hat Schiller in unserer Szene die Verklärung des Stephanus vor Augen gehabt, s. Apostelgesch. 7, 55 u. 58: „Als er (Stephanus) voll heiligen Geistes war, schaute er auf gen Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesum stehen zur Rechten Gottes und sprach: Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen ..... Sie steinigten Stephanus, der anrief und sprach: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“

[2]) Auch diese Gefühle haben sämtlich als gottgewirkte zu gelten, wie die Erscheinung der Maria als göttliche Thatsache zu betrachten ist. Jene wie diese sind Gnadenbeweise der Gottheit, wodurch dieselbe der Jungfrau das Sterben aufs höchste erleichtern will. Übrigens beachte man die Gradationen in den Versen 492—494.

[3]) Dieser Ausspruch ist von allgemeiner Gültigkeit. Was insbesondere Johanna betrifft, so ist der Schmerz ihrer Todeswunde das Geringste. Ihr Hauptschmerz war das Leid der Liebessünde, welche sie durch schwere Buße zu sühnen hatte. Aber so groß der Schmerz dieses Leides war, er ist klein und kurz im Vergleich mit der ewigen Seligkeit des Himmelreichs. Vergl. Römer 8, 18: „Ich halte dafür, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll geoffenbart werden.“ 2. Korinther 4, 17: „Unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit“ u. s. w.

Johannas Abschied von der Welt ist, biblisch geredet, kein Sterben, sie sieht den Tod nicht. Denn ihr Seelenauge ist in göttlich-erhabener Begeisterung gen Himmel gerichtet, und ihr Leib hat durch Gottes Macht ein Gefühl des Aufschwungs nach oben erhalten, welches ihn über Todes Not und Weh hinaushebt. Von dem letzteren Gesichtspunkt aus betrachtet, gleicht ihr Scheiden einer Himmelfahrt.

Ihr Geist geht in den Himmel ein, ihr Leib sinkt leblos auf die ihr entfallende Fahne nieder, als lasse sie dieselbe sogar im Tode nicht (vergl. V. 482). Lange stehen alle in sprachloser Rührung. Schließlich werden auf einen leisen Wink des Königs sämtliche Fahnen des Heeres sanft auf sie niedergelegt, so daß sie völlig davon bedeckt ist. Ganz Frankreich feiert auf diese Weise die Siegerin aller Schlachten als die alleinige Retterin des Vaterlands.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

LG
S334j
.Ye

Schiller, Friedrich von. Jungfrau von Orleans

Author Eysell, G.F.

Title Schillers Jungfrau von Orleans.

NAME OF BORROWER.

BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LTD
TORONTO